

Anke K. Scholz

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen und vergleichbare Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters als archäologische Quelle

Römisch-Germanisches Zentralmuseum
Leibniz-Forschungsinstitut für Archäologie

R G Z M

Anke K. Scholz

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen und vergleichbare Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters als archäologische Quelle

MONOGRAPHIEN

des Römisch-Germanischen Zentralmuseums

Band 144

Römisch-Germanisches Zentralmuseum
Leibniz-Forschungsinstitut für Archäologie

R G Z M

Römisch-Germanisches Zentralmuseum
Leibniz-Forschungsinstitut für Archäologie

Anke K. Scholz

DER SCHATZFUND AUS DEM STADTWEINHAUS IN MÜNSTER/WESTFALEN UND VERGLEICHBARE SCHATZFUNDE DES HOHEN UND SPÄTEN MITTELALTERS ALS ARCHÄOLOGISCHE QUELLE

Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 2018

Redaktion: Claudia Nickel, Martin Schönfelder (RGZM)
Satz: Dieter Imhäuser, Hofheim a. T.
Umschlaggestaltung: Claudia Nickel (RGZM), unter Verwendung des fol. 146^{v} des Tübinger Hausbuchs, http://idb.ub.uni-tuebingen.de/diglit/Md2/0295

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über **http://dnb.d-nb.de** abrufbar.

ISBN 978-3-88467-307-2
ISSN 0171-1474

© 2018 Verlag des Römisch-Germanischen Zentralmuseums

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funk- und Fernsehsendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem (Fotokopie, Mikrokopie) oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, Ton- und Bildträgern bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG. werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Druck: Memminger MedienCentrum Druckerei und Verlags-AG
Printed in Germany.

INHALTSVERZEICHNIS

Barbara Scholkmann
Vorwort VII

Vorbemerkung IX

Einleitung 1
Definition des Begriffs Schatzfund 3
Ziel, Vorgehensweise und Quellenkritik 5
Zeitliche, geographische und strukturelle Eingrenzung der Datenbasis 7
Die Datenbasis limitierende Faktoren 9
Zum Aufbau der Datenbank 11

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus 15
Vorbemerkungen 15
Topographische Lage 16
Fund- und Forschungsgeschichte 17
Zusammenfassung des bisherigen Forschungsstandes 25
Archäologisch-historische Analyse 27
Fundkontext 27
Fundzusammensetzung 43
Analyse der Schmuckbestandteile 105
Fazit zur Schatzfundzusammensetzung 167
Interpretation des Schatzfundes 168
Verbergungszeitpunkt und Verbergungsgrund 168
Überlieferungsgrund 170
Funktionale Deutung und ehemaliger Besitzer 171
Zusammenfassung der Detailanalyse 182

Hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde als Quellengruppe 185
Überlieferungsbedingungen 185
Verbleiben im Depot 186
Auffindung 191
Fundumstände über die Zeit 195
Anzahl der entdeckten und gemeldeten Schatzfunde über die Zeit 198
Wissenschaftliche Erfassung und Auswertung 205
Hortstruktur 213
Umfang 214
Zusammensetzung 217
Fundinhalt als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung 252
Fundinhalt als Indikator der Deponierungsmotive 275
Fundinhalt als Indikator der Überlieferungsursache 281

Deponierungsverhältnisse 284
Fundkontext 285
Befundkontext 306
Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung 314
Deponierungsverhältnisse als Indikator der Deponierungsmotive 326
Deponierungsverhältnisse als Indikator der Überlieferungsursache 333
Interpretation 336
Funktionale und sozialhistorische Deutung 338
Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster 357
Deponierungen nach Regionen über die Zeit 369
Aspekte der regionalen Verbreitung 392
Aspekte der säkularen Verbreitung 400
Zusammenfassung der vergleichenden Analyse 410

Synthese: Schatzfunde als archäologische Quelle 413

Zusammenfassung 421

Katalog der Schmuckobjekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus 425

Literatur 441

Tafeln 1-33

Online-Anhang: Tabellen 24-78
URN: urn:nbn:de:bsz:16-propylaeumdok-40921
URL: http://archiv.ub.uni-heidelberg.de/propylaeumdok/volltexte/2018/4092
DOI: 10.11588/propylaeumdok.00004092

VORWORT

Diese nun gedruckt vorliegende Dissertation wurde im Mai 2010 bei der Abteilung für Archäologie des Mittelalters am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Eberhard Karls Universität Tübingen eingereicht. Die Autorin untersucht darin eine Quellengruppe der Mittelalterarchäologie, die erst in den letzten Jahren aufgrund eines verstärkten kulturgeschichtlichen Interesses eine größere Beachtung erfahren hat. So wurden umfassende Publikationen zu den Schatzfunden von Fuchsenhof bei Freistadt in Oberösterreich, Erfurt und jüngst Wiener Neustadt vorgelegt.

Diese Arbeit beinhaltet jedoch nicht nur die detaillierte Analyse und kulturhistorische Interpretation eines einzelnen Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen. In einem zweiten Teil werden mehr als 320 Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters aus Europa im kontrastierenden Vergleich untersucht und nach ihrem archäologisch-historischen Quellenwert beurteilt. Damit leistet die vorliegende Arbeit einen wichtigen Beitrag zur Schließung der Forschungslücke zu Hortfunden aus historischer Zeit. Die Ergebnisse sind auch für die Interpretation ur- und frühgeschichtlicher Horte von erheblicher Bedeutung.

Deshalb stieß das Dissertationsvorhaben im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz (RGZM) auf ein großes Interesse, sodass die Arbeit im Rahmen des Forschungsschwerpunktes »Deponierungen in vor- und frühgeschichtlichen Epochen« durch ein Promotionsstipendium gefördert wurde. Hierfür wie auch für die hervorragenden technischen Voraussetzungen und die inhaltliche Betreuung sowie die Publikation in der hauseigenen Reihe gilt dem RGZM, namentlich Herrn Generaldirektor Univ.-Prof. Dr. Falko Daim besonderer Dank.

Mit der detaillierten und erstmals auf einer sehr breiten Datenbasis erfolgten interdisziplinären Analyse sowie der quellenkritischen Interpretation folgt die Arbeit der grundlegenden, traditionellen Ausrichtung der Tübinger Mittelalterarchäologie in Forschung und Lehre.

Tübingen, im Juni 2016 *Barbara Scholkmann*

VORBEMERKUNG

Das große Interesse am kulturhistorischen Aussagepotenzial der Schatzfunde als archäologische Quellengruppe habe ich beim Erstellen der vorliegenden Veröffentlichung, die als Dissertation von der Philosophischen Fakultät der Eberhard Karls Universität Tübingen angenommen wurde, erfahren. Zahlreiche Kollegen, Freunde, Bekannte und meine Eltern haben mich in vielfältiger Weise unterstützt.
Mein besonderer Dank gilt Prof. Dr. Dr. h. c. Barbara Scholkmann für die Annahme des Dissertationsthemas und die kontinuierliche Betreuung und Unterstützung während der Abfassung der Arbeit. Ihre vielfältigen Anregungen und unsere Diskussionen zum Thema waren mir nicht nur hilfreich dabei, das wissenschaftliche Vorgehen und die erzielten Teilergebnisse methodenkritisch zu hinterfragen, sondern trugen auch wesentlich zur inhaltlichen Konzeption bei.
In gleicher Weise richtet sich mein besonderer Dank an Univ.-Prof. Dr. Falko Daim für die Übernahme des Zweitgutachtens und die darüber hinaus weitreichende Unterstützung. Diese bestand nicht nur in der finanziellen Förderung mit einem Promotionsstipendium des Römisch-Germanischen Zentralmuseums (RGZM), sondern darüber hinaus konnte ich von seiner reichen Erfahrung in der Auswertung frühmittelalterlicher Schatzfunde sowohl hinsichtlich des inhaltlichen als auch methodischen Vorgehens profitieren.
Weiterhin standen mir folgende Personen besonders hilfreich zur Seite, wofür ihnen herzlich gedankt sei: Priv.-Doz. Dr. habil. Dieter Quast hatte nicht nur die initiale Idee, eine Dissertation zum Thema Schatzfunde abzufassen, sondern vermittelte auch den Kontakt zum RGZM, namentlich zu Univ.-Prof. Dr. Falko Daim. Zudem stand er mir, wie auch Prof. Dr. Rainer Schreg, als wissenschaftlicher Betreuer seitens des RGZM hilfreich und beratend zur Seite, sowohl inhaltliche Fragen als auch organisatorische Angelegenheiten betreffend.
Bei der Erstkonzeption des Themas wurde ich durch Dr. Jochem Pfrommer und Priv.-Doz. Dr. habil. Peter Haupt, dem ich den Entwurf der Datenbank verdanke, unterstützt.
Für die Erlaubnis, den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen exemplarisch auszuwerten, danke ich Dr. Peter Ilisch und Ruth Tegethoff sehr herzlich. Als Kustos des Münzkabinetts am ehemaligen Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte (WLMKuK, seit 2013: LWL-Museum für Kunst und Kultur) in Münster ermöglichte Dr. Ilisch nicht nur die detaillierte Analyse der Schmuckstücke im RGZM, indem er sie hierfür vertrauensvoll zur Verfügung stellte, sondern beantwortete auch meine zahlreichen Fragen zum numismatischen Anteil des Schatzes mit größtem Wohlwollen und Geduld. Frau Tegethoff verzichtete auf ihr Vorrecht zur Auswertung des Schatzfundes, machte mich auf besondere Problemstellungen bezüglich goldschmiedetechnischer Details an den Schmuckstücken aufmerksam und überließ mir Abzüge der fotografischen und zeichnerischen Dokumentation, die im LWL-Museum angefertigt worden waren. Frau Dr. Cornelia Kneppe danke ich für die Durchsicht der Ortsakten in Münster, die leider keine Hinweise zur Fundgeschichte des Schatzfundes enthalten.
Für die tatkräftige Unterstützung beim Transport der Schmuckstücke vom LWL-Museum ins RGZM und zurück sei Rebekka Vornkahl herzlich gedankt, sowie Dr. Aline Kottmann, Steffen Braun und Dr. Heike Tausendfreund für die freundschaftliche Bereitstellung einer Unterkunft während meiner Aufenthalte in Münster.
Die hervorragenden personellen und technischen Kapazitäten am RGZM ermöglichten die umfassende, zerstörungsfreie technologische und chemische Untersuchung der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus. Bei der technologischen Analyse standen mir vor allem die Goldschmiedinnen Maiken Fecht †, Stephanie Felten und Heidrun Hochgesand hilfreich zur Seite. Sie wiesen nicht nur auf herstellungstechnische Details bzw. Besonderheiten hin, sondern gleichfalls auf Gebrauchsspuren und hatten zudem für meine zahlreichen Fragen immer ein offenes Ohr. Einige Objekte wurden zur Klärung technologischer

Details von Friedrich Hummel und Stephan Patscher M. A. geröntgt. Hinweise zu den Glassteinen und zum Email verdanke ich Maiken Fecht † und Jasmin Munir. Roswitha Goedecker-Ciolek übernahm die Faserbestimmung bei den anhaftenden Seide- und Textilresten.
Für die chemische und phasenanalytische Materialuntersuchung mussten die Schmuckstücke so weit wie möglich von ihrem Lacküberzug befreit werden. Diese mühevolle Handarbeit erledigte Heidrun Hochgesand mit bewundernswerter Sorgfalt und Geduld, ebenso das Lackieren nach Abschluss der Analysen. Die Materialanalysen wurden hauptsächlich von Dr. Susanne Greiff, unterstützt durch Dipl.-Ing. Sonngard Hartmann durchgeführt und ausgewertet. Die Untersuchung der Emails am Rasterelektronenmikroskop verdanke ich Dr. Tobias Häger, der zudem die Saphire auf den Schmuckstücken begutachtete. Für die Erlaubnis zur Nutzung der Analysegeräte am Institut für Geowissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Abteilung Edelsteinforschung, im Rahmen des Kompetenzzentrums für mineralogische Archäometrie und Konservierungsforschung danke ich Prof. Dr. Wolfgang Hofmeister.
Vorgenannten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des RGZM und des Instituts für Geowissenschaften gilt darüber hinaus mein herzlichster Dank für die zahlreichen Hinweise auf relevante Aspekte bei der technologischen und materialanalytischen Auswertung der Schmuckstücke und die umfassende Einführung in die Thematik.
Die fotografische Dokumentation der Schmuckstücke verdanke ich Volker Iserhardt, der das Gesamtensemble und jedes Schmuckstück einzeln in einer Ansicht der Vorder- und Rückseite sowie in einer Schrägansicht aufgenommen hat. Vorab wurden Arbeitsphotos einiger Objekte von Sabine Steidl und René Müller aufgenommen. Bei der Anfertigung mehrerer Hundert Detailbilder zu den einzelnen Schmuckelementen wurde ich vor allem durch Maiken Fecht † und Dr. Susanne Greiff unterstützt. Darüber hinaus fertigten Julia Ribbeck und Heike von Goddenthow Zeichnungen einiger Objekte an. Michael Ober M. A. verdanke ich die graphische Umsetzung der Karten.
Dr. Walburg Boppert danke ich für ihren Hinweis auf die Inschriftenkommission an der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Für die Begutachtung der Inschriften auf den Schmuckstücken, die Bestimmung der Buchstabenform und die Datierung danke ich Dr. Rüdiger Fuchs, Dr. Eberhard J. Nikitsch und Prof. Dr. Sebastian Scholz. Mein herzlicher Dank für die Bestimmung und Übersetzung der niederdeutschen Inschrift »Las mir ungesorden lan« gilt Dr. Gertrud Blaschitz und Prof. Dr. Helmut Birkhan.
Neben den vorgenannten bin ich zahlreichen weiteren Personen für wertvolle Diskussionen, Anmerkungen und Literaturhinweise dankbar: Vor allem Dr. Stefan Krabath, der mir seine Schatzfund-Datenbank und seine umfangreiche Sammlung an Fotokopien von teilweise schwer zugänglichen Schatzfundpublikationen zur Verfügung stellte, was mir die Recherche erheblich erleichterte, Dr. Thomas Kühtreiber, Dr. Maria Stürzebecher, Dipl. phil. Lothar Lambacher, Astrid Pasch und Dr. Oliver Mecking, die sich ebenfalls mit der Auswertung hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde befassen, des Weiteren Dr. Kent Andersson, Betty Arndt M. A., Prof. Dr. Horst Wolfgang Böhme, Dipl.-Kfm. Oliver Börder, Brigitte Brand M. A., Dr. Gisela Clauß †, Dr. Christof Clausing, Prof. Dr. Markus Egg, Prof. Dr. Manfred K. H. Eggert, Dr. Hubert Emmerig, Dr. Ilse Fingerlin, Dr. Sören Frommer, Prof. Dr. Éva Garam, Dr. Björn Gesemann, Olaf Goldstein M. A, Dr. Uwe Gross, Dr. Lutz Ilisch, Prof. Dr. Albrecht Jockenhövel, Dr. Hauke Kenzler, Dr. Antje Kluge-Pinsker, Dr. Ernst Künzl, Peter Langó M. A., Dr. Hans-Werner Peine, Dr. Péter Prohászka, Dr. László Révész, Dr. Ágnes Ritoók, DDr. Helmut Rizzolli, Dr. Mechthild Schulze-Dörrlamm, Dr. Oliver Stoll, Dr. Bendeguz Tobias, Dr. Gábor Tomka, Dr. Vincent van Vilsteren, Dr. Stefan Wenzel, Dr. Renata Windler, Prof. Dr. Stefan Wirth, Annette Zeischka-Kenzler M. A. und Prof. Dr. Thomas Zimmermann.
Für die Möglichkeit, meine Arbeitsergebnisse in einem größeren Kollegenkreis vorzustellen und zu diskutieren, danke ich Prof. Dr. Dr. h. c. Barbara Scholkmann, Prof. Dr. Ralph Röber, Prof. Dr. Harald Stadler, Dr. Susanne Greiff und Prof. Dr. Wolfgang Hofmeister.

Indem sie das Korrekturlesen der vorliegenden Arbeit übernahmen, haben Prof. Dr. Rainer Schreg und Priv.-Doz. Dr. habil. Peter Haupt durch ihre konstruktive Kritik zum inhaltlichen Schliff wesentlich beigetragen. In gleicher Weise richtet sich mein Dank an Priv.-Doz. Dr. habil. Dieter Quast, Dr. Susanne Greiff und Dipl.-Kfm. Oliver Börder, die einzelne Abschnitte gelesen und korrigiert haben. Für die Bewältigung soft- und hardwaretechnischer Probleme bin ich Dipl.-Kfm. Oliver Börder, Frank Albert und Dipl.-Ing. (FH) Uwe Volker Stegner zu größtem Dank verpflichtet.
Die Arbeit ist meiner verstorbenen Großmutter, Frau Lore Scholz, gewidmet, die durch ihre Lebensumstände bedingt ihrem Interesse an Geschichte und Archäologie nicht professionell nachgehen konnte, sowie meinen Eltern Inge und Ulrich Scholz, die mir dies ermöglichten.

Anke K. Scholz

EINLEITUNG

Das Horten von wertvoll erachteten Objekten ist als kultur- und epochenübergreifendes Phänomen durch die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch zu beobachten. Dabei unterliegt die Auswahl der Gegenstände einer subjektiven Wertschätzung. Zumindest bei Erwachsenen besteht eine Tendenz zur Hortung gesellschaftlich normierter Wertgegenstände. Die besondere Bedeutung von Edelmetallen und Edelsteinen für die Menschen im mittelalterlichen Europa geht aus schriftlichen und bildlichen Quellen und nicht zuletzt aus den zahlreich überlieferten Schatzfunden, respektive Horten mit Edelmetallobjekten, hervor.

Wer aktuell sein Kapital in physischem Edelmetall anlegen möchte, stellt fest, dass sich der Preis entsprechender Güter, insbesondere Bullionmünzen und Barren, in den letzten Jahren über alle Währungen hinweg vervielfacht hat, in Folge einer deutlich verstärkten Nachfrage. Eine Ursache liegt in der allgemein vermehrten Hortung wertbeständiger Kapitalanlagen, wobei Münzen und Barren aus Edelmetall wegen ihrer hohen Wertdichte, dem normierten Feingehalt, des mehr oder weniger standardisierten Gewichtes und dem relativ geringen Aufgeld auf den Materialwert gegenüber beispielsweise Schmuck bevorzugt werden. Die sich im Sommer 2007 mit der US-Immobilienkrise manifestierende und derzeit fortwährende globale Wirtschafts- und Finanzkrise führt nicht nur zu einer erhöhten Nachfrage nach Edelmetall, sondern auch zu einem zunehmenden Misstrauen in der Bevölkerung gegenüber Banken. Wie aus einem Artikel in DER SPIEGEL (2009/8, 59) hervorgeht, hat die private Nachfrage nach Tresoren stark zugenommen (**Abb. 1**). Daraus ist zu schließen, dass die Menschen in heutiger Zeit vermehrt zur traditionellen Form der Deponierung ihrer Wertgegenstände im privaten Wohnumfeld zurückkehren.

Auch wenn sich Parallelen zu den Verhältnissen im spätmittelalterlichen Europa, besonders des 14. Jahrhunderts, aufdrängen, so ist die Hortung, Deponierung und Überlieferung mittelalterlicher Wertobjektkollektionen nicht ausschließlich mit wirtschaftlichen Gegebenheiten zu erklären, wie die vorliegende Arbeit zeigt. Die Faszination, die von Schätzen aus Gold, Silber und Edelsteinen ausgeht, wird in den zahlreichen Berichten zum Thema Schatzsuche in sämtlichen Medien deutlich. Dass dies kein modernes Phänomen darstellt, belegt nicht zuletzt die Vielzahl volkskundlich überlieferter Schatzsagen und -legenden. Auch die Präsentation historischer Schätze als museale Prachtstücke in Ausstellungen wirkt als Publikumsmagnet. Hierbei gewinnen Schatzfunde, deren kulturhistorischer Funktionskontext detaillierter zu rekonstruieren ist, für den historisch interessierten Betrachter eine weit über den materiellen und ästhetischen Wert hinausreichende Bedeutung, indem sie zu Zeugnissen der vergangenen Lebensverhältnisse werden.

Die Quellengattung der Hort- oder Depotfunde, insbesondere der Bronze- und Urnenfelderzeit, ist seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, beginnend mit Jens Jacob Asmussen Worsaae, Gegenstand der ur- und frühgeschichtlichen Forschung[1]. Hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde rücken dagegen erst in jüngerer Zeit verstärkt ins Blickfeld der Archäologie, vor allem in Zusammenhang mit spektakulären Neufunden[2].

Dass Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters bisher vor allem von numismatischer sowie kunsthistorischer Seite untersucht wurden, unter weitgehender Vernachlässigung archäologischer Aspekte, dürfte in der mangelnden Kenntnis um die Fundumstände der weit überwiegenden Mehrzahl der Schatzfunde begründet sein. Nur wenige der bis heute entdeckten Fundkomplexe wurden im Zuge archäologischer

1 Worsaae 1865, 55-59; 1866, 313-326. – Zur Forschungsgeschichte: Eggert 2001, 78.

2 Beispielsweise der 1996 entdeckte Goldmünzschatz vom Neupfarrplatz in Regensburg, der 1997 entdeckte Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt in Oberösterreich (Hort-Nr. 171), der 1998 entdeckte Schatzfund von Erfurt (Hort-Nr. 34) und der 2007 entdeckte Schatzfund von Wiener Neustadt.



GELDANLAGE

Tresor statt Bankkonto

Offenkundig durch die Finanzkrise hat die private Nachfrage nach Tresoren stark zugenommen. Seit Oktober haben zahlreiche Händler Steigerungen von etwa 30 Prozent im Geschäft mit Privatpersonen verzeichnet. „Die Kunden haben seitdem ein geringeres Vertrauen in die Banken, das merken wir ständig in Gesprächen", sagt Thies Hartmann von der Hamburger Stahltresor GmbH. Die Sicherheitsfirma Burg-Wächter spricht gar von einem „Nachfrage-Hype" und einem „ausgeprägten Sicherheitsbedürfnis" bei Privatpersonen. Die Nachfrage hat sich dabei stark gewandelt, besonders hochwertige Tresore wie Panzerschränke mit Feuerschutz, die zwischen 2000 und 5000 Euro kosten, sind neuerdings gefragt. Teilweise kommt es sogar zu Lieferengpässen. Der Dachverband der Sicherheitsbranche, die European Security System Association, warnt im Zuge der Finanzkrise vor Spontankäufen und weist auf ausreichende Sicherheitsstufen und Verankerungen hin. Einbrecher hätten sonst leichtes Spiel und könnten die Wertgegenstände samt Tresor einfach wegtragen.

Abb. 1 DER SPIEGEL 2009/8, 59.

Ausgrabungen geborgen und entsprechend mitsamt ihres Fundkontextes dokumentiert, weshalb die Auswertung traditionell stark objektorientiert ist. Im Vordergrund des Interesses stehen meist numismatische Aspekte insbesondere der Geld- und Wirtschaftsgeschichte sowie bei Fundkomplexen mit nichtmonetärem Anteil kunsthistorische Fragestellungen, vor allem bezüglich der Entwicklung der Schmuck- und Kleidermode beziehungsweise bestimmter Stilformen und Goldschmiedetechniken.

Aus archäologischer Perspektive ist bei der Untersuchung mittelalterlicher Schatzfunde deren funktionale Deutung von besonderem Interesse, eng verknüpft mit der Frage nach dem Motiv für die Deponierung, der Ursache für die Überlieferung und dem ehemaligen Besitzer. Diesbezügliche Erkenntnisse sind allein anhand der Fundkomplexe nur begrenzt zu gewinnen. Für die Einordnung der Schatzfunde in ihren historischen Funktionszusammenhang ist die möglichst detaillierte Kenntnis der Fundsituation, also des Fund- und Befundkontextes wie auch der Fundgeschichte notwendige Voraussetzung. Ergänzend gehen aus Schrift- und Bildquellen Hinweise auf die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen hervor, unter welchen die Deponierung und Überlieferung der Schatzfunde erfolgte.

Von Seiten der ur- und frühgeschichtlichen Hortfundforschung[3] wird die Aufarbeitung von Schatzfunden aus historischer Zeit[4] gefordert, im Hinblick auf die Möglichkeit, wichtige Regulative für die Interpretation ur- und frühgeschichtlicher Deponierungen auf Grundlage des analogischen Schließens gewinnen zu können. Hierzu leistet vorliegende Arbeit mit der erstmals systematischen Auswertung einer größeren Anzahl hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde mit nichtmonetären Bestandteilen aus archäologischer Perspektive[5] einen Beitrag.

3 Geißlinger 2004, 461. – Vgl. Steuer 2004, 605.

4 Epochen mit dichterer Schrift- und Bildüberlieferung.

5 Erste Ansätze zur Behebung dieses Desiderats wurden von S. Krabath (2004a; 2006; 2007) vorgelegt. Krabaths Studien beziehen sich jedoch primär auf den Schatzfunden von Fuchsenhof bei Freistadt (Bez. Freistadt/A, Hort-Nr. 171) und Pritzwalk (Lkr. Prignitz; Hort-Nr. 35) vergleichbare Fundkomplexe, wobei die Auswertung wiederum stark auf den Inhalt der Fundkomplexe fokussiert ist. Grundsätzliche Fragestellungen beziehen sich auf die Zusammensetzung der Schatzfunde, die ehemaligen Besitzer, die Orte der Verbergung und die Überlieferung ab dem Zeitpunkt der Entdeckung, die anhand ausgewählter Fallbeispiele behandelt werden.

DEFINITION DES BEGRIFFS SCHATZFUND

Der Begriff Schatzfund ist in der numismatischen Forschung bereits etabliert und ebenfalls in den archäologischen Disziplinen gebräuchlich[6]. Er wird üblicherweise in Abgrenzung gegenüber Einzelfunden auf alle Funde einer Mehrzahl von Münzen und/oder nichtmonetären (Edelmetall-) Objekten, die sich bei ihrer Auffindung in räumlicher Nähe zueinander befinden, angewendet. Die Definition umfasst sehr kleine Fundkomplexe mit wenigen geringwertigen Münzen, bis hin zu großen Fundkomplexen mit mehreren tausend hochwertigen Münzen und/oder Gegenständen. Der Ausschluss von Einzelfunden aus dieser Definition beruht auf der Schwierigkeit der definitiven Abgrenzung gegenüber unabsichtlich dem Güterkreislauf entzogenen Verlustfunden, obwohl einzelne Edelmetallobjekte, insbesondere Goldobjekte, einen viel höheren Wert verkörpern können und demnach mit subjektiv größerer Berechtigung als Schatzfund angesprochen werden könnten, als beispielsweise mehrere geringwertige Münzen. Daher wird in den meisten Definitionen die zu unterstellende absichtliche Verbergung sowie die vom Besitzer ursprünglich geplante Bergung des Geld- beziehungsweise Wertsachendepots betont. Dementsprechend sind insbesondere diejenigen Fundkomplexe unzweifelhaft als Schatzfunde anzusprechen, deren unbeabsichtigter Verlust aufgrund der Deponierungsverhältnisse eindeutig auszuschließen ist. Von einer absichtlichen Verbergung ist auszugehen, wenn eine sorgfältig vorgenommene Deponierung erkennbar ist, beispielsweise anhand der Unterbringung in einem schützenden Behältnis und eigens zum Zwecke der Schatzverbergung angelegter baulicher Strukturen, wie vermauerte Wandnischen und verfüllte Gruben. Von diesem Konzept weicht beispielsweise die Definition von K. Grinder-Hansen ab, die Verlustfunde explizit mit einschließt: »Two or more coins which were lost or deposited together«[7].

In der ur- und frühgeschichtlichen Forschung sind die meist synonym verwendeten, wertneutraleren Begriffe Hort und Depot gebräuchlicher, worunter traditionell »mehrere, in unmittelbarem räumlichen Zusammenhang aufgefundene Kleinaltertümer, vor allem Waffen, Geräte und Schmuck, aber auch Halbfertigwaren und Rohmaterial«[8] zu verstehen sind. Die Quellengattung wird meist negativ definiert, als weder zu den Grabfunden noch zu den Siedlungsfunden zählend, resultierend aus der Unmöglichkeit der Verbindung mit einer einzigen Niederlegungsabsicht[9]. H. Geißlinger definiert Horte daher als »gesonderte Niederlegungen eigener Art«[10].

Eng verbunden mit der Definition ist die Frage nach der Klassifizierung von Schatz-, Hort- und Depotfunden, die ihrerseits mit dem Problem der funktionalen Deutung dieser Quellengattung zusammen hängt. Es existiert kein allgemein gültiges Klassifikationssystem, sondern durch spezifische Prämissen geprägte, jeweils unterschiedliche Deutungen[11]. Für die Bildung diverser Horttypen können unterschiedliche Merkmale herangezogen werden, neben Charakteristiken in der Zusammensetzung der Fundkomplexe und den Deponierungsverhältnissen, die ehemaligen Hortbesitzer, Ursachen der Hortbildung und die zur Hortverbergung führenden Motive. Folgende funktionale Schatz- beziehungsweise Horttypen finden sich in der einschlägigen Literatur[12]: Sparhorte (*saving hoards*), Verwahrhorte (*emergency hoards*), Haushaltshorte, Opfer- oder Weihehorte (*sacrificial hoards, abandoned hoards*), »Verlorene Horte« (*accidentally lost hoards*) und Grabhorte.

6 Ilisch 1980a, 1. – Steuer 2004, 598-611.
7 Grinder-Hansen 1992, 119.
8 Eggert 2001, 78.
9 M. K. H. Eggert 2001, 78-79 mit Hinweis auf die inzwischen allgemein akzeptierte Ansicht, dass auch einzelne Gegenstände absichtlich deponiert wurden und die damit verbundene Problematik bei der Zuweisung zur Quellengattung der Horte.
10 Geißlinger 1984, 320.
11 Vgl. z. B. Eggert 2001, 80-82. – Haupt 2001, 10-15 bes. 13-15. – Grinder-Hansen 1992.
12 Geißlinger 1984, 328-333. – Haupt 2001, 13-15. – Grinder-Hansen 1992, 121-122. –Sarvas 1981, 4.

Als Schatzfunde in engerem Sinn werden häufiger lediglich die drei erstgenannten Typen aufgefasst, da sie vom Besitzer mit der Intention deponiert wurden, wieder gehoben zu werden[13]. Allerdings stellen die verschiedenen Horttypen heuristische Konstrukte dar, die im Einzelfall nicht immer klar voneinander zu unterscheiden sind. Zudem besteht die Möglichkeit der im archäologischen Befund schwerlich nachzuweisenden Zweckänderung eines Hortes, das heißt, ein zum baldigen Verbrauch vorgesehener Haushaltshort kann beispielsweise bei Erlangen einer größeren Barschaft überflüssig und somit zum Sparhort werden, der wiederum aus Furcht vor Räubern zum Verwahrhort oder aus Dank an höhere Mächte zum Opfer- oder Weihehort werden kann[14]. Im Rahmen vorliegender Arbeit werden sämtliche Hortfunktionstypen, ohne vorgenannte funktionale Eingrenzung des Begriffs Schatzfund, berücksichtigt.

Die Bezeichnung Hort beziehungsweise Depot als »eine Menge sich auf irgendeine Art gleichender Dinge«[15] respektive »gesonderte Niederlegungen eigener Art«[16] stellt die eher wertfreie Bezeichnung gegenüber dem Terminus Schatz dar. Das althochdeutsche Wort *skaz, scaz* bedeutet so viel wie »Schatz, Geld, Reichtum, Münze, Zensus, Geldsumme«[17] und war demnach »noch nicht mit der jüngeren Bedeutung verborgenen Reichtums belegt. Erst in mittelhochdeutscher Zeit erfolgte der Wandel zum Begriff des verborgenen Schatzes, der bis dahin mehr mit dem althochdeutschen »hort« ausgedrückt worden war«[18].

Die Problematik der Verwendung des Begriffs Schatz oder Schatzfund resultiert aus der Schwierigkeit der rückwirkenden Wertbestimmung, denn die heutige Wertschätzung einer Objektsammlung ist nicht *a priori* mit der einstigen gleichzusetzen[19]. Daher ist die im Bürgerlichen Gesetzbuch § 984 verankerte juristische Definition an wertneutralen Eigenschaften orientiert und umfasst jegliche »Sache, die so lange verborgen gelegen hat, dass der Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist«. Allgemein wird jedoch unter einem Schatz eine Sammlung von Objekten verstanden, die subjektiv einen hohen Wert darstellten und auch heute noch darstellen. P. Haupt[20] sieht hierin einen »logischen Bruch«, denn »viele Horte stellten nie einen hohen Wert dar (auch subjektiv nicht); in Ermangelung eines modernen Bankkontos war der damalige Besitzer aber dazu gezwungen, auch mit unbedeutenden Geldbeträgen irgend etwas zu tun«. Demnach können als Schatzfunde nur solche Horte bezeichnet werden, »die zum faktischen Auflösungszeitpunkt (der nicht mit dem vom ehemals Hortenden gewollten identisch sein muss) einen größeren Wert darstellen«[21]. In Anbetracht vorgenannter Problematik der rückwirkenden Wertbestimmung erscheint die Definition von C. Johns[22] als praktikabel, wonach als wesentliches Kriterium, um einen Fundkomplex als Schatz (*treasure*) anzusprechen, dessen Bestehen aus beziehungsweise das Beinhalten von Edelmetallobjekten (*precious-metal hoards*) zu sehen ist. Anzumerken ist, dass ein Schatz nach vorgenannter Definition neben Edelmetallobjekten durchaus auch Gegenstände aus unedlen Materialien beinhalten kann.

Vorliegender Arbeit wurden ausschließlich edelmetallführende Horte zugrunde gelegt, sodass der Begriff Schatz beziehungsweise Schatzfund gebraucht wird. Die Bezeichnungen Hort, Hortfund und Depot, Depotfund werden synonym verwendet.

13 Vgl. z. B. Sarvas 1981, 4; Eggert 2001, 80; Steuer 2004, 607.
14 Haupt 2001, 14.
15 Haupt 2001, 15.
16 Geißlinger 1984, 320.
17 Hardt 2004a, 596-597.
18 Hardt 2004a, 597.
19 Dazu ausführlich Haupt 2001, 15. – Zur Bedeutung und Verwendung der Bezeichnung Schatz siehe auch Brunner 2007; Lichtblau 2007, 35-36; Schmidt 2004.
20 Haupt 2001, 11.
21 Haupt 2001, 15.
22 Johns 1996, 2.

ZIEL, VORGEHENSWEISE UND QUELLENKRITIK

Ziel vorliegender Arbeit ist die Beurteilung des Aussagepotenzials hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde als Quellengruppe hinsichtlich archäologischer Fragestellungen und Methoden bei einem interdisziplinären Forschungsansatz.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die detaillierte und umfassende Analyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen (*terminus post quem* 1341), der eine typische Fund- und Forschungsgeschichte für hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde aufweist. Im Zentrum der Detailanalyse stehen die 35 Schmuckstücke aus Edelmetall, die im Gegensatz zu den rund 1900 Silbermünzen bislang noch nicht ausgewertet wurden. Dabei gewährleistet die Kombination archäologischer und naturwissenschaftlicher Methoden unter Einbeziehung schriftlicher und bildlicher Quellen einen hohen Erkenntnisgewinn zu Fragen der Typologie und Chronologie einerseits sowie wirtschafts-, kultur- und ereignisgeschichtlichen Aspekten andererseits. Mit der umfassenden Auswertung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster wird exemplarisch untersucht, in welchem Maße mittels archäologischer Methoden bei einem interdisziplinären Forschungsansatz gesicherte Erkenntnisse anhand eines Fundkomplexes zu gewinnen sind, der wie die weit überwiegende Mehrzahl der hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunde nicht bei einer archäologischen Ausgrabung geborgen und unvollständig überliefert wurde.

Anschließend werden der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sowie 323 chronologisch und strukturell ähnliche Schatzfunde im kontrastierenden Vergleich betrachtet. Dabei liegt der Fokus auf charakteristischen Gemeinsamkeiten respektive Unterschieden in der Überlieferung, der strukturellen Zusammensetzung, den Deponierungsverhältnissen und den Interpretationsansätzen. Die erfassten Schatzfunde sind diesbezüglich hinreichend detailliert publiziert und wurden vorgenannten Kriterien entsprechend in eine Datenbank eingegeben. Damit sind die Datensätze strukturell auf die angestrebte Beurteilung des archäologischen Quellenwertes von hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden beim derzeitigen Forschungsstand ausgerichtet, wobei die Erfassung der Fundkomplexe und ihrer Eigenschaften in standardisierten Datensätzen eine größtmögliche Vergleichbarkeit gewährleistet. Wie bei jeder archäologischen Quellengruppe ist der Erkenntnis- respektive Quellenwert von diversen Faktoren, insbesondere der Quellengewinnung, Überlieferung sowie den Fragestellungen und Methoden bei der Auswertung, abhängig[23]. Daher setzt die vergleichende Untersuchung der Schatzfunde mit einer Analyse der Überlieferungsbedingungen, die vom Verbleiben eines Schatzes in seinem Versteck bis zur wissenschaftlichen Auswertung und Publikation reichen, und deren Auswirkungen auf den Informationsgehalt der archäologischen Quellenbasis ein[24]. Des Weiteren ist die Untersuchung auf die Einordnung der Schatzfunde in ihren historischen Kontext ausgerichtet und auf sich daraus ergebende Deutungsmöglichkeiten zur Charakterisierung des von der Bevölkerung im hohen und späten Mittelalter praktizierten Deponierungsverhaltens. Die primären Fragestellungen beziehen sich auf die ehemaligen Besitzer, deren Motive bei der Hortung und Deponierung sowie die Ursachen für die Überlieferung der Horte als Schatzfunde. Bezüglich der Quellengruppe ist die mit vorgenannten Fragestellungen eng verbundene funktionale Deutung von besonderem Interesse, die einer Interpretation räumlicher und zeitlicher Verbreitungsmuster vorauszusetzen ist. Als Indikatoren der Hortfunktion und der Deponierungsmotive sind der Umfang und die Zusammensetzung der Fundkomplexe wie auch deren Deponierungsverhältnisse zu betrachten[25], woraus zugleich Hinweise auf den ehemaligen Besitzer und die Überlieferungsursache hervorgehen können. Die in der Datenbank erfassten, jeweils relevanten Merkmale und

23 Vgl. Eggert 2001, 109-111.

24 Einen ähnlichen Ansatz verfolgt beispielsweise Huth 1997 bezogen auf die Interpretation der Verbreitung spätbronzezeitlicher Horte.

25 Eggert 2001, 80-81. – Geißlinger 1984, 325-328.

Merkmalskombinationen der 324 Schatzfunde wurden einander vergleichend gegenübergestellt und systematisch auf charakteristische Entsprechungen beziehungsweise Unterschiede untersucht. Eine Übersicht über die jeweils herangezogenen Merkmale bieten die tabellarisch angezeigten Datensätze im Anhang, die eine Auflistung der nach den entsprechenden Kriterien ähnlichen Schatzfunde darstellen[26]. Darauf basierend wurden die bei Schatzfundinterpretationen gängigen Kriterien und Deutungsschemata methodisch hinterfragt und deren Anwendbarkeit auf die der Untersuchung zugrundegelegten Schatzfunde überprüft. Mit der Kombination von analytischem Vorgehen und anschließendem synthetischen Ansatz, wobei die Ergebnisse der Detailanalyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in einen größeren räumlichen und chronologischen Kontext gestellt werden, zielt die Arbeit darauf ab, den Quellenwert auf breiterer Basis, über die individuelle Quelle im Sinne eines einzelnen Fundkomplexes hinaus, zu beurteilen.

Allgemein unterliegen Untersuchungen, die auf eine Beschreibung kulturhistorischer Phänomene, wie dem Horten und Deponieren von Wertobjekten im hohen und späten Mittelalter, ausgerichtet sind der Problematik, dass in der Archäologie und der Schriftquellenforschung meist von unterschiedlichen Kulturbegriffen ausgegangen wird. Das heißt, es werden unterschiedliche Aspekte als kulturbegründende Elemente definiert, die nur schwer miteinander in Einklang zu bringen sind. Der archäologische Kulturbegriff bezieht sich nach K. Brunner[27] zumeist auf menschliche Artefakte in einem mehr oder weniger klar umgrenzten Raum, »die auf ähnliche Gepflogenheiten, Sitten, Normen und Werte schließen lassen«, Schriftquellenforscher dagegen »bezeichnen mit »Kultur« etwas ganz anderes, im Schwerpunkt mental oder politisch begründetes«. S. Brather[28] formuliert den Sachverhalt »nur Ideen und Werte, Bedeutungen und Normen – das heißt allein die Vorstellungswelt – als »Kultur« zu kennzeichnen (»idealistisch-normativer Kulturbegriff«)« treffend als »ebenso einseitig wie die ausschließliche Beschränkung auf Bodenfunde (»empirischer Kulturbegriff«). Als offene dynamische Systeme verstanden, lassen sich beide, einander gegenseitig beeinflussende Bereiche nur im Zusammenhang begreifen«, wobei S. Brather auf die methodischen Probleme in der Interpretation der »Kulturen« verweist.

Lediglich ein Bruchteil des »lebensweltlichen Gesamtphänomens Kultur«[29] beziehungsweise der »lebenden Kultur«[30] manifestiert sich in den archäologischen Funden und Befunden, die zudem vielfältigen Formationsprozessen unterworfen sind[31]. So durchlaufen auch Schatzfunde mehrere Phasen der Formation beziehungsweise Selektion. In einer ersten Phase sind die Objekte noch im Umlauf, bevor sie in einer zweiten Phase gehortet und schließlich in einer dritten Phase deponiert werden. Diese Prozesse entsprechen der primären Formation, worunter allgemein die Umstände der Ablagerung archäologischer Funde und Befunde zu verstehen sind. In der vierten Phase liegen die Objekte beispielsweise im Boden verborgen, bis sie in der fünften Phase entdeckt und in der sechsten Phase dokumentiert und archiviert werden, entsprechend der sekundären (Umstände der Überlieferung), tertiären (Grabungsmethode und Auswirkung auf die Dokumentation) und quartären Formation (ungleiche, ausschnitthafte Berücksichtigung der Dokumentation)[32]. Während jeder dieser Phasen können Veränderungen an Schatzfunden vorgenommen werden, weshalb nicht ohne weiteres davon auszugehen ist, dass der heutige Bestand dem mittelalterlichen entspricht. Allerdings sind in der Regel die Auswirkungen einzelner Formationsprozesse rückwirkend nicht exakt zu bestimmen. Dennoch sind vor allem die mit der Entdeckung einsetzenden Formationsprozesse soweit als möglich

26 In den jeweiligen Kapiteln wird auf die entsprechende Tabelle am Online-Standort verwiesen, die aus den Datensätzen in der Datenbank generiert wurde. Die zu den Schatzfunden berücksichtigte Literatur ist in **Tab. 31**: Register aller Schatzfunde nach Fundorten zitiert.

27 Brunner 2004, 119.

28 Brather 2004, 76.

29 Bühnen 2003, 491.

30 Nach dem Dreistufenmodell von Eggers 1959, 258-262 bes. 258.

31 Zu Formationsprozessen und zur archäologischen Taphonomie, der »Lehre von der Entstehung und Veränderung von Befunden einschließlich der Einlagerung und Veränderung kulturgeschichtlich relevanter Objekte« Eggert 2001, 110-116 sowie grundlegend Schiffer 1987 und Sommer 1991.

32 Vgl. Grinder-Hansen 1992, 120.

zu berücksichtigen, um Fehldeutungen sowohl bei der Interpretation eines einzelnen Schatzfundes als auch bei der Deutung zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster zu vermeiden.
Sozial-, politik-, wirtschafts- oder religionsgeschichtliche Aspekte, die als allgemein das Horten und Deponieren von Wertobjekten beeinflussende Faktoren zu betrachten sind, erschließen sich nur in begrenztem Umfang. Durch die Einbeziehung parallel überlieferter bildlicher und vor allem schriftlicher Quellen, die detailliertere und vielschichtigere Informationen zum ehemaligen Funktionskontext von Schatzfunden sowie den allgemeinen gesellschaftlichen und ideologischen Rahmenbedingungen liefern können, ist eine größtmögliche Annäherung an die einstigen realen Verhältnisse zu gewinnen. Die Berücksichtigung von Analogien aus älteren und jüngeren Epochen ist zwar nicht unproblematisch, erscheint jedoch mit geringerer zeitlicher und kultureller Distanz zum Untersuchungszeitraum hin als zunehmend zulässig.
Unterschiedliche Hortfunktionstypen, die auf einer Klassifizierung von Schatzfunden beruhen, sind jedoch selbst unter Berücksichtigung sämtlicher verfügbarer Quellen und Methoden als Konstrukte beziehungsweise Elemente der archäologischen Heuristik und nicht *a priori* der einstigen kulturellen Realität zu betrachten[33]. Allgemein ist unter einem Typ »eine Kombination von Merkmalen, die eine Gruppe von spezifischen Erscheinungen kennzeichnet«[34] zu verstehen. Dem gemäß können funktionale Schatzfundtypen durch die Kombination bestimmter Merkmale charakterisiert werden. Das Typkonzept erscheint dabei umso gesicherter, je mehr diagnostische Merkmale zur Verfügung stehen. Dabei ist zu beachten, dass sich neben funktionalen auch chronologische und soziokulturelle Differenzen in Deponierungen verschiedener Typenspektren äußern können. Erst durch eine möglichst detaillierte Erfassung von Schatzfunden und ihrer Deponierungsverhältnisse werden im Vergleich mit Fundkomplexen ähnlicher chronologischer und topographischer Verbreitung generelle wie auch individuelle Merkmale erkennbar, die als Basis für eine gesicherte Interpretation der Quellengruppe der hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunde Europas dienen können. Darüber hinaus erlaubt die systematische Auswertung einer umfangreicheren, repräsentativen Datensammlung nicht nur die Darstellung möglicher Deutungsansätze, sondern auch gängige Interpretationsmodelle kritisch zu hinterfragen.

ZEITLICHE, GEOGRAPHISCHE UND STRUKTURELLE EINGRENZUNG DER DATENBASIS

Aufgrund der großen Zahl mittelalterlicher Schatzfunde ist es notwendig, eine bezogen auf die Fragestellung sinnvolle Auswahl an Fundkomplexen aufzunehmen, die zugleich statistisch relevante Aussagen zulässt. Die Eingrenzung der Datenbasis für die vergleichende Analyse der Schatzfunde erstreckt sich über drei Dimensionen: zeitlich, räumlich und strukturell. Letztere bezieht sich auf die Zusammensetzung der Schatzfunde.
Als zeitlicher Rahmen dienen das ausgehende Hochmittelalter und das Spätmittelalter. Somit werden diejenigen Schatzfunde berücksichtigt, die zwischen dem Beginn des 12. Jahrhunderts und dem Ende des

33 Eggert 2001, 143. Zur Klassifikation als ein grundlegendes Ordnungsverfahren und als heuristische Methode: ebenda 123-133 bes. 128 ff. – Für die Klassifikation mittelalterlicher Schatzfunde ist, im Gegensatz zur Klassifikation ur- und frühgeschichtlicher Horte, die chronologische Abfolge bestimmter Typen bzw. Typvergesellschaftungen von untergeordneter Bedeutung, da die Schatzfunde meist über Münzen mehr oder weniger absolut datiert sind. Die chronologische Abfolge stellt hier vielmehr ein Hilfskriterium dar, zur Erkennung charakteristischer Trends in Struktur, Überlieferung und funktionaler Interpretation der Fundkomplexe über die Zeit. In der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie werden Seriationen primär als methodisches Instrument zur relativchronologischen Datierung von Funden und Befunden auf der Basis von Entsprechungen eingesetzt, dazu Eggert 2001, 204. – Die dabei am häufigsten angewendeten Verfahren sind die Kombinationsstatistik und die Korrespondenzanalyse. Zur Struktur archäologischer Daten und der Anwendung multivariater Verfahren bei der Auswertung vgl. Müller 1997.

34 Eggert 2001, 133-134.

15. Jahrhunderts deponiert wurden. Als Eckdaten wurden die Jahre 1101 und 1500 festgelegt. Die Datenerfassung setzt also in einem Zeitraum ein, als die Christianisierung in Nordeuropa weitgehend abgeschlossen und in Osteuropa zumindest fortgeschritten war. Damit ist die Einbindung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster in einen größeren chronologischen Kontext gewährleistet, ohne die Relevanz der Ergebnisse durch eine zu weit gefasste kulturelle Variabilität negativ zu beeinflussen. Zudem wandelten sich zu Anfang des 12. Jahrhunderts die Strukturen des Geldumlaufs grundlegend. Erst jetzt, in der »Periode des Regionalpfennigs«, beginnt im Deutschen Reich ein innerer Umlauf von Bargeld, wodurch weitere Bevölkerungsschichten in den Besitz und Gebrauch von Münzgeld gelangten. Auch in Nord- und Osteuropa wurden die Prägung und der Gebrauch von Münzen als Zahlungsmittel ab dem 12. Jahrhundert zunehmend etabliert. Mit der sich ausbreitenden Geldwirtschaft änderten sich die ökonomischen und moralischen Voraussetzungen zur Hortung und Deponierung von Wertobjekten gegenüber dem 10. und 11. Jahrhundert erheblich[35]. Die im Verlauf des hohen und späten Mittelalters deutlich zunehmende Bild- und insbesondere Schriftüberlieferung vermittelt gegenüber älteren Epochen ein detaillierteres Bild von tiefgreifenderen Veränderungen der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse, die sich potenziell auf das Phänomen der Schatzhortung und Schatzdeponierung auswirken könnten. Nicht zuletzt geht aus der Schriftüberlieferung ein massiver sozialer und wirtschaftlicher Umbruch an der Wende vom Hoch- zum Spätmittelalter hervor, der sich beispielsweise in der hohen Zahl der Städtegründungen manifestiert[36]. Mit dem zeitlichen Rahmen vom Beginn des 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wird die Wende um die Mitte des 13. Jahrhunderts inklusive einer größeren vorhergehenden und nachfolgenden Zeitspanne erfasst. Damit bietet sich die Möglichkeit zu überprüfen, ob sich der soziale und wirtschaftliche Umbruch auch im Deponierungsverhalten und in der Zusammensetzung von Schatzfunden widerspiegelt. Durch die Begrenzung auf vor dem 16. Jahrhundert verborgene Schatzfunde bleiben die sich potenziell in einem veränderten Deponierungsverhalten niederschlagenden tiefgreifenden sozialen Veränderungen im Zuge der Reformation und die mit der Eroberung der Neuen Welt einhergehenden wirtschafts- und geldgeschichtlichen Entwicklungen in Europa weitgehend ausgeklammert[37].

Trotz der methodischen Schwierigkeiten, die jede geographische Begrenzung eines Arbeitsgebietes in Bezug auf weiterführende wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen aufwirft, ist diese unumgänglich, allein bereits aufgrund der annähernden Unmöglichkeit, historische Wirtschaftsgebiete exakt zu umreißen[38]. Angesichts der in der Regel ausgeprägten Übergangszonen zu den Nachbarregionen erscheint jede geographisch fixierte Grenzziehung als willkürlich. Entsprechendes gilt für die Begrenzung eines Arbeitsgebietes durch historische Territorialgrenzen, denn häufiger zu beobachtende, über diese hinaus wirksame wirtschaftliche und kulturelle Phänomene zeigen, dass sich deren Verbreitung zwar von politischen Grenzen nicht völlig unabhängig darstellt, aber auch nicht durch diese räumlich determiniert ist. Mit Europa als geographischem Arbeitsgebiet wurde dieses vergleichsweise weit gefasst. Damit kann das Phänomen der spätmittelalterlichen Schatzfunde in durchaus verschiedenen, aber zusammenhängenden Wirtschaftsräumen vergleichend untersucht und zudem eine im statistischen Sinne ausreichend große Datenmenge erzielt werden.

Die strukturelle Auswahl bezieht sich auf solche Schatzfunde, die demjenigen aus dem Stadtweinhaus in Münster vergleichbar strukturiert sind, das heißt Edelmetallhorte die neben Münzen auch oder ausschließlich nichtmonetäre Gegenstände beinhalten. Mittelalterliche Schatzfunde können nach ihrem Inhalt prinzipiell

35 Kluge 2005, 21-22; Hävernick 1976, 5. – Zu Veränderungen in Wahrnehmung und Gebrauch des Geldes ausführlich Kamp 2005, 91-112.

36 Kühtreiber u. a. 2004, 858-859.

37 Zur Reformation und ihren kulturellen Auswirkungen aus archäologischer Perspektive: Scholkmann 2009. – Zu wirtschafts- und geldgeschichtlichen Entwicklungen in der frühen Neuzeit: Porteous 1969, 151-194.

38 Vgl. Ilisch 1980a, V.

in drei Hauptkategorien unterteilt werden: reine Münzschätze, die lediglich aus Münzen bestehen, Schatzfunde, die keine Münzen, sondern ausschließlich Schmuck, Barren, Hacksilber und dergleichen enthalten und schließlich »gemischte« Schatzfunde, die sowohl Münzen als auch nichtmonetäre Objekte beinhalten[39]. Im Rahmen dieser Arbeit wurden ausschließlich Schatzfunde der beiden letztgenannten Kategorien detailliert erfasst. Reine Münzschätze sowie obertägig überlieferte Schätze[40] wurden bei der Auswertung lediglich in Auswahl vergleichend mit einbezogen. Die detaillierte Erfassung der reinen Münzschatzfunde war aus folgenden Gründen nicht möglich: Deren große Anzahl[41] hätte bei einem größeren geographischen Arbeitsgebiet wie Europa die in angemessener Zeit zu verarbeitende Datenmenge gesprengt und zudem hätte das Übergewicht der Münzschätze einen numismatisch geprägten Schwerpunkt bei der Auswertung provoziert. Da die archäologische Perspektive auf hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde bisher noch wenig beachtet wurde und gleichfalls die nichtmonetären Bestandteile der Fundkomplexe gegenüber den Münzen in ihrem Aussagewert zu sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen allgemein wenig Berücksichtigung fanden, erscheint es angebracht, den Fokus der vorliegenden Arbeit auf diese Aspekte und deren Aussagemöglichkeiten zum Phänomen der Schatzfunde als Quellengruppe zu legen.

DIE DATENBASIS LIMITIERENDE FAKTOREN

Neben der durch die Festlegung des Arbeitsgebietes bedingten quantitativen Begrenzung der Datenbasis kommt es zu einer nicht zu vermeidenden qualitativen Begrenzung durch zahlreiche limitierend wirkende Faktoren. Durch die Größe des Arbeitsgebietes mit Europa vom Beginn des 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist eine flächendeckende systematische Erfassung sämtlicher Schatzfunde im Rahmen vorliegender Arbeit unmöglich[42]. Mit der Aufnahme von Schatzfunden aus der Literatur geht die Beeinflussung der Datenbasis durch den regional differierenden Forschungs- und Publikationsstand einher. Dieser Faktor bezieht sich nicht allein auf die Anzahl und Verbreitung der erfassten Fundkomplexe, sondern gleichfalls auf die Qualität der jeweils zu einem Schatzfund erhobenen Informationen. Der Publikationsstand reicht von einer umfassenden Auswertung, deren Ergebnisse in monographischer Form publiziert sind bis hin zu kurzen, mehr oder weniger umfassenden Fundmeldungen. Solche, in Form knapper Protokolle abgefassten Fundberichte dominieren bis in den Beginn des 20. Jahrhunderts unter den Publikationen mittelalterlicher Schatzfunde und sind auch in jüngeren Fundberichten noch gebräuchlich[43].

39 Hierzu beispielsweise Grinder-Hansen 1992, 119. – Anzumerken ist, dass dieser Kategorisierung primär die Differenzierung nach Objektgruppen zugrunde liegt, die nicht *a priori* einer funktionalen Differenzierung entspricht. Schließlich können Edelmetallgegenstände jedweder Form als Zahlungsmittel eingesetzt werden, womit ihnen generell eine monetäre Funktion zukommen kann.

40 Es handelt sich dabei weit überwiegend um Herrscher- und Kirchenschätze.

41 Die weit überwiegende Mehrzahl der mittelalterlichen Schatzfunde sind reine Münzschätze, wie beispielsweise der auf Dänemark begrenzten Kartierung in Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 27 Abb. 1 zu entnehmen ist. Von 327 Schatzfunden sind 274 reine Münzschätze, 7 sind Edelmetalldepots ohne Münzen, 46 Fundkomplexe beinhalten sowohl Münzen als auch nichtmonetäre Edelmetallobjekte.

42 Eine Kontaktaufnahme zu sämtlichen, mit der Erfassung mittelalterlicher Schatzfunde in den verschiedenen Ländern betrauten Institutionen unterblieb angesichts des unverhältnismäßigen Zeit- und Kostenaufwands. Zudem sind national angelegte Forschungsprojekte mit dem Ziel der systematischen Erfassung aller Schatzfunde, wie beispielsweise der Fundmünzkatalog in Deutschland und der Schweiz, teilweise ins Stocken geraten oder wurden bereits aufgegeben, aufgrund zu geringer Arbeitskapazitäten gegenüber einem sehr hohen Fundaufkommen. Bei der Datenerfassung wurde größtmögliche Vollständigkeit angestrebt, indem einschlägige (Ausstellungs-) Kataloge sowie archäologische, numismatische und kunsthistorische Zeitschriften systematisch nach publizierten Schatzfunden durchsucht wurden. An dieser Stelle sei S. Krabath (Dresden) herzlich für die Überlassung seiner Schatzfund-Datenbank und einen Großteil seiner Aufsatzkopiensammlung gedankt, wodurch der Zeitaufwand bei der Literaturrecherche und -beschaffung erheblich gemindert wurde.

43 Vgl. Borger 1993, 8.

Die diversen Schatzfundveröffentlichungen zeigen eine hohe Varianz im Detailliertheitsgrad der Beschreibung einzelner Schatzfunde mit ihren jeweiligen Eigenschaften beziehungsweise Merkmalen, abhängig vom Bearbeitungsstand und der Interessenlage der Bearbeiter. Zudem wird die Dichte detaillierter Informationen zu einem einzelnen Schatzfund von ab dem Zeitpunkt seiner Entdeckung wirksamen variablen Faktoren bestimmt, auf die bei der vergleichenden Auswertung der Schatzfunde im Kapitel Überlieferungsbedingungen ausführlich eingegangen wird. Unter den Schatzfundpublikationen überwiegt bei weitem die Ergebnisvorlage numismatischer gegenüber kunsthistorischen und archäologischen Auswertungen. Die vorrangig objektbezogene Bearbeitung bedingt eine in der Regel ausführlichere Beschreibung des Inhalts und der Zusammensetzung der Fundkomplexe, wohingegen es an weiteren archäologisch relevanten Daten, wie etwa einer genaueren Beschreibung der Befundsituation und der Fundgeschichte häufig mangelt. Ursächlich hierfür ist nicht allein die Interessenlage des jeweiligen Bearbeiters, sondern zudem die Tatsache, dass es sich häufig um zufällig entdeckte und unsachgemäß, das heißt ohne weitere Beachtung des Fundkontextes geborgene Fundkomplexe handelt. Die nicht selten gänzlich fehlenden oder allenfalls knapp zusammengefassten Beobachtungen zu den Auffindungs- und Deponierungsverhältnissen schmälern die Aussagefähigkeit der Quellengattung in Bezug auf archäologische Fragestellungen erheblich.

In manchen Fällen werden bekannte Informationen über die exakte Position der Fundstelle von den zuständigen Institutionen bewusst verschwiegen, aus Furcht vor Nachsuchungen durch Raubgräber und der damit verbundenen weiteren Zerstörung des Fundkontextes[44]. Häufiger jedoch ist die Verheimlichung oder Verschleierung des Fundortes durch den oder die Finder[45]. Im Kunsthandel befindliche Fundkomplexe, deren Herkunft und Fundortangabe häufig fragwürdig sind, wurden im Rahmen vorliegender Arbeit nicht aufgenommen[46], um eine möglicherweise erhebliche Verzerrung des Fundbildes zu vermeiden. In die Untersuchung wurden diejenigen Schatzfunde einbezogen, für die sich aus der Literatur Hinweise darauf ergaben, dass sowohl der Fundort als auch die ursprüngliche Zusammengehörigkeit des Fundkomplexes unzweifelhaft sind[47]. Aufgrund des kaum abzuschätzenden Fehlerpotenzials bei Angaben zu nicht ordnungsgemäß gemeldeten Schatzfunden wurden ausschließlich wissenschaftlich publizierte Fundkomplexe in der Datenbank aufgenommen, für die sich in der Literatur ausreichende, im Hinblick auf den Quellenwert relevante Daten finden ließen[48]. Insbesondere in Publikationen zu speziellen Objekttypen werden häufig nur die thematisch interessierenden Bestandteile eines Fundkomplexes aufgeführt. Die übrigen Objektgruppen finden teilweise nicht einmal Erwähnung[49]. Zudem sind Schatzfunde mitunter lediglich in Artikeln in entlegenen, schwer zugänglichen Fachzeitschriften publiziert.

44 Wie im Fall des Schatzfunds von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171).

45 Zur Verschleierung von Fundorten, um von einem Land mit strengem Schatzregal in ein »finderfreundlicheres« zu gelangen am Beispiel Baden-Württembergs: Brandt 1993, 183. – Zum Problem der Unterschiebung eines falschen Fundorts, zur Wertsteigerung von Gegenständen aus Raubgrabungen am Beispiel einer spätrömischen Zwiebelknopffibel, angeblich aus Sontheim an der Brenz (Lkr. Heidenheim), vermutlich jedoch aus einer Raubgrabung im östlichen Bayern stammend: Biel 1993, 178.

46 Ebenso wurden aus dem Kunsthandel stammende Fundkomplexe nicht aufgenommen, wenn im Zuge ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung kein gesicherter Nachweis über den Fundort erbracht werden konnte. Einer der berühmtesten Schatzfunde ohne Nachweis des genauen Fundortes, der zudem im Kunsthandel weitgehend zerstreut wurde, ist der sog. Barbarossa-Fund, dessen Münzspektrum in die Zeit des Kreuzzugs Friedrich I. Barbarossa verweist. – Zum Barbarossa-Fund: Klein 1986; Stumpf 1991, 35-49; Teile des sog. Barbarossa-Schatzes in: Katalog Mainz 2004, 361-363, Kat.-Nr. 37 [G. Stumpf].

47 Klüßendorf 1991, 313 verweist auf »Verwechslungen aller Art«. So sind Münzen mehrerer Fundplätze bisweilen unter einem einzigen zusammengezogen worden oder im umgekehrten Fall wurden Fundkomplexe auseinander gerissen und unrechtmäßig mit zwei Fundorten versehen.

48 Ein Beispiel für einen Schatzfund, der wegen unzureichend publizierter Information nicht aufgenommen wurde, ist der Schatzfund von Cösitz (Lkr. Anhalt-Bitterfeld). Über ihn findet sich lediglich folgende kurze Notiz in Bahrfeldt 1911, 10: »[...] im Cösitzer Denarfunde waren einige Ringe mit blauen Steinen vorhanden«.

49 Beispielhaft sei auf den Schatzfund von Bad Gandersheim II (Lkr. Northeim, Hort-Nr. 68) verwiesen. Während Lauerwald 1996, 5 lediglich die im Schatzfund enthaltenen Barren anführt, verweist Friedensburg 1912, 5073 sowohl auf die Barren als auch die im Schatz enthaltenen diversen Münztypen.

Eine weitere, mit älterem Schrifttum verbundene Problematik besteht in der teilweise kritiklosen Weitergabe von Fundnachrichten und insbesondere von Münzbestimmungen. Zumeist wurden die Münzen bereits kurz nach deren Entdeckung beziehungsweise Bekantwerden bestimmt. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ist bei der Münzbestimmung mit einer potenziell höheren Fehlerquote zu rechnen, aufgrund der damals noch signifikant weniger umfangreichen Vergleichsbasis an sicher bestimmten Münzen. Dies führte zu einer mitunter größeren Anzahl noch unbekannter und nicht bestimmbarer Münztypen in Schatzfunden[50], was bedeutet, dass die bis dahin ermittelte Schlussmünze nicht zwingend die jüngste Prägung in einem Fundkomplex darstellt. Auswirkungen auf die Festlegung des Deponierungszeitpunktes in Form einer falschen Datierung sind nur für diejenigen Fundkomplexe auszuschließen, deren Münzen in jüngerer Zeit neu bestimmt wurden.
Der uneinheitliche Standard in Quantität und Qualität der zu Schatzfunden publizierten Daten spiegelt sich in der Datenbank in mehr oder weniger detaillierten Datensätzen wider. Eine persönliche Sichtung der Schatzfunde zur Vervollständigung oder Überprüfung der Daten war aus finanziellen, zeitlichen und organisatorischen Gründen nur in Einzelfällen möglich[51].

ZUM AUFBAU DER DATENBANK

Die aus der Literatur erfassten Merkmale von 324 Schatzfunden wurden in eine mittels Microsoft Access 2000 erstellte Datenbank[52] eingegeben, die somit in gewissem Maß den derzeitigen Publikations- und Forschungsstand zu Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters widerspiegelt. Die Datenfelder eines Datensatzes wurden derart konzipiert, dass dieser die bezüglich der angestrebten Auswertung relevanten Eigenschaften beziehungsweise Merkmale eines Schatzfundes enthält, insbesondere aus archäologischer Perspektive interessierende Angaben zum Fund- und Befundkontext, zur Forschungsgeschichte und zur Zusammensetzung des Fundkomplexes. Um das Eingeben der Daten zu erleichtern und falsche Einträge zu vermeiden, wurde ein Formular erstellt, das als Eingabemaske dient (Abb. 2).
Die Datenbank besteht aus einer Haupttabelle (Horte) mit einer Untertabelle (Objekte). Beide Tabellen sind über einen ID[53] miteinander verknüpft. Der ID ist mit der Hortnummer identisch[54]. In die Haupttabelle (Horte) wurden diejenigen Merkmale eingegeben, die den jeweiligen Schatzfund individuell charakterisieren, durch topographische Angaben zum Fundort[55], die Deponierungsverhältnisse kennzeichnende Merkmale[56] sowie Angaben zur Forschungsgeschichte[57] und zur Struktur beziehungsweise Zusammensetzung

50 So bei den Schatzfunden von Ozolmuiža (Absenau) (Rēzeknes novads/LV, Hort-Nr. 259), Akasztó-Pusztaszentimre (Kom. Bács-Kiskun/H, Hort-Nr. 190), Esztergom-Kőláb (Kom. Komárom-Esztergom/H, Hort-Nr. 208), Flensburg (Kr. Flensburg, Hort-Nr. 211), Gräsgärde (Kalmar län/S, Hort-Nr. 276), Gryfino (Voi. Gryfino/PL, Hort-Nr. 55), Köln-Dünnwald (Hort-Nr. 37), Kursk (Kursk Oblast/RUS, Hort-Nr. 246), Lubnice (Woj. Łódź/PL, Hort-Nr. 224), Mondsee (Bez. Vöcklabruck/A, Hort-Nr. 60), Nysted kirkegård (Sjælland/DK, Hort-Nr. 109), Pécel (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 200), Tingby (Kalmar län/S, Hort-Nr. 274).

51 So bei den Schatzfunden von Münster, Stadtweinhaus (Hort-Nr. 30), Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) und Pritzwalk (Hort-Nr. 35).

52 Zu den hier erfassten Daten siehe **Tabellen 24-78** online unter DOI: 10.11588/propylaeumdok.00004092.

53 Der ID entspricht einem automatisch vergebenen Primärschlüssel, d. h. die Datensätze werden automatisch fortlaufend nummeriert. Es handelt sich dabei um das Datenfeld, über das jeder Datensatz eindeutig identifiziert werden kann, vgl. Seimert 1999-2000, 92. 250.

54 Die Nummerierung beginnt mit 30 für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster, da vorher 29 fälschlich eingegebene Datensätze gelöscht wurden.

55 Ortsname, Kreis, Landesteil, Land.

56 Fundstelle, Befundkontext, Befund, Deponierungsart, Fundbehälter, *terminus post quem* und *terminus ante quem* der Deponierung, geschichtswissenschaftlicher Terminus, Verbergungsgrund.

57 Fundumstände, Funddatum, vollständig geborgen und überliefert, Verbleib, Literatur, Datum der Erstpublikation, Datierungskriterium, Interpretation, Datum der Interpretation.

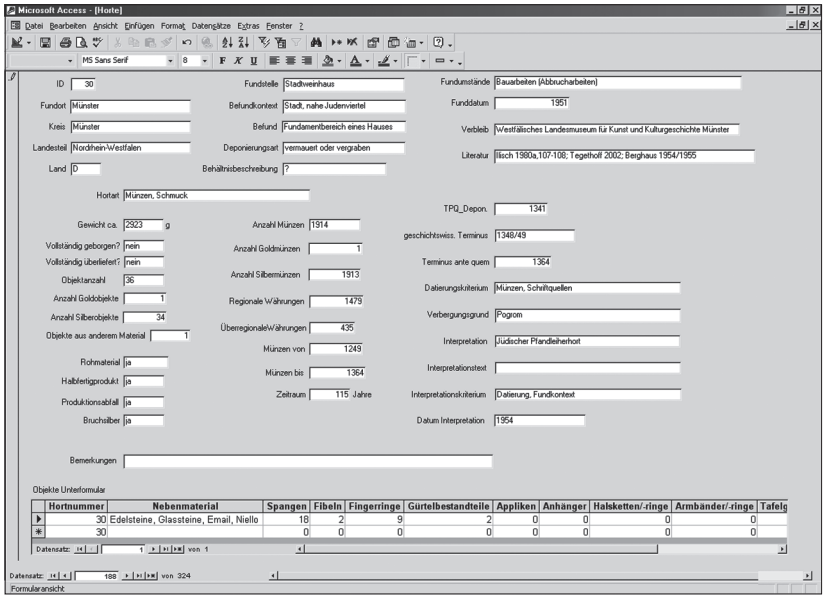


Abb. 2 Das Eingabeformular der Schatzfund-Datenbank. – (A. Scholz).

des jeweiligen Schatzfundes[58]. In die Untertabelle wurden die im jeweiligen Schatzfund vertretenen nichtmonetären Objekttypen[59] numerisch eingetragen sowie Angaben zu den Eigenschaften Nebenmaterial und Fragmentierungsgrad. Eine detailliertere Erfassung der Einzelobjekte erschien nicht sinnvoll, da die Arbeit auf das Erkennen charakteristischer Muster in der Struktur, Deponierung und Überlieferung der Schatzfunde abzielt. Zeitaufwendige detaillierte Beschreibungen der einzelnen Objekte sind diesbezüglich von geringer Aussagekraft, die einen höheren Zeit- und Arbeitsaufwand bei der Datenerfassung nicht rechtfertigt[60]. Gleichfalls wurden die im jeweiligen Schatzfund vertretenen Münztypen nicht einzeln aufgenommen, zumal das Münzspektrum der meisten Schatzfunde bereits detailliert beschrieben, ausgewertet und publiziert vorliegt.

Die Einträge in die Datenfelder basieren auf publizierten Daten. Die Vollständigkeit der Datensätze hängt demnach vom Forschungs- und Publikationsstand des jeweiligen Schatzfundes ab. Da es keine einheitlichen Standards zur Erfassung und Publikation von Schatzfunden gibt, sind erhebliche Unterschiede in der Fundvorlage festzustellen. Selbst in neuesten Publikationen fehlen mitunter relevante Angaben, wie etwa das Gewicht einzelner Objekte oder das Gesamtgewicht eines Schatzfundes. Teilweise finden sich auch unterschiedliche Angaben in den verschiedenen Publikationen zu einem Schatzfund, häufiger bezüglich der Anzahl und Datierung der Münzen[61]. In solchen Fällen wurden diejenigen Angaben aus der Literatur übernommen, die am aktuellsten beziehungsweise am besten nachzuvollziehen waren.

Der ungleiche Publikationsstand führt zu teils erheblichen qualitativen Unterschieden in der Erfassung der Schatzfunde. Kennzeichnende Merkmale konnten nur in soweit detailliert und vollständig aufgenommen werden, als es die publizierte Datenbasis zuließ, um zu statistisch relevanten, allgemeinen Aussagen zu

58 Hortart, Gewicht, Objektanzahl differenziert nach Gold, Silber und sonstigem Material, Rohmaterial, Halbfertigprodukte, Produktionsabfall, Bruchsilber, Anzahl Münzen differenziert nach Gold und Silber, regionale und überregionale Währungen, Münzen von ... bis, Schatzbildungszeitraum.

59 Spangen, Fibeln, Fingerringe, Gürtelbestandteile, Appliken, Anhänger, Halsketten/-ringe, Armbänder/-ringe, Ohrringe, Schläfenringe, Haken und Ösen, Knöpfe, Perlen, Schellen, Tafelgeschirr, Sakralgerät, Barren, sonstige Objekte.

60 Der diesbezügliche Aufwand ist als hoch zu veranschlagen, da die meisten Publikationen der hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunde weder eine umfassende Beschreibung noch Detailbilder sämtlicher Einzelobjekte bieten. – Vgl. hierzu die Ausführungen von Haupt 2001, 31, der mit einer ähnlichen Problematik konfrontiert war.

61 So beispielsweise für den Schatzfund von Münster, Stadtweinhaus (Hort-Nr. 30).

gelangen. Es besteht eine gewisse, aber nicht unüberwindbare Problematik bei der Erfassung heterogenen und verschieden weit aufbereiteten Materials aus der Literatur in eine Datenbank mit feststehenden kategorisierten Feldern. In der Literatur finden sich bedingt durch den differierenden Sprachgebrauch der verschiedenen Autoren teilweise unterschiedliche Bezeichnungen für ähnliche oder sich entsprechende Sachverhalte. Beispielsweise reichen die Angaben der Fundumstände für bei landwirtschaftlicher Tätigkeit entdeckte Schatzfunde von »bei der Feldarbeit« über »bei der Beackerung eines Feldes« bis hin zu »beim Pflügen«. Im Hinblick auf die Auswertung wurde versucht, für die Eingaben möglichst neutrale, einheitliche Kategorien zu bilden. So wurde für oben genannte Angaben ins Feld Fundumstände jeweils »landwirtschaftliche Tätigkeit« eingetragen und in Klammern dahinter die Beschreibung aus der Literatur, zum Beispiel »beim Pflügen«, gesetzt. Dadurch ist gewährleistet, dass sich bei den Abfragen generelle Trends abzeichnen und nicht nur aneinander gereihte Einzelergebnisse ausgeworfen werden. Um in die Datenstruktur aufgenommen werden zu können, mussten die Daten aus der Literatur teilweise interpretiert werden. Beispielsweise findet sich beim Schatzfund von Sonneborn (Lkr. Gotha, Hort-Nr. 63) in der Literatur der Hinweis: »Beim Abbruch der alten Nordhofener Kirche [...] in dem Fundament der Ostwand folgende beiden Barren entdeckt [...]«[62]. Für die Deponierungsart kann demnach mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit »vermauert« angenommen werden. Da mit Angaben zum mutmaßlichen Verbergungsgrund, zum ehemaligen Besitzer und zur Funktion auch Schatzfundmerkmale erfasst wurden, die der Interpretation des jeweiligen Bearbeiters entstammen, spiegelt die Datenbank allgemein forschungsgeschichtlich relevante Aspekte, wie die bei der Auswertung von Schatzfunden verfolgten individuellen Interessen und darauf basierende Prämissen der Bearbeiter, wider.

62 Hävernick 1940, 390.

DER SCHATZFUND AUS DEM STADTWEINHAUS

VORBEMERKUNGEN

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen, der sich heute im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster befindet, gehört zu den bedeutendsten spätmittelalterlichen Schatzfundkomplexen im deutschen Sprachraum, begründet auf der beeindruckenden Anzahl von ca. 2000 Silbermünzen und insbesondere den 35 silbervergoldeten Schmuckstücken mit ihrem außergewöhnlich reichhaltigen Dekor. Auch wenn der Schatzfund nicht im stratigraphischen Kontext des erst später erbauten Stadtweinhauses gefunden wurde, sondern in demjenigen der Vorgängerbebauung auf der Parzelle, so wird doch der Name »Schatzfund aus dem Stadtweinhaus« beibehalten, da dieser seit der Auffindung bereits etabliert ist und sich die exakte Fundstelle nicht mehr näher lokalisieren und folglich keinem konkreten Vorgängerbau zuweisen lässt[63].

Der hohe Bekanntheitsgrad des Schatzfundes ist vor allem auf die Tätigkeit von P. Berghaus zurückzuführen, der den Fundkomplex bereits kurz nach dessen Entdeckung in numismatischen Zeitschriften publizierte und von P. Ilisch, der Leihanfragen für Sonderausstellungen diverser Museen positiv begegnet und selbst bereits mehrfach Katalogbeiträge publizierte[64].

Trotz der vergleichsweise umfangreichen Zahl erschienener Publikationen zum Schatzfund aus dem Stadtweinhaus[65], kann der bisherige Forschungsstand insbesondere im Hinblick auf die Schmuckstücke nicht als hinreichend bezeichnet werden, sodass sich die erstmals umfassende Auswertung im Rahmen vorliegender Dissertation in mehrfacher Hinsicht anbot:

1. steht er exemplarisch für die Gruppe der Schatzfunde aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, die nahezu regelhaft als jüdische Pfandleiherhorte interpretiert wurden und in letzter Zeit verstärkt ins Blickfeld der Forschung und Öffentlichkeit gerückt sind[66].
2. weist er eine für spätmittelalterliche Schatzfunde im deutschen Sprachraum geradezu typische Fund- und Forschungsgeschichte auf, die zudem vergleichsweise gut überliefert und bekannt ist. Damit sind günstige Bedingungen gegeben, um den Quellenwert eines Schatzfundes, der nicht auf einer archäologischen Grabung zutage trat, exemplarisch zu untersuchen.
3. wurden die Münzen bereits von numismatischer Seite umfassend ausgewertet und publiziert, sodass die Ergebnisse direkt in die Gesamtauswertung des Schatzfundes einfließen können.
4. wurden die Schmuckstücke zwar von kunsthistorischer Seite bereits mehrfach berücksichtigt, die Ergebnisse erschienen allerdings lediglich in kurzen Katalogbeiträgen und Aufsätzen, meist grob zusammengefasst und nur auf eine Auswahl der Schmuckstücke bezogen[67]. Insofern liegt der Fokus der Detailuntersuchung im Rahmen vorliegender Arbeit auf den 35 Schmuckstücken und deren umfassender Auswertung.

63 Vgl. Kapitel Sozialtopographische Verhältnisse – Stadtweinhaus.

64 Hierzu ausführlicher Kapitel Fund- und Forschungsgeschichte.

65 Schweizer Münzblätter 7, 1951, 73. – Berghaus 1952a, 10; 1952b, 177; 1954/1955. – Ilisch 1980a, 107-108. – Katalog Münster 1980, Bd. II, 168 Kat.-Nr. 456. – Fritz 1982, 230 Kat.-Nr. 310-317. – von Wilckens 1985. – Gross 1988, 92. – Ilisch 1991. – Katalog Zürich 1991, 273 Kat.-Nr. 144a-c. – Aschoff 1993, 578. – Heinemeyer 1995. – Ilisch 1999. – Tegethoff 2002. – Katalog Speyer 2004, 27. – Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96.

66 Zum verstärkten Interesse an der Geschichte der Juden und den archäologischen Untersuchungen jüdischer Siedlungsplätze in den letzten Jahrzehnten beispielsweise Wamers u. a. 2004, 8-9. – Das Interesse an Schatzfunden wurde insbesondere durch spektakuläre Neufunde im Zuge von Ausgrabungen geweckt, besonders durch die Entdeckung der reichen Schatzfunde von Erfurt (1998) und Regensburg (1996).

67 Die Ausnahme bildet der Beitrag von Tegethoff 2002, die sämtliche Schmuckstücke, jedoch nur hinsichtlich ihrer Herstellungstechnik und Gestaltung, ausführlich beschreibt.



Abb. 3 Topographische Lage Münsters in Westfalen. – (Karte M. Ober, RGZM).

5. wurde der Schatzfund bisher nicht von archäologischer Seite bearbeitet, weshalb die Rekonstruktion und Aussagemöglichkeiten des Fundkontextes bisher keine angemessene Berücksichtigung fanden, was jedoch zwingende Voraussetzung für eine gesicherte kulturhistorische Interpretation darstellt.
6. zählt der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zu den wenigen Schatzfunden, die nicht über mehrere Museen verstreut sind, sondern der Fundkomplex befindet sich geschlossen im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster – ein Umstand, der besonders den organisatorischen Aufwand in Vorbereitung der Auswertung des Schatzfundes enorm erleichterte.

TOPOGRAPHISCHE LAGE

Münster, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks, Bistums und Hochstifts liegt im Kernmünsterland im heutigen Bundesland Nordrhein-Westfalen (**Abb. 3**). Die Stadt geht zurück auf die für das 8. Jahrhundert schriftlich überlieferte altsächsische Siedlung *Mimigernaford*, gelegen auf dem hochwasserfreien Ausläufer eines Kiessandrückens in der Talaue der Aa, in der Nähe der namengebenden Furt[68]. Die Aafurt und damit das frühe Münster lagen an der Kreuzung mehrerer Fernhandelswege: der Friesischen Heerstraße von Emden nach Soest, der Holländischen Straße von Deventer nach Paderborn und der Kölnischen beziehungsweise Rheinischen Straße von Wesel über Haltern nach Osnabrück. Früher wie auch heute noch sind die charakteristischen Funktionen Münsters diejenigen eines für die Region wichtigen Verkehrs- und Dienstleistungszentrums[69].
Der sog. Prinzipalmarkt entstand zu Beginn des 12. Jahrhunderts an der Kölnischen Straße. Hier konzentrierte sich das städtische Leben mit der Einmündung der Nah- und Fernstraßen, der ersten Pfarrkirche und

[68] Kirchhoff u. a. 1993.

[69] Mayr u. a. 1993, 234.



Abb. 4 Das Stadtzentrum Münsters mit Dom, Lambertikirche und Prinzipalmarkt. Innerhalb der Markierung links die Fassade des Stadtweinhauses, rechts des Rathauses. – (AvanCarte GmbH, Bremen, Foto H. Nietmann; Bearbeitung A. Scholz).

dem Rathaus[70]. Südlicher Nachbar des Rathauses ist das sog. Stadtweinhaus, in dessen Fundamentbereich der Schatzfund beim Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg entdeckt wurde (**Abb. 4-5**)[71].

FUND- UND FORSCHUNGSGESCHICHTE

Am 2. Mai 1951 fanden Bauarbeiter bei Abbrucharbeiten im Zuge des Wiederaufbaus des im Zweiten Weltkrieg zerstörten Stadtweinhauses am Prinzipalmarkt in Münster in dessen Fundamentbereich einen spätmittelalterlichen Schatzfund, den sie allerdings nicht als solchen erkannten[72]. Die grau-grün korrodierten Münzen hielten sie für Unterlegblättchen für Sicherungen, die Schmuckstücke sahen sie als Karnevalsschmuck an. Die Unkenntnis über die kulturhistorische Bedeutung des Fundes führte zu dessen unvollständiger Bergung, teilweisen Unterschlagung und Veräußerung an Sammler und Goldschmiede durch die Finder. Erst drei Wochen nach der Entdeckung wurde der Schatzfund der Öffentlichkeit bekannt. Zwei Schüler brachten einige Münzen und Schmuckstücke zum Westfälischen



Abb. 5 Stadtweinhaus und Rathaus. – (AvanCarte GmbH, Bremen, Foto N. Muddemann).

70 Kirchhoff 2001, 28.

71 Diese knappe Darstellung der topographischen Situation des Fundortes soll lediglich der Einführung dienen. Die ausführliche Besprechung insbesondere unter verkehrsgeographischen und handelsgeschichtlichen Aspekten folgt zu Beginn der archäologisch-historischen Analyse im Kapitel Fundkontext.

72 Ilisch 1991, 16; 1999, 118.



Abb. 6 Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. – (Foto T. Samek, Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte).

Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster, wurden allerdings von den Pförtnern mit der Bemerkung abgewiesen, es handle sich um Karnevalsschmuck. Glücklicherweise meldete sich wenig später ein ortsansässiger Goldschmied mit einigen von ihm angekauften Schmuckstücken bei P. Berghaus, dem damaligen Konservator des Münzkabinetts im Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte, der sie als Bestandteile eines spätmittelalterlichen Schatzfundes erkannte.

Im Laufe des Jahres 1951 gelang es, rund 1450 Silbermünzen und rund 30 Schmuckstücke sicherzustellen[73]. Bis 1952 wuchs die Zahl der Münzen auf 1660 Stück an, wobei Berghaus davon ausging, dass der Fundkomplex »sicherlich noch nicht wieder für die wissenschaftliche Bearbeitung geschlossen beieinander«[74] sei. Im Numismatischen Nachrichtenblatt 1952 bittet Berghaus daher im Namen des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte um Benachrichtigung beim Auftauchen von Münzen und Schmuckstücken. So gelang es bis September 1952, dank der finanziellen Unterstützung der Stadt Münster, mehr als 1850 Münzen sicherzustellen[75]. Bis 1954/1955 stieg deren Anzahl auf nahezu 2000 Silbermünzen, die um 1955 zusammen mit 30 Schmuckstücken im Landesmuseum ausgestellt waren[76]. Heute besteht der Fundkomplex aus 1914 Münzen und 35 Schmuckstücken[77].

Eine 1991 erstmals publizierte Gesamtaufnahme der Schmuckstücke zeigt neben einer Auswahl an Münzen auch mehrere, heute verschollene, nicht näher zu identifizierende Kleinobjekte und Fragmente (**Abb. 6**)[78]. Unbekannt ist, wie viele der Münzen und Schmuckstücke nicht gemeldet und abgegeben wurden. Eine Schätzung der ursprünglichen Gesamtzahl der Münzen beläuft sich auf über 2000 Stück[79].

Aus der Fundgeschichte ergibt sich die Schwierigkeit, dass weder der ursprüngliche Umfang, noch die ursprüngliche Zusammensetzung des Schatzfundes exakt zu ermitteln sind. Entsprechendes gilt für die

73 Berghaus 1951, 73.
74 Berghaus 1952a, 10.
75 Berghaus 1952b, 177.
76 Berghaus 1954/1955.
77 Ilisch 1999, 118. – Tegethoff 2002, 3.
78 Ilisch 1991, 17.
79 Ilisch 1991, 16.

Rekonstruktion des Befundkontextes, das heißt des Schatzverstecks beziehungsweise Depots. In der Literatur finden sich diesbezüglich unterschiedliche Angaben: »im Kellerfundament«[80], »in einem Kellergewölbe eingemauert«[81], »in den Fundamenten des Stadtweinhauses eingemauert«[82], »beim Ausschachten der Fundamentgräben des hinteren Bereichs«[83], »im Osten der Baugrube«[84]. Aus dem relativ guten Erhaltungszustand der kleinen und teilweise sehr fragilen Schmuckstücke könnte darauf zu schließen sein, dass diese in einer Mauernische versteckt wurden. Derart wurde der Schatzfund 1995 in der Sonderausstellung »Kleine Vitrine« im Treppenhaus des Westfälischen Landesmuseums für Archäologie in Münster präsentiert (**Abb. 7**)[85]. Diese Rekonstruktion des Schatzverstecks ist allerdings rein hypothetisch, zumal sich der gute Erhaltungszustand der Objekte auch aus der Deponierung in einem im Erdreich vergrabenen stabilen Behältnis erklären könnte.

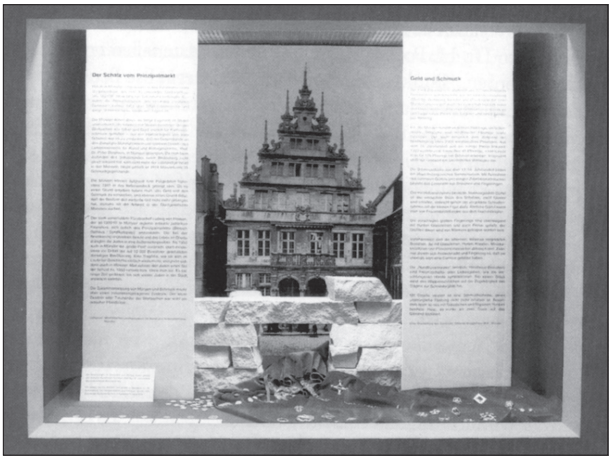


Abb. 7 Sonderausstellung »Kleine Vitrine« im Treppenhaus des Westfälischen Museums für Archäologie in Münster mit der Präsentation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus 1995. – (Nach Neujahrsgruß 1996, 8 Abb. 2).

Der Fokus der Forschung lag zunächst ausschließlich auf der Bestimmung der ca. 2000 Münzen, die den Hauptanteil des Fundkomplexes bilden. Sie wurden von P. Berghaus gereinigt[86], bestimmt und beschrieben. Unter den im Jahr 1951 bekannten, rund 1450 Silbermünzen befanden sich überwiegend Pfennige aus Münster, Dortmund, Iserlohn und Osnabrück, Groschen von Deutz und Bonn, eine unedierte Nachahmung von Düren (Wilhelm von Jülich), niederländische Köpfchen und »Brabantini«, woraus Berghaus[87] auf die »Vergrabungszeit um 1350« schloss.

Von den bis September des Jahres 1952 gemeldeten, mehr als 1850 Münzen waren rund 35 % Silberpfennige Bischof Ludwig II. v. Hessen (1310-1357) aus der Münzstätte Münster, 25 % Silberpfennige aus der Stadt Dortmund, mit dem Namen Kaiser Ludwig d. Bayer (1328-1347) und 10 % Silberpfennige aus Iserlohn, des Grafen Adolf II. v. d. Mark (1328-1347). Weiterhin waren in kleineren Anteilen die Münzstätten Osnabrück und Emden vertreten sowie Groschen aus Bonn und Deutz, des Erzbischofs Walram von Köln (1332-1349), Sterlinge aus Haelen in Brabant und Köpfchen aus Dordrecht in Holland[88].

Die Bedeutung des Fundes ist, wie Berghaus[89] betont, in seinem großen Umfang begründet sowie insbesondere im anhand der Schlussmünze ermittelten Verbergungsdatum »um 1348«. Die jüngste im Schatzfund vertretene Münze ist ein Groschen, der im Namen des Bischofs Johann I. von Utrecht (1341-1364) geprägt wurde (**Abb. 8**). Sie ergibt folglich für den Deponierungszeitpunkt den *terminus post quem* 1341[90].

Unabhängig von vorgenannter Datierungsproblematik schloss der Schatzfund eine bis Anfang der 1950er Jahre bestehende Forschungslücke im Geldumlauf, da vorher zwar zahlreiche westfälische Münzfunde der Zeit bis 1320 sowie nach 1360 bekannt waren, dazwischen klaffte allerdings eine Lücke mangels Funden. Folglich lagen der weiteren Bearbeitung zuerst geld- und währungsgeschichtliche Fragestellungen zu-

80 Berghaus 1951, 73.
81 Berghaus 1952b, 177.
82 Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.
83 Ilisch 1999, 118.
84 Kirchhoff 2001, 86. – Gemeint ist der Bereich des Hauses Prinzipalmarkt 9, womit die Fundstelle im Bereich der ehemaligen jüdischen Siedlung lokalisiert wird.
85 Neujahrsgruß 1996, 8 Abb. 2.
86 Nach Auskunft von P. Ilisch waren die Münzen vergrünspant und wurden mit Zitronensäure gereinigt. Schriftliche Mitteilung am 27.7.2005.
87 Berghaus 1951, 73.
88 Berghaus 1952b, 177; 1952a, 10.
89 Berghaus 1952b, 177.
90 Berghaus präzisiert die Datierung bezugnehmend auf das schriftlich überlieferte Judenpogrom auf »um 1348«.



Abb. 8 Die Schlussmünze im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (links: Vorderseite, rechts: Rückseite). – (Foto P. Ilisch).

grunde. Die Groschen aus Bonn und Deutz belegen rheinische Handelsbeziehungen, die Münzen aus Dordrecht, Utrecht, Löwen, Brüssel und Maastricht weisen nach den Niederlanden[91].

Die umfassende Auswertung der Münzen erfolgte durch P. Ilisch im Rahmen seiner Dissertation[92]. Von den 1914 erfassten Münzen sind 668 münsterische Pfennige, 134 Münzen sind mit den münsterischen wertgleiche Pfennige des Bischofs von Osnabrück. Insgesamt, inklusive 18 Imitationen des münsterischen Typs aus angrenzenden Werkstätten, beträgt der Anteil lokaler Prägungen 43 %. Südwestfälische Prägungen sind mit 34 % am zweithäufigsten vertreten. 451 Münzen wurden in der kaiserlichen Stadt Dortmund geprägt, 194 in Iserlohn. Essen und Soest spielten dagegen zum Zeitpunkt der Verbergung des Schatzes als Münzstätten keine große Rolle mehr. Das fast völlige Fehlen ostwestfälischer Münzen ist nach Ilisch[93] charakteristisch für die Regionalität der Währungsgebiete und auch für die Westorientierung Münsters. Die Münzstätte Bielefeld ist lediglich mit 13 Münzen vertreten, Paderborn nur mit einer einzigen. Auffallend ist, dass die seit 1330/1340 ausgehend von Italien und nun vermehrt auch vom Rheinland nach Westfalen einströmenden größeren Münzen im Wert von mehreren Pfennigen, hier hauptsächlich französische Turnosen[94], im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nicht vertreten sind. Dagegen erstaunt die große Zahl von 204 Groschen aus Bonn und Deutz, den Münzstätten des Kölner Erzbischofs Walram (1332-1349). Die 162 kleinen »Köpfchen«[95], die im münsteraner Währungssystem wie Viertel-Pfennige gebraucht wurden, machen 8 % des Gesamtensembles aus und deuten auf Beziehungen zum Niederrhein, da sie, mit Ausnahme der rheinischen Imitationen, hauptsächlich in Dordrecht geprägt wurden. Überregionale Münzen sind mit 56 Sterlingen[96] der südlichen Niederlande, im wesentlichen Brabantini sowie einem einzelnen Vertreter der Mittelmeerregion, einer zwischen 1280 und 1289 geprägten venezianischen Münze, weniger zahlreich vertreten.

Die Bearbeitung der 35 Schmuckstücke war verglichen mit der Auswertung der Münzen längere Zeit von nachrangiger Bedeutung. Zunächst wurden in den Fundberichten lediglich Ringe und Spangen sowie zwölf Glieder eines Gürtels genannt, die meist aus Silber, vergoldet und mit »Halbedelsteinen«[97] besetzt seien[98]. Aus dem 1954/1955 von Berghaus publizierten Artikel geht hervor, dass die Schmuckstücke einer ersten Analyse unterzogen worden waren, woraus eine zwar noch immer spärliche, aber doch etwas genauere Beschreibung des Schmucks resultierte: »mit Bergkristall besetzte Fingerringe, Teile eines silbernen Gürtels mit Almandinen und zahlreiche Spangen und Broschen, reich mit Perlen und »Halbedelsteinen« verziert«. Berghaus[99] sieht den Wert des Fundes insbesondere darin, dass das Alter des Schmucks mittels der beigegebenen Münzen »so genau festgelegt werden kann« und Schmuckstücke aus dieser Zeit »recht selten« seien[100].

91 Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.
92 Ilisch 1980a; vgl. auch Ilisch 1991 und 1999.
93 Ilisch 1991, 16.
94 Groschen im Wert von 12 Pfennigen, benannt nach dem Prägeort Tours (F).
95 Nicht zeitgenössische Bezeichnung für kleine holländische Pfennige, die den Kopf des Grafen zeigen.
96 Der Name Sterling bezieht sich auf das Goldschmiedsgewicht von 28,5 g.
97 Aufgrund der Unzweckmäßigkeit des im Volksmund gebräuchlichen Begriffs »Halbedelstein« sollte dieser nicht verwendet werden: Schumann 1994, 8.
98 Berghaus 1951, 73; 1952a, 10; 1952b, 177.
99 Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.
100 Er nennt verwandte Stücke aus einem Fund in der Mark Brandenburg – vermutlich Pritzwalk – und aus um 1361 auf Gotland (S) verborgenen Schätzen.



Abb. 9 Der Schatzfund von Weißenfels (Auswahl). – (Foto S. Krabath).

In der 1982 erschienenen Überblicksdarstellung »Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa« datiert J. M. Fritz[101] die Schmuckstücke erstmals nach ihrem Herstellungszeitpunkt in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, beziehungsweise »einige könnten noch dem 13. Jahrhundert angehören« und beschreibt eine Auswahl der Objekte ausführlicher, teilweise mit Verweisen auf Vergleichsfunde, insbesondere für die Handtruwebratzen[102]. An Schatzfunden mit vergleichbaren Schmuckstücken nennt er Weißenfels (Burgenlandkreis, Hort.-Nr. 33) (**Abb. 9**), Pritzwalk (Lkr. Prignitz, Hort.-Nr. 35), Verona (Prov. Verona/I, Hort.-Nr. 38), Töre (Norbotten/S, Hort.-Nr. 158), Hukekulla (FIN, Hort.-Nr. 155), Gotland (S), Smedegade/Slagelse (Sjælland/DK, Hort.-Nr. 99) und Salzburg/Judengasse (Bez. Salzburg/A, Hort.-Nr. 46).
Der hohe Bekanntheitsgrad der Schmuckstücke aus Münster ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sie zumindest in Teilen bereits in zahlreichen Sonderausstellungen gezeigt wurden, wie etwa in der niedersächsischen Landesausstellung »Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650«[103], einhergehend mit dem größer werdenden Interesse an der Erforschung und Präsentation mittelalterlicher Sachkultur. L. von Wilckens[104] beschreibt eine Auswahl der Schmuckstücke etwas detaillierter, wobei sie den Angaben von Fritz folgt. U. Gross[105] und D. Flühler-Kreis[106] ziehen einige Schmuckstücke im Vergleich zu Darstellungen im Codex Manesse heran, E. Heinemeyer[107] zu Abbildungen im Sachsenspiegel. In seiner Beschreibung der formalen und stilistischen Entwicklung der Schmucktypen berücksichtigt R. W. Lightbown[108] ebenfalls eine Auswahl an Schmuckstücken aus Münster. Eine erste ausführliche Be-

101 Fritz 1982, 230-231.
102 Nach dem Handtreuemotiv im Spangenrahmen so benannte Spangenform.
103 Katalog Braunschweig 1985.
104 von Wilckens 1985, 308-310.
105 Gross 1988, 92.
106 Katalog Zürich 1991, 273 Kat.-Nr. 144a-c.
107 Heinemeyer 1995, 567-568 Kat.-Nr. 290.
108 Lightbown 1992, 149-150. 183-184.



Abb. 10 Der Schatzfund von Colmar um 1940(?). – (Nach Katalog Colmar 1999, 14 Abb. 2).

schreibung sämtlicher Schmuckstücke hinsichtlich ihrer Herstellungstechnik und Gestaltung erfolgte durch R. Tegethoff[109].

In jüngerer Zeit wird der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus häufiger in jüdischem Kontext präsentiert, wie etwa 1999 im Vergleich zum Schatzfund von Colmar (Dép. Haut-Rhin/F)[110] (**Abb. 10**) oder bis Januar 2005 im Jüdischen Museum Westfalens in Dorsten, in der Abteilung »Jüdische Lebenswege in Westfalen« zur Illustration der Geschichte der Juden in Westfalen[111]. In der Ausstellung »Europas Juden im Mittelalter« wurde der Schatzfund neben anderen im Kontext der »Juden im gesellschaftlichen Leben des Mittelalters«[112] gezeigt. W. Transier[113] geht davon aus, dass »die enthaltenen Gegenstände, vielfach Pfänder für Kredite jüdischer Bankiers« seien, die Aufschluss über die Ausstattung vermögender Haushalte mit Schmuck, Geschirr und Kleidung geben, ebenso über die »wirtschaftlichen Beziehungsräume jüdischer Bankiers und Kaufleute«.

Bereits 1954/1955 schloss P. Berghaus aus dem Alter der Münzen in Kombination mit Aussagen der Schriftüberlieferung auf den Deponierungszeitpunkt um 1348/1349, wonach es ihm zufolge nahe liegt, »in dem Eigentümer einen in der Stadt ansässigen Juden zu vermuten, der der großen Judenverfolgung in den Jahren 1348/1349, die eine Folge der großen Pest war, zum Opfer gefallen sein dürfte«[114]. Er stützt seine These auf die Annahme, nach der sich das Haus, das um 1349 an der Stelle des späteren Stadtweinhauses stand, in Privatbesitz befunden habe und dahinter das Judenviertel gelegen haben soll. 1980 beschrieb Berghaus[115] die Fundstelle als »noch zum Bereich des alten Judenghettos« gehörend und sah in dem ehemaligen Besitzer einen jüdischen »Geldhändler und Pfandleiher«. Er verweist auf verschiedene Schatzfunde aus Deutschland und Westfalen, die mit den Pogromen von 1340 und 1348/1350 in Verbindung zu bringen seien, benennt allerdings neben Münster, Stadtweinhaus lediglich den Münzschatzfund Albringhausen (Kr. Olpe).

P. Ilisch[116] geht 1980 davon aus, dass die Fundstelle »unmittelbar neben dem jüdischen Ghetto« lag und sieht aufgrund der Datierung der Münzen die Vergrabung ebenfalls im Zusammenhang mit den Judenverfolgungen im Pestjahr 1349. J. M. Fritz[117] und L. von Wilckens[118] schließen sich dieser These vorsichtig an, wonach »der Schatz im Zusammenhang mit den Judenpogromen von 1348, vielleicht von einem jüdischen Pfandleiher, verborgen worden sein«[119] könnte. Auch D. Flühler-Kreis[120] nimmt an, »dass die Kostbarkeiten in Zusammenhang mit den Judenpogromen 1348 von einem jüdischen Pfandleiher hier verborgen wurden«. Die These, dass es sich um den Hort eines jüdischen Pfandleihers handelte wird nach Ilisch[121] durch die Beobachtung gestützt, dass im 14. Jahrhundert die Synagoge von Münster auf einem Grundstück stand, in welches das Stadtweinhaus, das nach und nach erweitert wurde, eingreift. Er folgt damit der Aussage D. Aschoffs[122], wonach vermutlich ein Mitglied der jüdischen Gemeinde um 1350 den Schatz einmauerte, »denn im Bereich des heutigen Syndikatplatzes wird das Judenviertel vermutet«. K.-H. Kirchhoff[123] bemerkt zum Wiederaufbau des Hauses Prinzipalmarkt 9, dass der Schatzfund »im Osten der Baugrube [d. h. im Bereich der jüdischen Siedlung, Anm. Verf.]« entdeckt wurde, allerdings ohne diese Aussage eindeutig belegen zu können: »Die genaue Situation war nicht mehr festzustellen, die Vergrabungszeit »1348/1349« macht eine Lage in Verbindung zur jüdischen Siedlung wahrscheinlich«[124]. Zum Haus Syndikatplatz 3 ver-

109 Tegethoff 2002.
110 Katalog Colmar 1999.
111 http://www.jmw-dorsten.de/index.php?action=ausstellungen (3.5.2004).
112 Katalog Speyer 2004, 202-260.
113 Transier 2004, 202-203. Ebenso Ewigleben 2004, 9.
114 Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.
115 Katalog Münster 1980, Bd. II, 168 Kat.-Nr. 456 [P. Berghaus].
116 Ilisch 1980a, 4.
117 Fritz 1982, 230.
118 von Wilckens 1985.
119 von Wilckens 1985, 308.
120 Katalog Zürich 1991, 273.
121 Ilisch 1999, 118.
122 Aschoff 1993, 578.
123 Kirchhoff 2001, 86.
124 Kirchhoff 2001, 91.



Abb. 11 Der Schatzfund von Lingenfeld. – (Nach Katalog Speyer 2004, 225 unten).

merkt er dann allerdings, ohne nochmals auf die Ungewissheit der exakten Fundstelle hinzuweisen: »um 1347: Ein Händler (?) vergräbt hier sein Vermögen. Die Zusammenstellung (ca. 2000 Münzen, 30 Schmuckstücke und Bruchsilber) könnte auch auf einen Pfandleiher hinweisen«[125].

Beginnend mit Berghaus wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus im Kontext mit anderen um die Mitte des 14. Jahrhunderts deponierten Schatzfunden gesehen. »Aus Deutschland, auch aus Westfalen (Münster/Stadtweinhaus und Albringhausen, Kr. Olpe) sind verschiedene Schatzfunde bekannt, die mit den Pogromen von 1340 und 1348/1350 in Verbindung zu bringen sind«[126]. P. Ilisch[127] zieht den Vergleich mit Colmar (F), Jülich (Kr. Düren), Köln, Vallendar (Lkr. Mayen-Koblenz) und Lingenfeld (Lkr. Germersheim) (**Abb. 11**), C. Leroy[128] darüber hinaus mit Weißenfels und Pritzwalk. H. Steuer[129] sieht ihn zusammen mit jenem aus Środa Śląska (Woj. Dolnośląskie/PL) als während eines Judenpogroms verborgen. Auch W. Transier[130] bringt den Schatzfund aus Münster, wie die Funde aus Colmar (F), Erfurt, Köln, Lingenfeld oder Weißenfels in Verbindung mit den Verfolgungen während des Pestpogroms 1349/1350. Somit gelten die Schatzfunde für ihn als »Zeugnisse der Judenverfolgungen«.

125 Kirchhoff 2001, 344.
126 Berghaus 1980b, 168.
127 Ilisch 1999, 119.
128 Leroy 1999, 16-17.
129 Steuer 2004, 605.
130 Transier 2004, 202-203.

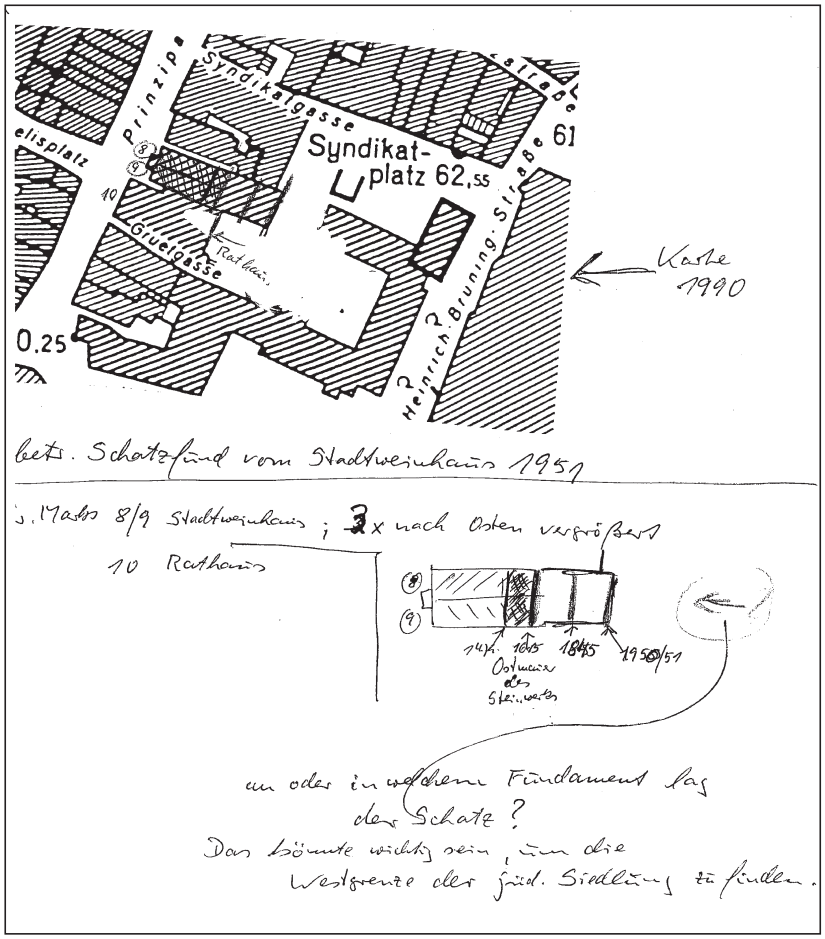


Abb. 12 Notiz in der Fundakte zum Schatzfund aus dem Stadtweinhaus im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. – (Vorlage Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster).

ZUSAMMENFASSUNG DES BISHERIGEN FORSCHUNGSSTANDES

Die Forschungsaktivitäten konzentrierten sich zunächst auf die Bestimmung und Auswertung der Münzen, insbesondere im Hinblick auf geld- und handelsgeschichtliche Fragestellungen. Mehr oder weniger ausführliche Fundberichte erschienen folglich zuerst in numismatischen Zeitschriften. Es fällt auf, dass in numismatischem Kontext der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus als »Münzschatzfund« bezeichnet wird und die Schmuckstücke, wenn überhaupt, lediglich als kurze Notiz im Text Erwähnung finden. Dagegen wird in Publikationen, die seit 1954/1955 zunehmend umfangreichere Angaben zu den Schmuckstücken enthalten, die Bezeichnung »Schatzfund« oder »Schmuckfund« verwendet.

Der hohe Bekanntheitsgrad des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster resultiert daraus, dass er bereits in zahlreichen Ausstellungen präsentiert und für die jeweiligen Katalogbeiträge ansatzweise ausgewertet wurde. Dabei war schon früh die kulturhistorische Interpretation von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers geht bereits auf P. Berghaus[131] zurück, der sich auf die Datierung des Deponierungszeitpunktes »nach 1341« mittels der Schlussmünze stützt und der somit gegebenen zeitlichen Nähe zu schriftlich überlieferter Pestepidemie und Judenpogrom. Der Versuch, die Interpretation durch den Fundkontext abzusichern, erscheint weniger eingängig, da die Fundstelle nicht exakt lokalisiert werden konnte. Dennoch wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus als Beleg für die

131 Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

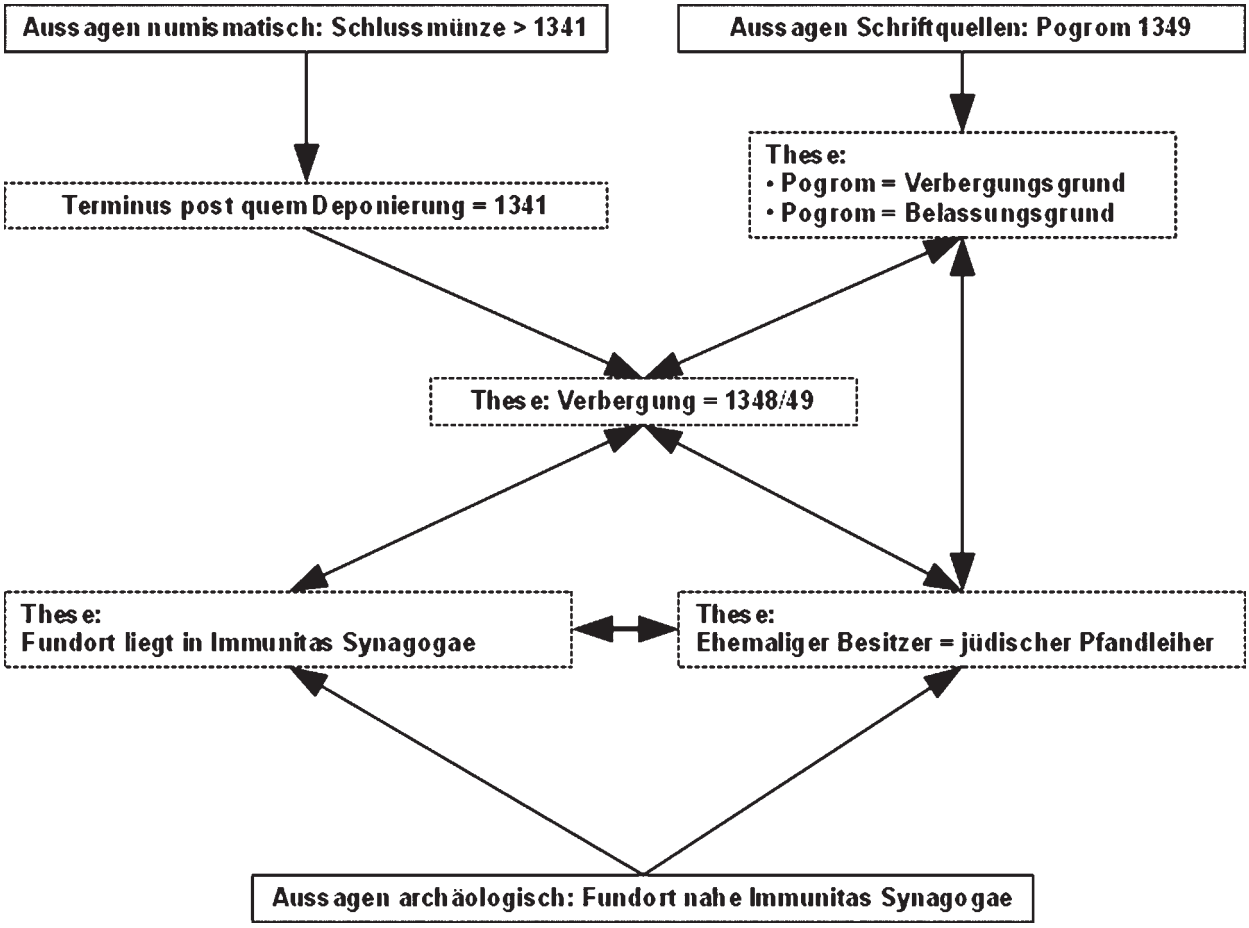


Abb. 13 Diagramm des Zirkelschlusses, auf dem die bisherige Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers basiert. – (Entwurf A. Scholz, grafische Umsetzung O. Börder).

Lokalisierung der Westgrenze der jüdischen Siedlung herangezogen, wie eine Notiz in den Fundakten des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte in Münster belegt (Abb. 12).

Die Interpretation als Hort eines Jüdischen Pfandleihers wurde verschiedentlich mehr oder weniger unkritisch übernommen. Dass die Interpretation argumentativ auf einem historischen Zirkelschluss (Abb. 13) basiert, wird an der Aussage besonders deutlich, die Vergrabungszeit 1348/1349 mache »eine Lage [der Fundstelle, Anm. Verf.] in Verbindung zur jüdischen Siedlung wahrscheinlich«[132].

Im Gegensatz zu den Münzen stand die umfassende Auswertung der Schmuckstücke wie auch des gesamten Schatzfundkomplexes bisher aus. Das folgende Kapitel ist der Abhilfe dieses Desiderats gewidmet sowie der Überprüfung der mittels Zirkelschlüssen gewonnenen kulturhistorischen Interpretation.

132 Kirchhoff 2001, 91.

ARCHÄOLOGISCH-HISTORISCHE ANALYSE

Im Verständnis der Mittelalterarchäologie als einer historischen Disziplin wird der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus detailliert und umfassend mittels archäologischer Methoden ausgewertet. Zunächst wird der Frage nach der exakten Lokalisierung der Fundstelle nachgegangen. Diese Fragestellung ist in einen größeren topographischen Kontext gestellt, der die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in Münster zum Zeitpunkt der Verbergung des Schatzes beleuchtet. Der Schwerpunkt der daran anschließenden Analyse des Fundinhaltes liegt auf der detaillierten, interdisziplinären[133] Auswertung der 35 Schmuckstücke, deren Ergebnisse mit jenen der numismatischen Untersuchung kombiniert werden. Auf dieser Synthese basierend wird unter Einbeziehung des Fundkontextes eine Neuinterpretation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus vorgenommen.

Fundkontext

Um die Ergebnisse der Detailanalyse des Fundinhaltes weitergehend interpretieren zu können, ist die Kenntnis des historischen Fundkontextes, das heißt des weiteren geographischen Umfeldes in dem die Deponierung erfolgte, Voraussetzung. Dieser ist mit Hilfe der schriftlichen Überlieferung relativ detailliert zu erschließen. Insbesondere interessieren Fragen der Handels- und Kulturkontakte im Einzugsgebiet der Stadt Münster und ihrer Bewohner, ebenso wie die hier gegebenen Faktoren der Kapitalbildung, um zu beurteilen, welche städtischen Bevölkerungsgruppen überhaupt in größerem Umfang Kapital anhäufen konnten. Zunächst wird mit Westfalen ein größerer geographischer Rahmen um die Fundstelle abgedeckt, wobei besonders verkehrsgeographische Aspekte im Münsterland als dem engeren Einzugsgebiet der Stadt Münster interessieren. Die anschließende Darstellung der Stadtgeschichte ist neben verkehrsgeographischen auch auf kultur- und sozialgeschichtliche Aspekte fokussiert, die für das engere topographische Umfeld der Fundstelle möglichst detailliert beschrieben werden.

Verkehrsgeographische Lage

Der historische Abriss zu Westfalen und dem Münsterland ist auf die verkehrs- und wirtschaftsgeschichtliche Einbettung Münsters im Spätmittelalter ausgerichtet. Entsprechendes gilt für die Stadtgeschichte Münsters, wobei hier zusätzlich kultur- und sozialgeschichtliche Komponenten im Bereich des Prinzipalmarktes und der ehemaligen jüdischen Siedlung (*Immunitas synagogae*) im Hinblick auf die Frage nach dem ehemaligen Funktionskontext und Besitzer des Schatzes besonders berücksichtigt werden.

Westfalen und das Münsterland

Seit 1180 war Westfalen[134] ein ausgedehntes Herzogtum im Westen des vorhergehenden Herzogtums Sachsen und bildete in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein vollständig geschlossenes Territorium (**Abb. 14**). Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts werden in den Schriftquellen der Rhein im Westen und die

133 Vor allem sind hierunter die naturwissenschaftlichen Materialanalysen und die Bestimmung der Inschriften zu verstehen sowie die Berücksichtigung von Schrift- und Bildquellen.

134 Die Bezeichnung Westfalen geht zurück auf den westlichen Teil des Siedlungsgebietes der Sachsen und bezeichnet sowohl das Land Westfalen, als Teil des deutschen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, wie auch den dort lebenden Menschenschlag: Berghaus 1980a.



Abb. 14 Westfälische Territorien um 1400. – (Nach Katalog Münster 1980, Bd. I, 135).

Weser im Osten als Grenzen angegeben. Dagegen sind die Süd- und insbesondere die Nordbegrenzung nicht exakt zu fassen. Das heutige Westfalen umfasst den nordöstlichen Teil des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen und ist in etwa deckungsgleich mit den Regierungsbezirken Arnsberg, Detmold und Münster.
Nach W. Janssen[135] »erscheint die spätmittelalterliche Geschichte Westfalens als ein konturenarmes Gewirr politischer Ereignisse von geringem Gewicht und unbedeutender Wirkung: eine schier endlose Kette regionaler und gar nur lokaler Grenzkriege, flüchtiger Allianzen und Feindschaften, wechselnder Macht- und Interessenkollisionen – dies alles scheinbar unabhängig von mehr oder minder langsamen Verschiebungen in dem zugrunde liegenden Gefüge des wirtschaftlichen Lebens und der sozialen Ordnungen«.
Die wirtschaftliche Entwicklung einer mittelalterlichen Stadt wird im wesentlichen durch die Verkehrsströme, die naturräumliche Ausstattung sowie die herrschaftlichen Verhältnisse des Umlandes bestimmt, wobei der Mangel an schriftlichen Quellen zur mittelalterlichen Periode Münsters die Beantwortung wirtschaftsgeschichtlicher Fragestellungen nicht unerheblich erschwert[136]. Die wirtschaftliche Bedeutung Münsters beruhte einerseits auf der Qualität des Platzes als Bischofssitz und Kathedralstadt, deren Privilegien wie Münz-, Markt- und Zollrechte eine gewisse Konzentration von Handel und Verkehr provozierten und andererseits auf dem Fernhandel im hansischen Raum zwischen London und Nowgorod[137]. Mit der Entstehung des hansischen Wirtschaftsbereichs und dessen Ausgestaltung vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wurden das nördliche Westfalen und insbesondere das Münsterland zu einem wichtigen Durchgangsgebiet zwischen der Handelsmetropole Köln, die auf die Niederlande, Flandern und vor allem England ausgerichtet war, sowie den Städten an der Nord- und Ostseeküste, insbesondere Lübeck[138]. Die Wirtschaftskraft Münsters im Spätmittelalter zeigt sich am deutlichsten in der Einbettung in den nordwesteuropäischen Wirtschaftsraum und den Aktivitäten der Bürger in den sich hier bietenden ökonomischen Spielräumen. Neben der bedeutenden Städtekette des Hellwegs mit Duisburg, Dortmund, Soest und Paderborn gewann der Weg vom Rhein über Dortmund, Münster, Osnabrück nach Norden zunehmend an Bedeutung (**Abb. 15**)[139].
Basierend auf der Tradition der westfälischen Städtebünde, die mit dem Bund von Ladbergen 1246 einsetzte, bestand ein enger Zusammenhang der westfälischen Städte untereinander[140]. Diese Städtebünde zielten insbesondere darauf, den Frieden auf den Straßen zu gewährleisten, als unabdingbare Voraussetzung für ungestörten Handel. In der Sicherung des Handelsfriedens und somit der ungehinderten Abwicklung des Fernverkehrs, wie auch des ungestörten Zu- und Abgangs zu den regionalen Märkten, trafen sich die Interessen der Landesherren wie auch der Städte. Münster gehörte in der Folgezeit zu jenen vier Städten, die im wesentlichen die hansische Organisation Westfalens trugen, neben Osnabrück, Dortmund und Soest. Insbesondere die ersten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts zeigen ein intensives Streben des münsterischen Bischofs nach Herrschaftssicherung mit eindeutigen wirtschaftspolitischen Akzenten. Mit der Kontrolle und Sicherung eines Bündels wichtiger Verkehrswege verschaffte er sich und damit der Stadt Münster eine herausragende Schlüsselstelle im Verkehrsnetz Nordwestdeutschlands. Er kontrollierte die Ems als Handelsroute nach Friesland, zu Land die flämische Straße, die von Bremen über Wildeshausen, Cloppenburg und Haselünne ins Niederländische eine weite Strecke durch münsterisches Gebiet führte, sowie die Straßen, die von Köln und vom Hellweg über Münster und Osnabrück nach Bremen verliefen und diejenigen, die von Münster aus nach Holland, vor allem nach Deventer ausstrahlten. Die Sicherung des Friedens im bremisch-friesisch-westfälischen Wirtschaftsraum zeigte insbesondere auch positive Auswirkungen auf den Handel im Nah- und mittleren Fernbereich.

135 Janssen 1980, 58.
136 Johanek 1993, 635.
137 Im Zusammenhang mit der Hanse, der »städte- und länderumspannenden Handelsorganisation des nördlichen Mitteleuropa schlechthin, wenn man so will, eine vorweggenommene Europäische Gemeinschaft des Warenaustausches«(Janssen 1986, 301), ist das wichtigste Element der Fernhandel, wie insbesondere aus den in diesem Bereich mittelalterlichen Wirtschaftslebens besonders zahlreich und vielfältig erhaltenen Schriftquellen hervorgeht.
138 Johanek 1993, 639. – Berghaus 1980a, 16.
139 Zu den mittelalterlichen Verkehrswegen und deren Entwicklung: Weczerka 1980.
140 Johanek 1993, 647-650.

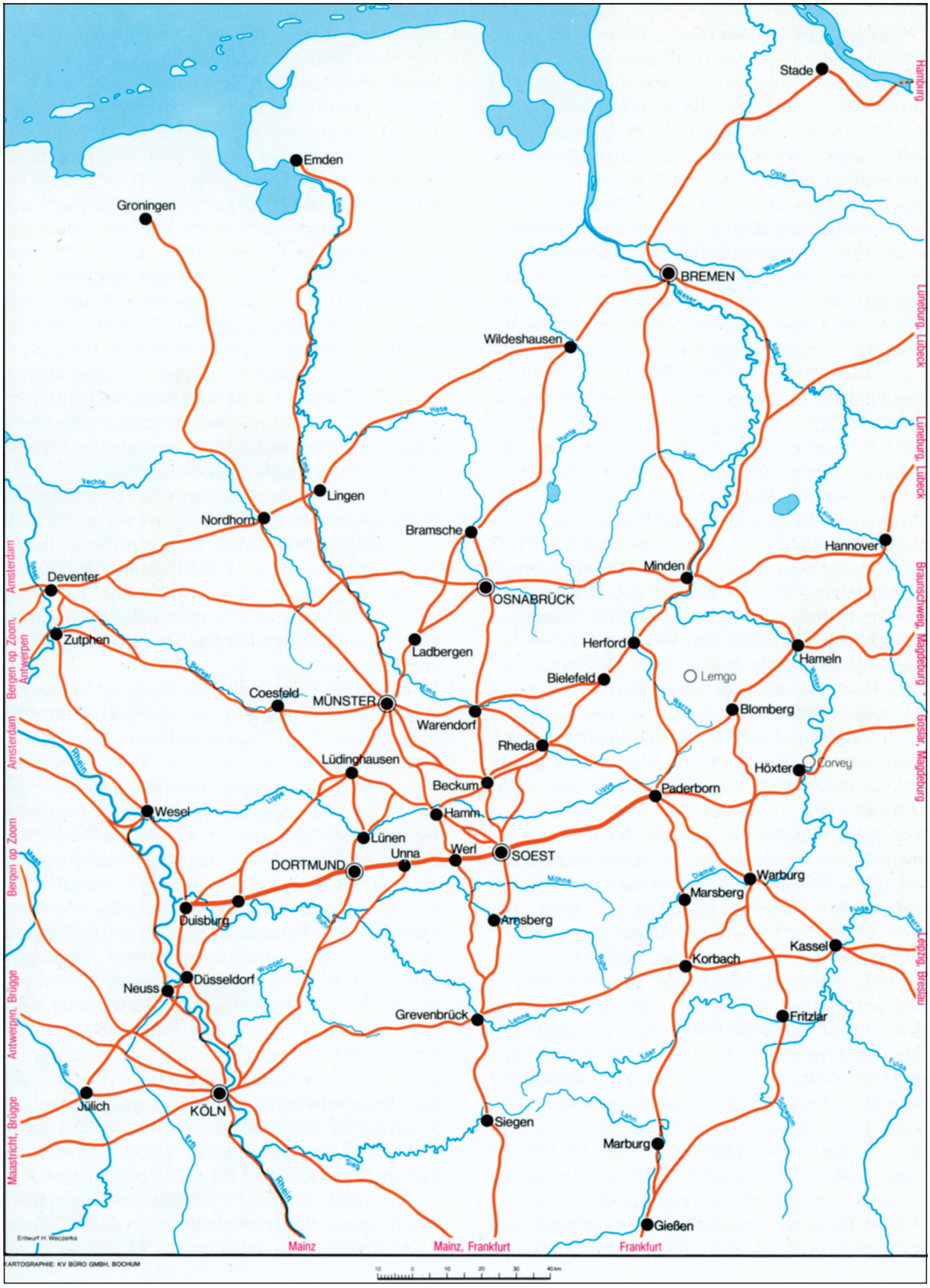


Abb. 15 Mittelalterliche Fernverkehrswege. – (Nach Katalog Münster 1980, Bd. I, 299).

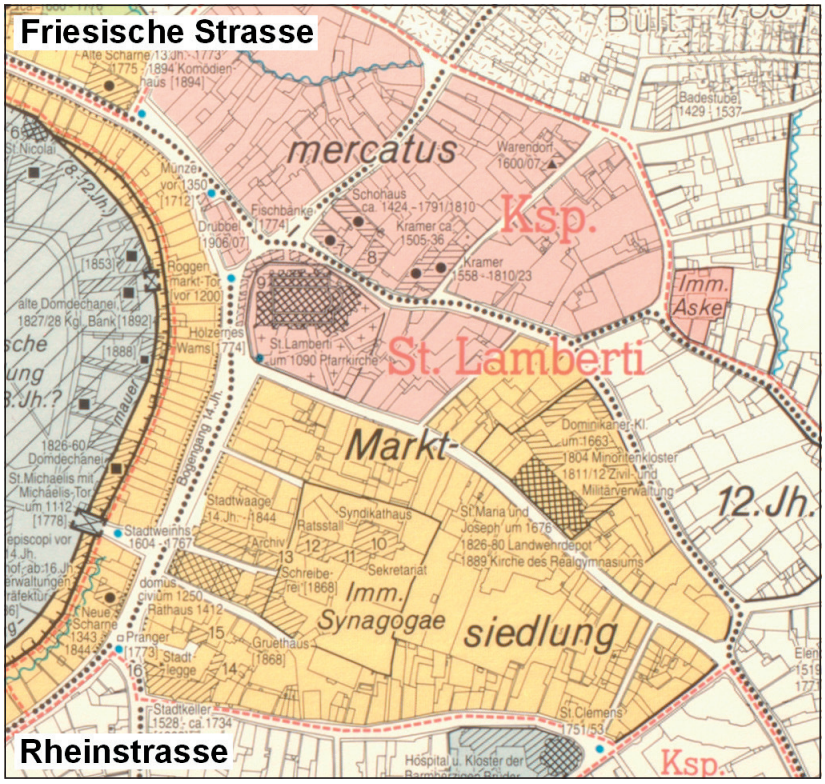


Abb. 16 Die Marktsiedlung an der Kreuzung der Fernhandelsstrassen. Ausschnitt aus dem Wachstumsphasenplan der Stadt Münster. – (Nach Kirchhoff u. a. 1993, Taf. 3; Bearbeitung A. Scholz).

Stadtgeschichte Münster

Münster, Provinzialhauptstadt Westfalens und Hauptstadt des gleichnamigen Bistums sowie Hochstifts, wird auf die sächsische Siedlung *Mimigernaford* des 8. Jahrhunderts zurückgeführt[141]. Im 9. Jahrhundert wurde die Bischofskirche in einer Burg[142] östlich der Aa, nahe einer Furt sowie wichtiger Fernhandelsstraßen errichtet. Ebenfalls bereits im 9. Jahrhundert dürfte die früheste Kaufmannssiedlung entstanden sein. Sie wird im Bereich nordöstlich der Domburg vermutet, mit der im Zentrum stehenden Kirche St. Lamberti, der ersten Pfarr- und Marktkirche Münsters[143]. Nördlich der Lambertikirche lag die Kreuzung der beiden Fernhandelsstraßen: der von Norden kommenden Friesischen Straße und der Südwest-Nordost verlaufenden Rheinischen beziehungsweise Kölnischen Straße (**Abb. 16**).

Nach 1121, dem Jahr der Eroberung der Domburg durch die Sachsen[144], wurde ein neuer, vergrößerter Markt im Osten der Domburg angelegt, der später so genannte Prinzipalmarkt. Zum Ausbau der Marktsiedlung gehörte auch eine Ansiedlung von Juden, die nach Ausweis der Schriftüberlieferung hinter dem heutigen Rathaus und dem sog. Stadtweinhaus lag[145]. Der zunehmende Ausbau der Marktsiedlung ab den 1120er Jahren mündete in der Stadtwerdung, deren Ausdehnung mit dem Mauerbau nach dem Stadtbrand von 1197 bereits ihre mittelalterliche Grenze erreicht hatte[146].

Im 14. Jahrhundert erlangte Münster große Bedeutung zunächst als Hansestadt, ab 1494 als Vorort der Westfälischen Hanse. Bereits ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam es in der Bevölkerung Münsters zu wachsendem Wohlstand, der in den Schriftquellen an der Zunahme frommer und gemeinnütziger Stif-

141 Auch wenn nach Kroker 2005, 231-232 der archäologische Nachweis dieser Siedlung noch aussteht. – Zur Stadtgeschichte Münsters: Balzer 1993. – Kirchhoff 1993. – Kirchhoff u. a. 1993.

142 Unter der Domburg ist weniger eine abgeschottete Burg zu verstehen, sondern vielmehr eine befestigte Siedlung, die bereits früh Charakteristiken einer *Civitas* zeigt: Kroker 2005, 238.

143 Isenberg 1993, 424.

144 Wobei Domburg und ältere Handwerkersiedlung am Roggenmarkt abbrannten: Kirchhoff 1993, 462.

145 Balzer 1993, 73. – Kirchhoff 1993, 455.

146 Johanek 1993, 638.

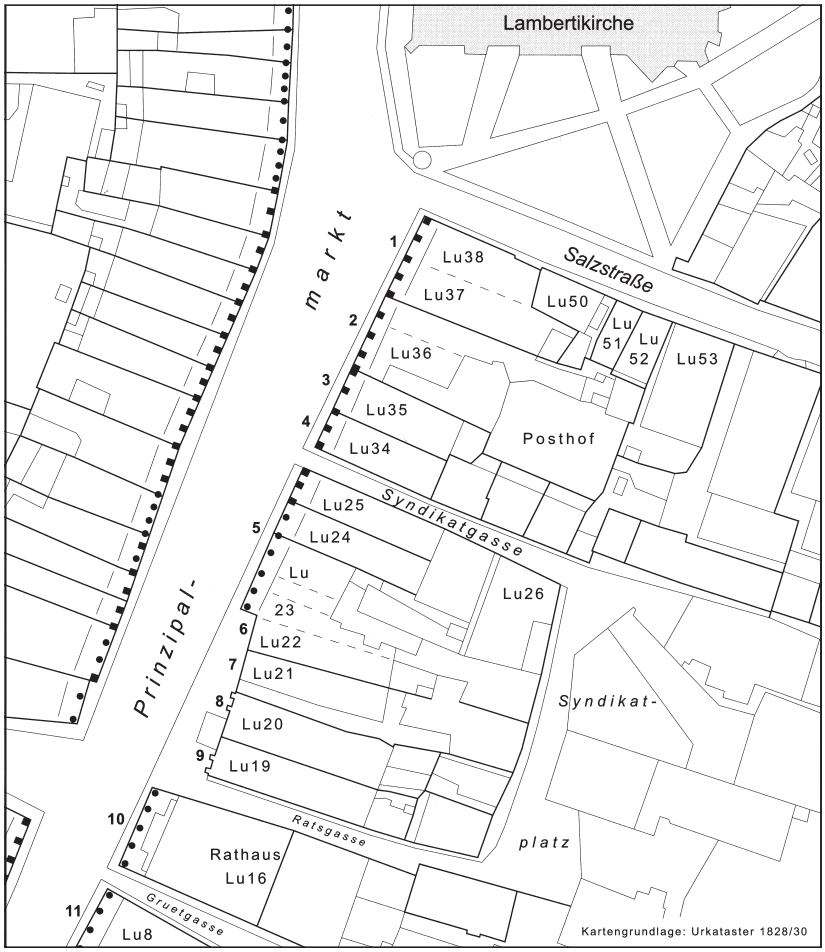


Abb. 17 Die Häuser Prinzipalmarkt 1-11 mit der Nummerierung von 1873 und der Zählung in der Ludgeri-Leischaft von 1784. – (Nach Kirchhoff 2001, 40).

tungen ablesbar ist. Mit der einhergehenden raschen Bevölkerungszunahme war eine Phase des innerstädtischen Ausbaus verbunden, die eine jähe Unterbrechung mit hohen Verlusten in der Bürgerschaft durch die Pestepidemie 1349/1350 fand. Für Münster ist das Pogrom, im Zuge dessen wohl das jüdische Viertel, die *Immunitas synagogae*, zerstört wurde, zwar in den Schriftquellen nicht direkt überliefert, kann allerdings erschlossen werden[147].

Sozialtopographische Verhältnisse

Da die exakte Fundsituation nicht mehr zu ermitteln ist[148], kann die Fundortangabe nicht näher spezifiziert werden als »auf der Parzelle des späteren Stadtweinhauses«. Damit sind prinzipiell drei verschiedene Funktionskontexte angesprochen, innerhalb derer sich jeweils das Schatzversteck befunden haben könnte. Im Folgenden werden die verschiedenen sich darstellenden Möglichkeiten vorgestellt und diskutiert.

– Stadtweinhaus

Das Stadtweinhaus, südlicher Nachbar des 1250 erstmals als *domus civium* belegten Rathauses am Prinzipalmarkt in Münster, ist ein im Jahr 1615 errichteter Neubau, der laut Schriftüberlieferung zwei ältere

147 Auf diesen Sachverhalt wird ausführlich im Kapitel Immunitas synagogae eingegangen.

148 Weder in den Fundakten des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte noch in den Ortsakten des Westfälischen Landesmuseums für Archäologie und Bodendenkmalpflege in Münster waren stichhaltige Hinweise zu finden. Freundliche Auskunft von P. Ilisch und C. Kneppe.

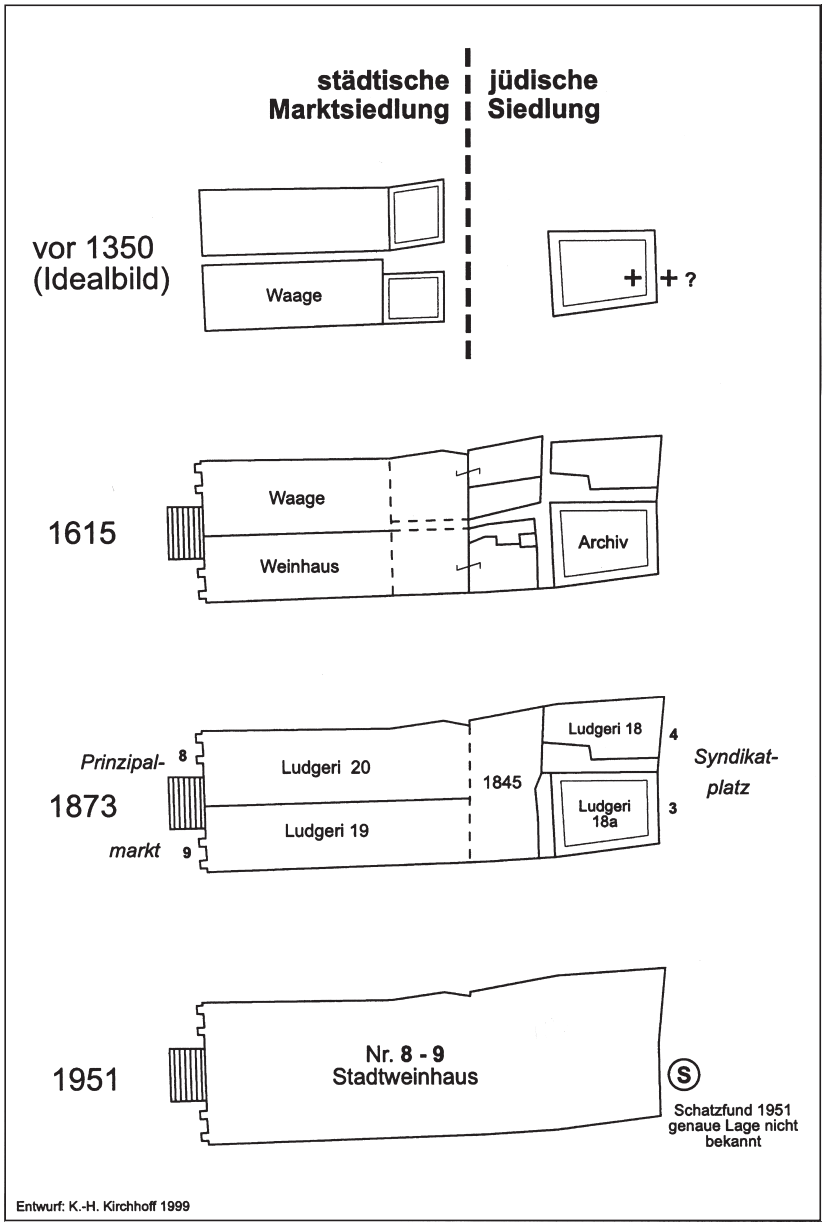


Abb. 18 Die Entstehung des Doppelhauses Prinzipalmarkt 8-9 (Stadtweinhaus). – (Nach Kirchhoff 2001, 83).

Hausgrundstücke (Prinzipalmarkt 8-9)[149], jeweils mit Vorderhaus und rückwärtigem Steinwerk[150], überdeckt (**Abb. 17-18**).

149 Die heutigen Hausnummern sind seit 1873 gültig. Eine erste Zählung der Wohngebäude in Münster erfolgte im sog. Brandkataster (BK) der 1769 gegründeten Feuerversicherungs-Sozietät. Die zweite Nummerierung erfolgte 1784 durch eine Zählung innerhalb der sechs Leischaften. 1836 wurden die Gebäude für das Brandkataster beschrieben, mit Angaben zur Bauweise, Nutzung, zu Schätzwert und Größe der Gebäude in preußischen Maßen. Die erste parzellengenaue Kartierung erfolgte in Münster erst im 1828-1830 aufgenommenen Urkataster. Sie diente als Grundlage für die Rekonstruktion und Rückschreibung des Stadtplanes auf den Stand »um 1668« und auf das Jahr 1770: Kirchhoff 2001, XV-XVII und 13-14. – Zur Baugeschichte des Stadtweinhauses ausführlich Kirchhoff 2001, 82-99.

150 Letztere werden noch 1767 als »Aufkammern« mit darunter liegenden Gewölbekellern genannt. Steinwerke sind brandsichere, heizbare, hinterseitige massive Steinanbauten an Fachwerkvordergebäude, die im gesamten nordwestdeutschen Gebiet zu finden sind. Fehring 1986, 52 beschreibt sie als mehrgeschossig, turmartig, mit Keller über einem quadratischen bzw. gedrungen-rechteckigen Grundriss, im Hofbereich westfälischer Stadtgrundstücke vielfältig archäologisch nachgewiesen, z. T. noch aufgehend erhalten und auch in Schriftquellen belegt.

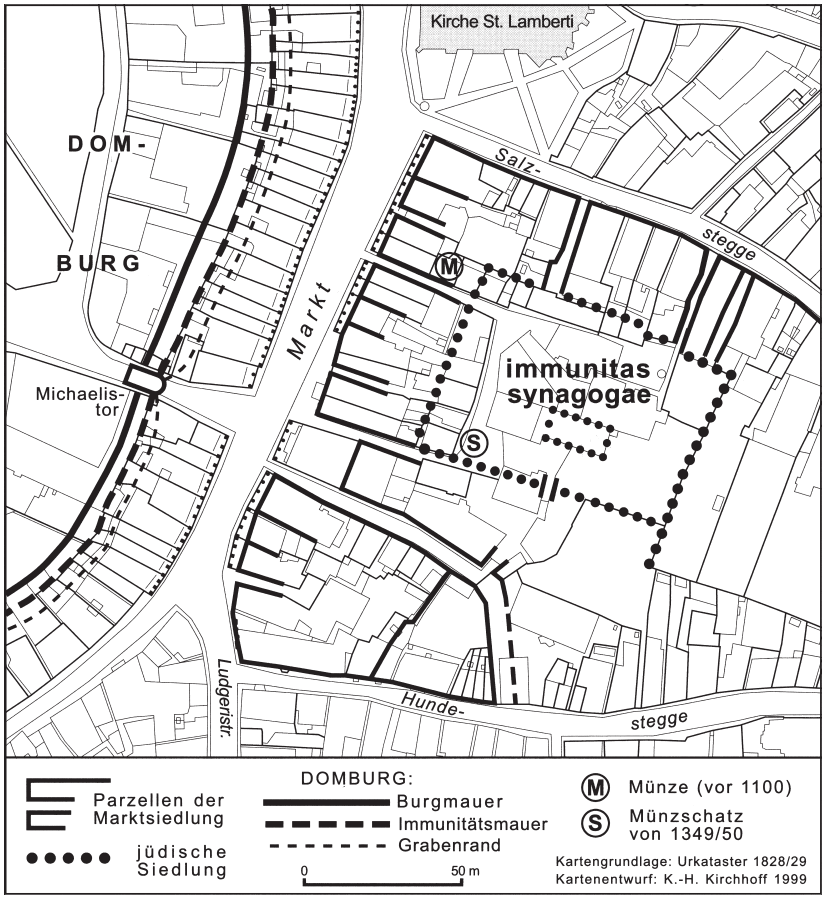


Abb. 19 Marktsiedlung und jüdische Siedlung um 1120. – (Nach Kirchhoff 2001, 9).

G. P. Fehring[151] interpretiert die massiv gemauerten Steinwerke in ihrer Funktion primär der »feuersicheren Speicherung wertvoller Handelsgüter« dienend, die sich »in Händen der sozialen Oberschicht« befanden. Zuflucht- und Wehrfunktionen stuft er als allenfalls untergeordnete Funktionen ein. Als Belege führt er das in den von ihm berücksichtigten Bauaufnahmen festzustellende Fehlen von Kamin und Feuerstelle sowie die regelhafte Einwölbung an. Zudem bezeugten Schriftquellen des 13. Jahrhunderts die Funktion der ursprünglich nicht heizbaren Steinwerke als feuerfeste Speicher. B. Arndt[152] weist allerdings darauf hin, dass wegen der starken Dynamik im lokalen Immobilienmarkt der Städte im 14. Jahrhundert, erkennbar an verstärktem Hausbau beziehungsweise Ankauf von Haus- und Grundbesitz, einhergehend mit einem schnellen Besitzer- und damit Berufswechsel der Bewohner, kein funktional bestimmter, vom Beruf des Bewohners oder Bauherren abhängiger Haustyp nachzuweisen ist.

Das nördliche Grundstück Prinzipalmarkt 8 grenzte, wie aus Schriftquellen zu erschließen ist, bis zum Jahr 1350 nach Osten hin an die jüdische Siedlung (*Immunitas synagogae*). Die Bebauung der Parzelle bestand aus einem Haus mit unterkellertem Steinwerk und zwei Gademen[153], die1498 in den Schriftquellen genannt werden und am Syndikatplatz, auf dem späteren Grundstück Syndikatplatz 4, lagen. Hauseigentümer sind mit Pawell (Paul) Teylken und Ehefrau Else erst ab 1498/1504 belegt. 1603 mietete der Rat der Stadt Münster das Haus für den städtischen Weinschenk, da es nahe am Weinhof (Syndikatplatz) lag, bevor der Rat es schließlich im Jahr 1614 vom damaligen Eigentümer Martin Snelle inklusive Hinterhaus und den alten Wohnungen hinter dem Ratsstall kaufte[154].

151 Fehring 1986, 52-53.
152 Arndt 1996, 515.
153 Als Gademe werden kleine, einfach gebaute Mietshäuser bezeichnet: LexMA II (1983) 902 s. v. Buden [J. Ellermeyer].
154 Kirchhoff 2001, 82.

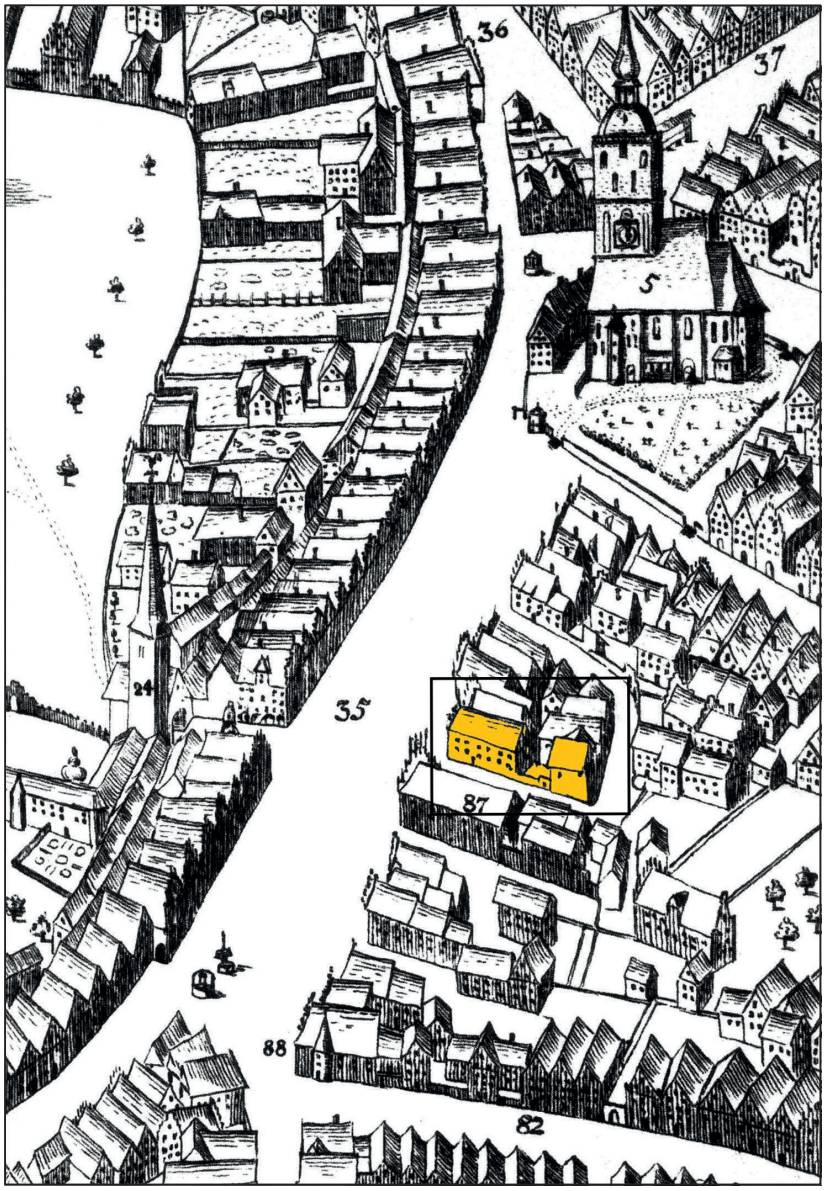


Abb. 20 Prinzipalmarkt und Stadtweinhaus (hervorgehoben) im Alerdinckplan von 1636 in der Umzeichnung von Heinrich Guttermann (1930), Ausschnitt. – (Nach Kirchhoff 2001, 38; Bearbeitung A. Scholz).

Das Haus auf dem südlichen Grundstück Prinzipalmarkt 9 war bereits in den Jahren von 1369 bis 1614 in städtischem Besitz und beherbergte die Stadtwaage. Hier wurden alle zoll- und akzisepflichtigen Güter gewogen. Im Ostteil der Parzelle, der nach K.-H. Kirchhoff[155] im Bereich der ehemaligen jüdischen Siedlung gelegen habe, stand ein älteres, nicht näher bekanntes Gebäude, das um 1560 von der Stadt gekauft und als Lagerhaus für das einheimische Bier genutzt wurde. Allerdings verwundert bei der Zuweisung des östlichen Parzellenteils zum jüdischen Viertel, dass in diesem Fall die Grenzen des jüdischen Viertels unabhängig von den Parzellengrenzen verlaufen würden (**Abb. 19**).

Für die Errichtung des Neubaus im Jahr 1615 wurden die alten Gebäude auf den Parzellen Prinzipalmarkt 8 und 9 abgebrochen. Der Alerdinckplan von 1636 zeigt das Stadtweinhaus als zweigeschossiges Giebelhaus mit dahinter liegendem Hof samt Einfahrt und dem sog. Schmiedeturm (**Abb. 20**).

155 Kirchhoff 2001, 27.

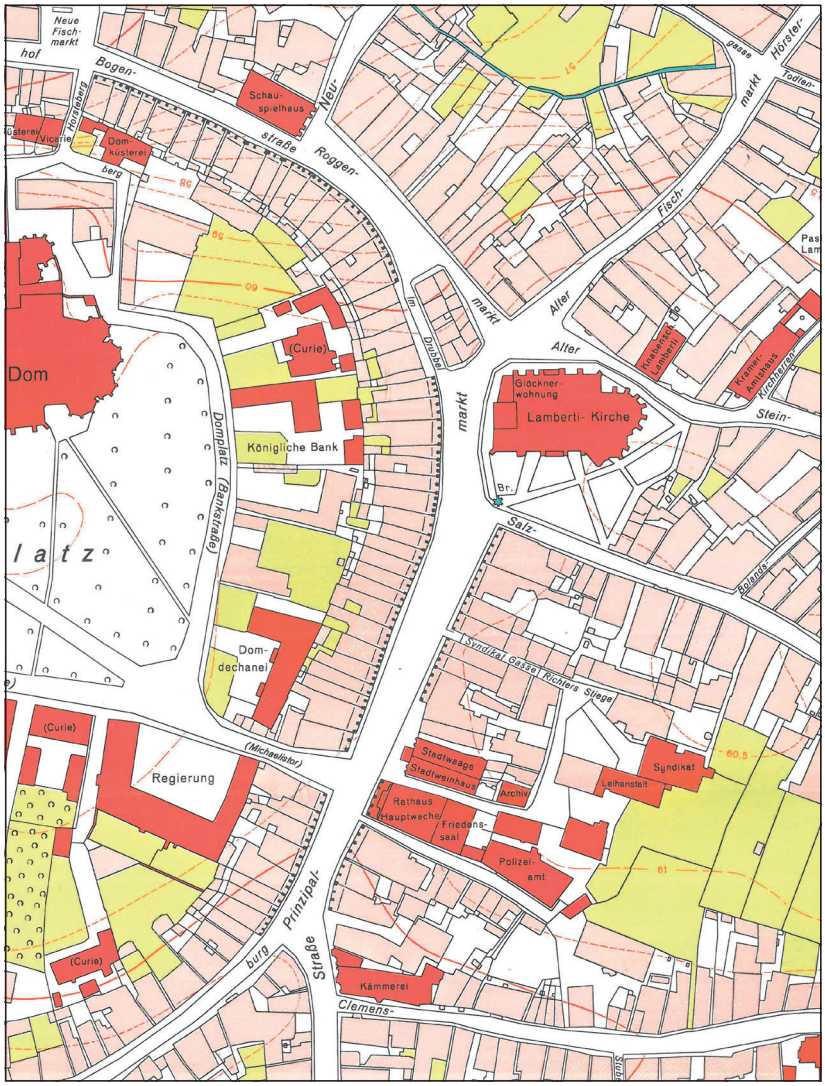


Abb. 21 Der Prinzipalmarkt mit Seitenstraßen. Ausschnitt aus der Katasterkarte der Stadt Münster 1:2500, 1828/30. – (Nach Kirchhoff u. a. 1993, Taf. 1).

Den südlichen Teil des Stadtweinhauses bezog der städtische Weinschenk[156], die Stadtwaage wurde von dort in den nördlichen Teil des Hauses verlegt. Das Doppelhaus wurde 1844/1845 durch Überbauung der Hinterhäuser erweitert, im Zweiten Weltkrieg, zwischen 1943 und 1945 bis auf Teile der Fassade zerstört und zwischen 1951 und 1958 wiederaufgebaut, im Zuge dessen der Schatzfund 1951 zutage trat.

– Prinzipalmarkt

Der ab 1579 als Prinzipalmarkt belegte große Markt beziehungsweise Hauptmarkt entstand zu Beginn des 12. Jahrhunderts östlich der Domburg an der Kölnischen Straße als Erweiterung der aus dem 10./11. Jahrhundert stammenden Kaufmannssiedlung am Roggenmarkt mit der Kirche St. Lamberti (**Abb. 21**).
Dass sich die Münze im Spätmittelalter der Schriftüberlieferung nach am sog. Drubbel und nicht in der Nähe des Rathauses befand, deutet auf die Lage des ältesten Marktes am Schnittpunkt der Fernstraßen vor dem Nordosttor der Domburg hin[157]. Ausgrabungen am »Drubbel« in den Jahren 2002/2003 erbrachten den archäologischen Nachweis des Münzhauses, das seit dem späten 12. Jahrhundert frei auf dem Roggenmarkt stand[158].

156 Ein städtisches Weinhaus ist erstmals 1550 schriftlich belegt. Zuvor erfolgten Verkauf und Ausschank von Wein wohl in den Räumen des Stadtkellers am Prinzipalmarkt 11 und 18.

157 Balzer 1993, 59.

158 Dickers 2005. – Zum archäologischen Nachweis einer Münzstätte des 12. Jhs. in Ibbenbüren: Ilisch 2000.

Der neu angelegte Prinzipalmarkt bildete das Zentrum der nach 1121 entstandenen Marktsiedlung südlich der Kirche St. Lamberti, die sich etwa von der Salzstegge bis zur Hundestegge[159] erstreckte und zunächst nur aus der an der Ostseite bebauten Marktstraße sowie der dahinter gelegenen jüdischen Siedlung bestand[160]. Markt- und Grundherr war der Bischof. Er ließ die breite Marktstraße anlegen, die Ostseite parzellieren und das Hinterland durch mehrere kleine Gassen erschließen[161]. Der an der Westseite des Straßenmarktes verlaufende Graben der Domburg wurde auf Erlaubnis des Bischofs nach 1150/1160 sukzessive verfüllt und mit Marktbuden und kleineren Häusern überbaut[162]. Am Prinzipalmarkt konzentrierte sich das städtische Leben mit der Einmündung der Nah- und Fernverkehrsstraßen, der ersten Pfarrkirche und dem Rathaus. Das Bild des Marktes wurde in den ersten Jahrhunderten wohl von Fachwerkhäusern und leicht gebauten Verkaufsständen beziehungsweise Buden bestimmt. 1264 sind für die Westseite des Marktes sowohl Holz- als auch Steinhäuser überliefert, letztere werden, da selten, in den Schriftquellen besonders erwähnt[163].
Es ist zu vermuten, dass zuerst bevorrechtigte Personen einige Parzellen am neuen Markt in Besitz nahmen und somit die Marktbewohner vermutlich von jeher auch zu den führenden Kaufleuten der Stadt gehörten. Die Lage des Marktes war günstig für Niederlassungen der Fernhändler, zumal die Größe der Parzellen an der Ostseite für die Errichtung von Lagerschuppen, Scheunen und Ställen hinter den Häusern und damit für die Lagerhaltung ausreichend Platz bot. Neben Kaufleuten und vermutlich einigen Handwerkern siedelten sich die führenden Stadtgeschlechter, das spätere Stadtpatriziat beziehungsweise die in Münster sog. Erbmänner[164], am Prinzipalmarkt an. Dieses Patriziat setzte sich im wesentlichen aus Verwandten der Ministerialfamilien sowie Fernhändlern zusammen. Dass die münsterischen Erbmänner insbesondere im Fernhandel tätig waren, belegt unter anderem die Erbmännerliste aus dem Londoner Stalhof[165]. Auch in den Hansestädten an Nord- und Ostsee sind im 14. Jahrhundert Angehörige der Erbmännerfamilien nachweisbar.
Die das städtische Patriziat bildenden Familien erlangten im 14. Jahrhundert das passive Wahlrecht und stellten den Bürgermeister, die Ratsherren sowie die *scabini*, die Beisitzer im bischöflichen Stadtgericht. Von den zwischen den Jahren 1230 und 1290 namentlich bekannten Marktbewohnern sind 13 Männer mehrfach als Zeugen oder Schöffen urkundlich belegt[166]. Für die Ostseite des Marktes gibt es aus der frühen Besiedlungsphase jedoch keine Namensbelege. Die frühesten schriftlich überlieferten Anwohner stammen hier ebenfalls aus Familien der Erbmänner: 1358 Stevening (Syndikatgasse), 1411 Cleivorn (Prinzipalmarkt 1), 1422 Lewe (Prinzipalmarkt 5), 1429 Swarte und Stevening (Gruetgasse), vor 1449 Travelmann (Prinzipalmarkt 11)[167].
Von den anderen Märkten (Roggenmarkt, Fischmarkt, Woll-, Butter- und Heumarkt) hob sich der Prinzipalmarkt an Größe und Bedeutung deutlich ab. Um 1570 bezeichnete Domschulrektor Kerssenbrock den Markt als *forum commune ac generale*, als *forum publicum* und *forum summum*. Die Adresse *Principal Marckede* ist erstmalig 1579 belegt[168]. Der im Ostteil der Altstadt gelegene Markt war Hauptverkehrsstraße, Handelsplatz, Versammlungsplatz von Bürgerschaft und Gerichtsgemeinde, Richtplatz, Festplatz und Empfangsplatz für hohe Gäste. Bezogen auf die Markthäuser war der Prinzipalmarkt Zentrum der städtischen Verwaltung und Dienstleistung mit Rathaus, Stadtwaage, Stadtweinhaus, Stadtbierkeller, Gruethaus,

159 Heute Salzstraße bis Klemensstraße.
160 Kirchhoff 2001, 5.
161 Kirchhoff 1993, 462.
162 Kirchhoff 1966, 19-24; 2001, 8-12. – Balzer 1993, 75.
163 Kirchhoff 2001, 28.
164 Der Begriff »Erbmänner« ist in Münster erst im 15. Jh. schriftlich belegt. Ehbrecht 1993, 113-114, Zitate 113 verweist darauf, dass die Frage, inwieweit städtische Führungsgruppen als eine soziale Schicht definiert werden können, »für die die Bezeichnung »Patriziat« ebenso geläufig wie umstritten ist«, zu den kontroversen Themen der städtischen Sozialgeschichtsforschung zählt. Ehbrecht folgend wird im weiteren der Begriff »städtisches Patriziat« oder »Stadtpatriziat« verwendet, »womit zugleich klar von Adelsgruppen, sowohl des niederen wie des höheren Adels unterschieden wird, auch wenn oder gerade weil es eine Reihe von Ähnlichkeiten zum niederen Adel gab und Imitation der Lebensform, Konnubium und Integration oft durchaus wechselseitig waren, mindestens aber angestrebt wurden.«
165 Johanek 1993, 650-651. – Kirchhoff 2001, 32.
166 Kirchhoff 2001, 12.
167 Kirchhoff 2001, 12.
168 Kirchhoff 2001, 19.



Abb. 22 Einrückende amerikanische Panzer auf dem zerstörten Prinzipalmarkt. – (Münster, Stadtarchiv, Foto Irmgard Pelster, nach Jakobi 1993a, Bd. 3, 2).



Abb. 23 Die Ruinen des Stadtweinhauses (links) und des Rathauses (rechts) in einer Aufnahme vom Frühjahr 1949. – (Nach Kirchhoff 2001, 95 [oben]).



Abb. 24 Der wieder aufgebaute Prinzipalmarkt in einer Aufnahme von 1955. – (Nach Kirchhoff 2001, Einband).

Legge und Post. Der zentral gelegene Prinzipalmarkt war und ist noch heute das »Herzstück des innerstädtischen Straßennetzes«[169] und die einzige direkte Verbindung zwischen den Stadtteilen Münsters. Auch die Fernhandelsstraßen, die im Mittelalter von Köln und Dortmund zu den Hafenstädten an Nord- und Ostsee führten, verliefen über den Prinzipalmarkt.

In den über 100 Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg wurde die ursprüngliche Bausubstanz am Prinzipalmarkt wie diejenige der gesamten Innenstadt von Münster zu über 90 % zerstört (**Abb. 22-23**)[170]. Nach der Beseitigung der Trümmer ab 1951 wurde das Stadtweinhaus 1956/1957 wieder errichtet. Die Richtlinien des Stadtplanungsamtes vom Februar 1947 bestimmten: »Rekonstruktionen vollständig zerstörter Gebäude aus früheren Jahrhunderten sind nur in ganz besonders gelagerten Einzelfällen, wie beim Rathaus und etwa beim Stadtweinhaus, denkbar«[171]. Das Bild des Prinzipalmarktes wird seit dem Wiederaufbau von den beiderseits der Marktstraße aufgereihten schmalen Giebelhäusern bestimmt (**Abb. 24**).

– *Immunitas synagogae*

Der Legende nach reicht die mittelalterliche jüdische Gemeinde in der ständischen Gesellschaft Münsters bis zum Beginn der Stadtgeschichte zurück. Eine erste schriftliche Nachricht über eine jüdische Ansiedlung weist in das frühe 12. Jahrhundert. D. Aschoff[172] geht davon aus, dass Juden als »umworbene Finanzfachleute und wichtige Steuerzahler« kamen und beruflich »fast ausschließlich Geldhändler« gewesen sein dürften. Die jüdische Siedlung (*Immunitas synagogae* oder *Immunitas judeorum*) lag nach Ausweis der Schriftüber-

169 Kirchhoff 2001, 19.

170 Kirchhoff 2001, VII. 36-37. – Der Prinzipalmarkt wurde am 28. Oktober 1944 durch Brand- und Sprengbomben verwüstet. Im April 1945 standen lediglich noch die beschädigten Giebel der Häuser Nr. 24, 25, 47 und 48.

171 Kirchhoff 2001, 36.

172 Aschoff 1993, 577.

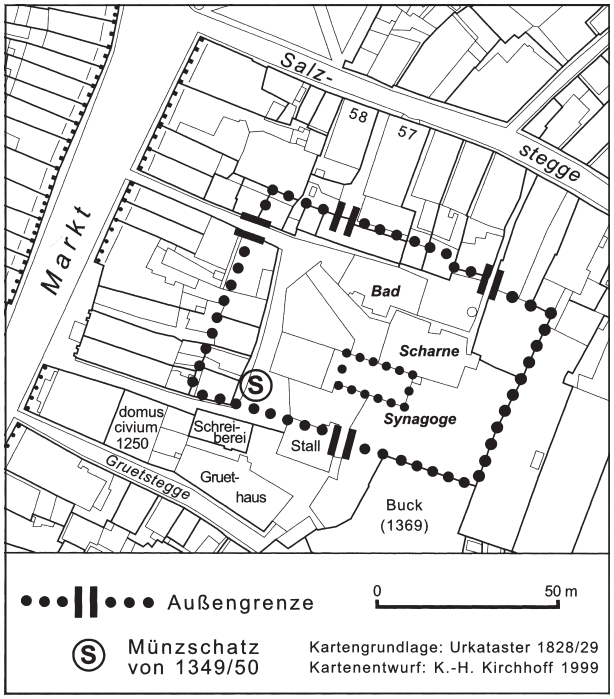


Abb. 25 Die anhand der Schriftüberlieferung rekonstruierten Strukturen der *Immunitas synagogae*. Insbesondere der Grenzverlauf ist als hypothetisch zu betrachten. – (Nach Kirchhoff 2001, 314).

lieferung östlich des Prinzipalmarktes, hinter Stadtweinhaus und Rathaus, ausgestattet mit den rituell notwendigen Einrichtungen, wie Synagoge, Mikwe (Bad) und Scharne (Verkaufsstelle für das Fleisch rituell geschlachteter Tiere) (**Abb. 25**).

Die *Immunitas synagogae* entstand unter dem Schutz des Bischofs, dem Verwalter des königlichen Judenregals, und galt als nicht dem Marktrecht unterliegende Immunität[173]. Die Entwicklung des münsterländischen Judentums wurde insbesondere durch Bischof Ludwig von Hessen (1310-1358) gefördert. Als Grund für dessen positive Einstellung werden fiskalische Interessen zur Aufbesserung der Kriegskasse vermutet[174].

Hinweise auf den wirtschaftlichen Wohlstand der Juden in Münster seien die zentrale Lage ihres Wohngebietes, ihre steil ansteigende Zahl in der Stadt sowie der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, den, wie Aschoff[175] meint, ein Mitglied der jüdischen Gemeinde um 1350 einmauerte, »denn im Bereich des heutigen Syndikatplatzes wird das Judenviertel vermutet«. Den Verbergungsgrund sieht er in der »großen Pest« der Jahre 1348-1351, der Schätzungen zufolge rund ein Drittel der europäischen Bevölkerung zum Opfer fiel und im Zuge derer es in zahlreichen Städten zu Pogromen kam. Eine exakte Einschätzung von Ausmaß und Folgen der Judenverfolgung ist allerdings nur schwer zu erbringen, aufgrund des spärlich überlieferten Bestandes an Schriftquellen[176].

Pestepidemie und Pogrom sind für Münster lediglich indirekt aus den Schriftquellen zu erschließen. Mitte des 15. Jahrhunderts schrieb ein anonymer Chronist: »Als man das Jahr 1350 schrieb, kam über die ganze Welt ein großes Sterben. Und in Münster starben an 11 000 Menschen, und es traf noch manch einen der große Tod«[177]. Juden werden nach 1351 in ganz Westfalen über 20 Jahre lang nicht mehr genannt[178]. Überliefert sind dagegen Streitigkeiten zwischen Landesfürsten und Städten um die Hinterlassenschaften der Getöteten oder Vertriebenen. Die jüdische Siedlung in Münster bestand somit etwa 200 Jahre lang unter bischöflichem Schutz, bis sie im Pogrom 1349/1350 zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde[179]. Das Lehen, die *immunitas synagogae*, fiel an den Landesherrn zurück. 1358 belehnte Bischof Adolf (1357-1363) die Erbmänner Johann und Henrich Steveninck mit dem erblichen Besitz eines Grundstücks bei dem Judenbad (*juxta balneum*). Bischof Florenz (1364-1379) verpfändete 1378 Judenscharne und Synagoge dem Priester Everhard Schotelmann als Sicherheit für geliehene 36 Mark.

Im 19. Jahrhundert entstand der Syndikatplatz durch den Abbruch mehrerer städtischer Gebäude[180]. Kirchhoff zufolge waren die topographischen Angaben »hier bis zum 18. Jahrhundert recht vage«: hinter dem

173 Kirchhoff 1993, 462-463; 2001, 5.
174 Aschoff 1993, 578-579.
175 Aschoff 1993, 578.
176 Aschoff 1979, 57.
177 Zitiert nach Aschoff 1993, 579.
178 In Münster werden Juden erst 1422 wieder erwähnt, anlässlich einer Steuerforderung König Sigismunds.
179 Kirchhoff 1993, 468-472.
180 Abgebrochen wurden Syndikathaus, Sekretariat, Schreiberei, alter Ratsstall und neuer Stall. Zum Syndikatplatz: Kirchhoff 2001, 334. – Namengebend für Platz und Gasse war das sog. Syndikathaus, ein für den städtischen Syndikus als Wohnung oder Amtssitz im Jahre 1594 eingerichtetes Gebäude.

Markt (1460), hinter dem Rathaus (1545), hinter der Stadtwaage (1560). In Folge der grundlegenden topographischen Veränderung des gesamten Areals mit dem Wiederaufbau nach 1950 existiert der Syndikatplatz heute lediglich als historische Erinnerung.
Die topographischen Grenzen der Immunitäten waren schriftlich in Grenzbeschreibungen fixiert, sodass das Areal der jüdischen Siedlung mit einer Fläche von ca. 80 m × 90 m »annähernd rekonstruiert werden konnte«[181]. Anhand der in den Schriftquellen überlieferten Nachrichten über den Verkauf mutmaßlich dazu gehörender Häuser, die Kirchhoff im Urkataster zu lokalisieren versuchte, kartierte er die Außengrenzen des ehemaligen jüdischen Viertels[182]. Die methodische Schwierigkeit ist darin begründet, dass seit dem 16. Jahrhundert überlieferte Ansichten und Pläne der Stadt Münster zwar wichtige Hilfsmittel zur Bestandsaufnahme topographischer Details sind, das Fehlen einer parzellengenauen Aufnahme allerdings die Kartierung der aus Schriftquellen gewonnenen Erkenntnisse zur Geschichte der einzelnen Objekte und Stadtteile verhindert oder zumindest erschwert[183]. Exakte Karten, die auf einer Vermessung basieren, liegen für das Straßennetz der Innenstadt Münsters erst ab 1786 vor. Eine genauere Analyse der Grundstücksgrenzen und damit Rückschlüsse auf topographische Entwicklungen ermöglicht erst die parzellengenaue Katasteraufnahme von 1829/1830. Kirchhoff[184] weist darauf hin, dass die Lokalisierung der in den Schatzungsregistern der Ludgeri-Leischaft ab 1596 aufgelisteten Namen im Bereich der Südbegrenzung der Immunität »stellenweise unsicher« sei, aufgrund der wenigen Nachbarbelege und des nicht immer zuverlässigen Leischaftsumgangs vor den Nummerierungen 1769 und 1784, »zumal wenn es sich um Hinterhäuser der Markthäuser oder der Salzstraße handelte«. Um die hier gelegenen Gebäude dennoch lokalisieren zu können, nimmt Kirchhoff die Straßenaufmessung von 1721-1728 zu Hilfe.
Somit bleibt festzuhalten, dass in den hier interessierenden hinteren Bereichen der ehemaligen Parzellen Prinzipalmarkt 8 und 9 die Grenze der jüdischen Ansiedlung nicht exakt festzulegen ist. Damit befand sich das ehemalige Schatzversteck, wenn überhaupt innerhalb der jüdischen Ansiedlung, so zumindest in extremer Randlage.

Fazit zum Fundkontext

Der Schatzfund wurde im Fundamentbereich eines öffentlich-städtischen Gebäudes in prominenter Lage, neben dem Rathaus, entdeckt. Aus Schriftquellen ist bekannt, dass das Stadtweinhaus ein im Jahr 1615 errichteter Neubau ist, der auf zwei nebeneinander liegenden, ursprünglich kleinteiliger bebauten Parzellen errichtet wurde. Der Schatzfund wurde demnach im Fundamentbereich der Vorgängerbebauung auf einer der beiden Parzellen deponiert. Die Fundortangabe »im Fundamentbereich des Stadtweinhauses« lässt sich aufgrund der Fundgeschichte nicht näher präzisieren. Demzufolge ist es nicht möglich, den ehemaligen Fundkontext exakt zu rekonstruieren, anhand dessen somit auch die Frage nach dem ehemaligen Eigentümer nicht eindeutig zu beantworten ist. Aus Schriftquellen geht hervor, dass die Parzellen in ihrem westlichen, direkt an den Prinzipalmarkt angrenzenden Teil der städtischen Marktsiedlung zuzuweisen sind, wohingegen der östliche Parzellenteil möglicherweise zur jüdischen Siedlung gehörte oder an diese

181 Kirchhoff 2001, 7; vgl. auch Kirchhoff 2001, 313: hier allerdings als 58 m × 87 m großes Rechteck angegeben.

182 Hinzugezogene Schriftquellen nach Kirchhoff 2001, 313-314, hier 313: »Bischof Potho (1379-1381) verkaufte 1380 [30 Jahre nach dem Pogrom, Anm. Verf.] das Haus, genannt die Judenscharne, gelegen in der Immunität der Synagoge unserer Stadt Münster, zusammen mit der Synagoge und allem Zubehör für 56 Mark an Bernhard Steveninck«. Ein wohl benachbartes Areal im Nordosten der Siedlung kaufte die Familie Warendorp (von Kirchhoff als Syndikatgasse 6 lokalisiert). Der nördliche Randstreifen (nach Kirchhoff Syndikatgasse 1-5), sowie die Parzellen am Westrand (Syndikatplatz 3-7) kamen erst später in den Besitz der anliegenden Bürgerhäuser.

183 Kirchhoff 1993, 447.

184 Kirchhoff 2001, 314.

angrenzte. Damit ergeben sich zwei verschiedene Interpretationsmöglichkeiten bezüglich des ehemaligen Funktions- und Gebrauchskontextes des Schatzfundes, die jeweils Rückschlüsse auf die funktionale Deutung des Fundkomplexes und dessen Besitzer zulassen.

Die Lage der Parzellen an der Ostseite des Prinzipalmarktes spricht zunächst für Angehörige des städtischen Patriziats, die sog. Erbmänner, darunter vor allem Fernhändler und Kaufleute. Hinweise darauf geben die an die Lagerhaltung angepassten Parzellengrößen sowie die frühesten schriftlich überlieferten Anwohnernamen. Für das Grundstück Prinzipalmarkt 8 können anhand der schriftlich überlieferten besitz- und baugeschichtlichen Nachrichten die Besitzer bis ins Ende des 15. Jahrhunderts zurückverfolgt werden, für das Grundstück Prinzipalmarkt 9 ist ab 1369 die Stadt als Eigentümerin belegt. Für die ehemalige Besitzzuweisung von auf den entsprechenden Grundstücken geborgenem Fundmaterial kommt allerdings erschwerend hinzu, dass die Besitzer nicht zwingend auch die Bewohner des jeweiligen Grundstücks gewesen sein müssen. Teilweise sind in Schriftquellen mit einiger Sicherheit bestimmte Personen als Mieter oder Pächter erkennbar, zudem sind zum Teil zahlreiche kurzfristige Untermieter und/oder oft wechselndes Gesinde anzunehmen, sodass es generell schwer fällt, eine eindeutige Besitzzuweisung für auf einer bestimmten Parzelle geborgenes Fundmaterial vorzunehmen. Die kleinteilige Bebauung der beiden Parzellen, jeweils mit Vorderhaus, Steinwerk und Gademen spricht zudem für mehrere Bewohner auf einer Parzelle. Die Steinwerke können ebenfalls als Hinweise auf (Fern-)Händler und Kaufleute oder Handwerker, beispielsweise Goldschmiede, gewertet werden, da sie eine relativ feuersichere Warenlagerung ermöglichen[185]. Darüber hinaus gewährt die massive Bauweise ideale Bedingungen, um wertvolle Güter diebstahlsicher zu verwahren. Insofern könnte mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der Schatz im Fundamentbereich eines der ehemaligen Steinwerke verborgen wurde, allerdings ist diese Hypothese nicht mehr zu beweisen.

Auch die Nähe zur Stadtwaage könnte es wahrscheinlich machen, dass es sich um das Wertdepot eines Händlers oder auch eines Goldschmieds handelte. Beide Berufsgruppen gehörten zu den führenden Stadtgeschlechtern und waren damit potenziell in der Lage, Reichtum anzuhäufen. Mit der herausgehobenen Stellung Münsters im Wirtschaftsraum der Hanse, zumal im Münsterland gelegen, das vom 12. bis zum 14. Jahrhundert wichtiges Durchgangsgebiet zwischen der Handelsmetropole Köln und den Städten an Nord- und Ostsee war, kam es ab der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu wachsendem Wohlstand in der Bevölkerung, erkennbar an der Zunahme gemeinnütziger Stiftungen und dem verstärkten innerstädtischen Ausbau. Finanzielles Potenzial zur privaten Kapitalbildung in größerem Umfang war demnach vorhanden und kann insbesondere bei den Anwohnern des Prinzipalmarktes, dem Verkehrs- und Handelsknotenpunkt an dem sich das städtische Leben konzentrierte, vorausgesetzt werden.

Der Annahme K.-H. Kirchhoffs[186] folgend, wonach der Schatzfund im Osten der Baugrube auf der Parzelle Prinzipalmarkt 9 zutage trat und damit innerhalb der ehemaligen jüdischen Siedlung versteckt worden sei, käme ein jüdischer Besitzer, möglicherweise ein jüdischer Pfandleiher in Betracht. Allerdings ist, wie gezeigt wurde, der Verlauf der ehemaligen Immunitätsgrenzen insbesondere im Bereich hinter dem Rathaus und dem Stadtweinhaus nicht exakt zu rekonstruieren und bleibt daher unsicher.

Da nicht mehr festzustellen ist, aus welchem Bereich der Parzelle des Stadtweinhauses beziehungsweise aus dem Fundamentbereich welcher Baustruktur der Schatzfund geborgen wurde, können hier lediglich die verschiedenen sich darstellenden Möglichkeiten kritisch diskutiert werden. Anhand des anzunehmenden Fundkontextes ist daher auch weder der ehemalige Besitzer des Schatzes zweifelsfrei zu ermitteln, noch dessen Beweggrund für die Verbergung und auch nicht die Ursachen für die Belassung des Schatzes in seinem Versteck. Für die beiden letztgenannten Faktoren kommen diverse Möglichkeiten in Betracht, zumal

185 Vgl. Fehring 1986, 52-53.

186 Kirchhoff 2001, 86.

das Spätmittelalter in Westfalen geprägt ist durch zahlreiche regionale und lokale kriegerische Auseinandersetzungen und politische Unruhen. Zudem erschwert die lückenhafte Schriftüberlieferung die Rekonstruktion von Verbergungs- und Belassungsgründen. Auch das Pogrom ist für Münster, wie gezeigt wurde, nur indirekt aus der Schriftüberlieferung zu erschließen.
Bleiben Verbergungs- und Überlieferungsgrund für den Einzelfall höchst spekulativ, so soll doch der Versuch unternommen werden, die Besitzerfrage über eine Analyse des Fundmaterials zu verifizieren. Das folgende Kapitel bietet die detaillierte Analyse des Schatzfundes insbesondere im Hinblick auf vorgenannte Fragestellung.

Fundzusammensetzung

Der Schatzfund besteht heute aus 1914 Münzen, 35 Schmuckstücken sowie einem einzelnen Spangennadelfragment und befindet sich im Westfälischen Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte in Münster.
Aufgrund der unsachgemäßen Bergung des Schatzfundes ist weder das Schatzversteck zu rekonstruieren noch der oder die Schatzbehälter. Die laienhafte Bergung führte nicht nur zur Vernichtung zusätzlicher wichtiger Informationen wie der Deponierungsart, sondern es ist auch nicht auszuschließen, dass zumindest kleinere Fundanteile bei der Bergung verloren gegangen sind, nicht geborgen oder nicht gemeldet wurden.

Münzen

Die Münzen machen mit 1914 Exemplaren bei weitem den größten Fundanteil aus, sowohl die Anzahl als auch den Gewichtsanteil betreffend (Tab. 1)[187]. Die 1447 bestimmten Münzen des Fundkomplexes wiegen insgesamt 2667,18 g, die Schmuckstücke 255,54 g. Dies ergibt ein Gesamtgewicht von 2922,72 g.

Münzspektrum

Durch die unsachgemäße Bergung des Schatzes ist unklar, wie viele Münzen ursprünglich enthalten waren. Eine Schätzung beläuft sich auf über 2000 Stück, wovon 1914 Exemplare erfasst und 1447 bestimmt wurden, die sich auf zahlreiche Münzstätten verteilen (Tab. 2).
Der Anteil lokaler Prägungen beträgt 43 %. Darin enthalten sind 668 münsterische Pfennige, 134 den münsterischen wertgleiche Pfennige des Bischofs von Osnabrück und 18 Imitationen des münsteraner Typs aus angrenzenden Werkstätten. Mit 34 % sind südwestfälische Prägungen am zweithäufigsten vertreten. Von diesen wurden 451 Münzen in der kaiserlichen Stadt Dortmund und 194 in Iserlohn geprägt. Das fast völlige Fehlen ostwestfälischer Münzen ist charakteristisch für die Regionalität der Währungsgebiete sowie für die Westorientierung Münsters[188], die aus der Kartierung der Münzstätten deutlich hervorgeht (Abb. 26). Bielefeld ist lediglich mit 13 Münzen vertreten, Paderborn nur mit einer einzigen.
Das deutsche Münzwesen des 10. bis 13. Jahrhunderts war bestimmt durch den Pfennig als Währungsmünze. Allerdings löste sich bereits seit dem Ende des 11. Jahrhunderts die Einheit der Pfennigwährung auf und mündete in der »Periode der regionalen Pfennigmünze« (ca. 1125-1330), begünstigt durch den Wegfall einer zentralen Macht, die die Münzprägung hätte koordinieren können[189]. Jede Währungsregion

187 Die Aussagen im folgenden Kapitel basieren weitestgehend auf den bereits publizierten Ergebnissen der Auswertung der Münzen: Ilisch 1980a-b; 1991; 1995; 1999.

188 Ilisch 1991, 16.

189 Zedelius 1993. – Ilisch 1995, 362.

Nominal	Währungsgebiet	Anzahl	Durchschnittsgewicht (g)
Pfennig	Herzogtum Westfalen	6	1,2
Hälbling	Herzogtum Westfalen	3	0,6
Pfennig	Vest Recklinghausen	4	1,2
Pfennig	Bistum Münster	668	1,17
Pfennig	Bistum Osnabrück	135	1,2
Hälbling	Bistum Paderborn	1	0,6
Pfennig	Abtei Essen	2	1,2
Pfennig	Abtei Herford	1	1,2
Pfennig	Herrschaft Lippe	2	1,2
Hälbling	Herrschaft Lippe	5	0,6
Pfennig	Grafschaft Mark	200	1,2
Hälbling	Grafschaft Mark	2	0,6
Nachahmung münsterscher Pfennige durch Ludwig von Hessen	Ostfriesland	2	1,2
Pfennig	Grafschaft Ravensberg	1	1,2
Pfennig auf münsterschen Schlag	Emden	13	1,2
Hälbling	Dortmund	6	1,23
Pfennig	Dortmund	445	1,23
Köpfchen	Herrschaft Heinsberg	3	0,5
Köpfchen	Grafschaft Jülich	1	0,5
Groschen	Grafschaft Jülich	1	3,7
Köpfchen	Grafschaft Kleve	2	0,5
Sterling	Grafschaft Kleve	1	1,36
Groschen	Erzbistum Köln	193	3,7
Köpfchen	Grafschaft Holland	152	0,5
Beischlag zum Köpfchen Johannes	Grafschaft Holland	1	0,5
Pfennig	Bistum Utrecht	2	1,2
Groschen	Bistum Utrecht	1	3,7
Sterling	Herzogtum Brabant	51	1,36
Sterling	Herrschaft Herstal	3	1,36
Köpfchen	Grafschaft Loos	3	0,5
Sterling	Bistum Lüttich	1	1,36
Sterling	Grafschaft Namur	1	1,36
Penny	Königreich England	1	1,17
Grosso	Venedig	1	1,50

Tab. 1 Übersicht über den numismatischen Anteil des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster. – Die Gewichtsangaben verstehen sich als Angaben des Durchschnittsgewichts der Münzsorte und basieren auf Ilisch 1980a, 46 sowie einer mündlichen Auskunft von Peter Ilisch am 6.10.2004. – (Nach Ilisch 1980a, 107-108 Kat.-Nr. 99).

legte für ihre Prägungen spezifische Gewichts- und Feingehaltsstandards fest, weshalb die unterschiedlichen Pfennigsorten lediglich von lokal und zeitlich begrenzter Geltung waren. Münster war neben Soest und Osnabrück eines der Zentren im Nordwesten des Währungsgebietes Westfalen. Im Nordosten waren dies Herford und Bielefeld sowie im Südosten Warburg und Höxter.

Insbesondere um die Bedürfnisse des Kleinhandels zu befriedigen, wurden seit dem 13. Jahrhundert Teilwerte des Pfennigs wie der Hälbling und der Vierling häufiger geprägt. Sowohl 11 Hälblinge sind im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertreten, als auch Vierlinge, letztere vertreten durch die kleinen holländischen Köpfchen, die im münsteraner Währungssystem wie Viertel-Pfennige gebraucht wurden und mit 162 Exemplaren immerhin 8 % der Münzen ausmachen.

Tab. 2 Verteilung der Münzen auf die einzelnen Münzstätten in den Währungsgebieten nach Nominal und Anzahl. – (Nach Ilisch 1980a, 107-108 Kat.-Nr. 99).

Münzstätte	Währungsgebiet	Nominal	Anzahl
Soest	Herzogtum Westfalen	Pfennig	6
Soest	Herzogtum Westfalen	Hälbling	3
Recklinghausen?	Vest Recklinghausen	Pfennig	4
Münster?	Bistum Münster	Pfennig	668
Osnabrück	Bistum Osnabrück	Pfennig	134
Wiedenbrück	Bistum Osnabrück	Pfennig	1
Paderborn?	Bistum Paderborn	Hälbling	1
Abtei Essen	Abtei Essen	Pfennig	2
Abtei Herford	Abtei Herford	Pfennig	1
Lippstadt	Herrschaft Lippe	Pfennig	2
Lippstadt	Herrschaft Lippe	Hälbling	5
Iserlohn	Grafschaft Mark	Pfennig	193
Iserlohn	Grafschaft Mark	Hälbling	1
Hamm	Grafschaft Mark	Pfennig	7
Hamm	Grafschaft Mark	Hälbling	1
unbest.	Ostfriesland	Nachahmung münsterscher Pfennige durch Ludwig von Hessen	2
unbest.	Grafschaft Ravensberg	Pfennig	1
Emden	Emden	Pfennig auf münsterschen Schlag	13
Dortmund	Dortmund	Hälbling	6
Dortmund	Dortmund	Pfennig	445
Heinsberg	Herrschaft Heinsberg	Köpfchen	2
Blankenberg	Herrschaft Heinsberg	Köpfchen	1
Jülich?	Grafschaft Jülich	Köpfchen	1
Düren	Grafschaft Jülich	Groschen	1
Kleve	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Huissen	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Kleve	Grafschaft Kleve	Sterling	1
Deutz	Erzbistum Köln	Groschen	78
Bonn	Erzbistum Köln	Groschen	115
Dordrecht	Grafschaft Holland	Köpfchen	151
Medemblik	Grafschaft Holland	Köpfchen	1
unbest.	Grafschaft Holland	Beischlag zum Köpfchen Johannes	1
Utrecht?	Bistum Utrecht	Pfennig	2
Utrecht?	Bistum Utrecht	Groschen	1
Löwen	Herzogtum Brabant	Sterling	1
Brüssel	Herzogtum Brabant	Sterling	10
unbest.	Herzogtum Brabant	Sterling	14
Maestricht	Herzogtum Brabant	Sterling	6
Halen	Herzogtum Brabant	Sterling	20
Herstal?	Herrschaft Herstal	Sterling	3
unbest.	Grafschaft Loos	Köpfchen	3
Huy	Bistum Lüttich	Sterling	1
unbest.	Grafschaft Namur	Sterling	1
London	Königreich England	Penny	1
Venedig	Venedig	Grosso	1

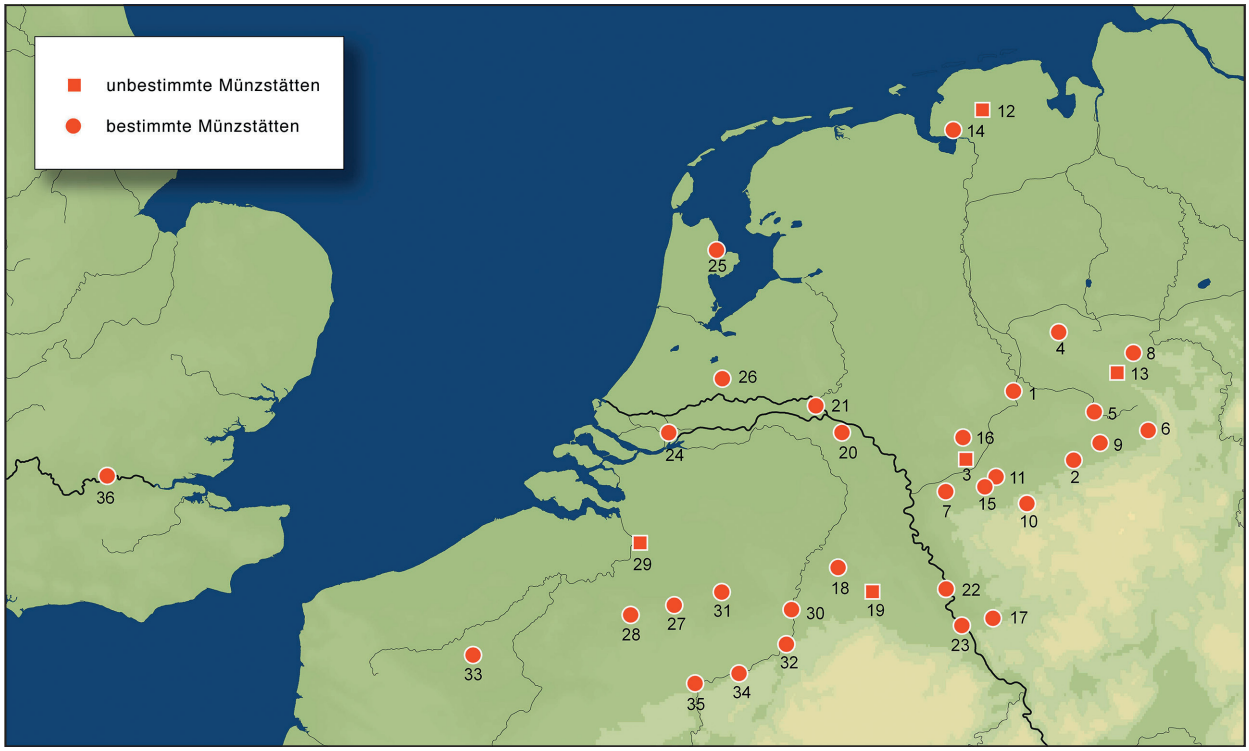


Abb. 26 Münzstätten (Fundortnachweis **Tab. 24**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Nahezu zeitgleich wurde durch den Import auswärtiger Groschen das Pfennigzeitalter beendet. Voraussetzung für das sich im Spätmittelalter in Europa herausbildende dreigliedrige Münzsystem, das auf Goldmünzen, Groschenmünzen und Pfennigmünzen beruhte, waren die Funde neuen Silbers, die seit dem ausgehenden 12. und besonders im 13. und 14. Jahrhundert in Freiberg (Lkr. Mittelsachsen), Friesach (Kärnten, A), Jihlava (Iglau/CZ), Kutná Hora (Kuttenberg/CZ) und Iglesias (Sardinien, I) gemacht wurden[190]. Im 13. und 14. Jahrhundert aufkommende große Silbermünzen, wie die französischen Turnosen und Groschen, sowie Goldprägungen erleichterten die Kapitalbildung[191]. Allerdings wirkte sich diese grundsätzliche Veränderung im Geldumlauf in Westfalen vom Rheinland kommend erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts aus, wie nicht zuletzt das Fehlen der Turnosen und vergleichbar großer Münzen im Wert von mehreren Pfennigen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus belegt. Ebenso fällt das Fehlen von Goldmünzen im Vergleich zu anderen Schatzfunden des 14. Jahrhunderts auf, auch wenn diese in den westfälischen Schatzfunden insgesamt weniger häufig vertreten sind. Goldmünzen ermöglichten den effizienten Transfer großer Geldsummen. Die ersten schriftlich belegten Goldzahlungen tauchen im 14. Jahrhundert in Zusammenhang mit Juden und Kaufleuten auf[192]. Zwar ist zu vermuten, dass die Zusammensetzung von Schatzfunden unmittelbar von der Art des Gelderwerbs des ehemaligen Besitzers abhängig ist, allerdings kann das Fehlen eines bestimmten Münztyps, beispielsweise der Goldmünzen, letztlich nur als Hinweis auf den ehemaligen Besitzer gewertet werden, jedoch nicht als Beweis oder Ausschlusskriterium. Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus besteht zwar ausschließlich aus Silbermünzen und zudem überwiegend aus kleineren Nominalen, deren Anzahl machen allerdings eines der größeren Vermögen aus, die durch westfälische Schatzfunde repräsentiert werden[193].

190 North 1996, 426.
191 Zedelius 1993. – Ilisch 1980b, 291.
192 Ilisch 1980a, 41.
193 Vgl. Ilisch 1980a.

Hinweise auf Handelsbeziehungen

Die große Zahl der 204 im Schatzfund enthaltenen Groschen aus den Münzstätten des Kölner Erzbischofs Walram (1332-1349) Bonn und Deutz, deuten auf rheinische Handelsbeziehungen hin, wohingegen die Münzen aus Dordrecht (NL), Utrecht (NL), Löwen (B), Brüssel (B) und Maastricht (NL) nach den Niederlanden weisen. Die 162 kleinen Köpfchen, die mit Ausnahme der rheinischen Imitationen hauptsächlich in Dordrecht geprägt wurden, belegen Beziehungen zum Niederrhein.[194].

Überregionale Münzen sind weniger zahlreich vertreten. Im wesentlichen handelt es sich dabei um 56 Sterlinge[195], die in den südlichen Niederlanden, besonders im Herzogtum Brabant, geprägt wurden. Der Einstrom des Englischen Sterlings, der seit 1180 geschlagen wurde, ist im Geldumlauf des Rhein-Maas-Gebietes mit dem beginnenden 13. Jahrhundert durch Funde und Urkunden belegt. Demnach erfolgte er hauptsächlich über den Englandhandel und durch Subsidien[196]. Mit einer venezianischen Münze und einem Penny ist je ein einzelner Vertreter der Mittelmeerregion sowie Englands im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertreten.

Aus der Verbreitung von Münzsorten ist nicht direkt auf Handelsbeziehungen zu schließen[197]. Ursache hierfür ist der Warencharakter, der Münzen im Mittelalter trotz fehlendem Gebrauchswert häufig zukam. Das Verhältnis der Ware »Geld« zum Gesamtmünzumlauf ist allerdings bisher unklar. Zudem waren Kontakte zwischen verschiedenen Gebieten unabhängig vom Münzausstoß, weshalb die Münzanzahl nicht direkt mit der Quantität des Handelsvolumens korreliert, zumal seit dem Spätmittelalter der bargeldlose Warenverkehr bei Fernhandelsgeschäften in den Vordergrund trat. Somit belegt das Vorhandensein einer Münze an einem Ort nicht zwingend eine unmittelbare Beziehung zwischen Fundort und Münzstätte, da die von Münzen zurückgelegten Wege selten geradlinig gewesen sein dürften, zumal über größere Entfernungen. Entsprechend sind wohl die einzelne venezianische und die englische Münze im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zu bewerten.

Der mit 43 % hohe Anteil lokaler Prägungen im Münzspektrum und das Überwiegen kleiner Währungen deuten an, dass der Münzanteil des Schatzfundes über einen längeren Zeitraum anhand zahlreicher kleinerer Verkaufsgeschäfte angesammelt worden sein könnte. Die Prägeorte liegen mit Ausnahme der venezianischen Münze sämtlich im Gebiet der Hanse, der großen Wirtschaftsorganisation im Norden Europas, in die Münster voll integriert war. Die Verteilung der Prägeorte spiegelt deutlich die Westorientierung Münsters, insbesondere über die rheinischen Handelsbeziehungen.

Altersstruktur

Der durch die Prägezeiten abgedeckte Zeitraum entspricht nicht zwingend der Zeitspanne, in der die Münzen zusammengetragen und gehortet wurden, da das Anlegen einer Münzsammlung von zahlreichen, rückwirkend schwer zu bestimmenden Faktoren abhängt, beispielsweise individuellen Sammelstrategien, etwa der Vorliebe für bestimmte (ältere) Münztypen. Dennoch sind die Prägedaten (**Tab. 3**) und das chronologische Spektrum ein wichtiges Kriterium für die Datierung des Deponierungszeitpunktes sowie für die funktionale Deutung des Fundkomplexes.

Die Hauptmasse der Gepräge datiert in die Jahre zwischen 1310 und 1360, wobei ein weiterer größerer Komplex aus älteren Prägungen der Jahre 1258-1299 besteht. Bei der Münze mit den jüngsten Prägedaten, der sog. Schlussmünze, handelt es sich um einen Groschen, der im Namen Bischof Johann I. von Utrecht (1341-1364) geprägt wurde. Daraus ergibt sich der *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeit-

194 Berghaus 1954/1955, o. Seitenangabe.

195 Der Sterling ist eine englische Silbermünze, deren Name sich wahrscheinlich von »easterling« ableitet, womit Münzen der norddeutschen Hansestädte bezeichnet wurden.

196 Hagen u. a. 1972, 61.

197 Zur Problematik der Frage nach der Verbreitung von Münzsorten: Ilisch 1980a, 31-33.

Münzherr und Prägezeitraum	Währungsgebiet	Nominal	Anzahl
Otto III. 1249-1306	Grafschaft Ravensberg	Pfennig	1
Heinrich 1255-1285	Herrschaft Herstal	Sterling	3
Heinrich 1256-1267	Bistum Utrecht	Pfennig	2
Floris V. 1258-1296	Grafschaft Holland	Köpfchen	97
Johann I. 1261-1294	Herzogtum Brabant	Sterling	24
Guy 1263-1297	Grafschaft Namur	Sterling	1
Konrad 1270-1297	Bistum Osnabrück	Pfennig	4
Edward I. 1272-1307	Königreich England	Penny	1
Ludolf 1273-1291	Dortmund	Pfennig	1
Johann 1274-1281	Bistum Lüttich	Sterling	1
Siegfried 1275-1297	Herzogtum Westfalen	Pfennig	3
Siegfried 1275-1297	Herzogtum Westfalen	Hälbling	1
Siegfried 1275-1297	Vest Recklinghausen	Pfennig	1
Eberhard 1275-1301	Bistum Münster	Pfennig	2
Erzbischof Siegfried 1275-1297	Abtei Herford	Pfennig	1
Dietrich VIII. 1275-1305	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Simon I. 1275-1344	Herrschaft Lippe	Pfennig	2
Simon I. 1275-1344	Herrschaft Lippe	Hälbling	5
Otto 1277-1307	Bistum Paderborn	Hälbling	1
Eberhard 1277-1308	Grafschaft Mark	Pfennig	1
Giovanni Dandolo 1280-1289	Venedig	Grosso	1
Arnold VII. 1280-1328	Grafschaft Loos	Köpfchen	3
Beatrix II.(?) 1292-1297	Abtei Essen	Pfennig	1
Johann I. 1296-1299	Grafschaft Holland	Köpfchen	54
Ludwig 1297-1308	Bistum Osnabrück	Pfennig	1
Gerhard 1297-1328	Grafschaft Jülich	Köpfchen	1
Gottfried II. 1303-1331	Herrschaft Heinsberg	Köpfchen	3
Otto 1305-1311	Grafschaft Kleve	Köpfchen	1
Wilhelm 1305-1337	Grafschaft Holland	Köpfchen	1
Heinrich 1306-1332	Herzogtum Westfalen	Pfennig	2
Heinrich 1306-1332	Herzogtum Westfalen	Hälbling	2
Ludwig 1310-1357	Bistum Münster	Pfennig	666
Dietrich IX. 1311-1347	Grafschaft Kleve	Sterling	1
Johann III. 1312-1355	Herzogtum Brabant	Sterling	27
Anonym um 1315	Dortmund	Pfennig	2
Gottfried 1321-1349	Bistum Osnabrück	Pfennig	130
Adolf II. 1328-1347	Grafschaft Mark	Pfennig	199
Adolf II. 1328-1347	Grafschaft Mark	Hälbling	2
Ludwig 1328-1347	Dortmund	Pfennig	442
Wilhelm I. 1328-1356	Grafschaft Jülich	Groschen	1
Walram 1332-1349	Herzogtum Westfalen	Pfennig	1
Walram 1332-1349	Vest Recklinghausen	Pfennig	3
Walram 1332-1349	Erzbistum Köln	Groschen	193
Katharina 1336-1360	Abtei Essen	Pfennig	1
Johann 1341-1364	Bistum Utrecht	Groschen	1
Rudolf ?	Dortmund	Hälbling	6
?	Ostfriesland	Nachahmung münsterscher Pfennige durch Ludwig von Hessen	2
?	Emden	Pfennig auf münsterschen Schlag	13
?	Grafschaft Holland	Beischlag zum Köpfchen Johannes	1

Tab. 3 Übersicht der Münzen nach ihren Prägedaten. – (Nach Ilisch 1980a, 107-108 Kat.-Nr. 99).

punkt des Schatzes. Die älteste im Fundkomplex enthaltene Münze ist ein Pfennig, der unter Otto III. (1249-1306) geprägt wurde. Demnach ergibt sich als Schatzinhaltszeitraum anhand der Prägezeiten eine maximale Zeitspanne von 115 Jahren.
Die Dauer der Hortung ist nicht zu bestimmen. Die Prägungen des 13. Jahrhunderts könnten durchaus noch als Zahlungsmittel im 14. Jahrhundert in Umlauf gewesen sein. Somit könnten die Münzen sowohl über einen längeren Zeitraum als auch kurzfristig, durch wenige Transaktionen akkumuliert worden sein, auch wenn die Nominalstruktur prinzipiell auf eine längere Akkumulationszeit hindeutet. Das Fehlen neuerer, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nach Westfalen einströmender Münzsorten spricht für eine Deponierung um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Allerdings kann der Deponierungszeitraum nicht zuletzt aufgrund der unvollständigen Überlieferung des Fundkomplexes und des Anteils unbestimmter Münzen nicht exakt eingegrenzt werden.

Fazit zu den Münzen

Die Schlussmünze der 1447 bestimmten Münzen belegt, dass der insgesamt rund drei Kilogramm schwere Schatz nach 1341 deponiert wurde, gewissermaßen am Übergang vom Pfennigzeitalter zur Einführung von Großmünzen, die im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus allerdings (noch) nicht vertreten sind. Im Gegenteil handelt es sich überwiegend um kleine Nominale, die den Schluss nahe legen, dass die Vermögensbildung über einen längeren Zeitraum auf der Basis von kleineren Verkaufsgeschäften erfolgte.
Es könnte sich demnach um den Hort eines Händlers oder Handwerkers handeln. Zwar besteht der Schatzfund überwiegend aus kleinen Nominalen, deren Anzahl macht ihn jedoch zu einem der größeren westfälischen Schatzfunde. Die Frage nach der Beurteilung des Vermögenswertes ist nicht zu beantworten, da die Münzgewichte derselben Währung je nach Region und Zeit teilweise erheblich variieren. Ebenfalls keine allgemein gültigen Schlüsse sind aus der Münzanzahl zu ziehen, da die Nominalwerte nicht exakt miteinander vergleichbar sind. Demnach ist es höchst fragwürdig, allein vom Tauschwert eines Schatzes auf die soziale Stellung des Besitzers schließen zu wollen, da dies streng genommen voraussetzt, dass die Vermögenslage einzelner sozialer Gruppen sowie deren Bargeldvorrat bekannt sind[198]. Bemerkenswert ist das Fehlen größerer Nominale, insbesondere von Goldmünzen, was darauf hindeuten könnte, dass es sich um den Hort eines regional ausgerichteten Händlers oder Handwerkers handelt. Allerdings wirken sich die unvollständige Überlieferung des Fundkomplexes und der nicht unerhebliche Anteil unbestimmter Münzen stark relativierend auf den Erkenntnisgewinn aus.
Für eine weiterführende Interpretation wichtige Fragestellungen, beispielsweise ob die Münzen in verschiedene Teilgruppen untergliedert verwahrt wurden, etwa in Stoffsäckchen oder Tongefäßen[199] und in welcher Form oder ob überhaupt die Münzen mit den Schmuckobjekten vergesellschaftet waren, bleiben aufgrund fehlender Beobachtung der Deponierungsverhältnisse bei der Bergung des Schatzfundes offen.
Die 1447 bestimmten Münzen stammen mit Ausnahme einer venezianischen Münze sämtlich aus Prägestätten des hansischen Wirtschaftsraums. Der mit 43 % größte Münzanteil wurde in lokalen, westfälischen Münzstätten geprägt. Die Kartierung der im Schatzfund vertretenen Münzstätten lässt eine Westorientierung Münsters deutlich erkennen, besonders ins Rheinland, an den Niederrhein, in die südlichen Niederlande und nach Flandern. Allerdings kann anhand der Münzen nur bedingt auf direkte Handelskontakte zwischen dem Fundort und der Prägestätte geschlossen werden, weshalb die Schmuckstücke ebenfalls im Hinblick auf Handels- und Kulturkontakte hin untersucht werden. Die Zusammenschau der Ergebnisse in Kombination mit Aussagen der Schriftüberlieferung wird eine möglichst umfassende und gesicherte Rekon-

198 Ilisch 1980a, 12.

199 Alram u. a. 2004, 47 mit Beispielen für gesondert aufbewahrte Teile eines zusammengehörenden Depots.

struktion der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen ermöglichen, soweit sich diese an den Objekten im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus widerspiegeln[200].

Schmuck

Der Schwerpunkt der Auswertung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus liegt auf den 35 Schmuckstücken, zum einen da diese bisher noch nicht umfassend bearbeitet wurden[201] und zum anderen, da der Schmuck detailliertere Informationen für die Interpretation des Fundkomplexes, insbesondere im Hinblick auf sozial- und kulturgeschichtliche Fragestellungen und die funktionale Deutung, erwarten lässt.
Nach einer einführenden Übersicht über die im Schatzfund vertretenen Schmucktypen werden die Objekte in Einzelanalysen vorgestellt. Ähnlich gestaltete und gebrauchte Schmuckstücke sind dabei zu Objekt- beziehungsweise Funktionsgruppen zusammengefasst. Die Abfolge der Gruppen spiegelt die Häufigkeit, mit der die zugehörigen Objekte im Fundensemble vertreten sind. Jeder Objektgruppe ist eine kurze Überblicksdarstellung zu Herstellungstechnik, Produktionsprozessen, Funktion und Gebrauchskontext vorangestellt. Darauf folgt jeweils die Beschreibung der Einzelobjekte, als Ergänzung zu den ausführlichen Beschreibungen im Katalog, zudem werden Vergleichsfunde benannt. Zum Vergleich wurden in erster Linie originale Schmuckstücke mit bekanntem Fundort herangezogen, im Hinblick auf kultur- und handelsgeschichtliche Aussagen sowie Datierungsanhalte. Der Vergleich mit Grabfunden erlaubt eine, wenn auch weit gefasste, soziologische Differenzierung des Materials, da Angehörige des weltlichen und geistlichen Adels häufig in ihrer Tracht und dazugehörendem Schmuck beigesetzt wurden. Zudem liefern sie, vorausgesetzt Name und Sterbejahr des Bestatteten sind bekannt, einen *terminus ad quem* für die Niederlegung beziehungsweise einen *terminus ante quem* für die Herstellung und Gebrauchszeit der Objekte[202]. Die Vergleichsfunde jeder Objektgruppe wurden entsprechend ihres Typs kartiert. Bei der Auswertung des Kartenbildes ist allerdings zu beachten, dass dieses besonders durch den regional stark differierenden Forschungsstand geprägt ist.
Zur Beantwortung weiterführender Fragestellungen wurden ergänzend Bild- und Schriftquellen berücksichtigt. Die original überlieferten Schmuckstücke bieten zwar zweifellos den präzisesten Eindruck von Formen- und Materialvielfalt mittelalterlichen Schmucks, Schmuckdarstellungen in figürlicher Plastik und Malerei können jedoch helfen, überlieferungsbedingte Informationslücken zu schließen[203]. Steinplastiken zeigen seit dem 13. Jahrhundert erstaunlich detailliert gearbeitete Schmuckdarstellungen, insbesondere Spangen und Gürtel, wodurch Vergleiche mit Bodenfunden möglich werden. Ein ähnlicher Detailreichtum wird dagegen in der Tafel- und Buchmalerei erst im ausgehenden 14. Jahrhundert erreicht. Allerdings gehören die auf Grabmälern und anderen ikonographischen Quellen dargestellten Schmuckstücke vornehmlich dem höheren Adel und gelangten nur äußerst selten in die Erde[204]. Dies erschwert den direkten Vergleich mit archäologischen Funden.
Die Korrelation bestimmter Schmuckformen mit schriftlichen Erwähnungen wird nahezu immer durch eine mangelnde Detailschärfe der schriftlich fixierten Beschreibung erschwert. Privatrechtliche Schriftquellen wie Testamente, Inventare und Rechnungsbücher vermitteln zwar einen Eindruck vom Umfang des Schmuckbesitzes einzelner Personen und Familien der Bürgerschaft und des Patriziats, allerdings wird hier die Sachkultur meist nur aufgezählt oder allenfalls dürftig beschrieben. So werden bei Gürteln lediglich das Material sowie

200 Siehe Kapitel Hinweise auf Handelsbeziehungen.
201 Lediglich hinsichtlich ihrer Herstellungstechnik und Gestaltung liegt bereits eine publizierte Untersuchung vor: Tegethoff 2002.
202 Vgl. Fingerlin 1971, 19.
203 Blaschitz/Krabath 2004, 736-738.
204 Wachowski 2001, 87-88.



Abb. 27 Die Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen. – Die fünf Objekte am unteren Bildrand standen zum Zeitpunkt der Gesamtaufnahme nicht zur Verfügung und wurden daher separat fotografiert. – (Fotos V. Iserhardt, RGZM; Spange unten links Foto S. Brentführer; Montage V. Iserhardt, RGZM).

Farbe und Gewebeart der Borte genannt[205]. Normative Quellen wie beispielsweise Gildeordnungen geben Einblick in die Organisation der Handwerke sowie in Herstellung und Verkauf von Schmuckstücken[206].
Da eine bestimmte Funktion eines Gegenstandes »auf der Basis eines Systems von erworbenen Erwartungen und Gewohnheiten«[207], also einem bestimmten kulturellen Code beruht, ist es für eine gesicherte Rekonstruktion der ehemaligen Funktion und Bedeutung notwendig, besser dokumentierte Vergleichskontexte systematisch heranzuziehen und zu versuchen, eigene kulturelle beziehungsweise ideologische Fixierungen zu überwinden. Vorstehende theoretische Erwägungen wurden der Schmuckauswertung zugrunde gelegt, wobei vorteilhaft ist, dass zahlreiche Quellen über die kulturelle Entwicklung im spätmittelalterlichen Europa Auskunft geben und diese unserer heutigen Kulturstufe noch vergleichsweise nahe steht.

Typenspektrum

Die 35 überlieferten Schmuckstücke (**Abb. 27**) verteilen sich auf die Objektgruppen Spangen, Fibeln, einzelne Nadeln, Fingerringe, Gürtelbestandteile und Sonstige (**Tab. 4**).
Die auf der zwischen 1993 und 2004 publizierten Gesamtaufnahme noch zu sehenden Blechfragmente, Drahtreste und weiteren Einzelteile sind heute verschollen (**Abb. 28**).

205 Wachowski 2001, 87-88.
206 Jaritz 1988.
207 Veit 2003a, 23.

Objektgruppe	Anzahl	Kat.-Nr.
Spangen	17	1-9. 11-12. 14-19
Fibeln	2	10. 13
Einzelne Nadel	1	20
Fingerringe	9	21-29
Gürtelbestandteile	2	30-31
Sonstige	5	32-36

Tab. 4 Verteilung der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nach Objektgruppen.



Abb. 28 Die heute verschollenen Draht- und Blechfragmente des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus. – (Detailausschnitt aus **Abb. 6**).

Spangen und Fibeln (Kat.-Nr. 1-20)

Da in der Literatur keine einheitliche Terminologie etabliert ist und Begriffe wie Spange, Schnalle, Fürspan, Gewandschließe und Brosche meist synonym Verwendung finden, werden im Folgenden Schmuckstücke mit im Zentrum offenem Rahmen und vorderseitiger Nadel als Spangen bezeichnet, wohingegen sich Fibeln durch eine in der Regel geschlossene Platte mit rückseitig angebrachter Nadel auszeichnen[208].

Das Aufkommen der Spangen fällt in Europa nach Ausweis stratifizierter Boden- und münzdatierter Grabfunde in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, wobei der zeitliche Schwerpunkt ihrer Verbreitung im 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts liegt. Als Trachtbestandteil werden Spangen jedoch bis in die Moderne hinein getragen[209]. Nicht selten bestehen Spangen mit sehr ähnlicher Gestaltung aus unterschiedlichen Materialien, beispielsweise aus Bunt- und Edelmetall, wobei angenommen wird, dass sich darin eine Hierarchie der Wertigkeit sowie die unterschiedliche Kaufkraft der jeweiligen Abnehmerkreise spiegeln[210].

Neben Darstellungen in der bildenden Kunst und Malerei sowie Erwähnungen in der epischen Literatur belegt die Position in Gräbern die Nutzung von Spangen als Verschluss der Oberbekleidung, des Kragens oder von Teilen des sichtbaren Untergewandes[211]. Eine sichere Funktionsbestimmung für Spangen unterliegt der Problematik, dass »trotz vielfacher Gebrauchsmöglichkeiten Schnallen der gleichen Zeit in der Form sehr ähnlich sind«[212]. Eine Einteilung von Ringspangen nach verschiedenen Verwendungszwecken anhand unterschiedlich gestalteter Rahmenformen[213] oder variierender Abmessungen der Innendurchmesser[214] vorzunehmen, erscheint allgemein als zu schematisiert in Anbetracht der vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten für Spangen des gleichen Typs.

Spangen und Fibeln bilden die größte Objektgruppe unter den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. Die 18 teilweise fragmentierten Spangen und zwei Fibeln können hinsichtlich der Rahmenform sowie ihres Dekors näher klassifiziert werden (**Tab. 5**).

– Ringspangen und –fibeln (Kat.-Nr. 1-13)

Kennzeichnendes Merkmal der Ringspangen ist die runde Rahmenform. Sie stellen die geläufigste Spangenform in Mitteleuropa dar. Ihre Verbreitung entspricht derjenigen der mittelalterlichen Spangen insgesamt und reicht von den Pyrenäen bis nach Siebenbürgen und von Italien bis nach Skandinavien[215].

208 Vgl. Krabath 2004a, 234.
209 Krabath 2004a, 250-251. – Heindel 1989, 89. 92.
210 Krabath 2004a, 234. – Heindel 1989, 92.
211 Ausführlich Blaschitz/Krabath 2004, 751-760. – Heindel 1989, 90.
212 Fingerlin 1971, 12.
213 Heindel 1990, 9.
214 Krabath 2004a, 234.
215 Krabath 2004a, 236.

Tab. 5 Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretene Spangen- und Fibelformen.

Form	Anzahl	Kat.-Nr.
Ringspangen und -fibeln	14	1-13
unverzierte Ringspangen	2	1-2
Handtruwebratzen	4	3-6
Spangen mit Inschrift	2	7
Spangen und Fibeln mit plastischen Köpfchen als Rahmendekor	3	8-10
Spangen mit floralem Rahmendekor	2	11-12
Ringfibel	1	13
Rautenförmige Spangen	6	14-19
Rautenförmige Spangen mit stark konkaven Seiten	3	14-16
Rautenförmige Spangen mit schwach konkaven Seiten	3	17-19
einzelne Nadel	1	20



Abb. 29 Ringspange Kat.-Nr. 1. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 30 Ringspange Kat.-Nr. 2. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Ringspangen wurden sowohl von Männern als auch Frauen als Kleiderzierrat und praktischer Kleidungsverschluss getragen[216].

Ringspangen mit flachrechteckigem Profilquerschnitt datieren vom Ende des 12. bis in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts[217]. Dies ist die mit elf Exemplaren am zahlreichsten vertretene Spangenform im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. Die beiden Fibeln werden im Rahmen dieser Gruppe mitbesprochen, im Fall der sternförmigen Fibel Kat.-Nr. 10 aufgrund der plastischen Köpfchen als Rahmendekor und im Fall der Ringfibel Kat.-Nr. 13 aufgrund der runden Grundplatte.

– – Unverzierte Ringspangen (Kat.-Nr. 1-2)

Bei den beiden schlichten, unverzierten Ringspangen (**Abb. 29-30**) wurde der Rahmen massiv gegossen und anschließend mit einer Feile überarbeitet. Beide Spangen weisen stark ausgeprägte Gebrauchsspuren im Bereich der auf dem Rahmen aufliegenden Nadelspitze auf. Eine sichere Funktionsbestimmung ist bei derart schlichten Spangen praktisch ausgeschlossen, da sie nach Auskunft vor allem der Bildüberlieferung multifunktional Verwendung fanden.

216 Ausführlicher zu Bedeutung und Verwendung von Ringspangen am Beispiel des mittelalterlichen Irland: Deevy 1996; 1998, bes. 70-71.

217 Krabath 2004a, 237. – Deevy 1996, 8.

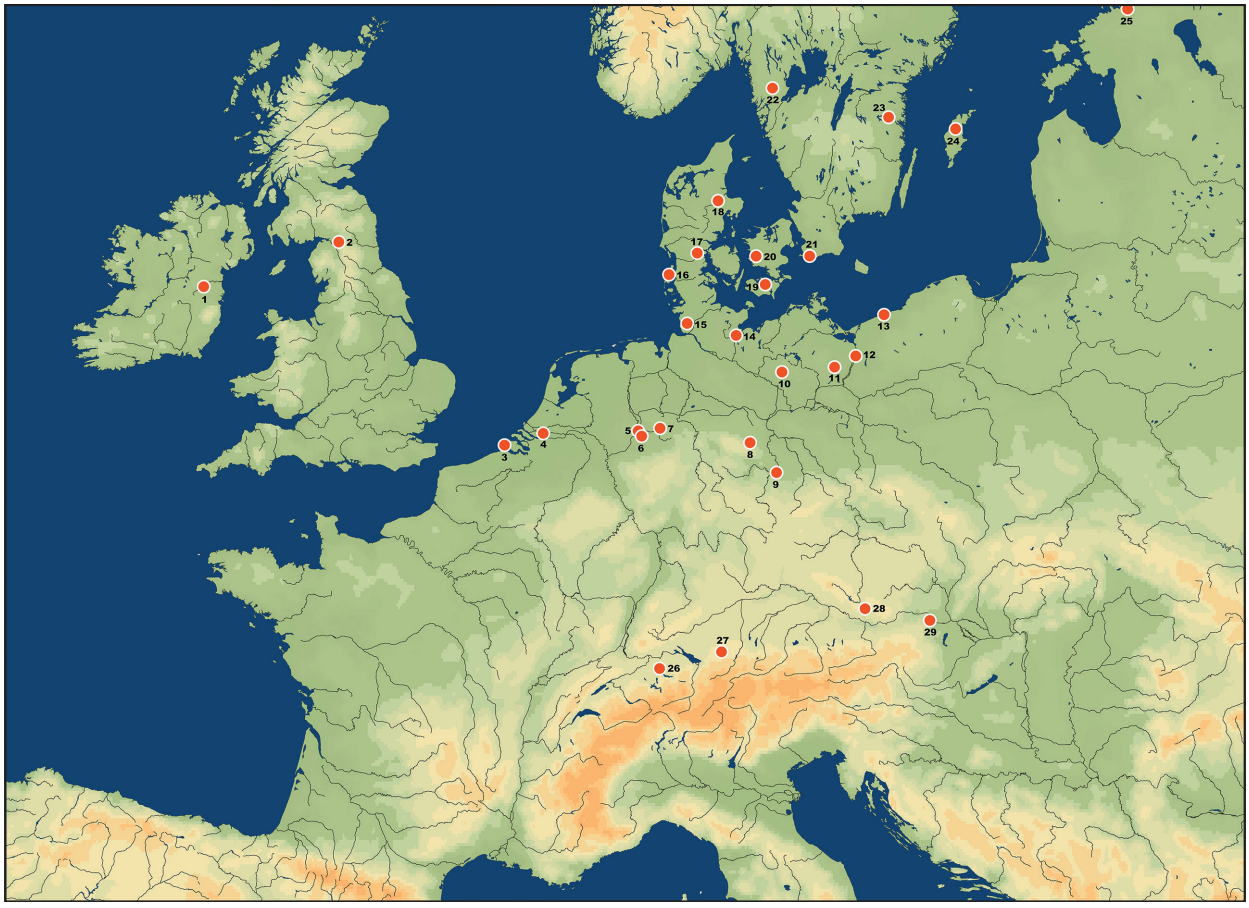


Abb. 31 Fundorte von Handtruwebratzen und Spangen mit Handtreuemotiv im Rahmen (Fundortnachweis **Tab. 25**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Mit ihrem sechseckigen Querschnitt zeigt die Ringspange Kat.-Nr. 2 große Ähnlichkeit zur Handtruwebratze Kat.-Nr. 3.

– – Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 3-6)

Der Name »Handtruwebratze« leitet sich von den mittelhochdeutschen Bezeichnungen »handtruwe« (Handtreue) und »bratze« (Brosche) ab. Bei den als Handtruwebratzen bezeichneten Spangen ist in den Rahmen das Motiv der Handtreue beziehungsweise des Handschlags plastisch eingefügt, wobei generell zwei Varianten vorkommen[218]. Häufiger sind Spangen mit zwei sich gegenüber liegenden Handpaaren im Rahmen, entsprechend den Handtruwebratzen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, seltener sind solche mit nur einem Handtreuemotiv.

Allgemein stellt der Handschlag einen rechtssymbolischen Akt dar, der im privaten Bereich Gruß, Abschied und ganz allgemein Verbundenheit bedeutet, aber auch synonym für »Bündnis« stehen kann. Dementsprechend kann es sich um eine »Verpflichtungsgebärde« handeln, indem sich die Ausführenden mit dem Handschlag an das durch ihn geschlossene Bündnis binden[219]. In diesem Sinne werden Handtruwebratzen als Verlobungsgaben gedeutet[220], gewissermaßen in Analogie zu den heute üblichen Verlobungsringen.

218 Entspricht Dekor 7 bei Krabath 2004a, 245-255; vgl. auch Heindel 1986 und Oldeberg 1966, 135.

219 Knippschild 2000, 15-54, bes. 51.

220 Beispielsweise Fritz 1982, 230. – Heindel 1986, 70.



Abb. 32 Handtruwebratze Kat.-Nr. 3. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 1:1.



Abb. 33 Handtruwebratze Kat.-Nr. 4. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Das Motiv der plastisch gearbeiteten, ineinander greifenden Handpaare ist sehr langlebig und findet sich außer auf Spangen auch auf weiteren Schmucktypen, beispielsweise Gürtelbestandteilen und Fingerringen[221]. Es war im Alten Orient, in der griechischen und römischen Antike bis in die Neuzeit hinein gebräuchlich. Trotz der weiten zeitlichen und räumlichen Verbreitung findet sich das Motiv des Handschlags jedoch nicht universell, was zu seiner Charakterisierung als kulturspezifische Geste führt[222].

Handtruwebratzen treten vor allem in Schatzfunden des 13. und 14. Jahrhunderts auf, entsprechend der zeitgleich häufigeren Nennung in Testamenten und Inventaren[223]. In den Ordnungen der Goldschmiedegilden in Riga (LV), Lübeck, Stade, Wismar und Lüneburg sind Handtruwebratzen für das 13. bis 15. Jahrhundert als Meisterstücke schriftlich belegt[224]. In Estland wurden sie noch bis ins 18. Jahrhundert als Bestandteil der Tracht getragen. Ihre Verbreitung erstreckt sich nördlich der deutschen Mittelgebirgszone zwischen Rhein und Oder bis nach Skandinavien und in das Baltikum hinein, mit Ausläufern bis nach Nowgorod (RUS) (**Abb. 31**). Die vier im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Handtruwebratzen gehören dem Typus mit zwei gegenüber liegenden Handschlagmotiven im Rahmen an. Sie sind aufwendig gestaltet und zeigen sämtlich starke Abnutzungsspuren. Auch bezüglich der Herstellungstechnik sind einige Übereinstimmungen erkennbar[225]. Die Handtruwebratzen Kat.-Nr. 4, 5 und 6 sind schlicht und flach gearbeitet. Sie wurden jeweils aus zwei geschmiedeten Bügelhälften zusammengesetzt und in den Handinnenflächen miteinander verlötet. Die Hände sind ebenfalls flach, mit einem Spitzstichel mehr oder weniger plastisch herausgearbeitet. Herstellungstechnisch aus dem Rahmen fällt die Spange Kat.-Nr. 3 mit ihrem vergleichsweise sehr hohen, im Querschnitt sechseckigen Rahmen. Dieser ist mitsamt den feingliedrig gestalteten Händen massiv gegossen. Allen Handtruwebratzen gemeinsam ist die auf den Bereich der Hände und Manschetten beschränkte Feuervergoldung, darüber hinaus zeigen sie jeweils ein individuelles Dekor. Die Handtruwebratze mit im Querschnitt sechseckigem Rahmen Kat.-Nr. 3 (**Abb. 32**) ist auf beiden Seiten identisch gearbeitet, sodass sie keine ausgeprägte Schauseite aufweist. Anhand der Abriebspuren im Bereich der Nadelspitze ist erkennbar, dass sie tatsächlich auch beidseitig getragen wurde. Die Hände sind sehr plastisch und detailliert ausge-

221 Heindel 1986, 70. – Fingerlin 1971, 343 Abb. 375-376. – Gere 1987, 101 Kat.-Nr. 211.
222 Knippschild 2000, 52.
223 Vgl. Krabath 2004a, 237-246; vgl. auch Heindel 1989, 87.
224 Krabath 2004a, 246. – Eine Auflistung bietet Rosenberg 1925, 56-57.
225 Vgl. Tegethoff 2002, 9.



Abb. 34 Silberne Handtruwebratze mit Ösen und Kettenfragment im Schatzfund von Fuchsenhof. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 459 Kat.-Nr. 55).

formt, mit jeweils einer Perlbandreihe auf den Außenseiten der Manschetten, ein insbesondere an Handreliquiaren häufig zu findendes Zierelement, das als stilisierte Knopfreihe gedeutet werden kann[226].

Dagegen ist die Handtruwebratze, deren eines Handpaar einen kleinen vergoldeten Fingerring hält, Kat.-Nr. 4 (**Abb. 33**) vergleichsweise schlicht gestaltet, auch die Hände sind wenig detailliert ausgeformt. Wann und zu welchem Zweck der Ring an der Handtruwebratze befestigt wurde, ist nicht sicher zu bestimmen. Er könnte der Verbindung zweier Spangen mittels einer Kette gedient haben, wie dies bei zwei Spangen im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)[227] sowie bei einer Spange aus dem Schatzfund von Pritzwalk (Hort-Nr. 35)[228] belegt ist (**Abb. 34**). M. Rosenberg[229] sieht einen Zusammenhang zwischen dem Verlust der Spangenfunktion durch auf der Nadel applizierten Dekor und der Befestigung an Kleidungsstücken mittels Ringen und Ketten. Auch G. Blaschitz und S. Krabath[230] interpretieren die in das Handtreuemotiv eingehängten Ringe und Ketten als Vorrichtung zum Aufnähen der Spangen auf die Kleidung mit der Begründung, dass diese durch die aufwendig dekorierten Nadeln, die nicht mehr durch Stoff gesteckt werden konnten, auf die reine Schmuckfunktion reduziert waren. Da die Nadel der Spange Kat.-Nr. 4 heute verloren ist, kann die These in diesem speziellen Fall nicht verifiziert werden[231].

Zwei Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 5 und 6) sind zusätzlich zur Feuervergoldung mit Niello verziert. In beiden Fällen gehen J. M. Fritz[232] und ihm folgend L. von Wilckens[233] fälschlicherweise von tiefblauem Email aus. Mit Niello verzierte Spangen sind insbesondere aus Skandinavien überliefert[234], niellierte Handtruwebratzen werden jedoch häufiger auch in Gildeordnungen norddeutscher Goldschmiede als Meisterstücke gefordert, beispielsweise in Lüneburg (um 1400) mit Buchstaben verzierte, entsprechend der Spange Kat.-Nr. 6[235].

Die Handtruwebratze Kat.-Nr. 5 (**Abb. 35**) trägt etwa auf der Nadelmitte ein aufgelötetes nielliertes Wappen, das augrund der dargestellten Schere als Schneiderzunftwappen anzusprechen ist[236]. Während der Spangenrahmen sehr einfach gehalten ist, sind die Handpaare, Manschetten und insbesondere das Wappenplättchen aufwendig gearbeitet. Durch das Aufbringen des Wappens verliert die Spange als solche ihre Funktion[237]. Vergleichbar dekorierte Handtruwebratzen sind beispielsweise im Schatzfund von Pritzwalk enthalten (**Abb. 36**). E. Steingräber[238] spricht derart verzierte Nadeln als Charakteristika der aus dem Ostseegebiet stammenden Spangen an.

226 Beispielsweise an einem Handreliquiar im Essener Münsterschatz: Fritz 1982, Nr. 93 und am Handreliquiar des hl. Georg im Kunstgewerbemuseum in Berlin: Fritz 1982, Nr. 180.

227 Prokisch u. a. 2004a, 458 Kat.-Nr. 54-55.

228 Prokisch u. a. 2004a, 815 Abb. 93.4. – Rosenberg 1925, 58.

229 Rosenberg 1925, 58-60 bes. 60.

230 Blaschitz/Krabath 2004, 755.

231 Allerdings zeigt die Gesamtaufnahme bei Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96 die Spange Kat.-Nr. 4 mit einfacher, undekorierter Nadel, was der These widersprechen würde, vorausgesetzt es handelt sich um die originale Nadel.

232 Fritz 1982, 231.

233 von Wilckens 1985.

234 Heindel 1989, 85.

235 Zunfturkunden aus Riga (1360, 1542), Wismar (1403, 1543) und Lübeck (1409, 1492) schreiben zum Erwerb des Meisterbriefes für Goldschmiede die Anfertigung einer Handtruwebratze vor, die hauptsächlich nielliert (geblackmalet) sein sollte: Heindel 1986, 74. – Fingerlin 1971, 28. – Fritz 1982, 231. In Lüneburg waren Schnallen mit Buchstaben gefordert, in Bremen mit Laubwerk verzierte: Rosenberg 1925, 56-57.

236 Möglicherweise könnte es sich um die Auftragsarbeit für einen Meister der Schneiderzunft handeln.

237 Ob sie überhaupt und falls ja in welcher Position sie getragen wurde, könnte mittels einer Gebrauchsspurenanalyse festgestellt werden. Leider ist die Handtruwebratze derzeit im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte nicht auffindbar, weshalb sie im Rahmen vorliegender Arbeit nicht untersucht werden konnte.

238 Erich Steingräber, Alter Schmuck (München 1956) zitiert nach Lorenzen 1997/98, 334.

Abb. 35 Handtruwebratze Kat.-Nr. 5. – (Foto S. Brentführer; Montage V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 36 Spange mit Wappen auf der Nadel im Schatzfund von Pritzwalk. – (Nach Krabath u. a. 2006, 132 Kat.-Nr. 5, Foto S. Krabath).



Abb. 37 Handtruwebratze Kat.-Nr. 6. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Im Gegensatz zur vorhergehend besprochenen zeigt die Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 (**Abb. 37**) vergleichsweise wenig detailliert ausgeformte Hände und Manschetten, wohingegen der Bügel aufwendig verziert ist. In das Silberblech wurden mit einem Spitzstichel flache Gruben geschnitten, sodass gotische Majuskel erhaben stehen blieben. Durch die Verfüllung der Gruben mit dunkelblauem Niello wird ein Farbkontrast erzielt, der die Inschrift deutlich hervorhebt. Die anagrammartig anmutende Inschrift besteht aus der Buchstabenfolge + *A A C M [B] A C A*, allerdings ist der Buchstabe im Bereich der aufliegenden Nadelspitze wegen des starken Abriebs nicht eindeutig zu identifizieren. Denkbar sind B, E, C oder G. Die vorausgehende Kombination aus C und M lässt ein B vermuten, woraus sich die Abfolge der Anfangsbuchstaben von C(aspar), M(elchior) und B(althasar), den Namen der Heiligen Drei Könige, ergeben könnte[239]. Der ursprüngliche Sinnzusammenhang ist zwar nicht mehr eindeutig zu erschließen, mit aller gebotener Vorsicht kann dieser jedoch im christlich-religiösen Bereich angenommen werden[240]. Derart rätselhafte Buchstabenfolgen sind auf mittelalterlichen Spangen häufiger anzutreffen und es ist davon auszugehen, dass sie im Mittelalter einen bestimmten Symbolwert innehatten, auch wenn dieser sich der heutigen Deutung weitgehend entzieht[241].

Die Majuskeln lassen sich zwar keinem bestimmten Typ zuordnen, da sie wenig detailliert ausgeführt sind, die Buchstabenform spricht jedoch für eine Datierung ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts[242]. Bezüglich der altertümlich anmutenden Buchstabenform ist schwer zu entscheiden, ob dies beabsichtigt oder durch die möglicherweise ungeübte Hand des Goldschmieds bedingt ist, zumal die Darstellung metallpositiver Majuskel generell ungewöhnlicher ist als die Gravurtechnik. Entsprechendes gilt für den auf dem Kopf stehenden Buchstaben M. Fehler sind in mittelalterlichen Inschriften weit verbreitet, insbesondere Konsonantentausch und spiegelverkehrte Buchstaben, was auf mangelnde Lateinkenntnisse der Goldschmiede hindeuten könnte[243].

Vergleichbare Handtruwebratzen mit durch Niello hervorgehobener Inschrift auf dem Rahmen sind im Schatzfund vom Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)[244] und aus Slagelse, Vestsjaellands Amt (DK, Hort-Nr. 99)[245] überliefert.

– – Spangen mit Inschrift (Kat.-Nr. 7)

Aufgrund der häufig auftretenden Inschriften sowohl auf Handtruwebratzen (wie Kat.-Nr. 6), als auch auf den sog. Ave-Maria-Schnallen[246], postuliert I. Heindel[247] eine enge Verwandtschaft zwischen beiden Spangenformen, die er anhand der Inschriften in folgende fünf Gruppen untergliedert: 1. Spangen mit dem Gruß »*AVE MARIA GRATIA PLENA*« in mehr oder weniger abgekürzter Form, 2. Spangen mit Bibelzitaten, Conclusiones und Invokationen, 3. Spangen mit Zitaten römischer Dichter, beispielsweise »*AMOR VINCIT OMNIA*«[248], 4. Spangen mit anagrammartigen, heute nicht mehr verständlich abgekürzten Legenden und 5. Spangen mit Einzelbuchstaben oder Buchstabengruppen mit Trennzeichen.

239 Freundlicher Hinweis von G. Blaschitz, Krems.

240 L. von Wilckens 1985 spricht die Inschrift als Anruf an die Mutter Gottes an, jedoch ohne ihre Auffassung näher zu begründen.

241 Vgl. Fritz 1982, 9. – Inschriftengruppe 4 bei Heindel 1986, 70 und Heindel 1989, 86-87. – Siehe auch LexMA II (1983) 894-895 s. v. Buchstabe und Buchstabensymbolik [Ch. Daxelmüller].

242 Freundliche Auskunft von R. Fuchs, Mainz. – Zur gotischen Majuskel des 13. und 14. Jhs.: Kloos 1980, 129-132.

243 Heindel 1986, 68.

244 Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 52, 53, 80.

245 Krabath 2004a, 779 Abb. 9b.

246 Die Benennung als Ave-Maria-Schnallen durch Heindel 1986, 65. 68-70 sowie Heindel 1989, 85. – Vgl. Krabath 2004a, 245, hier als Dekor 6 bezeichnet, trägt der Tatsache Rechnung, dass es sich bei den Inschriften in den meisten Fällen um den Gruß »*AVE MARIA GRATIA PLENA*« (Gruß des Engels Gabriel an Maria, Lukas I, 28) in mehr oder weniger stark abgekürzter Form handelt.

247 Heindel 1986, 65. – Zum Folgenden: Heindel 1986, 68-70.

248 Zitat aus Virgils Hirtengedichten nach Heindel 1986, Fundort-Nr. 23-33.

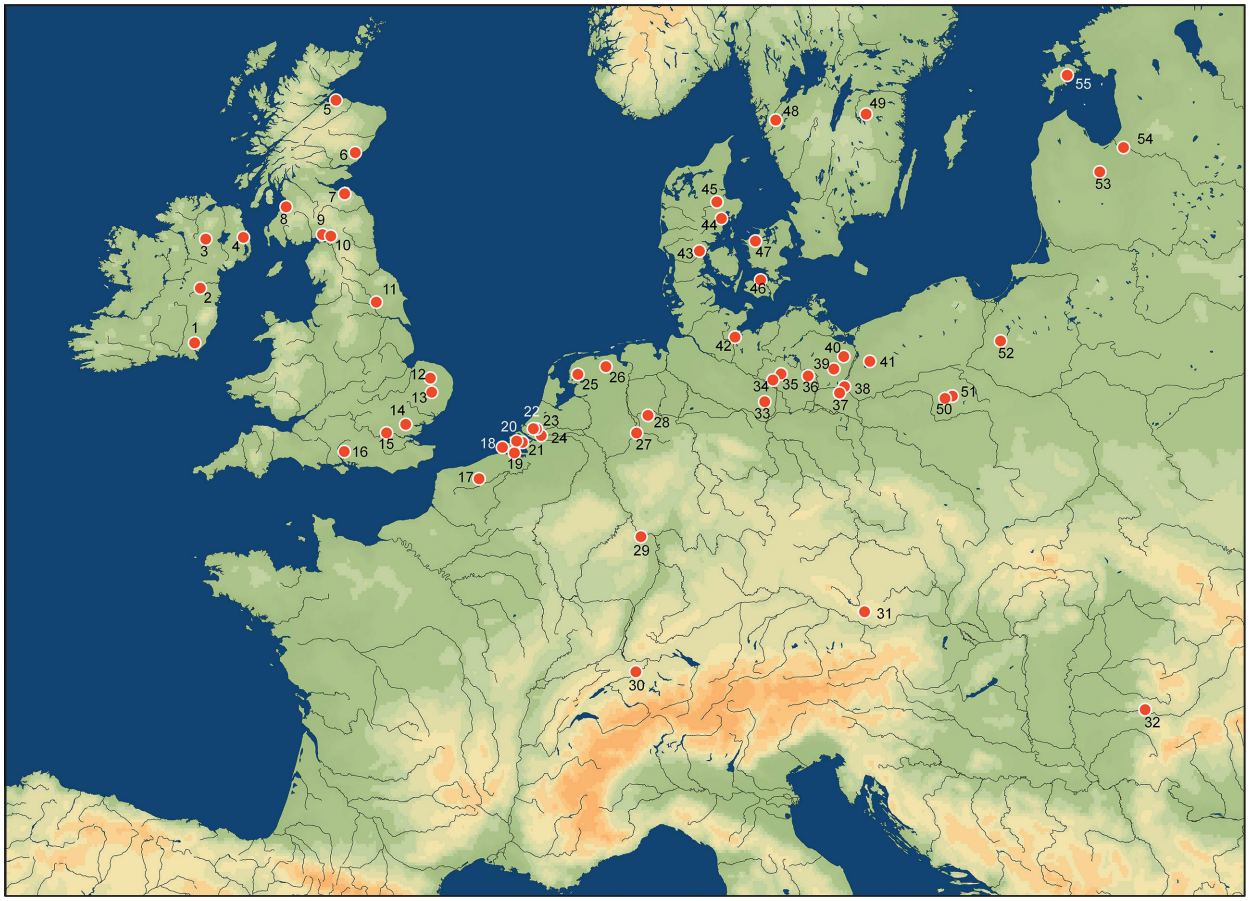


Abb. 38 Fundorte von Spangen mit Inschriften (Fundortnachweis **Tab. 26**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Inschriftenspangen liegen in vielfältigen Varianten vor: mit runden, spitzovalen oder mehrpassförmigen Rahmen und umlaufender Inschrift beziehungsweise umlaufendem Buchstabenband, mit oder ohne Trennungszeichen, oder mit auf nur eine Rahmenhälfte begrenzter Inschrift.

Heindel[249] nimmt eine räumlich und zeitlich relativ eng begrenzte Verbreitung der Handtruwebratzen und Ave-Maria-Schnallen an, die ebenso wie die schriftliche Überlieferung in Zunfturkunden auf niederdeutsche Werkstätten hinweise. Allerdings fand sich eine zweischalige Gussform für Ave-Maria-Spangen in Ashill, Norfolk (GB), also außerhalb des von Heindel postulierten Produktionsgebietes[250]. Als Ursachen der Verbreitung sieht Heindel[251] die Ausbreitung der Hanse im Ostseegebiet im 13. und 14. Jahrhundert sowie die deutsche Ostexpansion (**Abb. 38**).

Nur wenige Spangen stammen aus eindeutig datierten Fundverbänden, zumeist werden sie epigraphisch datiert. Der bisher früheste Nachweis datiert wohl in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts[252], die zeitliche Hauptverbreitung liegt im 14. Jahrhundert. Einzelne Belege, dann allerdings aus Weißmetall, finden sich in den Niederlanden bis in das 15. Jahrhundert hinein[253].

Die kleine emaillierte und feuervergoldete Ringspange Kat.-Nr. 7 (**Abb. 39**) trägt auf dem Rahmen eine umlaufende Inschrift aus im Metallpositiv dargestellten gotischen Majuskeln (ähnlich der Handtruwebratze

249 Heindel 1986, 71. 74-76.
250 Krabath 2004a, 784 Abb. 28.
251 Heindel folgt damit Blomqvist 1947, 135 und Kivikoski 1973, 132.
252 Allerdings ist bei dieser Datierung Vorsicht geboten, da die von Werner Meyer für den Fundort der Spange, die Frohburg bei Olten (CH), aufgestellte Chronologie angezweifelt wird.
253 Krabath 2004a, 245.



Abb. 39 Inschriftenspange Kat.-Nr. 7. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 4:1.

Kat.-Nr. 6). Die Majuskeln sind stilistisch gut ausgeführt, was für eine in dieser Technik geübte Hand des Goldschmieds spricht. Die um das Buchstabenrelief ausgehobenen Gruben wurden mit opakem rotem Email gefüllt.

Epigraphisch ist die Spange in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu datieren, aufgrund des hohen Balkens am L[254]. Die niederdeutsche Inschrift *L A S M I R U N G E S O R D E N L A N* ist nach H. Birkhan[255] als »*LAS MIR UNGESORDEN LAN*« mit »Lass mich ungevögelt bleiben« zu übersetzen.

Damit ist die Inschrift in zweierlei Hinsicht außergewöhnlich: Zum Einen sind niederdeutsche Inschriften auf Schmuckstücken generell selten überliefert[256], zum Anderen sind derart vulgäre Inschriften auf Realien des 13. und 14. Jahrhunderts bislang kaum bekannt[257]. Die vom Bedeutungsgehalt der Spangeninschrift am nächsten stehende Parallele ist die folgende Inschrift einer mutmaßlich in England gefundenen Ringspange: *IEO SUI FERMAIL PUR GA[R] DER SEIN KE NUS VILEIN NI METTER MEIN*, nach M. Jones[258] zu übersetzen als »Ich bin eine Spange um die (weibliche) Brust zu schützen, so dass kein Flegel seine Hand darauf legen möge«.

In der mittelalterlichen Erzähllliteratur sind obszöne Schilderungen durchaus nicht unüblich[259]. In mehreren Handschriften des 14. Jahrhunderts ist »vögeln« als Synonym für die Paarung im Tierreich und als bekannter Ausdruck belegt. Die Vogelmetapher findet hier häufigere Verwendung in teilweise obszönen Schilderungen. Beispielsweise ist in den »Gesta romanorum«[260] vom üblen Treiben eines Storchenweibes zu lesen: »*Und die weil der storch auzzen waz. Do voglet sich die stoerchinn mit aynem andern storchen* […]«. Bevor ihr Mann zurückkehrt, reinigt sich die untreue Partnerin im Wasser »*daz nicht ir man der storch dez gesmachez der unchaeusch enpfuend*«. In diesem Beispiel gilt die Reinigung der Störchin als Metapher für die Reinigung der Seele in der Beichte. Am Ende der Erzählung steht als Empfehlung an die Ehefrauen, die Treue ernst zu nehmen, es der Störchin nicht gleich zu tun und Gott die reine Seele zu schenken[261].

Die Zunftordnungen schrieben in der Regel vor, dass kein Handwerksgeselle vor Vollendung der Meisterstücke heiraten durfte[262]. Problematisch war der Umstand, dass die in erzwungener Ehelosigkeit lebenden Gesellen ihre sexuellen Bedürfnisse bei unbescholtenen Mädchen oder verheirateten Frauen zu befriedigen suchten[263]. Im Spätmittelalter arbeiteten die Handwerksgesellen nicht nur bei ihrem Meister, sondern leb-

254 Mündliche Auskunft von R. Fuchs, Mainz.

255 Freundliche Mitteilung von H. Birkhan, Wien, mündlich am 24.11.2004.

256 Ein Inschriftenverzeichnis bietet z. B. Fritz 1982; Heindel 1986, 66-69 und Fundort-Nr. 35, Abb. 4. Als Beispiele führt er neben Fundort-Nr. 35 drei Spangenfunde aus Baia (Rumänien) an, einer Stadtwüstung des 14.-17. Jhs. – Zur Entwicklung und Ausprägung der niederdeutschen Sprache und einer volkssprachigen Schriftlichkeit ab der ersten Hälfte des 14. bis zum 16. Jh. im Raum Münster: Peters u. a. 1993.

257 Freundliche Auskunft von G. Blaschitz, Krems.

258 Jones 2002, 222 Abb. 10.9.

259 Blaschitz/Schedl 2000, 98-101.

260 Adelbert Keller (Hrsg.), Gesta romanorum, das ist der Römer Tat [cgm 54] (Quedlinburg, Leipzig 1841), zitiert nach Blaschitz/Schedl 2000, 99-100. – Zur Verwendung der Vogelmetapher mit derb-erotischer Bedeutung auch Blaschitz 2001, bes. 354-355.

261 Zum Bild der Frau in der offiziellen Theologie: Schimer o. J., 26-33.

262 Rosenberg 1925, 176.

263 Wodurch vor allem die Legitimität der Erben gefährdet war. Primär sollte dies durch Tolerierung der Prostitution verhindert werden: Müller 1988, 173-174.

ten auch in dessen Haushalt. Zwar verbot die gesellschaftliche Norm, mit der Frau des Meisters eine sexuelle Beziehung einzugehen, dennoch scheint dieses Verbot häufiger übertreten worden zu sein[264]. Offenbar schien es generell notwendig zu sein, an die christlichen Tugenden und insbesondere die Keuschheit zu erinnern und zu mahnen (**Abb. 40**). L. von Wilckens[265] interpretiert die Inschrift auf der Spange Kat.-Nr. 7 als Anruf an die Mutter Gottes, eine These, die in diesem Sinnzusammenhang als Hilfe zur Bewahrung vor der Sünde der Wollust durchaus zu vertreten ist[266].

Insbesondere das Minneverhalten unterlag dem Ideal der höfischen *zucht* und *mâze*, das sowohl Mädchen als auch Jünglingen zur *ere* gereichte[267]. Insofern erscheint es naheliegend, in den Auftraggebern respektive Besitzern dieser Goldschmiedearbeit jedenfalls Angehörige der gehobeneren Gesellschaftsschichten zu vermuten. Allerdings lassen sich die ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf Alltagsgegenständen auftretenden deutschen Inschriften allgemein keiner bestimmten sozialen Gruppe zuweisen[268].



Abb. 40 Illustration zu den zehn Geboten. Das 6. Gebot untersagt Ehebruch »Du sollst nicht unkeusch sein«. Aus dem »Seelentrost« von Anton Sorg, Augsburg 1478. – (Nach Schirmer o. J., 31).

Bei »vögeln« handelt es sich eindeutig um eine sexuelle Metapher, die in unserem heutigen Verständnis als obszön aufzufassen ist. Ob dies dem Verständnis im 14. Jahrhundert entspricht, ist nicht sicher nachzuweisen. Aus Sittenverordnungen und einschlägigen Ratserlassen sind zwar beispielsweise bezüglich der Kleidung recht klare Normen herauszulesen, allerdings erweisen sich diese Quellen als nahezu unbrauchbar, um den Verlauf der Anstandsgrenze für den sprachlichen Ausdruck zu bestimmen. Zudem kann innerhalb der gleichen Epoche in einer bestimmten sozialen Schicht ein Wort als ausgesprochen obszön gelten, das in einer anderen Schicht zur derben Umgangssprache gehört[269]. Die Rekonstruktion des sozialgeschichtlichen Rahmens und der didaktischen Funktion der Inschrift bleiben demnach spekulativ. Dies ist um so bedauerlicher, als die Metapher eigentlich nur in ihrem Kontext sicher zu interpretieren ist, da dieser der Metapher erst ihren gemeinten Sinn verleiht: »Der metaphorische Ausdruck nämlich nennt nur die *eine* Seite, das Bild; in dem Zusammenhang aber, in welchem das Bild gebraucht wird, liegt die eigentliche Bedeutung, welche gemeint ist, so nahe, dass sie gleichsam ohne direkte Abtrennung vom Bilde unmittelbar zugleich gegeben ist«[270]. Die Verwendung sexueller Metaphern kann nicht pauschal als zur Vermeidung

264 Im Nürnberger Fastnachtsspiel beispielsweise erscheint als Strafe in derlei Fällen häufig das Kastrationsmotiv: Müller 1988, 185.
265 von Wilckens 1985, 308.
266 Freundlicher Hinweis von G. Blaschitz, Krems.
267 Blaschitz/Schedl 2000, 101.
268 Blaschitz 2000, 177.
269 Müller 1988, 22-23.
270 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik I. Werke in 20 Bänden (Frankfurt/M. 1970) Vol. XIII, 517, zitiert nach Müller 1988, 14.



Abb. 41 Mit plastischen Köpfchen dekorierte Schmuckstücke (Kat.-Nr. 8-10). – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

eines Tabubruchs erklärt werden. In bestimmten Kontexten oder bestimmten kommunikativen Situationen können sie in ihr Gegenteil umschlagen, quasi als Aufforderung gemeint und verstanden werden[271].

I. Heindel[272] vertritt die Auffassung, dass der Trägerkreis von Handtruwebratzen und Spangen mit Inschriften aufgrund der aufwendigen Herstellung, des kostbaren Materials, der Inschriften sowie der Fundorte »ziemlich eng gezogen« werden könne, womit in erster Linie Angehörige des Adels und des wohlhabenden Städtebürgertums gemeint sind. Die Fundstelle von Seehausen (Kr. Prenzlau) *in der Nähe* eines ehemaligen Zisterzienserinnenklosters führt ihn zu der Vermutung, »dass auch Angehörige der Geistlichkeit derartige Schnallen zur Ordenstracht trugen«[273]. Die Inschriften auf Gegenständen des täglichen Gebrauchs, der Arbeitswelt, privatem Eigentum und Geschenken, die damit einen individuellen Charakter erlangen, wurden

271 Müller 1988, 29.

272 Heindel 1986, 71-72, Zitat 71.

273 Heindel 1986, 71. – In unmittelbarer Nähe des dort abgegangenen Zisterzienserinnenklosters wurden im Wasser an der alten Uferlinie im Schutt des Klosters eine »Ave-Maria-Schnalle« und zwei Handtruwebratzen gefunden. In diesem Zusammenhang ist das Gedankenspiel reizvoll, dass die Spange Kat.-Nr. 7 das Geschenk eines adeligen Vaters an seine Tochter bei deren Eintritt in ein Kloster gewesen sein könnte. Immerhin wird in Anspielung auf die nicht immer und überall eingehaltenen Klosterregeln im Nürnberger Fastnachtsspiel das Bordell als »Kloster« bezeichnet: Müller 1988, 176; hierzu auch Schirmer o. J., 34-50, bes. Abb. 34.

im Allgemeinen nicht für die Betrachtung durch einen größeren Rezipientenkreis geschaffen, was dazu beiträgt, dass weder der materielle und besonders der ideelle Wert des Objektes noch der ehemalige Besitzer sicher zu bestimmen sind[274]. Ein apotropäischer Charakter der Spangeninschrift kann jedoch unterstellt werden.

– – Spangen und Fibel mit plastischen Köpfchen als Rahmendekor (Kat.-Nr. 8-10)

Die Rahmen der Spangen Kat.-Nr. 8 und 9 sowie der Fibel Kat.-Nr. 10 sind mit kleinen plastischen Köpfchen verziert (**Abb. 41**). Bei den beiden letztgenannten wurden die Köpfchen gegossen und jeweils einzeln auf den Rahmen gelötet, wohingegen der Rahmen der Spange Kat.-Nr. 8 aus einem gegossenen Kranz aus je fünf alternierenden Köpfen und Rosetten besteht, der auf einen verstärkenden, halbrunden Silberring aufgelötet wurde.

Bei der Spange Kat.-Nr. 9 wurden abwechselnd zwei Männer- und zwei Frauenköpfe, gekennzeichnet durch eine unterschiedliche Haartracht, auf den Rahmen gelötet. Die Nadelmitte wird von einem kleinen Kopf auf einer sechsblättrigen Rosette geziert, wodurch die Spangenfunktion verloren ist. Dennoch sind leichte Abnutzungsspuren auf Nadelspitze und Rahmen feststellbar, die allein durch die Bewegung der lose auf dem Rahmen aufliegenden Nadelspitze entstanden sein dürften. Auf der Rahmenrückseite dagegen ist starker Abrieb festzustellen, ebenso auf den Vorderseiten der Köpfchen, besonders auf den Nasen und Stirnpartien.

Auch die Spange Kat.-Nr. 8 trägt eine Rosette auf der fast vollständig verdeckten Nadel. Allerdings wurde hier die Funktionalität der Spange beibehalten, indem die Rosette mittels einer L-förmigen Halterung in einem Abstand von einem Millimeter aufgelötet wurde. Starker Abrieb auf der Nadelspitze und an entsprechender Stelle auf dem Spangenrahmen deuten auf den häufigen Gebrauch der Spange hin. Die fünf frontal dargestellten und stark verdrückten Köpfchen wechseln sich auf dem Rahmen mit Rosetten ab, die jeweils kleine, aufgelötete Kastenfassungen tragen, alternierend besetzt mit kleinen Korallen und Perlen.

Die Fibel Kat.-Nr. 10 ist auf ihrer hexagonförmigen Grundplatte mit sechs frontal dargestellten, gegossenen Männer- und Frauenköpfen besetzt, die im Wechsel mit Almandingranaten und Saphiren angeordnet sind. Ein kleinerer, siebter Kopf ruht in der Plattenmitte auf einem Blütenkelch. Während die Frauenköpfe Hauben oder Kopftücher tragen, zeichnen sich die Männerköpfe durch eine halblange, lockige Haartracht aus, nach oben hin links und rechts des Kopfes spitz zulaufend, sodass der Eindruck von Teufelsmasken beziehungsweise Theatermasken entsteht. Die aus einem geschmiedeten Blech ausgeschnittene hexagonförmige Grundplatte wurde mit rautenförmigen Durchbrüchen versehen und ähnelt damit Appliken, die in der Kirche von Sakskøbing (Sjælland/DK) gefunden wurden[275] sowie einem Hakenverschluss aus dem Schatzfund von Rösta by (Jämtlands län/S, Hort-Nr. 156)[276].

Sechszackige Sterne sind als Ornament ohne spezifische jüdische Bedeutung weit verbreitet, sowohl im jüdischen, im christlichen und auch im arabischen Kulturbereich. Das Hexagramm aus zwei ineinandergeschobenen Dreiecken wurde erst im 19. Jahrhundert zunehmend zum Symbol des Judentums[277]. Zierelemente in Form sechszackiger Sterne finden sich im 14. und 15. Jahrhundert zahlreich an Reliquiaren[278], in Siedlungsschichten beispielsweise der Londoner Altstadt[279] und auf einer skandinavischen Gussform im Vestfald Fylkesmuseum, Tønsberg (N)[280].

274 Blaschitz 2003, 265.
275 Jensen u. a. 1992, Bd. 2, Kat.-Nr. 296.
276 Hildebrand 1892, 27 Nr. 26. – Prokisch u. a. 2004a, 809 Abb. 90.
277 LexMA III (1986) 608 s. v. Davidstern [R. Schmitz].
278 Beispielsweise am Armreliquiar des hl. Georg aus dem Welfenschatz im Braunschweiger Dom: Fritz 1982, Nr. 180 und an der Hostienmonstranz aus St. Peter und Alexander in Aschaffenburg: Fritz 1982, Nr. 450.
279 Egan/Pritchard 1991, Nr. 1093-1094.
280 Lightbown 1992, 49 Abb. 11.

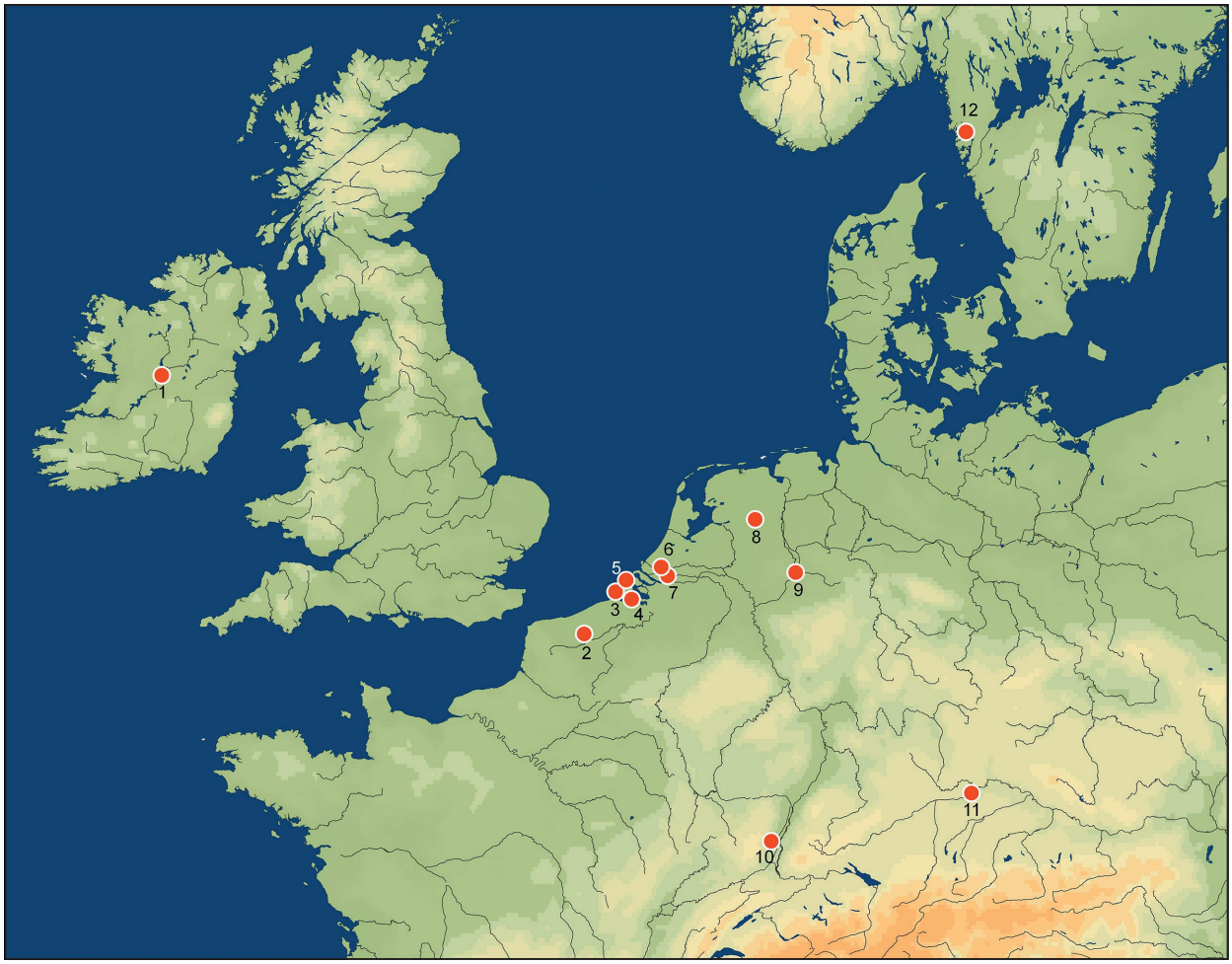


Abb. 42 Fundorte von Spangen mit plastischen Köpfchen (Fundortnachweis **Tab. 27**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Sogenannte Theatermasken sind häufiger auf Schmuckstücken der griechischen und römischen Antike zu beobachten[281]. Eine direkte Beziehung oder gemeinsame Wurzel von mittelalterlichen und antiken Theatermasken erscheint allerdings nur schwer vorstellbar. Wahrscheinlicher ist, dass die auf frühmittelalterlichen skandinavischen Schmuckstücken auftretenden halbplastischen Köpfe[282] als ikonographische Vorlage gedient haben könnten.

Die meisten Vergleichsbeispiele mit Köpfen dekorierter Spangen wurden in der holländischen Küstenregion entdeckt (**Abb. 42**). Ein weiterer Verbreitungsschwerpunkt liegt in Schweden, wohingegen aus West- und Mitteleuropa lediglich vereinzelte Funde zu verzeichnen sind.

Die Spangen stammen mehrheitlich aus Schatzfunden und Siedlungsschichten des 14. Jahrhunderts. Frontal dargestellte Köpfchen finden sich als Dekor ebenfalls auf Gürtelbeschlägen[283] (**Abb. 43**) und auf einem Kopfband aus dem Schatzfund von Badeboda (Kronobergs län/S, Hort-Nr. 152)[284]. Auch auf Schmuckstücken des 15. und 16. Jahrhunderts sind plastische Köpfchen zu finden, allerdings weniger zahlreich.

281 z. B. Wilson 1989, 31 Nr. 32. – In der illyrischen Stadt Daors (BIH) wurden in Siedlungsschichten des 2. Jhs. v. Chr. Gussformen für Theatermasken gefunden: Marić 1979, Taf. 6.

282 z. B. auf dem Goldhalskragen von Ålleberg im Kirchspiel Karleby, Västergötland (S): Katalog Stockholm 1994, 38 und auf dem Goldbrakteaten von Gotland, Kirchspiel Fardhem (S): Katalog Stockholm 1984, 55.

283 Beispielsweise auf dem Gürtel im Mitte des 14. Jhs. verborgenen Schatzfund von Dune (Gotland/S, Hort-Nr. 149): Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 469, sowie auf einem der Gürtel im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31): Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 359. – Katalog Colmar 1999, 48 Nr. 18.

284 Lightbown 1992, 129 Abb. 37.



Abb. 43 Gürtelfragment im Schatzfund von Colmar. – (Nach Ostritz 2010a, 290 Abb. 147).

Abb. 44 Spangen mit floralem Rahmendekor (Kat.-Nr. 11-12). – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.



Eine Goldfibel mit weiß emailliertem Frauenkopf wurde im Fluss Meuse (F) gefunden[285]. Ein Anhänger des 16. Jahrhunderts mit weiß emailliertem Männerkopf auf der Ansichtsseite befindet sich im Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln[286]. Möglicherweise waren die Gesichter auf den Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ursprünglich ebenfalls emailliert, allerdings erbrachten die Materialanalysen keine dahingehenden Hinweise.

– – Spangen mit floralem Rahmendekor (Kat.-Nr. 11-12)

Die beiden Ringspangen Kat.-Nr. 11 und 12 (**Abb. 44**) sind derart ähnlich gestaltet, dass die Herkunft aus derselben Werkstatt als wahrscheinlich angenommen werden kann[287].

Im Gegensatz zur Spange Kat.-Nr. 11 liegt bei Spange Kat.-Nr. 12 die Nadelspitze auf einem kleinen rhombenförmigen Blech auf, das von einem gravierten Wappen geziert wird. Dieses Wappen mit einem Kreuz

285 Wilson 1989, 133 Abb. 161.
286 Katalog Köln 1985, Bd. 1, Nr. 105.
287 Tegethoff 2002, 18.

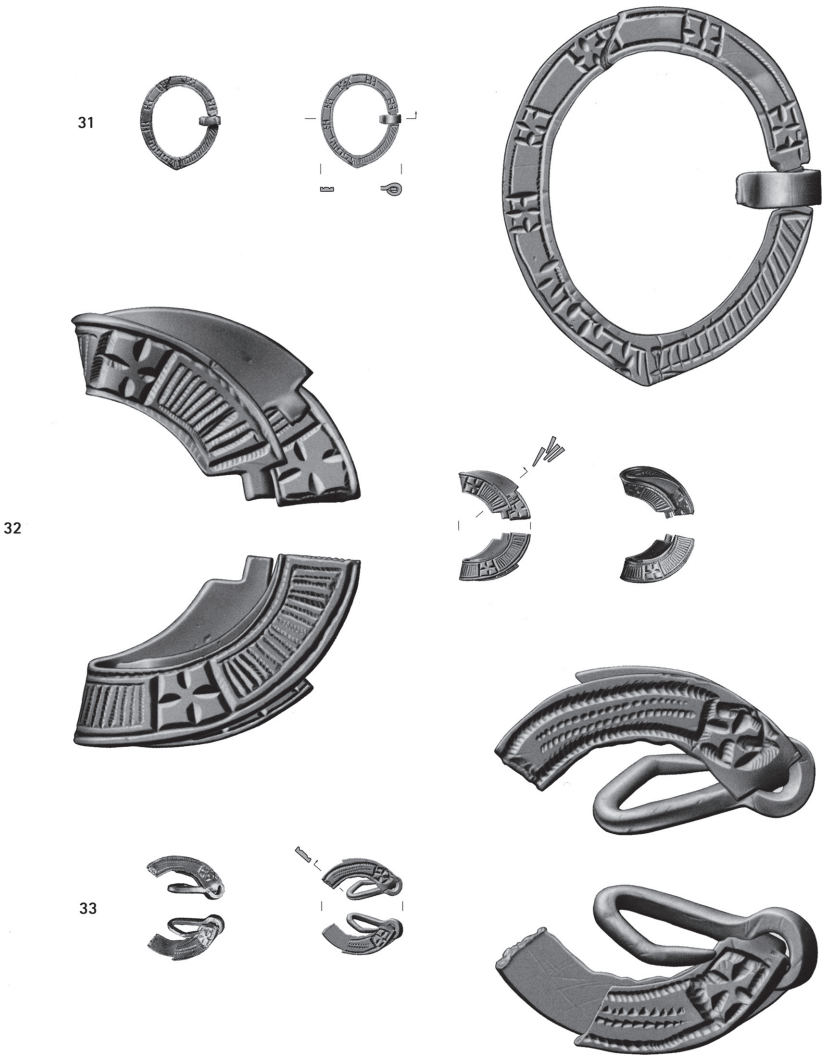


Abb. 45 Spangen mit gravierten Wappendekoren auf dem Rahmen im Schatzfund von Fuchsenhof. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 445 Kat.-Nr. 31-33).

aus rautenförmigen Balken zeigt große Ähnlichkeit zu sechs Wappenplättchen, die auf dem Rahmen einer Ringspange im National Museum of Antiquities in Edinburgh (GB) angebracht sind[288], sowie gravierten Dekoren auf Spangenrahmen im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) (**Abb. 45**)[289].

Beide Spangen sind jeweils mit zwei größeren und vier kleineren Kastenfassungen besetzt. Schmale, flache Stege wurden auf den Rahmen gelötet und im oberen Teil zu einer, die größeren Kastenfassungen umschließenden, fünfblättrigen Rosette zusammengelötet. In den größeren Fassungen der Spange Kat.-Nr. 11 liegen eine Korallenperle sowie eine braune Glasperle, in den kleinen Fassungen beiderseits der Nadelspitze sind sehr kleine gelochte Glasperlchen enthalten. Die Lochung der Perlchen muss nicht zwingend auf eine Sekundärverwendung[290] hindeuten, da Perlen auf Schnüre aufgezogen auch verhandelt wurden. Insbesondere bei kleinen Perlen wurde damit die Gefahr des Verlierens minimiert. Die Spange zeigt auffallend starke Gebrauchsspuren beziehungsweise Beschädigungen: Die kleine Kastenfassung neben der Nadelöse ist heute leer und stark verdrückt, diejenige auf der anderen Seite der Öse fehlt gänzlich. Zudem ist die Feuervergoldung insbesondere auf der Spangeninnenseite und der Rückseite stark abgerieben.

288 Callander 1924, 174 Abb. 5 Nr. 3.
289 Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 30-34, 37, 42.
290 Entgegen der Ansicht von Ruth Tegethoff 2002, 16.

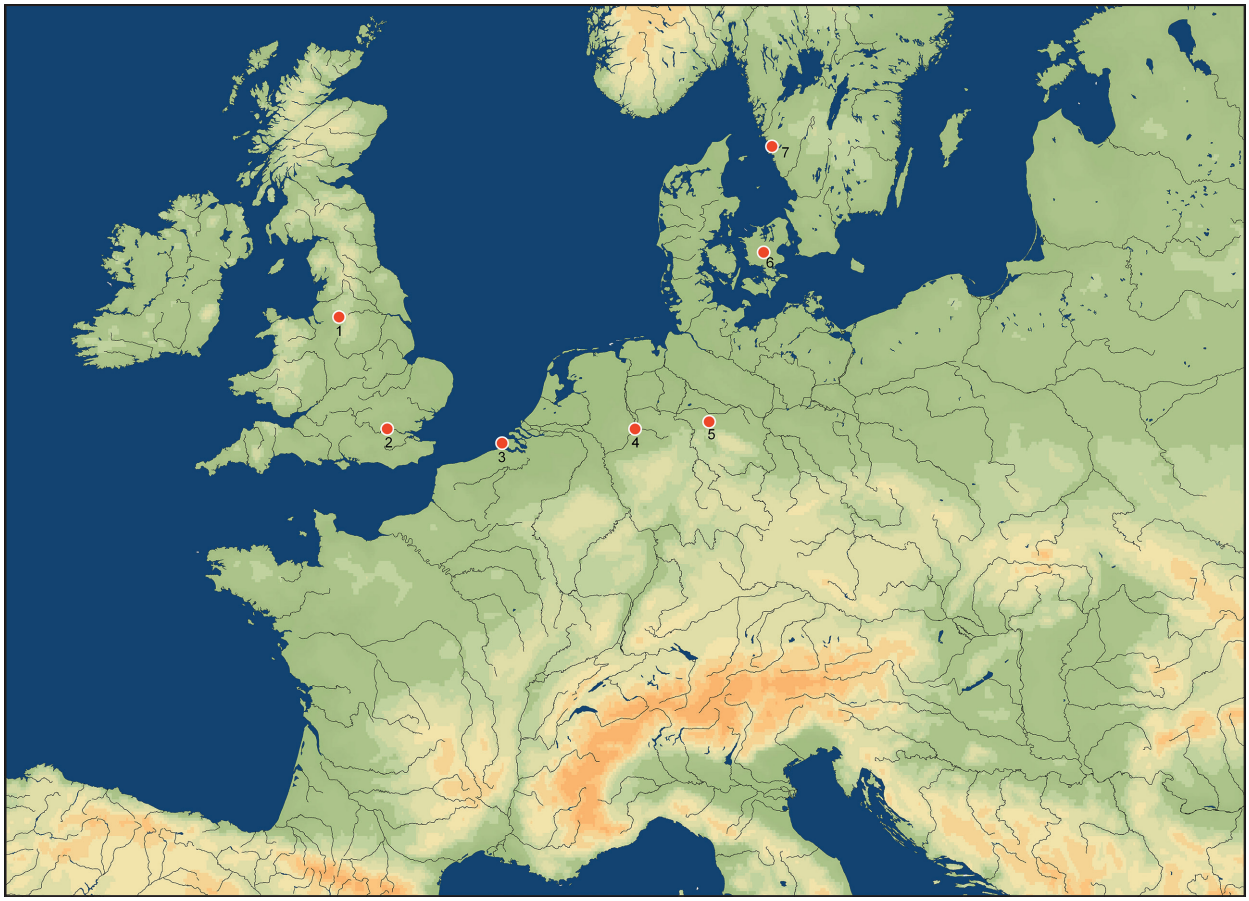


Abb. 46 Fundorte von Spangen mit floralem Rahmendekor (Fundortnachweis **Tab. 28**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Einen noch höheren Grad der Beschädigung weist die Spange Kat.-Nr. 12 auf, deren Rahmen nur noch zu zwei Dritteln und deren Feuervergoldung lediglich in Resten erhalten ist. Die Kastenfassungen wurden sämtlich mit einer Zange aufgebrochen und die Steine entnommen. Möglicherweise ist der Spangenrahmen in diesem Zusammenhang gebrochen. In den beiden kleinen Kastenfassungen beiderseits der Nadelspitze sind unter dem Auflichtmikroskop kleine Gewebereste zu erkennen. Die Gewebeart ist allerdings aufgrund der starken Verdrückung nicht mehr zu identifizieren. Einzelne Fäden konnten als sehr feines z-gedrehtes Garn pflanzlichen Ursprungs bestimmt werden[291]. Das Gewebe in einer der Fassungen ist mit einer braunen Masse verklebt, die zur Verfärbung des an sich hellen Gewebes führte. Die Gewebereste dienten anscheinend als Aufpolsterung für die Schmuckeinlagen[292]. Insgesamt vermittelt das Spangenfragment Kat.-Nr. 12 den Eindruck, als sei es auf den reinen Silberwert reduziert zum Einschmelzen vorbereitet worden.

Obwohl à jour geschnittene Blätter und Blüten auf Goldschmiedearbeiten des 13. und 14. Jahrhunderts häufig vorkommen[293], sind Spangen mit vergleichbar dekorierten Rahmen selten überliefert. Ein direktes Vergleichsbeispiel, allerdings unbekannter Herkunft, befindet sich in der Sammlung des Victoria & Albert Museums in London[294]. Ebenfalls mit à jour gearbeitetem Blattwerk verziert ist der Rahmen einer Spange in der

291 Lichtmikroskopische Untersuchung und Bestimmung durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM.

292 Benvenuto Cellini berichtet von kleingeschnittenen roten Seidenstückchen, die er auf schwarzen Treibkitt in eine Fassung einbrachte, um die Leuchtkraft eines Rubins zu erhöhen: Cellini 1974, 29.

293 Katalog Zürich 1991, 273 Nr. 145, insbesondere auf Reliquien- und Vortragekreuzen, Kronen, Buchdeckeln usw.; vgl. Fritz 1982, Kat.-Nr. 58, 62, 64, 156, 198.

294 Lightbown 1992, 493 Kat.-Nr. 10, Inv.-Nr. M. 530-1910.



Abb. 47 Ringfibel Kat.-Nr. 13. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 3:1.

Sammlung Carand[295] sowie einer weiteren Spange in der Sammlung des Victoria & Albert Museums in London[296]. Bei letzterer weichen allerdings Anzahl und Anordnung der Steine erheblich von den beiden Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ab: Zehn Steine in sehr hohen, konisch zulaufenden Kastenfassungen zieren in regelmäßigen Abständen den Rahmen, gleiches gilt für eine Spange, die auf der Brust der großen Madonna im Hildesheimer Domschatz angebracht war[297]. Große Ähnlichkeit zu derartig verzierten Ringspangen zeigt ein Bodenfund aus Bringstrup (DK)[298]. Mit acht gefassten Steinen verziert ist der Rahmen einer Spange aus Manchester (GB)[299] sowie einer Spange aus Tölö kyrka (Hallands län/S)[300]. Die wenigen Funde von Ringspangen mit hoch gefassten Steinen und à jour gearbeitetem Laubwerk werden ins 13. und 14. Jahrhundert datiert. Sie zeigen eine relativ weite geographische Streuung über Nordeuropa sowie die nördlichen Regionen Mittel- und Westeuropas (**Abb. 46**).

– – Ringfibel (Kat.-Nr. 13)

Die Fibel Kat.-Nr. 13 (**Abb. 47**) weist eine gegossene, runde Grundplatte auf, deren Rand von zwölf kleinen Perltellern gebildet wird. Diese sind abwechselnd mit grünen Glassteinen und Perlen besetzt. In der Mitte der Grundplatte liegt ein mit fünf Kugelschliffen verzierter Bergkristall in einer in Zacken gefeilten Zarge. Sowohl Bergkristall als auch Perlen sind häufiger an gotischen Goldschmiedewerken zu finden[301]. Auch die konzentrische Anordnung kleinerer Steine um einen größeren und in Zacken gefeilte Zargen sind beliebte Zierelemente sowohl auf Schmuckstücken, als auch liturgischem Gerät[302]. Direkte Vergleichsfunde sind allerdings bislang nicht bekannt.

Mit der abgeriebenen Feuervergoldung auf den Zacken der mittleren Fassung, am Rand der Grundplatte sowie auf deren Rückseite weist die Fibel deutlich erkennbare Gebrauchsspuren auf. Zudem ist mindestens eine Reparaturphase zu erkennen, anhand zweier Messingniete, die als Ersatz für die ursprünglichen Silberstifte montiert wurden. Damit deutet sich eine längere Gebrauchszeit des Schmuckstücks an.

Mit ihrem Dekor von rings um einen größeren Bergkristall angeordneten, alternierenden grünen Glassteinen und Perlen ähnelt die Ringfibel Kat.-Nr. 13 stark dem Fingerring Kat.-Nr. 21 (**Abb. 48**). Unabhängig von der Frage, ob anhand der Ähnlichkeit auf die Herstellung in derselben Werkstatt geschlossen werden darf, ist jedenfalls denkbar, dass Fibel und Ring ein Schmuckensemble bildeten, begründet auf einem entsprechenden Modegeschmack des Herstellers, Auftraggebers, Schmuckbesitzers und/oder -trägers.

295 Rücklin 1984, Taf. 44 Nr. 4.
296 Lightbown 1992, 493, Kat.-Nr. 8, Inv.-Nr. 547-1897.
297 Brandt 1988, 199 Abb. 6.
298 Brandt 1988, 199 Abb. 7, heute im Nationalmuseum Kopenhagen, Inv.-Nr. D 340.
299 Cherry 1983.
300 Oldeberg 1966, Abb. 428.
301 z. B. das Altarkreuz in der Domkammer der Kathedralkirche in Münster: Katalog Mainz 2004, Nr. 68.
302 z. B. am sog. Zipplinger Kreuz: Katalog Mainz 2004, Nr. 67; am Scheibenkreuz im Hildesheimer Domschatz: Katalog Münster 1982, 297 Nr. 10; am Tragaltar im Domschatz in Paderborn: Grimme 1980, 26; am Prachteinband des Lektionars aus St. Nikolai in Höxter: Römer-Johannsen u. a. 1978, Abb. 1.



Abb. 48 Fibel Kat.-Nr. 13 und Fingerring Kat.-Nr. 22. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 3:1.

– Rautenförmige Spangen (Kat.-Nr. 14-19)

Kennzeichnendes Merkmal der Rautenförmigen Spangen ist eine quadratische Rahmenform, die mittels einer querliegenden Nadel diagonal gestellt wird[303]. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind insgesamt sechs Spangen mit einer derartigen Rahmenform enthalten, wobei die Seiten jeweils mehr oder weniger stark konkav geschwungen sind.

Rautenförmige Spangenrahmen sind über weite Teile Europas verbreitet. Massive Rautenspangen, entsprechend der Spange Kat.-Nr. 14, zeigen einen Verbreitungsschwerpunkt in der ungarischen Tiefebene mit Ausläufern in die Slowakei und das östliche Österreich (**Abb. 49**)[304]. Des weiteren treten Rautenspangen häufiger in der holländischen Küstenregion und im Südosten Englands auf.

Auch an Skulpturen sind rautenförmige Spangen häufiger dargestellt, zumeist als mittig auf dem Brustbein platzierte Gewandverschlüsse[305]. Nach Ausweis der Bildquellen wie auch der Bodenfunde ist diese Spangenform in das 13. und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren.

303 Entspricht Rahmenform 3 bei Krabath 2004a, 238-239.
304 Krabath 2004a, 239.
305 z. B. Krabath 2004a, 239. – Ódor 1998, 127.

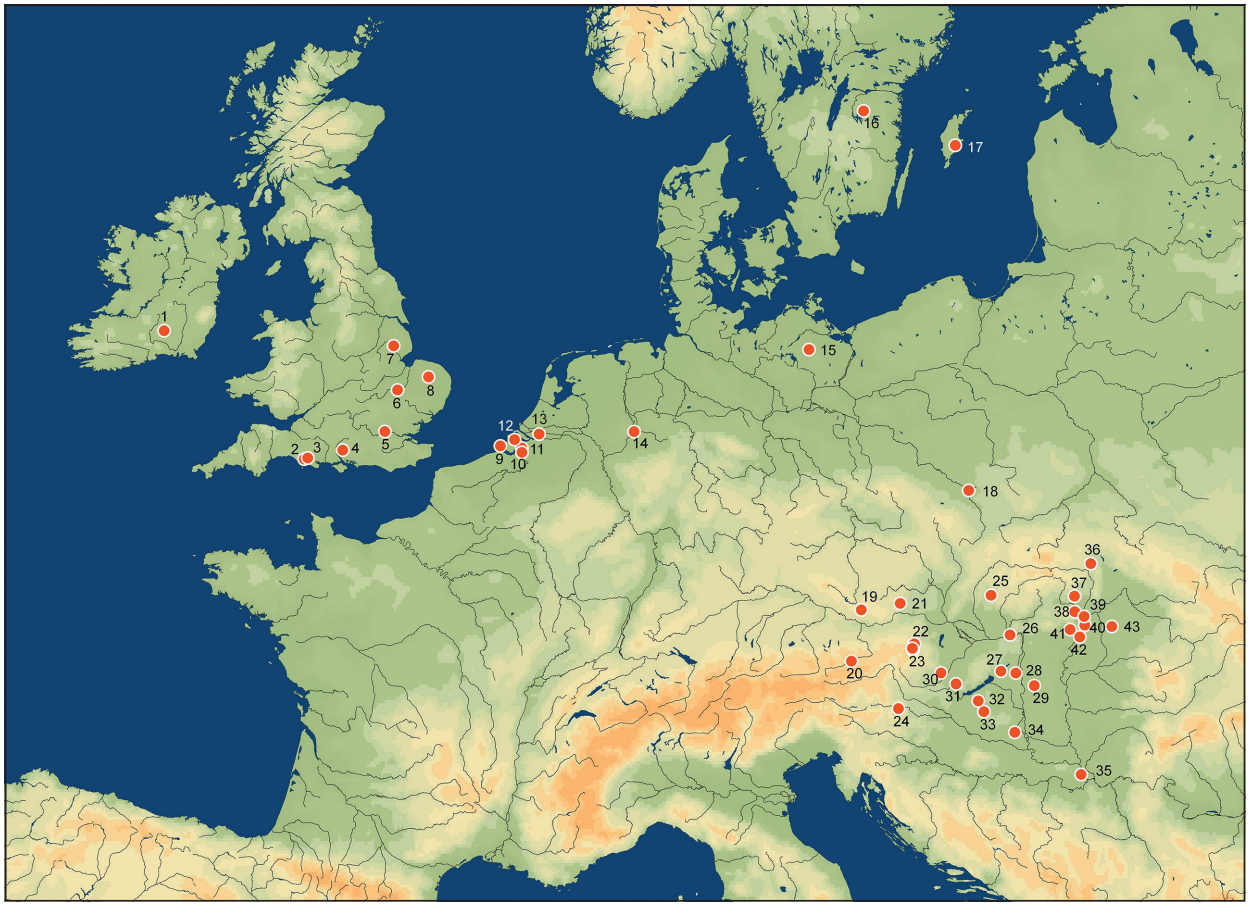


Abb. 49 Fundorte von Rautenspangen (Fundortnachweis **Tab. 29**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Die sechs im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen rautenförmigen Spangen sind mit Ausnahme der Spange Kat.-Nr. 19 sämtlich mit Glassteinen beziehungsweise Korallenperlen besetzt. Darüber hinaus differieren die Dekorvarianten.

– – Rautenförmige Spangen mit stark konkaven Seiten (Kat.-Nr. 14-16)

Die Spangen Kat.-Nr. 14, 15 und 16 (**Abb. 50**) zeichnen sich neben einem rautenförmigen Rahmen durch dessen stark konkav geschwungene Seiten aus.

Die massive, rautenförmige Spange Kat.-Nr. 14 wurde aus vier geschweiften, im Querschnitt trapezförmigen Stegen zusammengelötet. Auf die Stege wurde jeweils mittig eine Kastenfassung mit leicht über die Rautenseite hinausragender Bodenplatte gelötet und anschließend mit braunen beziehungsweise blauen Glasperlen besetzt. Die auf die Rautenspitzen aufgesteckten gerippten Blechperlen spricht L. von Wilckens[306] als »kleine Granatäpfel« an[307]. Derartige aus zwei Halbschalen zusammengesetzte gerippte Perlen kommen bereits an römischen Halsketten des 1. Jahrhunderts n. Chr. vor[308]. Im skandinavischen Bereich sind sie sowohl für die Wikingerzeit als auch das Mittelalter als Fertigprodukt und als Matrize beziehungsweise Gussform mehrfach überliefert[309]. Formale Ähnlichkeit besteht zu gerippten »Aufsätzen«, die häufi-

306 von Wilckens 1985, 310.

307 Der Granatapfelbaum wurde bereits in der Antike als Zeichen der Schönheit, Liebe und vor allem der Fruchtbarkeit angesehen, begegnet in der mittelalterlichen sakralen Kunst dagegen vor allem als mehrdeutiges Symbol für Maria und Christus: LexMA IV (1989) 1650 s. v. Granatapfel(baum) [P. Dilg].

308 Dubin 1987, 59 Abb. links.

309 Oldeberg 1966, Abb. 351. 498. 506.



Abb. 50 Rautenförmige Spangen (Kat.-Nr. 14-16). – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

ger an Reliquiar- und Kelchfüßen zu sehen sind[310]. Eine steinerne Gussform aus Majs im Komitat Baranya (H) diente der Produktion vergleichbarer Spangen, ein direkter Parallelfund steht allerdings bislang aus[311].
Die rautenförmige Spange Kat.-Nr. 15 zeigt zwar stilistisch einige Übereinstimmungen, jedoch auch deutliche Unterschiede zur vorhergehend besprochenen Spange Kat.-Nr. 14. Der Rahmen wird ebenfalls aus vier konkav geschwungenen und im oberen Drittel zusammengelöteten Stegen gebildet, auf denen mittig vier Kastenfassungen mit jeweils über den Stegrand hinausragendem Boden aufsitzen. Von den ehemals vier Steineinlagen sind heute noch zwei blaue Glaseinlagen erhalten. Auf die Rautenspitzen sind Korallenperlen aufgesteckt, wovon zwei verloren und die beiden erhaltenen stark verwittert sind.
Die Grundform der Spange zeigt stilistische Ähnlichkeit zu Rautenmotiven auf Fibeln des 3. bis 8. Jahrhunderts aus Litauen, Bosnien, Russland, Lettland, Estland und Schweden[312] sowie auf Hufeisenfibeln der jüngeren römischen Kaiserzeit (ca. 200-400 n. Chr.) aus Finnland[313]. Eine ähnliche Form zeigt auch ein in Braunschweig gefundener, viergängiger Riemenverteiler, der in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts datiert wird[314].
Obwohl die Spange stark beschädigt ist, lassen sich keine eindeutigen Gebrauchsspuren identifizieren, die auf die Nutzung als Spange hindeuten würden. Dies könnte darauf zurückzuführen sein, dass der ursprüng-

310 z. B. am Kokosnussreliquiar in der Domkammer der Kathedralkirche St. Paulus in Münster, um 1230/50: Katalog Mainz 2004, Kat.-Nr. 78 und an einem um 1300 entstandenen Kelch aus Soest, St. Patrokli: Fritz 1982, Kat.-Nr. 144.

311 Zur Gussform: Ódor 1998, 124 Abb. 1-2. – Krabath 2004a, 239. 785 Abb. 29.

312 Hjärne 1917.

313 Kivikoski 1973, Taf. 12 Nr. 91.

314 Katalog Braunschweig 1995, 407 Kat.-Nr. F17/15d.

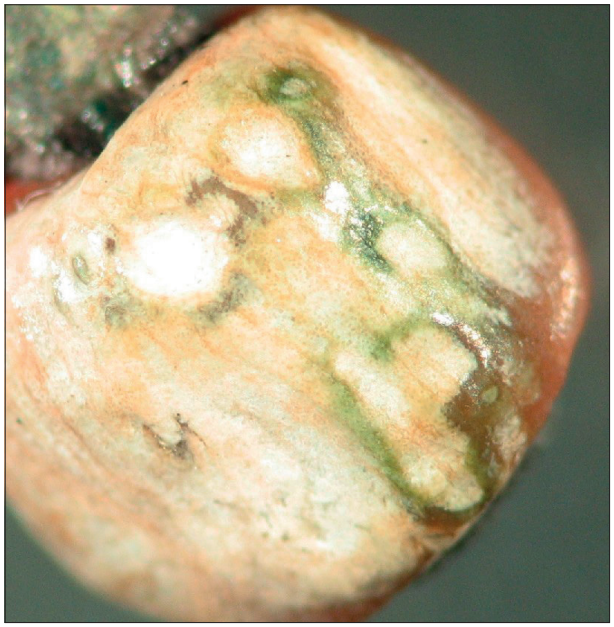


Abb. 51 Korallenperle mit Abschabungen an der Spange Kat.-Nr. 15. – (Foto A. Scholz).

lich zwischen zwei Rautenbögen querliegende Steg, der als Nadelhalterung gedacht war, bereits bei der Herstellung abgebrochen ist. Dies würde erklären, warum auf der gegenüberliegenden Rahmenseite kein Abrieb durch eine aufliegende Nadelspitze erkennbar ist. In einer der leeren Kastenfassungen ist eine zweischichtige Kittmasse erhalten, deren oberer Teil aus einer glasigen, grünlichen Substanz besteht. Spuren dieser Glasmasse sind durch das Mikroskop auch auf der daneben liegenden Koralle zu erkennen sowie Beschädigungen die darauf hindeuten, dass etwas von der Oberfläche abgeschabt wurde. Möglicherweise ist die Glasmasse in noch heißem Zustand auf die Korallenperle getropft, was zum Zerfall des Carotins und damit zur Entfärbung der Koralle geführt haben könnte (**Abb. 51**)[315]. Demnach könnte es sich bei der Spange Kat.-Nr. 15 um Produktionsausschuss handeln.

Ebenfalls rautenförmig mit stark konkav geschwungenen Seiten ist der Rahmen der Spange Kat.-Nr. 16. Dieser ist jedoch breiter und in der Mitte mit einer vierpassförmigen Aussparung versehen, worin eine starke Ähnlichkeit zum Rahmen der Spange Kat.-Nr. 17 besteht. Beide Spangenrahmen wurden aus einem etwa 70 mm starken Silberblech gemeißelt.

Die Spange Kat.-Nr. 16 ist verziert mit kleinen, auf die Rautenspitzen aufgelöteten Silberkügelchen und vier unterhalb der Spitzen auf den Rahmen genieteten Korallenperlen, wovon zwei verloren sind. Vier mittig auf die Rahmenseiten aufgelötete Kastenfassungen enthalten rote und braune Glaseinlagen, von denen heute lediglich zwei erhalten sind. Auf Höhe der Fassungen ragen dreilappige, gravierte Blätter über die Rautenseiten hinaus. Eine Rautenspitze ist auf Höhe des Lochs für den Nietstift einer Koralle, möglicherweise bereits beim Bohren, abgebrochen. Insofern könnte es sich wiederum um einen Produktionsfehler handeln, allerdings sprechen die starke Abnutzung der Feuervergoldung an der Oberfläche der Kügelchen und insbesondere im Bereich der Nadelspitze gegen diese Vermutung.

– – Rautenförmige Spangen mit schwach konkaven Seiten (Kat.-Nr. 17-19)

Die rautenförmigen Spangen Kat.-Nr. 17, 18 und 19 zeichnen sich durch schwach konkav geschwungene Seiten aus. Der Rahmen der Spange Kat.-Nr. 17 (**Abb. 52**) zeigt mit seiner Stärke von etwa 70 mm, seiner vierpassförmigen Aussparung in der Mitte und den auf die Rautenspitzen aufgelöteten Silberkügelchen zwar starke Ähnlichkeit zur Spange Kat.-Nr. 16, jedoch nimmt die äußere Rahmenform durch die weit über die Rautenseiten hinausragenden fünflappigen Blätter eher die Form eines Quadrates an. Der Spangenrahmen ist mit vier Krappenfassungen, von denen heute noch zwei einen zweiteiligen weißen Glasstein enthalten, sowie drei aufwendig gearbeiteten Blattrosetten verziert.

Die auffälligste der stilistischen und technologischen Übereinstimmungen der beiden Spangen Kat.-Nr. 16 und 17 besteht in der vierpassförmigen Aussparung, die relativ selten an mittelalterlichen Spangen zu beobachten ist. Abweichend zu den beiden Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist bei Spangen mit vierpassförmiger Aussparung in der Regel auch die äußere Rahmenform vierpassförmig geschnitten,

315 Freundlicher Hinweis von S. Greiff, RGZM.



Abb. 52 Rautenspange Kat.-Nr. 17. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 53 Rautenspange Kat.-Nr. 18. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

beispielsweise bei einer Spange aus dem Schatzfund von Weißenfels (Hort-Nr. 33)[316], bei einer Spange im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg[317] und bei einer Spange aus London[318]. Eine mit den genannten Beispielen vergleichbare Spange verschließt den schlitzartigen Halsausschnitt der Eva an der Nordquerhausfassade der Kathedrale Notre-Dame in Reims (F)[319].

Der rautenförmige Rahmen der Spange Kat.-Nr. 18 (**Abb. 53**) wird von vier Kastenfassungen und filigranem Rankwerk eingefasst, sodass die äußere Form der Spange weniger rautenförmig als vielmehr rund erscheint. Die Rautenseiten werden von jeweils drei zusammengelöteten Perldrähten gebildet, die zu einer Spitze zusammenlaufen. Die zwei äußeren Perldrähte enden in einer volutenähnlichen Verzierung, die mit drei aufgelöteten Kügelchen verziert ist. Unter dem Lichtmikroskop ist zu erkennen, dass die Volutenspitzen an der Außenseite jeweils entweder Bruchkanten oder Lotansatzstellen aufweisen[320]. Aufgrund einer sehr ähnlichen auf Gotland (S) gefundenen Spange[321] ist anzunehmen, dass hier ursprünglich weitere Volutenbögen angelötet waren beziehungsweise Silberkügelchen, entsprechend einer Spange aus Dordrecht (NL)[322].

Bisher wurde keine direkte Parallele gefunden, jedoch sind einige nahe verwandte Spangenformen überliefert, deren Ursprung wohl in Schweden liegt[323]. Die formal vergleichbarste Spange stammt aus dem Kirchspiel Alskog (Gotland/S)[324]. Weitere Spangen mit filigranem Rahmen fanden sich im Schatzfund von Amunde (Gotland/S, Hort-Nr. 150)[325], in Grab 4 in Suotniemi, Bezirk Kexholm (Karelien/RUS)[326] und im Schatzfund von Fuchsenhof (Hort-Nr. 171)[327].

Die in den Kastenfassungen liegenden braunen Glassteine sind stark verwittert. Auf einen intensiveren Gebrauch der Spange Kat.-Nr. 18 deuten die stark abgeriebene Feuervergoldung, insbesondere auf den

316 Lightbown 1992, 152 Abb. 71.
317 Lightbown 1992, 152 Abb. 72.
318 Egan/Pritchard 1991, 257 Kat.-Nr. 1342.
319 Brüggen 1989, Kat.-Nr. 201.
320 Freundlicher Hinweis von M. Fecht (†), RGZM.
321 Hildebrand 1877, 59 Nr. 55.
322 Van Beuningen u. a. 2001, 465 Nr. 2125.
323 Krabath 2004a, 138. 239. – Kivikoski 1973, Abb. 1052.
324 Oldeberg 1966, Abb. 612. – Prokisch u. a. 2004a, 780 Abb. 12c.
325 Prokisch u. a. 2004a, 780 Abb. 12a-b.
326 Kivikoski 1973, Abb. 1052.
327 Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 119 und 125.



Abb. 54 Rautenspange Kat.-Nr. 19. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 55 Spangennadel Kat.-Nr. 20. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

erhabenen Partien des Rahmens, auf der Nadel sowie im Bereich der Nadelspitze, hin. Ein weiteres Indiz für intensiven Gebrauch könnte in der auffällig verbogenen Nadel zu sehen sein. Möglicherweise handelt es sich nicht um die ursprüngliche Nadel, da sie eigentlich als zu lang erscheint. Erst durch die abgebogene Nadelöse wird eine passende Länge erreicht. Allerdings ist ebenso möglich, dass es sich um die ursprüngliche, jedoch nicht eigens für diese Spange produzierte Nadel handelt. Möglicherweise wurden die Nadeln unabhängig von den Spangenrahmen in Massen produziert und gegebenenfalls bei nicht passenden Nadelgrößen im Sortiment an den jeweiligen Spangenrahmen angepasst.
Die sehr flache rautenförmige Spange Kat.-Nr. 19 (**Abb. 54**) weist nur sehr schwach konkav geschwungene Seiten auf und ist im Gegensatz zu den anderen rautenförmigen Spangen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nicht mit Steinen dekoriert. Die Seiten der Spange sind in vier trapezförmige Felder aufgeteilt und abwechselnd mit einem gravierten Strichmuster verziert beziehungsweise glatt belassen. Spangen mit vergleichbar einfachen Rahmen fanden sich gänzlich undekoriert in Zirzow[328], mit gravierter Inschrift in Ostengland[329], mit Kreisverzierungen in Norfolk (GB)[330] und mit Glassteinen besetzt in Zierikzee, Zeeland (NL)[331].

– Einzelne Nadel (Kat.-Nr. 20)
Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befindet sich eine einzelne schwertförmige Spangennadel (Kat.-Nr. 20) mit gefeiltem querliegendem Steg, deren Öse abgebrochen ist (**Abb. 55**). Sie lässt sich weder den Spangen noch der Fibel mit verlorener Nadel eindeutig zuordnen. Die von D. Aschoff[332] publizierte Gesamtaufnahme (**Abb. 56**) zeigt die Nadel auf dem Rahmen der Spange Kat.-Nr. 15 liegend. Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit ist allerdings wegen der unpassenden Größenverhältnisse von Nadel und Rahmen auszuschließen. Auch die Zuordnung zur Handtruwebratze Kat.-Nr. 4 ist auszuschließen[333], da der Ansatz der abgebrochenen Nadelöse annähernd gleich breit ist, wie die Aussparung im Spangenrahmen, die demnach für eine schmälere Nadelöse konzipiert war. Zudem spricht der durch eine aufliegende Nadelspitze verursachte Abrieb auf dem Spangenrahmen für einen kürzeren Nadeldorn.
Auf der Nadelunterseite sind deutliche Abriebspuren zu erkennen, die darauf hindeuten, dass sie ehemals mit einer etwa 20 mm breiten Fläche auf einem runden Rahmen auflag.

328 Heindel 1989, 88 Abb. 6.6.
329 Hattatt 1989, Kat.-Nr. 1714.
330 Hattatt 1987, 332 Abb. 108 Nr. 1342.
331 Van Heeringen 1992, 140 Abb. 25.
332 Aschoff 1993, 576. – Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96.
333 Entgegen der Annahme von R. Tegethoff 2002, 7.

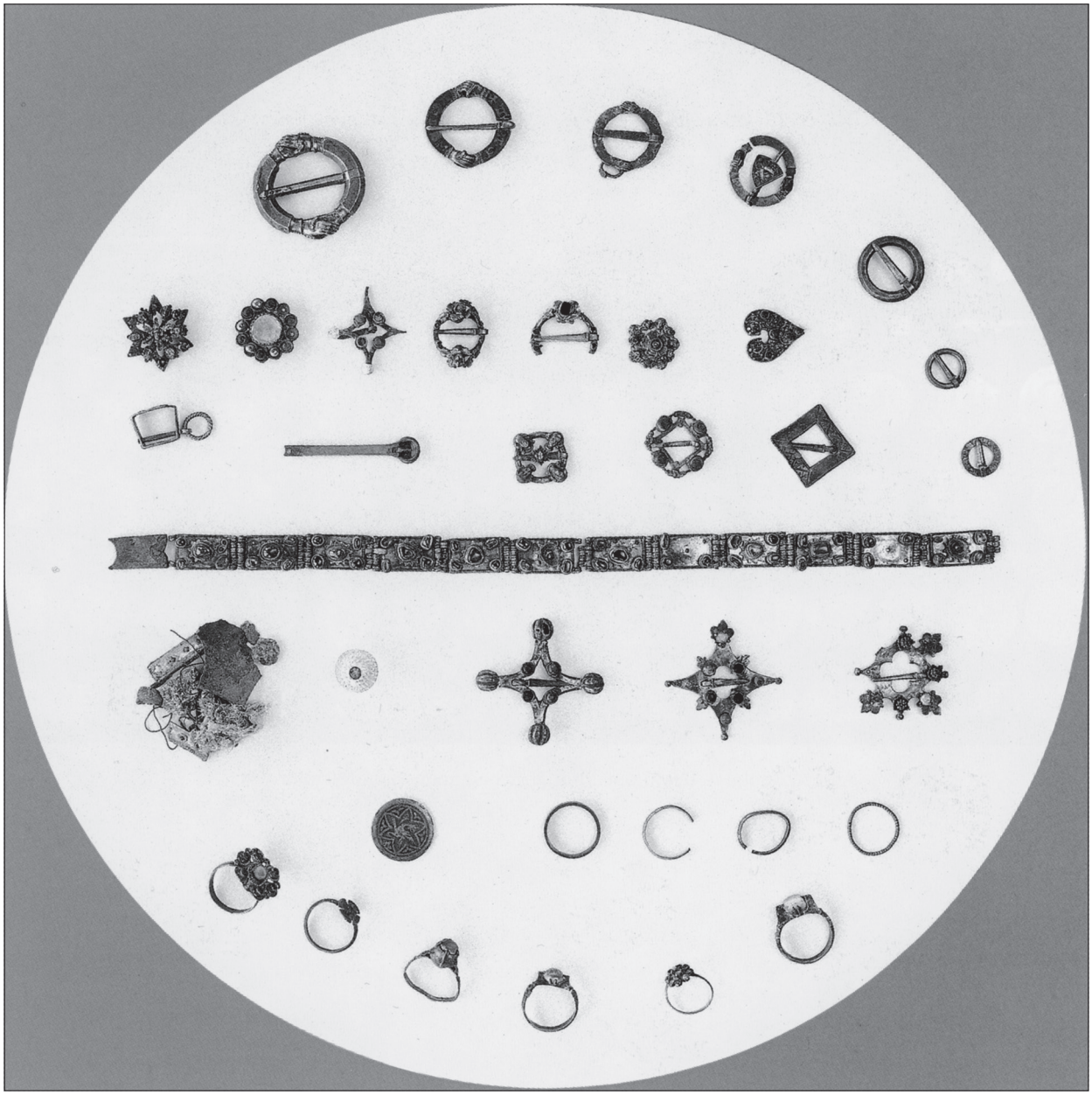


Abb. 56 Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96).

Schwertförmige Nadeln kommen häufiger vor allem an Spangen britischer und schwedischer Provenienz vor[334]. In den Schatzfunden von Pritzwalk (Hort-Nr. 35) und Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) sind mehrere einzelne Nadeln beziehungsweise Nadelfragmente enthalten, teilweise in Schwertform[335].

334 Beispielsweise fanden sich einzelne schwertförmige Nadeln und Nadelfragmente am See Mörtträsket in Lappland (Västerbottens län/S, Hort-Nr. 167): Zachrisson 1984, 38 Abb. 22. – Zu den britischen Funden beispielsweise Treasure Annual Report 2003, Abb. 147. 154. 160. 162-163.

335 Krabath u. a. 2006, Kat.-Nr. 44-48. – Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 161-178, Schwertform bei Nr. 161 und 167.

– Zusammenfassung Spangen und Fibeln

Die 18 Spangen und zwei Fibeln lassen keine sichere funktionale Differenzierung erkennen, weder anhand der Rahmenform noch anhand des Rahmendurchmessers oder der bevorzugt gebrauchten Nadelausrichtung[336]. Es scheint als seien diese Kriterien hauptsächlich durch den persönlichen Geschmack des Schmuckträgers respektive -besitzers beziehungsweise des Schmuckherstellers sowie den allgemeinen Modegeschmack der Zeit beeinflusst.

Teilweise sind die Spangen und Fibeln sehr ähnlich gestaltet, sodass es sich in manchen Fällen um Schmuckensembles handeln könnte. Die beiden mit à jour geschnittenen Blättern und hohen Steinfassungen dekorierten Spangen Kat.-Nr. 11 und 12 sind derart ähnlich gestaltet, dass ihre Herstellung in derselben Werkstatt vermutet werden kann. Auch die beiden Spangen Kat.-Nr. 2 und 3 zeigen eine hohe Übereinstimmung bezüglich ihrer gegossenen, im Querschnitt sechseckigen Rahmen. Die rautenförmigen Spangen Kat.-Nr. 16 und 17 haben nicht nur beide eine vierpassförmige Aussparung in der Mitte ihres Rahmens, sondern sind zudem aus Silberblech derselben Stärke hergestellt worden. Sehr ähnliche stilistische Merkmale zeigen wiederum die Spangen Kat.-Nr. 16 und 17 mit ihren dreiblättrigen Blättchen sowie die Spangen Kat.-Nr. 8 und 9 und die Fibel Kat.-Nr. 10 mit den halbplastischen Köpfchen beziehungsweise Theatermasken.

Die überwiegende Mehrzahl der Spangen und Fibeln zeigt deutliche Gebrauchsspuren und Beschädigungen, die auf einen intensiveren Gebrauch hinweisen. Im Fall der Spange Kat.-Nr. 12 sind die Beschädigungen derart ausgeprägt, dass sie als zum Einschmelzen vorgesehenes Bruch- oder Altsilber anzusprechen ist. Dagegen weist die Beschädigung der Spange Kat.-Nr. 15 bei fehlenden Gebrauchsspuren möglicherweise auf Produktionsausschuss hin.

Mit den vier Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6, insbesondere den mit Niello verzierten (Kat.-Nr. 5 und 6) liegen Schmuckstücke vor, die in norddeutschen Goldschmiedezunftordnungen als Meisterstücke vorgeschrieben sind.

Die Laufzeiten der Spangenformen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus datieren zwischen dem Ende des 12. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, mit einem zeitlichen Verbreitungsschwerpunkt im 13. und 14. Jahrhundert. Damit stimmen sie mit dem Datum der Schlussmünze (geprägt ab 1341) überein. Es sind keine ausgesprochenen Altstücke im Ensemble enthalten, dagegen mit der anhand der Buchstabenform frühestens um 1350 datierten Spange Kat.-Nr. 7 ein ausgesprochen zeitnah zum Deponierungszeitpunkt hergestelltes Schmuckstück.

Die Verbreitung der Spangenformen erstreckt sich nahezu europaweit. Mit den Handtruwebratzen und den rautenförmigen Spangen zeichnet sich ein Schwerpunkt der Verbreitung in Mittel- und Nordosteuropa ab, wohingegen mit dem Köpfchendekor, den hoch gefassten Steinen und dem à jour geschnittenen Laubwerk sowie der rautenförmigen Spange mit ausgeprägten Volutenbögen (Kat.-Nr. 18) Stilmerkmale skandinavischer und englischer Provenienz vorliegen. Auch die schwertförmigen Nadeln sind insbesondere an schwedischen und englischen Spangen anzutreffen, wobei sich Hinweise auf die Herstellung von Nadeln als Massenware ergaben.

Die maximale Breite der Nadeln mit querliegendem gefeiltem Absatz liegt ausnahmslos zwischen 0,3 und 0,4 cm (**Tab. 6**), woraus zu schließen ist, dass sie jeweils aus einem Vierkantstab der selben Breite herausgefeilt wurden. Auch die halbrunden Nadeln wurden mit ähnlichen Formen und Abmessungen aus Silberblechstreifen herausgefeilt[337], mit Ausnahme der gegossenen sechskantigen Nadel der Spange Kat.-Nr. 3. Eine ausgeprägte Varianz ist lediglich im jeweiligen Abstand von Nadelöse zu Nadelspitze erkennbar. Dies könnte darauf hindeuten, dass die Nadeln in unterschiedlichen Längenklassen produziert wurden und die

336 Vgl. die jeweiligen Angaben im Katalog.

337 Freundlicher Hinweis von S. Felten, RGZM.

Tab. 6 Formen und Abmessungen der Spangen- und Fibelnadeln im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus.

Kat.-Nr.	Form	querliegender gefeilter Absatz	Öse verlötet	Länge Öse-Spitze	max. Breite
12	Schwertform	ja	nein	2,2 cm	0,4 cm
14	Schwertform	ja	nein	1,7 cm	0,3 cm
16	Schwertform	ja	nein	1,6 cm	0,4 cm
7	Schwertform	ja	ja	1,2 cm	0,4 cm
2	Schwertform	ja	nein	2,0 cm	0,4 cm
17	Schwertform	ja	nein	1,9 cm	0,3 cm
20	Schwertform	ja	?	2,1 cm	0,4 cm
11	halbrund	ja	nein	1,7 cm	0,3 cm
8	halbrund	ja	nein	1,5 cm	0,3 cm
9	halbrund	ja	ja	1,9 cm	0,35 cm
19	halbrund	ja	ja	1,7 cm	0,4 cm
1	halbrund	ja	ja	1,3 cm	0,4 cm
18	halbrund	nein	nein	1,6 cm	0,2 cm
6	rund	ja	nein	3,0 cm	0,3 cm
3	sechskantig	nein	ja	3,4 cm	0,5 cm
10	mit Mittelgrat	ja	nein	1,7 cm	0,35 cm

Goldschmiede aus einem Sortiment unterschiedlich langer Nadeln die jeweils passende für einen Spangenrahmen wählen konnten. Vorteilhaft ist, dass die Nadeln nur noch geringfügig überarbeitet werden mussten, um an die jeweilige Spange angepasst zu werden. Den deutlichsten Hinweis auf die Massenproduktion der Nadeln gibt diejenige der Spange Kat.-Nr. 8, deren dekorativer querliegender, gefeilter Absatz vollständig von der auf der Nadel angebrachten Rosette überdeckt wird. Ein weiterer Hinweis besteht in der zurechtgebogenen Nadel der Spange Kat.-Nr. 18.

Fingerringe (Kat.-Nr. 21–29)

Fingerringe gelten als die persönlichsten aller Schmuckstücke, da sie in ihrer Größe an den Finger des Trägers angepasst sein müssen. Sie bieten eine schier unerschöpfliche Vielfalt an Formen und Funktionen, was gewisse Schwierigkeiten bei der Erkennung von Ordnungen und Mustern in Verwendung und Gestaltung der Ringe mit sich bringt. Antike Ringtypen werden in die Kategorien Schmuckringe, Siegelringe und Ritualringe unterteilt[338].

Die neun im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Fingerringe sind demnach ausnahmslos als Schmuckringe anzusprechen. Auch im Mittelalter wurden Ringe, wie Schmuck generell, als Zeichen des Standes und Reichtums seines Trägers gebraucht. Darüber hinaus konnten Ringen amulettartige oder schützende Eigenschaften zugeschrieben werden, die zumeist durch den sie zierenden Stein oder dank einer gravierten Inschrift verkörpert wurden[339]. Ringe gelten als Symbole der Ewigkeit, Ehe und Unendlichkeit[340], weshalb sich auch im Mittelalter Liebende Ringe zu schenken pflegten, insbesondere zu Verlobungen und Hochzeiten[341].

Die Tragweise von Fingerringen überliefern vor allem Grabfunde, Grabbildnisse und seit dem Spätmittelalter auch Porträts[342]. Allerdings sind vollständige, detaillierte Informationen zur Frage wie, weshalb und von

338 Ward 1987, 14-17.

339 Cherry 1987, 58.

340 Mazakarini 1985, 123. – Ausführlich zur Symbolik und Verwendung von Ringen: Lurker 1990, 296-298.

341 Liebesringe können meist anhand ihrer Inschrift erkannt werden. Ein unzweifelhafter Liebesringtyp ist, analog zu den Handtruwebratzen, der sog. *fede*-Ring, von italienisch *mani in fede* (Hände im Glauben), mit der Darstellung zweier sich fassender Hände: Cherry 1987, 59.

342 Gere 1987, 89. – Zu Fingerringen als Grabbeigaben: Krabath 2004a, 278-279.

Kat.-Nr.	Ringmaß
28	?
21	1,8 cm
29	1,9 cm
26	2 cm
27	2 cm
23	2 cm
24	2 cm
22	2 cm
25	2,1 cm

Tab. 7 Übersicht der Ringmaße für die im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Fingerringe. – Aufgrund der Fragmentierung und der stark deformierten Schiene des Rings Kat.-Nr. 28 ist das Ringmaß hier nicht mehr eindeutig zu ermitteln.

wem Ringe getragen wurden, erst in nachmittelalterlicher Zeit überliefert, anhand von Renaissanceporträts, Inventaren, Belegszeichnungen und Entwürfen. Demnach war es sowohl bei Frauen als auch bei Männern nicht unüblich, eine Reihe von Ringen an beiden Händen zu tragen, wobei es zahlreiche Kombinationsmöglichkeiten an den Fingern gab. Ringe wurden an den oberen und an den unteren Fingergliedern getragen, gelegentlich sogar zwei Ringe an einem Fingerglied. Der Mittelfinger, der *digitus impudicus vel infamis*, blieb als einziger Finger bereits seit römischer Zeit frei, dagegen wurde der »Goldfinger«, der vierte Finger der linken Hand, seit der Antike traditionell geschmückt[343]. Somit ist die eindeutige Ansprache von Fingerringen als Frauen- oder Männerschmuck annähernd unmöglich[344]. Auch die Zuweisung verschiedener Fingerringe zu derselben Person aufgrund sich entsprechender Ringmaße (vgl. **Tab. 7**) ist nicht möglich.

Der Ring war im Mittelalter im Gegensatz zur römischen Zeit keiner bestimmten Gesellschaftsschicht vorbehalten, bis im 14. und 15. Jahrhundert versucht wurde, das Tragen von Goldringen durch Sittengesetze einzuschränken[345]. Beispielsweise versuchte ein englisches Gesetz aus dem Jahr 1363 das Tragen von Gold- und Silberringen auf wohlhabendere Edelleute zu beschränken, wobei ungewiss bleibt, inwieweit diese Vorschrift überhaupt Beachtung fand.

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind insgesamt neun, zum Teil fragmentierte Fingerringe enthalten, die von sehr einfach gearbeiteten bis hin zu sehr aufwendig gestalteten Formen reichen. Die hauptsächlichen Unterschiede bestehen in der Ausgestaltung der Ringköpfe sowie der Ringschultern.

– Fingerringe mit Steinbesatz (Kat.-Nr. 21-26)

Fingerringen wurde und wird teilweise auch heute noch, insbesondere in Verbindung mit gefassten Steinen, eine heilende Wirkung zuerkannt[346].

– – Fingerringe mit mehreren Steinen (Kat.-Nr. 21-22)

Fingerringe mit einem durch mehrere Nebensteine hervorgehobenen Hauptstein, wie bei zwei Ringen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 21 und 22), sind relativ selten. Die meisten mittelalterlichen Ringe wurden von nur einem Stein geziert[347], ein Verhältnis, das sich im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nachvollziehen lässt. Ringe mit mehreren Steinfassungen gehören auch nach H. Westermann-Angerhausen[348] »in allen Zeiten zu den Ausnahmen«, da sie gegenüber den »normalen Ringen« deutlich in der Minderzahl sind. Folglich wird mit ungewöhnlich aufwendig gestalteten Ringen ein gehobener Rang des jeweiligen Trägers assoziiert, was in gewissem Rahmen durch Grabfunde bestätigt wird, wobei zu beachten ist, dass Grabbeigaben primär durch die Beigabensitte determiniert sind[349]. Ein weiteres Indiz ist die außergewöhnlich detaillierte Darstellung des pontifikalen Bischofsrings von Henry of Blois, Bischof von Winchester († 1171), die von Matthäus Paris, einem Mönch und Geschichtsschreiber der Abtei St. Albans,

343 Debo 1923, 8.
344 Vgl. Tegethoff 2002, 25.
345 Sittengesetze enthielten Vorschriften über den erlaubten Aufwand an Kleidung und Schmuck: Cherry 1987, 53.
346 Blaschitz/Krabath 2004, 741.
347 Cherry 1987, 56.
348 Westermann-Angerhausen 1992, 27.
349 Aufwendige Ringe mit mehreren Steinen finden sich insbesondere in Bischofs- und Adelsgräbern. Zu Ringen als Grabbeigaben: Meier 2002, 96-104, bes. 99-100; zu Bischofsringen auch Cherry 1987, 59.



Abb. 57 Zeichnungen von Fingerringen, unter anderem des mit einem Saphir und jeweils vier Granaten und Perlen besetzten Rings Henry of Blois, Bischof von Winchester († 1171). Von Metthew Paris, Mönch und Geschichtsschreiber der Abtei St. Albans in der Manuskriptsammlung Liber Additamentorum (British Library, MS Nero D.I., fol. 146v). – (Nach Lindahl 2003, 23 Abb. 15).

angefertigt wurde. Der Ringkopf trägt einen Saphir, umgeben von je vier alternierend angebrachten Granaten und Perlen (**Abb. 57**)[350].

Ringe mit mehreren Steinen werden auch als Bischofs- und Prälatenringe bezeichnet, die H.-U. Haedeke[351] als nordeuropäisch anspricht, insbesondere wegen der aus Schweden stammenden Gruppe der sog. Prälatenringe. Pontifikale Ringe waren und sind meist außerordentlich groß und prächtig, oft besetzt mit einem großen Edelstein zwischen mehreren kleineren. Das häufig sehr weite Ringmaß ist ein Hinweis darauf, dass diese vorwiegend über einem Handschuh getragen wurden, schriftlich belegt für Pontifikalringe von Bischöfen.

Auch der Fingerring Kat.-Nr. 22 (**Abb. 58**) ist mit einem Ringmaß von gut zwei Zentimetern recht weit ausgelegt, vermutlich um über einem Handschuh getragen zu werden. Die Ringplatte ist mit sechs kleinen

350 Cherry 1987, 60 Nr. 115. – Lindahl 2003, 23 Abb. 15.

351 Haedeke 2000, 116.



Abb. 58 Fingerring Kat.-Nr. 22. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.



Abb. 59 Fingerring Kat.-Nr. 21. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Zargenfassungen besetzt, die ringförmig um eine größere, mittig platzierte Zarge angeordnet sind. In den kleineren Fassungen sitzen mugelig, das heißt ohne Facetten geschliffene grüne Glassteine, von denen einer verloren ist. Die mittlere Zarge fasst einen größeren Bergkristall, der die Fassung jedoch nicht gänzlich füllt, weshalb zwischen Stein und Fassungskante ein Glasplättchen eingeschoben wurde, das erkennbar dem Niveauausgleich dient. Somit war die mittlere Fassung ursprünglich vermutlich für einen größeren Stein vorgesehen. Die Fassungen sind jeweils mit einem umlaufenden Perlband versehen, das mit einem kleinen Punzen in den Blechrand geschlagen wurde. Ähnliche Fassungen mit umlaufendem Perlband finden sich allerdings in Form von um die Fassungen gelötetem Perldraht bereits auf Goldschmiedearbeiten des 9. Jahrhunderts[352]. Auch der Ring aus einem Bischofsgrab im Lübecker Dom trägt teilweise von einem tordierten Flachdraht gesäumte Fassungen[353].

Formale Ähnlichkeit besteht zu den gegossenen und gekerbten Perltellern der Ringfibel Kat.-Nr. 13, die insgesamt auffällige Ähnlichkeit bezüglich der Grundform der Schmuckstücke und der Auswahl der Steine (Bergkristall und grüne Glassteine) zeigt. Hinsichtlich der Herstellung und Montage der einzelnen Schmuckelemente bestehen allerdings grundsätzliche Unterschiede[354].

Die Ringplatte des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21 (**Abb. 59**) trägt ebenfalls konzentrisch um einen größeren angeordnete kleinere Steine. Die acht kleineren Fassungen waren alternierend mit Granaten und Perlen besetzt, wovon heute lediglich noch zwei Granate und eine Perle in ihren Fassungen erhalten sind. Die übrigen Fassungen, darunter auch die mittlere größere Zarge, sind leer. Der Ring fällt in zweierlei Hinsicht auf: Zum Einen ist er das einzige Schmuckstück im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, das aus einer Goldlegierung und nicht aus vergoldeter Silberlegierung besteht, zum Anderen ist er gegenüber den anderen Fingerringen des Ensembles mit einem Ringmaß von knapp 1,8 cm auffallend zierlich und klein. Für die römische Zeit ist durch Plinius in der »*Historia naturalis*« schriftlich überliefert, dass ab dem 3. Jahrhundert der kostbarste Ring am kleinen Finger getragen wurde[355].

352 z. B. auf dem sog. Talisman Karls des Großen im Domschatz Reims, Dep. Marne (F): Roth 1986, Taf. 18 und auf dem Codex aureus in der Bayerischen Staatsbibliothek in München: Grimme 1980, 12.

353 Westermann-Angerhausen 1992 mit weiteren Vergleichsbeispielen, bes. Taf. 21.

354 Tegethoff 2002, 27.

355 Blaschitz/Krabath 2004, 760. – Debo 1923, 8.



Abb. 60 Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 61 Fingerring Kat.-Nr. 24. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

Mit Ausnahme der leicht entrundeten Ringschiene sind kaum Gebrauchsspuren erkennbar. Dies deutet darauf hin, dass er in seiner Funktion als Fingerring nicht über einen längeren Zeitraum in Gebrauch war[356]. Möglich wäre die Verwendung als Amulettanhänger an einer Halskette, wobei keine diesbezüglich charakteristischen Abnutzungsspuren erkennbar sind. Am Hals getragene Goldringe sollten gegen Zauberei helfen, wie literarische Quellen überliefern[357]. Ähnliche goldene Fingerringe, allerdings jeweils mit sechs einen größeren Edelstein umgebenden kleineren Steinen, stammen aus dem Grab von Vladislav I. Vlaicu (1364-1377) in der Fürstenkirche des hl. Nikolaus in Curtea de Argeş, Bezirk Argeş (RO)[358] und aus einem Londoner Schatzfund des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts[359]. Die Anfertigung eines goldenen Fingerrings mit Steinfassung wird in norddeutschen Goldschmiedezunftordnungen teilweise als eines von drei Meisterstücken gefordert, so in Wismar (1403) und Danzig (1409)[360]. Möglicherweise könnte es sich bei dem Ring Kat.-Nr. 22 um ein solches Meisterstück handeln.

– – Fingerringe mit einem Stein (Kat.-Nr. 23-26)

Ebenfalls als Meisterstücke in Norddeutschen Goldschmiedegildeordnungen belegt sind Fingerringe mit stilisierten Drachenköpfen auf den Ringschultern, beispielsweise in Hamburg (1375), Lüneburg (um 1400) und Wismar (1403)[361]. Entsprechend könnte es sich bei den beiden Fingerringen Kat.-Nr. 23 und 24 (**Abb. 60-61**) wiederum um Meisterstücke handeln. Beide Ringe zeigen kaum Gebrauchsspuren, was darauf schließen lässt, dass sie selten oder nur in einem kurzen Zeitraum getragen wurden.

Die zu stilisierten Drachenköpfen gestalteten Ringschultern treten häufig, insbesondere vom 12. bis zum 15. Jahrhundert auf[362]. Sie können zwar bereits an Ringen der römischen Kaiserzeit beobachtet werden, allerdings lässt sich keine Kontinuität dieser Zierform bis ins hohe Mittelalter ableiten. Ringe mit tierkopfverzierten Ringschultern zeigen einen geographischen Verbreitungsschwerpunkt in Mittel-, Nord- und Westeuropa[363]. Sie finden sich nördlich der Alpen zwischen Seine und Oder mit Ausläufern bis nach Südengland, auf die dänischen Inseln und Südschweden. Südlich der Alpen und östlich des Donauknies sind lediglich noch sporadische Belege zu finden (**Abb. 62**).

356 Spekulativ bleibt, ob er vielleicht einem Kind gehörte, dem der Ring alsbald nicht mehr passte.
357 Blaschitz/Krabath 2004, 739. 761.
358 Dumitriu 2001, Taf. 107 Nr. 5.
359 Gere 1987, 104-105 Nr. 217.
360 Rosenberg 1925, 56. – Fingerlin 1971, 28-29.
361 Rosenberg 1925, 56. – Fingerlin 1971, 28-29.
362 Entspricht Ringschiene Dekor 28 bei Krabath 2004a, 272-274. – Cherry 1987, 56.
363 Krabath 2004a, 274.

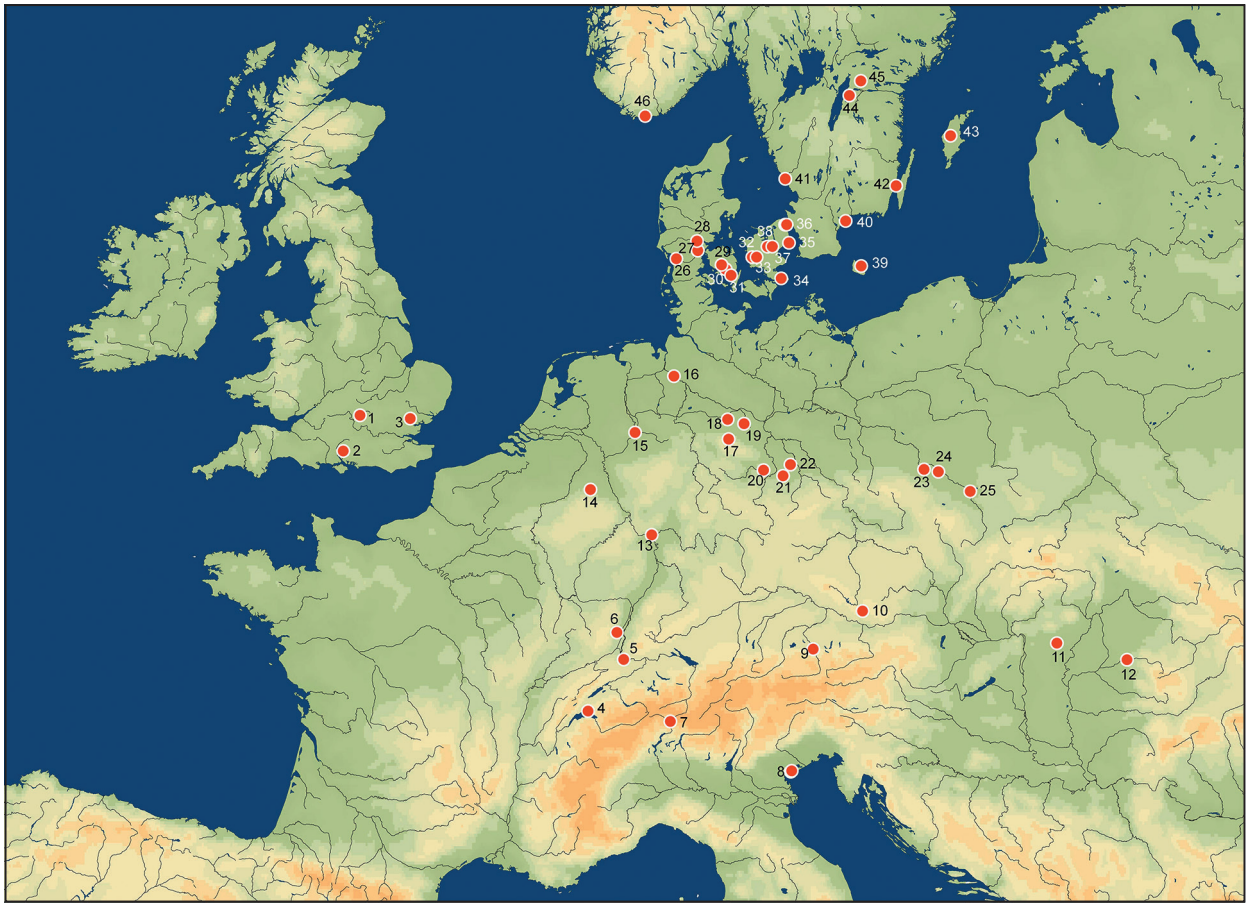


Abb. 62 Fundorte von Fingerringen mit tiergestaltigen Schultern (Fundortnachweis **Tab. 30**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

Fingerringe mit Drachenköpfen auf den Ringschultern stammen sowohl aus christlich geprägtem Kontext, beispielsweise aus Bischofsgräbern[364], als auch aus jüdischem Kontext, wie die jüdischen Hochzeitsringe in den Schatzfunden von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Erfurt (Hort-Nr. 34)[365] belegen.

Die Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24 zeigen nicht nur im Dekor ihrer Ringschiene auffällige Gemeinsamkeiten, sondern auch in der Montage des Schmucksteins[366]. Die Schmucksteine liegen jeweils in einer ausgeschmiedeten, senkrecht gestellten, leicht geschweiften Ringplatte und werden von zwei vorspringenden Zacken der Ringplatte sowie vier Krappen fixiert. Fassungen in einer senkrecht gestellten Ringplatte sind ab der Mitte des 13. Jahrhunderts zu beobachten, allerdings relativ selten an Fingerringen, beispielsweise an einem Fingerring im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31)[367]. In der Sammlung des British Museum in London sowie in der Sammlung Garthe in Köln befinden sich ebenfalls je zwei Ringe mit senkrecht gestellter Ringplatte[368]. P. Debo[369] führt unter den »deutschen Ringen« ein bezüglich der Krappengestaltung direktes

364 So der Fingerring aus dem Grab des Bischofs Louis de Boulhac (1385-1404) in Fréjus (F): Taburet-Delahaye 1999, 24 Abb. 12; ebenso ein Fingerring aus dem Grab von Henry of Blois, Kardinal und Bischof von Winchester (GB): Dalton 1912, 259 Nr. 1828 und ein Fingerring aus einem Bischofsgrab in Verdun (F): Cherry 1987, 61-62 Kat.-Nr. 118.

365 Katalog Colmar 1999, 44 Kat.-Nr. 8 und Katalog Speyer 2004, 222 oder der Siegelring des Abba von Breslau (PL), der neben Drachenköpfen auf den Schultern auch eine hebräische Legende des 13./14. Jhs. trägt: Krabath 2004a, 274. 790 Abb. 47h.

366 Tegethoff 2002, 28-29.

367 Katalog Colmar 1999, 45 Kat.-Nr. 9.

368 Dalton 1912, 261 Kat.-Nr. 1841-1844.

369 Debo 1923, Taf. IV Abb. 27.

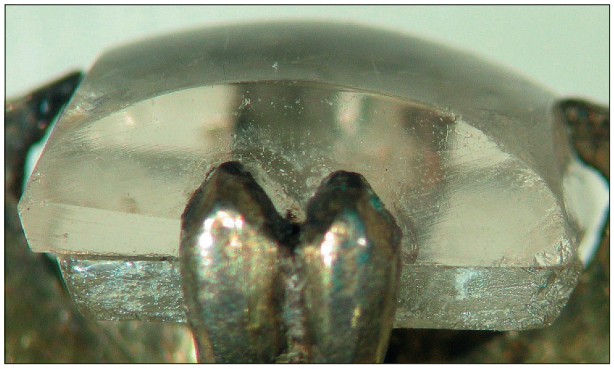


Abb. 63 Die Dublette auf dem Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto A. Scholz).



Abb. 64 Fingerring Kat.-Nr. 25. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

Vergleichsbeispiel an, leider ohne Fundortangabe. Eine auffallende Häufung von Ringen mit senkrecht gestellter Ringplatte und Drachenköpfen auf den Schultern ist in Dänemark zu verzeichnen[370].

Die Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24 scheinen zwar auf den ersten Blick sehr ähnlich zu sein, zeigen jedoch deutlich unterschiedliche Konstruktionsmerkmale[371]. Beim Ring Kat.-Nr. 24 wurden Ringschiene und Ringplatte getrennt voneinander gefertigt und anschließend zusammengelötet, wohingegen der Ring Kat.-Nr. 23 insgesamt aus einem Vierkantstab geschmiedet wurde. Bei ersterem wurden die Drachenköpfe und das umlaufende Perlband der Ringschiene in einem Gesenk geschmiedet, wohingegen bei letzterem die Drachenköpfe auf den Ringschultern ziseliert und graviert sind. Während die Ringplatte des Rings Kat.-Nr. 24 einen blauen, mugeligen Glasstein fasst, trägt die Ringplatte des Rings Kat.-Nr. 23 einen als Dublette bezeichneten, aus zwei Teilen zusammengesetzten Stein (**Abb. 63**). Die Dublette besteht im oberen Teil aus einem Bergkristall, der auf einem farblosen Glasstein liegt. Dazwischen befand sich ursprünglich farbiger Lack oder Kleber, der allerdings stark verwittert und dessen ursprüngliche Färbung nicht mehr zu erkennen ist. Die chemische Analyse ergab lediglich, dass es sich um eine organische Substanz handelt. Die ehemalige Funktion der Substanz ist somit nicht eindeutig zu bestimmen. Entweder war von vornherein die Imitation eines Edelsteins vorgesehen oder die Fassung war ursprünglich für einen größeren Stein bestimmt, sodass der eingebrachte Glasstein primär dem Niveauausgleich diente. Vergleichbare Dubletten mit auf einem Glasstein liegendem Bergkristall finden sich beispielsweise an der Dorotheen-Monstranz im Basler Münsterschatz[372]. Auch hier enthielten die heute nahezu farblosen Dubletten ursprünglich eine farbige Klebschicht, die ebenfalls durch chemische Verwitterungsprozesse heute stark zersetzt ist.

Der Fingerring Kat.-Nr. 25 (**Abb. 64**) hat ebenfalls dekorierte Ringschultern und eine dekorierte Ringschiene. Die Ringschultern werden beiderseits von einem gepunzten sechslappigen Blatt geziert, wie sie in ganz ähnlicher Ausführung beispielsweise auf einer Ringspange im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und auf einer Ringspange vom Illufer bei der Thomasschule in Straßburg (F) angebracht sind[373]. Die Ringschiene ist durch acht quer verlaufende Doppelrippen in sieben etwa gleich große Felder unterteilt, die jeweils mit sechs diagonalen Linien gefüllt sind und entgegengesetzt den Linien im angrenzenden Feld verlaufen.

Auf dem Röntgenbild ist zu erkennen, dass die Zarge zu etwa zwei Dritteln mit einer hellen bleihaltigen Masse verfüllt ist[374]. Auf dieser Masse liegt vermutlich eine strukturierte Goldfolie und darauf der sehr flache

370 Lindahl 2003, Kat.-Nr. 117. 126-129.
371 Tegethoff 2002, 28-29.
372 Hänni u. a. 1998, 107 Taf. 2 Stein Nr. 4, 7, 14.
373 Katalog Colmar 1999, 58 Kat.-Nr. 46. – Forrer 1927, 747 Abb. 556.
374 Die röntgenographische Untersuchung wurde von S. Patscher und F. Hummel, beide RGZM, durchgeführt.



Abb. 65 Fingerring Kat.-Nr. 26. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.



Abb. 66 Fingerring Kat.-Nr. 27. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

grünliche Glasstein, der mutmaßlich einen Smaragd imitieren soll[375]. Ob die Füllmasse primär als Klebstoff, zum Niveauausgleich oder zur Leuchtkraftverstärkung diente, ist letztlich nicht zu entscheiden. Der Stein wird von der im oberen Drittel angedrückten, aus einem aufgezogenen doppelkonischen Blech hergestellten Zarge mit vier aufgelöteten Krappen gehalten. Vergleichbare rund-ovale Fassungen aus rückseitig flacher und vorderseitig hoher Zarge mit konkav geschwungenen Wänden und stark hervortretenden Krappen sind beispielsweise an Schmuckstücken im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) vertreten[376]. Der runde Fassungstyp mit teilweise konkav einschwingendem Oberteil, deutlich erhöhtem Sockel und jeweils zwei gegenüber liegenden Krappen ist sowohl an Schmuckstücken als auch an sakralen Goldschmiedearbeiten außerordentlich weit verbreitet. Er findet sich von Skandinavien bis Italien und von Frankreich bis Ungarn, mit Ausläufern nach Südengland und Gotland. Der geographische Verbreitungsschwerpunkt liegt zwischen oberer Loire und Oder[377].

Für das Aufkommen dieses Fassungstyps in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sprechen beispielsweise ein Ring aus dem Grab Bischofs Nikolaus I. († 1233/1234) im Dom zu Schleswig, sowie derartige Fassungen an der Krone Premysl Otakars I. († 1230) in Prag[378]. Datierte Goldschmiedearbeiten belegen die Verwendung dieses Fassungstyps bis ans Ende des 13. Jahrhunderts, darüber hinaus tritt er jedoch nur noch vereinzelt auf[379]. Die stark deformierte und abgenutzte Ringschiene spricht für eine längere Nutzungszeit des Fingerrings Kat.-Nr. 25.

Der Fingerring Kat.-Nr. 26 (Abb. 65) trug auf seiner kleeblattförmigen Ringplatte ehemals einen von vier Krappen gefassten Schmuckstein, der heute allerdings verloren ist. Für ein gewaltsames Herausbrechen des Steins sprechen die beiden abgebrochenen Krappen[380] sowie die zu einer Seite verkippte Ringplatte. Die Gebrauchsspuren in Form der stark entrundeten Ringschiene und der nahezu gänzlich abgeriebenen Feuervergoldung insbesondere auf der Innenseite der Ringschiene sowie auf Rückseite und Kanten der Ringplatte, indizieren eine häufige und länger währende Nutzung des Rings. Fingerringe mit vergleichbar gestalteter Ringplatte sind bislang unbekannt.

375 Vgl. Tegethoff 2002, 27. – Die Goldfolie war im Röntgenbild nicht zu erkennen. Zum eindeutigen Nachweis hätte der Stein aus der Fassung entnommen werden müssen, was zu einer Beschädigung des Schmuckstückes geführt hätte und daher unterblieb.

376 Prokisch u. a. 2004a, Kat.-Nr. 324 ebenfalls mit oval gefasstem grünlichem Glasfluss. – Zur Zarge: Krabath 2004a, 263-265 Ringkopf Form 10 und 11.

377 Krabath 2004a, 265.

378 Krabath 2004a, 264-265.

379 z. B. an zwei Kelchen des 15. Jhs. im Ungarischen Nationalmuseum in Budapest: Kolba 2004, Kat.-Nr. 30-31.

380 Vgl. T. Meier, in: Katalog Basel 2001, 178-180, hier 178.

– Fingerring mit Inschrift (Kat.-Nr. 27)

Inschriften sind ein auffälliges Merkmal mittelalterlicher Ringe[381]. Sie wurden im Allgemeinen auf der Außenseite der Ringschiene angebracht, seltener, erst im 15. Jahrhundert zunehmend, auch an der Innenseite. Der fragmentierte schlichte silberne Fingerring Kat.-Nr. 27 (**Abb. 66**) ist auf der Innenseite mit einer gravierten Inschrift versehen (**Abb. 67**). Es handelt sich erkennbar um gotische Majuskel, die allerdings wenig detailliert ausgeführt und zudem unten wie auch oben gekappt sind. Dadurch ist kein einheitlicher Buchstabentyp erkennbar, was die genauere zeitliche Einordnung erschwert. Nach R. Fuchs[382] ist eine Datierung um, beziehungsweise wenig später als 1300 anzunehmen. Die nur unvollständig erhaltene anagrammartig anmutende Inschrift *O // Bruch* \\ *OLLO O LO I V* entzieht sich weitgehend einer Deutung. Es könnte sich um eine nicht exakt identifizierbare Namensinschrift handeln, wie bei einem in Minden gefundenen Ring des 13. Jahrhunderts, dessen gravierte Inschrift allerdings die Ringaußenseite ziert[383]. Eine magische Bedeutung der Inschrift ist gleichfalls nicht auszuschließen[384]. Somit ist nicht zu entscheiden, ob die intentionale Zerstörung des Rings möglicherweise ursächlich auf einen Bedeutungsverlust der Inschrift für den Träger zurückzuführen ist. Jedenfalls handelt es sich nicht, wie bei dem Fingerring Kat.-Nr. 28 möglich, um das Herausbrechen einer Ringplatte, da hier eine Lotnaht deutlich erkennbar ist, die darauf hindeutet, dass der Ring ohne Ringplatte ausgeführt wurde. Die leicht entrundete Ringschiene sowie zahlreiche Kratzer und Schrammen, insbesondere auf der Ringaußenseite, belegen einen intensiven Gebrauch.



Abb. 67 Die Inschrift auf der Innenseite des Fingerrings Kat.-Nr. 27. – (Zeichnung H. von Goddenthow, RGZM).



Abb. 68 Fingerring Kat.-Nr. 28. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 3:1.

– Schlichte unverzierte Fingerringe (Kat.-Nr. 28-29)

Die einfachste Form von Fingerringen stellen die einfachen Reife ohne Ringkopf mit flachrechteckigem oder D-förmigem Profilquerschnitt dar. Aufgrund der unspezifischen Gestaltung sind sie chronologisch kaum einzuordnen. Auch eine eindeutige Funktionszuweisung erscheint ausgesprochen schwierig. Entsprechend heutiger Zeit war es im Mittelalter üblich, glatte Silber- oder Goldringe, meist ohne Steine und Inschriften, als Hochzeitsringe zu verwenden[385]. Derart einfache unverzierte Fingerringe zeigen eine gesamteuropäische Verbreitung[386].

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind zwei solcher Fingerringe enthalten (Kat.-Nr. 28 und 29). Bei dem fragmentierten und stark entrundeten schlichten Fingerring Kat.-Nr. 28 (**Abb. 68**) ist aufgrund der fehlenden Lotnaht denkbar, dass er ursprünglich mit einer Ringplatte versehen war, die an den Lotstellen zur

381 Cherry 1987, 54.
382 Mündliche Auskunft von R. Fuchs, Mainz.
383 Katalog Oldenburg 1995, 569 Kat.-Nr. 294.
384 Zu Inschriftenringen mit magischer Bedeutung beispielsweise die Beiträge zum Inschriftenring von Paußnitz, Lkr. Riesa (Sachsen-Anhalt) in: Meller 2003, 81-139.
385 Cherry 1987, 59.
386 Krabath 2004a, 265.

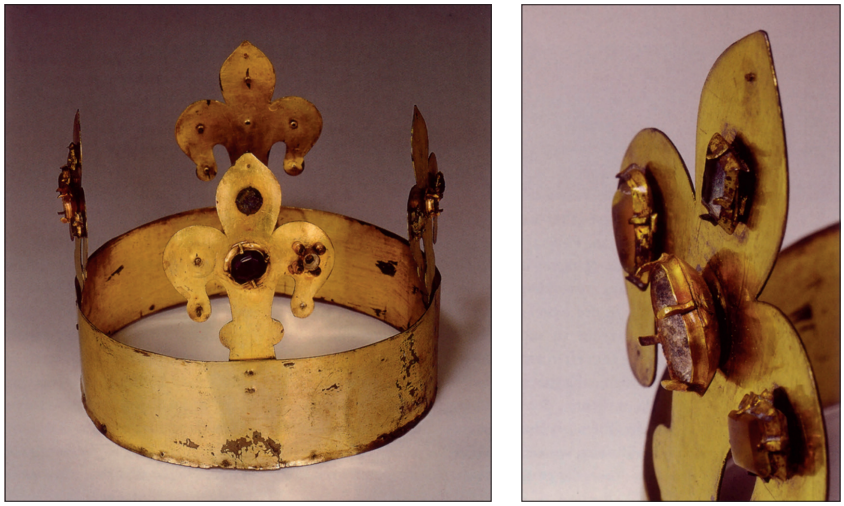


Abb. 69 Grabkrone der Königin Anna († 1281) im Basler Münsterschatz (**1**), Detailaufnahme einer Lilie mit applizierten ehemaligen Ringköpfen mit gefassten Glassteinen (**2**). – (Nach Katalog Basel 2001, 179 Abb. 169-170).



Abb. 70 Fingerring Kat.-Nr. 29. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 3:1.

Ringschiene herausgebrochen wurde. Ein Fingerring mit ebenfalls fehlender beziehungsweise an den Lotstellen herausgebrochener Ringplatte wurde in Szczecin (Woj. Zachodniopomorskie/PL) gefunden[387]. Sekundär verwendete Ringplatten mit gefassten Steinen finden sich häufiger auf größeren Goldschmiedearbeiten, beispielsweise an einem Kelch im Domschatz zu Hildesheim (Lkr. Hildesheim)[388] und an der Grabkrone der Königin Anna im Basler Münsterschatz[389] (**Abb. 69**). Die Ansätze der Ringschienen sind hier jeweils noch an den Unterseiten der Fassungen erkennbar.

Der silberne Fingerring Kat.-Nr. 29 (**Abb. 70**) wurde dagegen in einem Teil gegossen und die Kanten mit einem Hammer überarbeitet. Aufgrund der sichtbar belassenen Hammerspuren sowie fehlender Gebrauchsspuren ist denkbar, dass es sich hierbei um ein Halbfertigprodukt beziehungsweise einen Rohling handeln könnte.

– Zusammenfassung Fingerringe

Die mit insgesamt neun Exemplaren im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretenen Ringtypen reichen von einfachen, undekorierten Formen (Kat.-Nr. 28 und 29) bis hin zu sehr aufwendig gestalteten Ringen (Kat.-Nr. 21 und 22).

Die Innendurchmesser beziehungsweise Ringmaße betragen mehrheitlich zwei Zentimeter. Davon weichen lediglich der kleine goldene Fingerring Kat.-Nr. 21 mit 1,8 cm, der Fingerring Kat.-Nr. 22 mit gut zwei Zentimetern und der Fingerring Kat.-Nr. 25 mit 2,1 cm ab. Die Einheitlichkeit der Ringmaße könnte darauf schließen lassen, dass es sich um die Ringkollektion einer einzelnen Person handelt. Ein weiteres Indiz hierfür

387 Dworaczyk/Kowalska/Rulewicz 2003, 178 Abb. 101 Nr. 13.
388 Fritz 1982, Farbtaf. X.
389 T. Meier, in: Katalog Basel 2001, 178-180, hier 178.



Abb. 71 Der hl. Eligius in seinem Goldschmiedeladen. Petrus Christus, Brügge, um 1450-1460 (Sammlungen Oppenheim und Lehmann, The Metropolitan Museum of Art, New York). – (Nach Lindahl 2003, 40 Abb. 35).

könnte darin zu sehen sein, dass die Ringe teilweise starke Gebrauchsspuren aufweisen (Kat.-Nr. 25-28). Dagegen wirken insbesondere diejenigen mit kleineren Ringmaßen (Kat.-Nr. 21 und 29) nahezu ungebraucht. Aufgrund der insbesondere auf Bildquellen überlieferten vielfältigen und geschlechtsunspezifischen Tragweise von Fingerringen ist das Ringmaß als Kriterium für die Interpretation einer Ringkollektion hinsichtlich ihres Besitzers nur bedingt aussagekräftig.

Dass Ringe auch im Spätmittelalter überwiegend für den freien Verkauf und weniger auf Bestellung produziert wurden, deuten einerseits das häufige Vorkommen ähnlicher Ringtypen sowie andererseits Bildquellen, beispielsweise das Bild von Petrus Christus im Metropolitan Museum of Art in New York, auf dem in einem Goldschmiedegeschäft unter anderem eine Schachtel mit Ringen dargeboten wird (**Abb. 71**), an[390].

Auffallend ist die intentionale Zerstörung einiger Fingerringe (Kat.-Nr. 26-28), die eine Interpretation als zum Einschmelzen vorgesehenes Alt- beziehungsweise Bruchsilber zulassen. Dagegen deuten die fehlenden Gebrauchsspuren und die sichtbar belassenen Hammerspuren des Rings Kat.-Nr. 29 auf ein Halbfertigprodukt hin.

Mit den Fingerringen Kat.-Nr. 23 und 24, die stilisierte Drachenköpfe auf den Schultern tragen, sowie dem Fingerring Kat.-Nr. 21, der zugleich das einzige im Schatzfund enthaltene Schmuckstück aus massivem Gold darstellt, sind wie bereits bei den Spangen Objekte enthalten, die in spätmittelalterlichen Goldschmiedeordnungen als Meisterstücke vorgeschrieben sind.

390 Vgl. Cherry 1987, 53.



Abb. 72 Gürtel Kat.-Nr. 30. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

Gürtelbestandteile (Kat.-Nr. 30-31)

Gürtel sind als wichtige Kleidungs- und Trachtbestandteile eng verknüpft mit der Kostümgeschichte[391]. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts ist ein wahrscheinlich von Frankreich ausgehender Modewandel feststellbar[392]. Der gebundene Gürtel wird abgelöst durch Borten mit Schnallenverschluss, womit die locker fallenden langen Gewänder nun auf der Hüfte liegend gegürtet werden. In der Gürteltracht von Männern und Frauen gibt es im Spätmittelalter keine grundsätzlichen geschlechtsspezifischen Unterschiede, wie aus Grabfunden, ikonographischen Quellen und Schriftquellen hervorgeht[393]. Der Gürtel hat zwar primär die Funktion die Kleidung zusammenzuhalten, in unterschiedlichen Ausführungen kann er darüber hinaus der Befestigung von Taschen, Schlüsseln, Waffen und ähnlichem dienen sowie als Schmuck und Repräsentationsmittel. Männer und Frauen trugen zwar gleichermaßen ähnlich gestaltete Gürtel, allerdings waren diese geschlechtsspezifisch mit unterschiedlichem Symbolgehalt belegt: im maskulinen Kontext als generelles Zeichen für Herrschaft und Kraft, im femininen dagegen zumeist als Sinnbild für Liebe und Keuschheit. In beiden Fällen symbolisierte der Gürtel jedenfalls auch den sozialen Stand des Trägers. Neben der weltlichen konnte Gürteln auch eine religiöse Bedeutung zukommen, beispielsweise als Bußgürtel[394].

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind mit dem zwölfgliedrigen Fragment eines Plattengürtels (Kat.-Nr. 30) und dem Riemenschieber (Kat.-Nr. 31) zwei eindeutig identifizierbare Gürtelbestandteile enthalten, die aufgrund ausgeprägter stilistischer Unterschiede mit hoher Wahrscheinlichkeit zu zwei verschiedenen Gürteln gehörten. Hinzu treten mit der Emailzierscheibe (Kat.-Nr. 32) sowie einem Ring (Kat.-Nr. 33) zwei Objekte, die möglicherweise ebenfalls als Teile einer Gürtelausstattung angesprochen werden können[395].

– Zwölfgliedriges Plattengürtelfragment (Kat.-Nr. 30)

Platten- und Scharniergürtel gehören zu den auffallendsten Gürteltypen[396]. Unter diesem Typ sind in Form und Dekor sehr verschiedene Gürtel subsummiert, die lediglich in der Verschlusskonstruktion und der Scharnierverbindung großer Besatzglieder Ähnlichkeiten aufweisen. Diese aus Metallteilen beziehungsweise -platten bestehenden Gürtel waren in der Länge so knapp gehalten, dass sie in etwa dem Hüftumfang entsprachen. Sie wurden als häufig mit Edelsteinen besetzte Prachtgürtel sowohl von Männern als auch von

391 Eine umfangreiche Zusammenstellung zu Typologie und Bedeutung hoch- und spätmittelalterlicher Gürtel stammt von I. Fingerlin (1971). Einen Überblick über früh- und hochmittelalterliche Gürtel aus Osteuropa bietet Ingo Heindel (1990). Kürzer gehaltene Überblicksdarstellungen finden sich beispielsweise bei Lightbown 1992, 306-341, im Katalog Köln 1985, 79 und RGA² 13 (1999) 158-177 s. v. Gürtel [F. Siegmund].

392 Fingerlin 1971, 9.

393 Lightbown 1992, 307-309.

394 Ausführlich zur rituellen Bedeutung von Gürteln: RGA² 13 (1999) 175-177, bes. 176 s. v. Gürtel [I. Runde]. – Reallexikon für Antike und Christentum XII (1983) 1232–1266 s. v. Gürtel [W. Speyer]. – Fingerlin 1971, 14.

395 Da bei den beiden letztgenannten die Zuordnung weit weniger gesichert ist, werden sie im Kapitel Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion vorgestellt.

396 Fingerlin 1971, 149-158.

Frauen getragen. Im Gegensatz zu den zahlreicher vorhandenen Bildquellen sind Originalfunde äußerst spärlich und darüber hinaus nur bruchstückhaft überliefert.

Die zwölf erhaltenen Glieder des Plattengürtels Kat.-Nr. 30 (**Abb. 72**) bestehen aus vergoldetem Silber und sind mit Saphiren sowie Granaten besetzt. Die heutige Anordnung der Glieder, die jeweils mit Doppelösenscharnieren verbunden sind, zeigt einen Wechsel zwischen Platten mit zentralem Granat und vier umgebenden Saphiren sowie mit einem zentralen Saphir und vier umgebenden Granaten. Daraus ergibt sich ein Farbwechsel zwischen blau und rot, der allerdings zwischen dem 10. und 11. Glied unterbrochen wird. Ob diese Anordnung der ursprünglichen entspricht, ist nicht mehr eindeutig zu klären. In der Fundmeldung[397] heißt es, dass zwölf Glieder eines Gürtels gerettet werden konnten, woraus nicht hervor geht, ob diese bei der Auffindung miteinander verbunden waren oder einzeln vorlagen. Die in den Scharnierösen sitzenden Nietstifte bestehen aus unterschiedlichen Materialien, was mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf diverse Reparaturphasen zurückzuführen ist. Neben den mutmaßlich originalen Scharnierstiften aus feuervergoldetem Silber finden sich solche aus Messing sowie aus Silber, letztere zum Teil mit gefeilter Oberfläche, zum Teil mit geschlitzten Enden[398]. Anzahl und Datierung der Reparaturphasen sind nicht mehr eindeutig zu ermitteln. Die Messingstifte könnten eine mittelalterliche Reparaturphase repräsentieren, wohingegen die Silberstifte mit geschlitzten Enden modern anmuten, insbesondere durch unter dem Lichtmikroskop erkennbare Sägespuren (**Abb. 73**). Zudem ergaben die chemischen Analysen sowohl für die Silberstifte mit geschlitzten Enden als auch diejenigen mit gefeilter Oberfläche eine durchweg sehr ähnliche Legierungszusammensetzung mit einem niedrigen Goldgehalt von jeweils unter 0,4 %[399], was mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf eine neuzeitliche Legierung hindeutet. Gestützt wird die These zumindest einer modernen Reparaturphase durch die Beobachtung, dass die Anordnung der Glieder auf den zwischen 1985 und 1999 publizierten Gesamtaufnahmen des Schmuckensembles im Vergleich zu heute variiert[400].

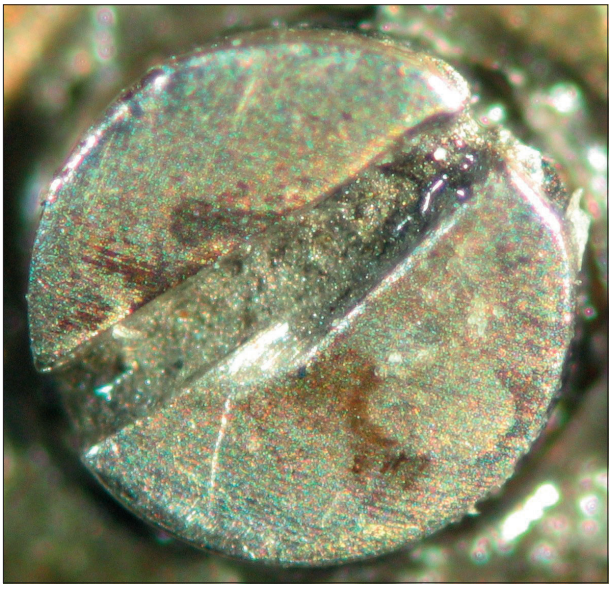


Abb. 73 Sägespuren an dem Schlitz in einem Silberstift des Gürtels Kat.-Nr. 30. – (Foto A. Scholz).

Auch wenn nicht eindeutig zu klären ist, in welcher Reihenfolge die Gürtelglieder ursprünglich angeordnet waren, so darf doch mit einiger Wahrscheinlichkeit ein regelmäßiger Wechsel zwischen blauen und roten Steinen angenommen werden. Dass die Kombination von rot und blau ein beliebter Farbwechsel auf mittelalterlichen Schmuckstücken war, belegen beispielsweise die häufig auf Kronreifen alternierend angebrachten roten und blauen Edelsteine, so auf einer Krone der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Schatzkammer der Residenz in München[401] sowie auf der Krone der Princess Blanche (1370-1380), ebenfalls in der Schatzkammer der Residenz in München[402]. Der Besatz mit abwechselnd roten und blauen Edelsteinen war auch auf Fibeln beliebt, wie eine in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datierte Fibel im Museo del

397 Berghaus 1951.

398 Nach R. Tegethoff 2002, 23 sollten letztere einen Spreizdübeleffekt erzielen, der ein Herausrutschen des Stifts verhindert.

399 **Tab. 79**: Scharnierstifte.

400 Vgl. **Abb. 6** u. **56**. Leider ist es nicht gelungen herauszufinden, von wem und zu welchem Anlass der Gürtel restauriert wurde.

401 Lightbown 1992, Farbtaf. 14.

402 Etting 2001, 117 Abb. 9.



Abb. 74 Rückseite der Gürtelglieder Kat.-Nr. 30. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. ca. 2:1.

Castelvecchio in Verona (I)[403] belegt, ebenso eine ins frühe 14. Jahrhundert datierte Fibel im Statens Historiska Museum in Stockholm[404] und nicht zuletzt die sternförmige Fibel im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 10). Zudem ist die Anordnung abwechselnd roter und blauer oder kleinerer blauer um einen größeren roten Stein und umgekehrt häufiger auf Reliquienkreuzen und Buchdeckeln zu beobachten[405].
Bei Gürteln bestand vielfach die Notwendigkeit zur Ausbesserung und Umarbeitung[406]. Die Rechnungsauszüge der Herzöge von Burgund sind ein beispielhafter Beleg dieses Phänomens. Sie verzeichnen die Änderung von Schnalle und Riemenzunge, der Besatzstücke sowie am häufigsten die Erneuerung des Gürtelbandes beziehungsweise der Gürtelborte. Folglich sind Gürtel nur selten in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Die wenigen, im Original erhaltenen Fragmente von Plattengürteln erlauben weder eine gesicherte Rekonstruktion einzelner Gürtel, noch eine Angabe der Laufzeit dieses Gürteltyps[407].
Die Silberplatten des Gürtels im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 30) bildeten das eigentliche Gürtelband, das nach L. von Wilckens[408] ursprünglich auf einen Lederriemen aufgelegt gewesen sein dürfte. Allerdings fanden sich hierfür am Objekt selbst keinerlei Hinweise. Weder sind Nietlöcher noch Ösen vorhanden, sodass als einzige schlüssige Möglichkeit zur Befestigung auf einer Borte das Festbinden mittels eines Fadens jeweils im Bereich der Scharniere bleibt. Allerdings sind hier keine charakteristischen Abriebspuren zu erkennen. Dass die Metallglieder ursprünglich auf ein Lederband aufgeklebt gewesen sein könnten, ist unwahrscheinlich. Zudem spricht der starke Abrieb des Metalls auf der Rückseite der Scharniere (**Abb. 74**) gegen deren ursprüngliche Fixierung auf einer Borte. Demnach ist die Annahme I. Fingerlins[409] schlüssiger, dass Stoff- oder Lederborten bei derart dicht aneinandergesetzten Beschlägen überflüssig waren. Hinweise hierauf geben zudem Inventare, in welchen Borten, die sonst in den Beschreibungen nicht übergangen werden, in Verbindung mit Plattengürteln keine Erwähnung finden.
Auffallend ist die Ähnlichkeit der mittigen Steinfassungen mit kerbschnittverziertem schüsselförmigem Unterteil und daraufgesetzter Zarge zu den Fassungen an mehreren Spangen, Fibeln und Fingerringen im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31)[410]. Zudem sitzen die Steinfassungen sehr hoch über den Grundplatten des Gürtels. Sie wurden jeweils auf einen etwa drei Millimeter hohen, von einer Blechhülse umgebenen Nietstift gelötet (**Abb. 75**). Dies könnte als Hinweis auf eine ehemalige Emailauflage auf den Grundplatten gedeutet werden[411], ebenso die Einfassung der einzelnen Glieder mit Kerbdrähten, die große Ähnlichkeit zu solchen zeigen, die den Rahmen eines mutmaßlich westfälischen Buchdeckels der ersten Hälfte des

403 Lightbown 1992, Farbtaf. 26.
404 Lightbown 1992, Farbtaf. 27.
405 Beispielsweise auf dem um 1320/1330 entstandenen Kreuzreliquiar aus der ehemaligen Stiftskirche St. Martini zu Münster, heute im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte in Münster: Fritz 1982, Abb. 156-158.
406 Fingerlin 1971, 15.
407 Fingerlin 1971, 149.
408 von Wilckens 1985, 310.
409 Fingerlin 1971, 149.
410 Katalog Colmar 1999, 45 Kat.-Nr. 10-12; 58 Kat.-Nr. 47-48.
411 Freundlicher Hinweis von M. Fecht †, RGZM. – Beispiele emaillierter Gürtelglieder bei Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 2, 14, 61, 66. – Zu den Schriftquellen: Fingerlin 1971, 25.

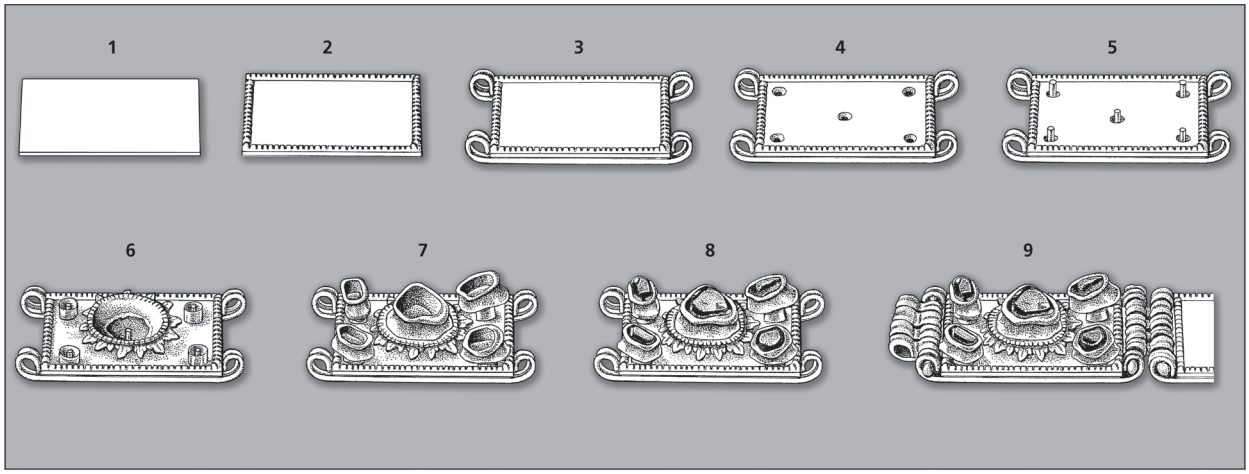


Abb. 75 Abfolge der Herstellungsschritte eines Gürtelgliedes Kat.-Nr. 30. – (Zeichnung J. Ribbeck, RGZM).

14. Jahrhunderts in einzelne Felder unterteilen[412]. Die breite Rahmung wiederum ähnelt derjenigen eines emailverzierten Buchdeckels des 13. Jahrhunderts aus Limoges (F)[413]. Zudem verzeichnen mehrere Schriftquellen des 13. und 14. Jahrhunderts silbervergoldete, mit Steinbesatz und Email verzierte Gürtelbeschläge. Allerdings ergaben die naturwissenschaftlichen Analysen keinerlei Hinweise auf Emailreste am Gürtel Kat.-Nr. 30.

Die aus den Schriftquellen und den real überlieferten Objekten hervorgehende Formenvielfalt der meist vegetabilen oder figürlichen Beschläge steht im Gegensatz zu bildlichen Darstellungen, die annähernd ausschließlich geometrische Formen, meist Scheiben oder pyramidenstumpfähnliche Buckelbeschläge zeigen[414]. Nach Ausweis der Schrift- und Bildquellen wäre am Gürtelband vorne ein Verschlussstück, in den Inventaren »*fermail*« oder auch »*broche*« genannt, zu ergänzen[415]. Es kommen unterschiedliche Verschlussvarianten in Betracht: Neben häufig architektonisch gestalteten Gürtelschlössern sind zwei- und dreiteilige Gürtelschließen, die durch Haken und Öse geschlossen werden, überliefert. Bildliche Darstellungen zeigen meist ein größeres Rund-, Rauten- oder Vierpassglied vorne in der Gürtelmitte[416].

Insgesamt sind Gürtel als reale Objekte rar überliefert. Ein dem Gürtel Kat.-Nr. 30 direkt vergleichbarer Fund steht bislang noch aus[417]. Aus Schriftquellen geht hervor, dass die Auftraggeber solcher mit Edelsteinen besetzter Gürtel den adeligen Gesellschaftsschichten entstammten, die sie auch als Geschenke anfertigen ließen[418]. Gürtel finden zudem häufig Erwähnung in Sittengesetzen. Beispielsweise wurde in Frankreich im Jahr 1283 Städtern und ihren Frauen verboten, Edelsteine, Goldgürtel und Goldkrönchen zu tragen.

412 Schnitzler u. a. 1965, Taf. 51 E 131.

413 Schnitzler u. a. 1965, Taf. 68 E 41.

414 Scheibenförmige Gürtelbeschläge sind z. B. auf dem Grabmal Edwards the Black Prince († 1376) in Canterbury (Kent/GB) dargestellt: Meier 2002, 272 Abb. 139. – Pyramidenstumpfähnliche Buckelbeschläge trägt beispielsweise ein König aus der Anbetungsgruppe in der Stiftskirche in Korbach: Fingerlin 1971, 307 Abb. 341, ebenso Heinrich II. der Fromme auf seiner Grabplatte im Nationalmuseum in Breslau: Wachowski 2001, 100 Abb. 14 und die Steinplatte der hl. Barbara, ebenfalls im Nationalmuseum in Breslau: Wachowski 2001, 99 Abb. 13.

415 Fingerlin 1971, 149. 153-157.

416 Zu zweiteiligen Gürtelschließen: Fingerlin 1971, 473 Abb. 557-558. – Ein Gürtelschloss ist beispielsweise auf einem Holzschnitt in der Albertina in Wien dargestellt: Fingerlin 1971, 330 Abb. 366. – Größere Vierpassglieder tragen die Stifterfiguren der Herzogin Katharina und Herzog Rudolf IV. in Wien, St. Stephan: Blaschitz 2000, 151.

417 Konstruktiv ähnliche Plattengürtel aus dem 14. Jh. finden sich im New College in Oxford: Lightbown 1992, 459 Plate 107, im Muzeul Național de Istorie a României, Bucureşti: Luminița Dumitriu, in: Takács 2006, 95 Kat.-Nr. 1.5 und in der Kirche von Grand, Vogesen (F): Lightbown 1992, 318 Abb. 174.

418 Beispielsweise verschenkte Philipp der Kühne 1369 mehrere Gürtel an seine Ritter: Fingerlin 1971, 150. – Ein Inventar des Jahres 1205 verzeichnet mehrere steinbesetzte Gürtel im Besitz König Johns von England, darunter mehrere mit Granaten und Saphiren besetzte Gürtel.

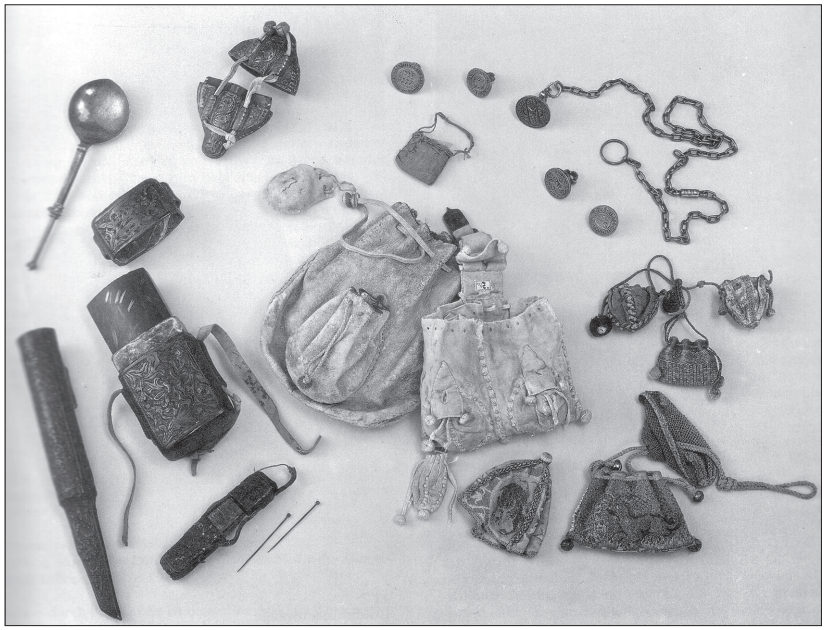


Abb. 76 Sogenannter Nachlass des Hermann von Goch († 1398). Kölnisches Stadtmuseum, Inv.-Nr. 1888/1-17. – (Nach Katalog Hamburg 1989, 205).

Ähnliche Vorschriften betrafen 1337 in Lucca (I) die Ausschmückung von Damengewändern mit Gold und edelsteinbesetzten Gürteln[419].

I. Fingerlin[420] setzt für das Aufkommen der Plattengürtel das Datum »ab 1360« an, basierend auf Hinweisen aus der Schriftüberlieferung. Dagegen spricht der münzdatierte Gürtel im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus für eine frühere Datierung, zumindest in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dem entspricht die Datierung eines edelsteinbesetzten Plattengürtels im New College in Oxford (GB) auf die Jahre 1330-1350[421]. Originalfunde gehen bisher nicht über die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts hinaus, auf bildlichen Darstellungen lebt der Gürteltyp jedoch gelegentlich noch bis in das 16. Jahrhundert hinein[422].

– Riemenschieber (Kat.-Nr. 31)

Zu den festen Bestandteilen einer Gürtelgarnitur können kleinere Zubehörteile treten, die allerdings zumeist nicht am Gürtel angebracht überliefert werden. Hierzu zählen vor allem nach Ausweis der ikonographischen Überlieferung Aufhängehaken und beispielsweise an Riemenschiebern[423] angebrachte Ösen, woran Utensilien wie Tasche, Toilettengeräte, Nadelkissen, Schlüsselbund, Rosenkranz, Amulette und ähnliches befestigt werden konnten. Da die mittelalterliche Kleidung nicht mit eingenähten Taschen versehen war, mussten wichtige Dinge, die mitgeführt werden sollten, in separaten Behältnissen untergebracht werden[424]. Einen guten Eindruck von zu mehreren an einem Gürtel befestigten Taschen und deren Inhalt vermittelt die Hinterlassenschaft des im späten 14. Jahrhundert hingerichteten Kölner Bürgers Hermann von Goch. Er führte an seinem Gürtel mehrere kleine Geldbeutelchen, einen Probierstein für die Münzprüfung, Siegel, Nadelbüchsen und einen zusammenklappbaren Löffel mit sich (**Abb. 76**)[425].

Sowohl der kleine, rechtstordierte Ring als auch die Öse, in der dieser am unteren Ende des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31 (**Abb. 77**) hängt, zeigen starke Abnutzungsspuren, die auf den häufigen Gebrauch der Tragvor-

419 Cherry 1987, 53.
420 Fingerlin 1971, 149.
421 Lightbown 1992, 459 Plate 107.
422 Fingerlin 1971, 158. – Wachowski 2001, 98.
423 Die Terminologie ist für die Objektgruppe der Riemenschieber nicht einheitlich. I. Fingerlin 1971, 13. 102-105 benennt sie als Haken, aufgrund der zumeist offenen Form, S. Krabath 2001, 179-184 benennt sie als Riemenhalter, I. Heindel 1990, 35-36 bezeichnet sie als Schlaufen, Durchzüge oder Riemenschieber.
424 Gross 1988, 92.
425 Katalog Hamburg 1989, Bd. 2, 204, Kat.-Nr. 12.5 [R. Diekhoff].

richtung hinweisen. Primär dienen Riemenschieber jedoch der Fixierung des Riemens beziehungsweise der Borte in einer bestimmten Stellung und dem festen Sitz bei gleichzeitiger Verkürzung des ansonsten frei herabhängenden Gürtelendes[426]. Neben Originalfunden überliefern Schriftquellen Aussehen und Funktion von Riemenschiebern, beispielsweise das Inventar Ludwigs von Anjou[427].

Der Riemenschieber Kat.-Nr. 31 aus vergoldetem Silber zeigt auf der Ansichtsseite eine Engelsfigur in einem langen, fließenden Gewand, eingestellt in einen Rahmen. Die stark ausgeprägte stilistische Verschiedenheit zum Gürtelfragment Kat.-Nr. 30 macht es trotz passender Abmessungen unwahrscheinlich, dass beide Objekte ursprünglich zusammen gehörten. In der Regel nimmt die stilistische Ausformung der Riemenschieber Bezug auf den Gürtelbesatz[428].



Abb. 77 Riemenschieber Kat.-Nr. 31. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

I. Fingerlin[429] weist Riemenschieber einem speziellen Gürteltyp zu, den sog. überlangen Gürteln mit figürlichem Dekor, und sieht das Auftreten im Fundgut in engem Zusammenhang mit einem um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzusetzenden Modewandel. Durch den stark verengten Schnitt der Frauenkleider sei der Gürtel in der Taille nicht mehr notwendig gewesen, wodurch er fortan tiefer in der Hüftgegend getragen wurde. Daher sei es unumgänglich gewesen, die Gürtellänge zu reduzieren und das herabhängende Ende aufzunehmen[430].

Riemenschieber werden nicht nur in der mittelalterlichen Malerei und Skulptur selten dargestellt, sondern sie sind ebenfalls im archäologischen Fundgut spärlich vertreten, was darauf hindeutet, dass metallene Riemenschieber ein eher seltener Bestandteil mittelalterlicher Gürtelgarnituren waren. Möglicherweise fanden häufiger denselben Zweck erfüllende Lederschlaufen oder Kordeln Verwendung.

Der Riemenschieber Kat.-Nr. 31 stellt aufgrund seiner rechteckigen Form mit durchgehendem Steg und anthropomorph gestalteter Schauseite eine Kombination der Varianten 10 und 11 nach S. Krabath[431] dar. Aus der Beobachtung, dass figürlich verzierte Riemenschieber vermehrt in den Mittelmeer-Anrainerstaaten auftreten, schließt Krabath[432] auf deren Ursprung in südlicheren Bereichen, möglicherweise Venedig. Im Gegensatz dazu zeigen die übrigen Varianten einen Verbreitungsschwerpunkt in England mit Streuung nach Frankreich, den Niederlanden, Dänemark und Deutschland.

Die bislang bekannt gewordenen Riemenschieber werden mehrheitlich ins 13. und 14. Jahrhundert datiert. Die Angabe einer exakten Laufzeit ist allerdings mangels sicher datierter Funde derzeit nicht möglich[433].

426 Heindel 1990, 35. – Fingerlin 1971, 102-105.

427 Fingerlin 1971, 264-265 Q 1360/68,1 und 2 sowie 104 mit weiteren Belegen in Schriftquellen.

428 Ebenda 1971, 103.

429 Ebenda 1971, 102-103.

430 Allerdings werden Riemenschieber in Bildquellen und insbesondere an Skulpturen äußerst selten dargestellt. Mir ist bisher noch kein zeitgenössischer Beleg bekannt geworden. Abbildungen mit eindeutig als solchen erkennbaren Riemenschiebern datieren frühestens in das 15. Jh.: z. B. Katalog Braunschweig 1985, Bd. 1, 401, Kat.-Nr. 320.

431 Krabath 2001, 179.

432 Ebenda 183.

433 Ebenda. – In diesem Zusammenhang sei auf einen funktional sehr ähnlich gestalteten Riemenschieber einer byzantinischen Gürtelgarnitur in der Sammlung des RGZM in Mainz (Inv.-Nr. O.428947/1-14) hingewiesen. – Nach I. Heindel 1990, 35 treten Riemenschieber im westslawischen Siedlungsgebiet bereits während der Völkerwanderungszeit vereinzelt auf, erreichen im 9. und 10. Jh. ihre Blüte und verschwinden dann wieder fast völlig aus dem Fundgut.

– Zusammenfassung Gürtelteile

Mit dem zwölfgliedrigen Plattengürtelfragment Kat.-Nr. 30 und dem Riemenschieber Kat.-Nr. 31 sind im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zwei Gürtelbestandteile enthalten, die mit hoher Wahrscheinlichkeit, aufgrund der ausgeprägten stilistischen Verschiedenheit, zwei unterschiedliche Gürteltypen repräsentieren. Hinzu treten mit der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und dem Ring Kat.-Nr. 33 zwei weitere Objekte, die möglicherweise als Gürtelbestandteile anzusprechen sind[434].

Sowohl der Riemenschieber als auch das Gürtelfragment zeigen starke Gebrauchsspuren, an letzterem sind zudem deutliche Hinweise auf mehrere Reparaturphasen erkennbar. Daraus ist zu schließen, dass der Plattengürtel einen hohen Wert repräsentierte. Dieser Gürteltyp ist generell selten im Original überliefert, wobei für den edelsteinbesetzten Plattengürtel Kat.-Nr. 30 bisher noch kein direktes Vergleichsbeispiel vorliegt. Dagegen werden derartige Prunkgürtel häufiger in Bild- und Schriftquellen überliefert und zwar durchweg als wertvolles Repräsentationsobjekt und Kleidungsaccessoire gehobener Gesellschaftsschichten. Schriftquellen belegen zudem, dass mehrere Gürtel im Besitz einer Familie beziehungsweise einer Person zumindest in den adeligen Gesellschaftsschichten durchaus üblich waren. Die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol belegen beispielsweise für die Jahre zwischen 1270 und 1360 eine Vielzahl von Gürteln im gräflichen Besitz. Auch in der Aufzählung der Gegenstände, die Melchior Vngerothen im Jahr 1490 seiner Tochter als Mitgift gab, werden ein Gürtel zu 20 ungarischen Gulden und ein alltäglicher Gürtel zu fünf ungarischen Gulden angeführt[435].

Schatzfunde enthalten nicht selten Bestandteile mehrerer Gürtel, beispielsweise der Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) sowie der Schatzfund von Verona (I, Hort-Nr. 38), in dem sich ebenfalls zwei stark unterschiedliche Gürteltypen befinden, die I. Fingerlin[436] als Gürtel eines Mannes und einer Frau anspricht. Dagegen erlauben weder der Plattengürtel noch der Riemenschieber im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus eine eindeutige geschlechtsspezifische Zuordnung.

Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion (Kat.-Nr. 32–36, verschollene Fragmente)

Bei den im Folgenden aufgeführten fünf Objekten sowie den heute verschollenen Fragmenten war eine eindeutige funktionale Ansprache nicht möglich, da prinzipiell diverse Verwendungsmöglichkeiten bestehen.

– Emailzierscheibe (Kat.-Nr. 32)

Im Gegensatz zu den meisten Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zeichnet sich die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 als qualitativ hochwertige Goldschmiedearbeit aus, mit einem hohen Grad an Perfektion in der handwerklichen Ausführung. Möglicherweise stammt sie aus Limoges (F)[437] oder von einem münsteraner Goldschmied, der auf Emailarbeiten spezialisiert war[438]. Transluzides Email war bis zum 15. Jahrhundert »en vogue« bevor es vom Goldemail abgelöst wurde[439]. Nach K. B. Heppe[440] gehören à jour gearbeitete Reliefmedaillons »zum Gemeingut der zeitgenössischen [gemeint ist das 14. Jahrhundert, Anm. Verf.] Goldschmiedekunst zwischen dem Rheinland und Skandinavien [...]«.

Aufgrund der vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten für Emailzierscheiben ist die Bestimmung der ursprünglichen Funktion einzeln überlieferter oder sekundär verwendeter Objekte nahezu ausgeschlossen. Entsprechendes gilt für die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 (**Abb. 78-79**). Weder eine Broschierung noch Lötspu-

434 Siehe Kapitel Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion.
435 Wachowski 2001, 109.
436 Fingerlin 1971, 16 Kat.-Nr. 537 u. 538.
437 In Limoges entstanden während des 12. und 13. Jhs. in Manufakturen in anspruchsvoller Grubenschmelz-Technik produzierte Kirchengeräte: Brepohl 1992, 88.
438 J. M. Fritz 1982, 129 vermutet, dass es in der Gotik bereits eine gewissermaßen natürliche Spezialisierung gab, durch die unterschiedliche Begabung des einzelnen Goldschmieds für die vielfältigen Techniken des Handwerks.
439 Fingerlin 1971, 152.
440 Katalog Braunschweig 1985, Bd. 2, 1257 Kat.-Nr. 1091.



Abb. 78 Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, Vorderseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 79 Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, Rückseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

ren sind auf der Rückseite oder im Randbereich erkennbar, allerdings sind die gestauchten Kanten ein deutlicher Hinweis darauf, dass die Zierscheibe ehemals gefasst war. Rund- und schildförmige Emailzierscheiben in Kastenfassungen finden sich zahlreich auf liturgischen Geräten wie Reliquien- oder Vortragekreuzen[441], Kelchen[442], Buchdeckeln[443], Reliquienkästchen, -schreinen und -kapseln[444]. Meist sind sie versehen mit Darstellungen Christi, der Apostel, der Evangelisten und ihren Symbolen, Engeln sowie Heiligen. Fabeltiere in eigenständiger Darstellung sind seltener auf liturgischem Gerät zu finden[445], dagegen sind sie, vor allem Drachen, in größerer Zahl auf profanen Gegenständen überliefert. Insbesondere auf Schmuckstücken wie Fingerringen[446], Fibeln[447], Aufnähschmuck und Anhängern[448] ist der Drache ein häufig wiederkehrendes Motiv. Auffallend zahlreich sind die Drachendarstellungen auf Gürtelteilen vertreten[449]. Demnach wäre es durchaus möglich, dass die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 ursprünglich auf einem Gürtel appliziert war, zumal ähnliche Medaillons als Besatzscheiben[450] beziehungsweise Gürtelglieder[451] und auf Gürtelschließen[452] überliefert sind. In Schriftquellen werden emaillierte Scheiben im Zusammenhang mit Gürtelbeschlägen als »rondeaus« bezeichnet[453].

441 Beispielsweise auf dem Kapitelkreuz aus der Kirche St. Martini in Münster: Fritz 1982, Abb. 156-158.

442 Beispielsweise auf dem um 1330/1340 datierten Kelch des Osnabrücker Domvikars Gerhart Keleman: Katalog Braunschweig 1985, Bd. 2, 1257 Kat.-Nr. 1091.

443 z. B. auf einem um 1270 datierten Buchdeckel aus der Benediktinerabtei St. Blasien: Fritz 1982, Abb. 53.

444 Beispielsweise der Schrein des hl. Markus im Münsterschatz in Reichenau-Mittelzell: Fritz 1982, Abb. 201-202 und der Schrein des hl. Heribert in Köln: Katalog Köln 1972, 277 H17.

445 Beispielsweise auf dem Bischofsstab im Domschatz in Köln (um 1322): Fritz 1982, Farbtaf. II. Auffallend ist die Verwandtschaft der Darstellung zu Buchillustrationen, beispielsweise in hebräischen Manuskripten: Metzger 1982, 15.

446 Siehe Kat.-Nr. 23-24.

447 Beispielsweise eine Fibel des späten 12./frühen 13. Jhs. im Victoria & Albert Museum in London: Lightbown 1992, 531 Nr. 86. Auch hier wird das Gefieder durch dreieckige Punzen angedeutet. Gleichfalls bei einer Fibel im Schatzfund von Boitwarden (Lkr. Wesermarsch/Niedersachsen, Hort-Nr. 54): Prokisch u. a. 2004a, 827 Abb. 106.2 und bei einer Fibel im Schatzfund von Badeboda (S, Hort-Nr. 152): Hildebrand 1888, 4-5 Nr. 19 Abb. 9.

448 Beispielsweise ein Pferdegeschirr-Anhänger im Kunstgewerbemuseum Köln: Katalog Köln 1985, Bd. 1, 460 Nr. 403.

449 Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 21, 32, 148, 304, 423, 450, 556.

450 Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 538 und Kat.-Nr. 108 mit gleichem Durchmesser wie die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32.

451 Ebenda Kat.-Nr. 449.

452 Von der Verzierung her verwandt erscheint das Emaildekor auf den Beschlagflächen der sog. Limoger Schnallen: Fingerlin 1971, 38-42 und Kat.-Nr. 308 und 148. Sie zeigen u. a. Drachen und andere Fabeltiere in fast heraldischer Zeichnung. Der Bildgrund ist in der Regel blau emailliert, die großflächig in den Rahmen gesetzte Figur bleibt in voller Silhouette ausgespart. Die Innenzeichnung wird durch Ritzlinien oder tiefere, schmelzgefüllte Furchen angegeben. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 13. Jhs. scheint die Tendenz zu überwiegen, aus dem für Limoges typischen blauen Grund die volle Figur auszusparen. Darstellungen dieser Art finden sich auf zahlreichen kirchlichen und alltäglichen Gebrauchsgegenständen.

453 Fingerlin 1971, 150 Q 1372,1.



Abb. 80 Ring Kat.-Nr. 33. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Gegen die Ansprache als Gürtelbestandteil spricht jedoch, dass mit Ausnahme der Applizierung auf der Gürtelschließe die Medaillons zum Zwecke der Vernietung randlich gelocht waren und in jedem Fall mindestens zwei Medaillons den Gürtel zierten, wobei letztgenanntes Argument durch die unvollständige Überlieferung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus relativiert wird. Technisch und formal ähnliche Emailmedaillons finden sich weiterhin auf Mantelschließen, diversen Anhängern, Kästchen und Truhen, Schwertknäufen[454] und insbesondere auf Schalen[455], Scheuern[456] und Pokalen[457]. Zudem wurden Emailzierscheiben auch als Einzelteile verhandelt[458] sodass die Frage, worauf die Emailscheibe Kat.-Nr. 32 ursprünglich appliziert war, letztlich offen bleibt.

– Ring (Kat.-Nr. 33)

Eine sichere Funktionszuweisung ist bei dem schlichten silbernen Ring mit Perlbanddekor Kat.-Nr. 33 (**Abb. 80**) ebenfalls nicht möglich. Aufgrund der starken Abriebspuren an zwei sich gegenüberliegenden Stellen auf der Ringoberseite schließt R. Tegethoff[459] auf die Möglichkeit, dass ursprünglich Stoff oder Leder durch den Ring geführt wurde.

Ähnliche Ringe sind als Bestandteile von Gürtelgarnituren überliefert. Sie dienen entweder am Verschlussteil dem Einhängen des Gürtelhakens oder der Gürtelkette[460], oder sind mittels Beschlägen in das Gürtelband integriert und dienen hier dem Anhängen von Gebrauchsutensilien, wie Schlüsseln und Geldbeuteln[461]. Der Ring könnte ebenso an sonstigen Riemen und Bändern, die nicht als Gürtelbestandteile fungierten, angebracht gewesen sein und der Befestigung diverser Geräte gedient haben.

Formale und technische Übereinstimmung besteht zum Rahmen einer Ringspange, die in der Nähe von Burgh Castle in Suffolk (GB) gefunden wurde[462]. Allerdings sind die Abriebspuren auf dem Ring Kat.-Nr. 33 nicht in für Ringspangen typischer Form ausgebildet, sodass die Interpretation als Spangenrahmen als wenig wahrscheinlich anzunehmen ist. Entsprechendes gilt für Drahtrahmen, in die Reliefs oder sonstiger Zierrat gelötet wurde und die als Aufnähschmuck oder Anhänger Verwendung fanden[463].

454 Beispielsweise auf einem Schwert im Kölner Schnütgenmuseum: Fritz 1982, Abb. 105.

455 Beispielsweise auf einer Schale im Schatzfund von Gaillon (F, 1. Hälfte 14. Jh.): Katalog Paris 1993, 96-97 Nr. 109 mit der Darstellung eines Pelikans.

456 Beispielsweise im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31): Katalog Colmar 1999, 53 Nr. 29 und im Schatzfund von Erfurt (Kat.-Nr. 34): Katalog Speyer 2004, 223. Siehe auch Katalog Genf 1988, Nr. 100.

457 Katalog Braunschweig 1985, Bd. 2, 744, Kat.-Nr. 658 mit dargestellten Fabeltieren.

458 Fritz 1982, 129.

459 Tegethoff 2002, 31.

460 Fingerlin 1971, 145 Abb. 263; 143 Abb. 254.

461 Allerdings erst an sog. Brautgürteln des 16. Jhs. original überliefert: Fingerlin 1971, Kat.-Nr. 334; Katalog Köln 1985, Bd. 1, Kat.-Nr. 355, sowie aus der jüngeren römischen Eisenzeit Finnlands (ca. 200-400 n. Chr.): Kivikoski 1973, Taf. 21 Nr. 162, hier als Riemenverteiler angesprochen. Ein einzelner Ring der jüngeren Völkerwanderungszeit Finnlands (ca. 550-800 n. Chr.) wird als möglicher Schlüsselring angesprochen: Kivikoski 1973, Taf. 41 Nr. 360.

462 Hattatt 1987, 330 Nr. 1335.

463 z. B. Aufnähschmuck am Mantel des sog. Sarner Christkinds: Taburet-Delahaye 1999, Abb. 16. – Anhänger in Lightbown 1992, 508 Kat.-Nr. 48. – Reliefs auf Matrizen im Nationalmuseum Budapest: Brepohl 1999, Bd. 2, 186-187 Abb. 75.2. – Brakteaten in Katalog Stockholm 1994, 33. 53.



Abb. 81 Herzförmiges Schmuckstück Kat.-Nr. 34, Vorderseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 82 Herzförmiges Schmuckstück Kat.-Nr. 34, Rückseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

– Aufnähschmuck/Anhänger (Kat.-Nr. 34)

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befindet sich ein »herzförmiges« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 (**Abb. 81-82**), das E. Heinemeyer[464] erstmals aufgrund der randlich angebrachten Bohrlöcher als Aufnähschmuck anspricht, nachdem es fälschlich als Brosche publiziert worden war[465]. Die Funktion als Brosche kann aufgrund fehlender Lotspuren auf der Rückseite und im Randbereich ausgeschlossen werden. Auffallend ist, dass an den beiden Bohrlöchern in den Rundungen der Grundplatte der Metallgrat auf der Rückseite stehen gelassen wurde, während er am Bohrloch an der Spitze der Grundplatte versäubert ist. Daraus kann zwar nicht zwingend ein erheblicher zeitlicher Unterschied zwischen der Anbringung der Bohrlöcher abgeleitet werden, allerdings ist davon auszugehen, dass bei der Bohrung aller drei Löcher in einem Arbeitsgang sämtliche Grate versäubert worden wären. Möglicherweise wurden die beiden Bohrungen in den Rundbögen angebracht, nachdem die Spitze des Schmuckstücks auf Höhe der Bohrung abgebrochen ist. Demnach könnte eine primäre Verwendung als Anhänger und eine sekundäre Nutzung als Aufnähschmuck angenommen werden[466].



Abb. 83 Herzförmiger Anhänger im Schatzfund von Colmar. – (Nach Ostritz 2010, 301 Abb. 173).

464 Heinemeyer 1995, 568. Statt der drei Randlöcher erwähnt sie allerdings lediglich zwei.

465 von Wilckens 1985 sowie Katalog Zürich 1991, 273 Kat.-Nr. 144c.

466 Gegen die Möglichkeit, dass bereits das Anbringen des Bohrlochs zum Abbrechen der Spitze führte spricht die Tatsache, dass die Grate eben an diesem Bohrloch versäubert wurden.



Abb. 84 Mantel des Sarner Christkinds (14. Jh.) aus dem Frauenkloster St. Andreas, Sarnen. – (Nach Ostritz 2010a, 292 Abb. 153).

Für die primäre Tragweise als Anhänger mit nach oben zeigender Spitze spricht zudem ein Schmuckstück im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31), das ebenfalls eine herzförmige Grundplatte aufweist und dessen Dekor die Ausrichtung eindeutig vorgibt (**Abb. 83**)[467]. Mit gleicher Ausrichtung, allerdings mit nur einer Bohrung zwischen den Rundungen der Grundplatte, finden sich herzförmige Anhänger an einer Silberkette aus Hämeenlinna-Linnaniemi (FIN)[468]. Auffallend ist die Entsprechung der Grundplattenform des Schmuckstücks Kat.-Nr. 34 mit der Motivik des Wappens derer von Nordeck zu Rabenau, aufgemalt auf einen Schild im Universitätsmuseum Marburg[469].

Für die zumindest sekundäre Nutzung des Schmuckstücks als Aufnähschmuck spricht die Tatsache, dass Anhänger regelhaft nur mit einer Aufhängevorrichtung versehen sind[470]. Aufnähschmuck war im Spätmittelalter sehr beliebt[471]. Neben der Befestigung durch Randlöcher war auch jene durch Ösen gebräuchlich, wenn die Schmuckstücke nicht direkt an einem Drahtrahmen auf das Gewand oder auch auf Hüte genäht werden konnten. Alle drei Befestigungsvarianten sind beispielsweise am sog. Mantel des Sarner Christkinds im Kloster St. Andreas in Sarnen (CH) zu beobachten (**Abb. 84**)[472].

Die Ansichtsseite des Schmuckstücks Kat.-Nr. 34 ist mit vier Glassteinen in Kastenfassungen und aufgelöteten, scharf gekerbten, ranken- und würmchenfiligranen Blechstreifen verziert. Das sich derart ergebende Zellenwerk war möglicherweise ursprünglich mit Email gefüllt, worauf die angeschmolzene Oberfläche der Grundplatte hindeutet[473]. Für die Befestigung der Granalien auf den Blechstreifen wirkte in diesem Fall das Grundemail als Reaktionslot, worauf Granalien hindeuten, die vermutlich auf dem plastischen Email neben den ursprünglich für sie vorgesehenen Stellen zu liegen kamen, gewissermaßen also beim Aufbringen verrutscht sind.

467 Die Ansichtsseite zeigt eine Reiterdarstellung: Katalog Colmar 1999, 50 Nr. 23.

468 Kivikoski 1973, Taf. 87 Abb. 763. An der Kette sind außerdem arabische und westeuropäische Münzen angebracht.

469 Katalog Heidelberg 1988, 487.

470 Beispiele für sekundär aufgenähte Schmuckstücke finden sich beispielsweise auf einer Altardecke im Kirchenschatz von Palermo (I): Barsali 1966, 86 Nr. 36.

471 Tegethoff 2002, 22. – Fingerlin 1971, 12-13.

472 Beispielsweise Taburet-Delahaye 1999, 25 Abb. 14. – Fritz 1982, Farbtaf. VIII.

473 Freundlicher Hinweis von M. Fecht †, RGZM. Fritz 1982, 296-297 Kat.-Nr. 800 spricht in ähnlichem Zusammenhang von der »Technik des ungarischen Drahtemails«, Lightbown 1992, 327-328 dagegen von »venezianischer Filigrantechnik«. Bei Wolters 1983, 42 Nr. 21 findet sich die Bezeichnung »Emailgranulation« bzw. »Filigranemail«, ebenso bei Brepohl 1992, 80.



Abb. 85 Schließe Kat.-Nr. 35, Vorderseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 86 Schließe Kat.-Nr. 35, Rückseite. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.



Abb. 87 Schließe Kat.-Nr. 35, Seitenansicht. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 2:1.

Die Schwierigkeit bei der Granulation besteht im Auflöten der Silberkügelchen, da die gebräuchlichen Lötmethoden auf einem Flussmittel beruhten, das die Oxidation verhinderte und das Lötmittel frei über die Lötstelle fließen ließ. Wurde nun jedoch das Lötmittel zum Schmelzen und das Flussmittel zum Sieden gebracht, wurden die Goldkörnchen leicht aus ihren Stellungen weggeschwemmt. Die Goldschmiede der Antike konnten das Verrutschen der Granalien nur mittels der Methode des Kolloid-Hartlötens verhindern[474]. Filigranverzierte Objekte der mittelalterlichen weltlichen und kirchlichen Goldschmiedekunst sind europaweit verbreitet[475].

– Schließe (Kat.-Nr. 35)

Die Silberschließe Kat.-Nr. 35 (**Abb. 85-87**) besteht aus einer Schnalle mit einem etwa 4,3 cm langen Beschlag, dessen Ende mit einem 8 mm langen und 2 mm breiten Schlitz versehen ist. Darin erhaltene Textilfasern deuten darauf hin, dass der Nietstift ursprünglich Stoff fixierte. Die Textilfasern ließen sich als Reste eines feinen Seidengewebes in ungleichseitiger Eingratköperbindung identifizieren, das noch in doppelter Lage vorhanden ist[476].

474 Ward 1987, 12-13.
475 Krabath 2004a, Karte 8.
476 Bestimmung durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM. Zur Köperbindung beispielsweise Seiler-Baldinger 1981, 72-73.



Abb. 88 Bergkristallperle Kat.-Nr. 36. – (Foto V. Iserhardt, RGZM). – M. 3:1.

Die ursprüngliche Funktion der Schließe ist nicht eindeutig zu ermitteln. Für formal ähnliche Funde des 13. und 14. Jahrhunderts aus London wird die Interpretation als Sporenschnallen vorgeschlagen[477], was für die Schließe Kat.-Nr. 35 allerdings unwahrscheinlich ist, aufgrund des relativ langen Beschlags, der insgesamt zierlichen Abmessungen sowie der in Resten vorhandenen Seidenborte. Weder Abmessungen noch Form stimmen mit Spangen an Sporenfunden des 13. und 14. Jahrhunderts[478] oder mit bildlichen Darstellungen[479] überein. Als »Riemen-Schließen« ohne nähere Funktionszuweisung werden vergleichbare Fundstücke des 13. bis 16. Jahrhunderts aus Norwich (GB) angesprochen, deren Spangenrahmen ebenfalls mit einem Blech hinterlegt wurden, allerdings fehlen hier die Spangennadeln[480].
Die Schließe Kat.-Nr. 35 war in ihrer Funktion nicht als Spangenverschluss vorgesehen, erkennbar an dem bereits bei der Herstellung zu kurzen Dorn, der mit einem in die Rahmenrückseite eingepassten Silberblech hinterlegt ist. Möglicherweise handelt es sich um einen am Bein hängenden Teil einer Wadenbindengarnitur beziehungsweise von Strumpfbändern. Das Blech auf der Rückseite des Dorns würde in diesem Fall das Durchrutschen des Dorns verhindern, zum Schutz des darunter liegenden, feinen Seidengewebes. Auch in diesem Fall ist keine geschlechtsspezifische Interpretation des Schmuckstücks möglich, da spätmittelalterliche Bildquellen auch Männer in Strumpfhosen und Wickelgamaschen zeigen[481].

– Perle (Kat.-Nr. 36)

Die einzelne Bergkristallperle im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus Kat.-Nr. 36 (**Abb. 88**) ist über sechs Ebenen mit gleichmäßig verlaufenden, olivenförmigen Hohlschliffen verziert. Hohl- beziehungsweise Muldenschliff kommen bereits im 13. Jahrhundert auf, zusammen mit der ebenfalls neuen Technik des Facettenschliffs[482]. Bei den wenigen erhaltenen und entsprechend dekorierten Objekten des 13. Jahrhunderts handelt es sich überwiegend um liturgisches Gerät aus Bergkristall.
In der mittig angebrachten zylindrischen Bohrung der Bergkristallperle Kat.-Nr. 36 sind Reste der Perlschnur erhalten, bestehend aus sehr feinen, pflanzlichen Fasern, die zu z-gedrehtem Garn verarbeitet wurden[483]. Auf Schnüre aufgezogene Perlen finden sich nicht nur in der Funktion als Halskette, sondern in der bildlichen Überlieferung auch als Handelsware, wie bei Petrus Christus in seinem Goldschmiedegeschäft zu sehen ist[484].
Vereinzelte Bergkristallperlen wurden beispielsweise in Siedlungsschichten des 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in London gefunden[485]. In den Schatzfunden von Bokel (Lkr. Rotenburg [Wümme]/

477 Egan/Pritchard 1991, 106-109 Abb. 68.
478 Beispielsweise Kyriacou u. a. 2004, 65 und Damminger 2005, 239.
479 Beispielsweise am Schrein des hl. Patroklus aus St. Patrokli in Soest (1313-1330): Fritz 1982, Abb. 148.
480 Margeson 1993, 37-38 Kat-Nr. 251-253.
481 von Wilckens 1988, 54.
482 Hahnloser u. a. 1985, 15-18.
483 Bestimmung durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM.
484 Vgl. **Abb. 71**.
485 Egan/Pritchard 1991, 315.

Niedersachsen, Hort-Nr. 49) und Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) sind ebenfalls einzelne Bergkristallperlen enthalten[486].

– Fragmente (verschollen)

Auf den Gesamtaufnahmen des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus, die zwischen den Jahren 1993 und 2004 veröffentlicht wurden, sind Drahtreste, Blechfragmente und Doppelösen zu erkennen, die heute verschollen sind[487].

Die Doppelösen könnten mit einiger Wahrscheinlichkeit ursprünglich der Verbindung von Gliedern des Gürtels Kat.-Nr. 30 gedient haben, weshalb davon auszugehen ist, dass nicht alle Gürtelglieder erhalten sind. Die Drahtreste und Plattenfragmente können dagegen keinen Objekten mehr zugeordnet werden. Ob die beiden Fragmente mit drei beziehungsweise zwei in Reihe liegenden Löchern ursprünglich zusammen gehörten und eventuell die Überreste eines Drahtzieheisens oder eines Nageleisens[488] darstellen, ist allein anhand der Photos nicht zu entscheiden.

Zusammenfassung Schmuck

Der Schmuckkomplex im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus setzt sich aus 20 Spangen und Fibeln beziehungsweise Fragmenten, neun Fingerringen, zwei Gürtelbestandteilen sowie fünf Objekten nicht eindeutig zu bestimmender Funktion zusammen. Die Objektgruppen beinhalten jeweils Schmuckstücke unterschiedlicher Größe und Qualität. Zu beachten ist allerdings, dass der Schmuckkomplex mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht vollständig überliefert wurde.

Die Schmuckstücke entsprechen dem Modegeschmack ihrer Zeit, was nicht verwundert, denn ab dem späten 13. Jahrhundert waren in ganz Europa uniforme Schmucktypen vorherrschend[489]. Dennoch korrespondiert die geographische Verbreitung der Schmucktypen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mit den Haupthandelsrichtungen der Hanse (**Tab. 8**; **Abb. 89**).

Auch wenn sie aus hochwertigen Materialien wie Silber, Gold und Edelsteinen gearbeitet und reich dekoriert sind, gehören sie insgesamt nicht der höchsten Qualitätsstufe spätmittelalterlicher Goldschmiedeerzeugnisse an. Dies ist bereits an der Verwendung vergoldeten Silbers als Hauptmaterial erkennbar, mit Ausnahme des goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21, wie auch an den häufig sichtbar belassenen Bearbeitungsspuren und der unsauberen Verarbeitung, insbesondere im Bereich von Lotstellen. Dazwischen finden sich jedoch einzelne Exemplare, die qualitativ äußerst hochwertig gearbeitet sind, wie die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, der Gürtel Kat.-Nr. 30 und die sternförmige Fibel Kat.-Nr. 10.

Die meisten Objekte zeigen deutliche Gebrauchsspuren, teilweise sind auch Ausbesserungen und Reparaturen erkennbar, beispielsweise an der Fibel Kat.-Nr. 13 und dem Gürtel Kat.-Nr. 30. Einzelne Objekte tragen dagegen keine beziehungsweise kaum sichtbare Gebrauchsspuren, was als Hinweis auf ein Halbfertigprodukt (Kat.-Nr. 29) beziehungsweise auf Produktionsausschuss (Kat.-Nr. 15) gewertet werden kann. Die meisten Schmuckstücke sind intentional zerstört, teilweise derart weitgehend, dass von zum Einschmelzen vorbereitetem Altsilber (Kat.-Nr. 12. 26-28) auszugehen ist. Die Schmuckstücke repräsentieren somit verschiedene Produktionsstadien, vom Halbfertigprodukt über Fertigprodukte und Produktionsabfall bis hin zu recyclingfähigem Altmetall. Damit ähnelt die Zusammensetzung auffallend derjenigen des Schatzfundes von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)[490]. Zudem sind im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mehrere Schmuck-

486 Krabath 2004b, 51 Abb. 39, 40; 2004a, 294 Kat.-Nr. 604-605.
487 Vgl. **Abb. 6** u. **56**.
488 Brepohl 1999, Bd. 2, 46. 54.
489 Lightbown 1992, 43-48.
490 Bühler 2004a, 324.

Kat.-Nr.	Objekttypen	Verbreitung	Datierung
3-6	Handtruwebratzen	Mittel-, Nord-, Osteuropa	Ende 12.-Ende 14./ Anfang 15. Jh.
5-6	– nielliert	Schwerpunkt Skandinavien	
1-9. 11-12	Ringspangen	Europa	Ende 12.-1. Hälfte 15. Jh.
6-7	– mit Inschrift	West-, Nord-, Osteuropa	1. Hälfte 13.-15. Jh.
8-9	– mit Köpfchendekor	Ursprung Skandinavien	Frühmittelal-ter-16. Jh.
11-12. 14-16. 18	– mit hochgefassten Steinen	Ursprung England	13./14. Jh.
14-19	rautenförmige Spangen	Europa, Schwerpunkt Osteuropa	13./1. Hälfte 14. Jh.
18	– mit Volutenbögen	Ursprung Schweden	
18	– mit Filigrandrahtrahmen	Ursprung Gotland	14. Jh.
21-29	Fingerringe	Europa	
23-24	– mit Tierköpfen auf Ringschultern	Mittel-, Nord-, Westeuropa	12.-15. Jh.
23-24	– mit Tierköpfen und senkrechter Ringplatte	Schwerpunkt Dänemark	Mitte 13.-15. Jh.
25	– mit hoher doppelkonischer Zarge	Europa, Schwerpunkt Obere Loire-Oder	1. Hälfte 13.-Ende 13. Jh.
21-22	– mit mehreren Steinen	Ursprung Schweden (?)	
31	figürlich verzierte Riemenschieber	Mittelmeergebiet, evtl. Ursprung Venedig	1. Hälfte 13.-2. Hälfte 14. Jh.

Tab. 8 Geographische und zeitliche Verbreitung der im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretenen Schmucktypen.

formen vertreten, die in der Schriftüberlieferung als Meisterstücke für norddeutsche Goldschmiede belegt sind (Kat.-Nr. 6. 21. 23-24).

Ob es sich bei dem überlieferten Schmuckensemble um die private Schmuckkollektion einer Frau, eines Mannes oder um Familienschmuck handelt, ist nicht sicher zu entscheiden. Denkbar ist zudem, dass es sich um zusammengetragenen Schmuck unterschiedlicher Herkunft handelt, beispielsweise das Altsilberdepot eines Goldschmieds, eines Händlers oder eines Pfandleihers.

Exkurs: Schmuckgebrauch im Mittelalter

Schmuck wurde und wird aus verschiedenen Gründen und mit unterschiedlicher, individueller Motivation gekauft, geschenkt und getragen, immer jedoch mit mehr oder weniger engem persönlichem Engagement. Schmuckstücke zeugen von Geschmack und Kultur ihres Trägers oder ihrer Trägerin[491]. Schmuck als Kleidungsaccessoire genießt zudem einen außerordentlich hohen Stellenwert in Bezug auf den ideologischen Aspekt der identitätsbildenden oder -fördernden Geschlechter- und Gendergrenzen[492]. Allerdings ist dieser

491 Falk 1972. – Deevy 1996, 8.

492 Nach Härke 2000, 181 wird »Gender« in Anlehnung an die englische Terminologie als der soziale und kulturelle Aspekt von »Geschlecht« verstanden. Dies impliziert, dass Geschlecht und Gender nicht immer deckungsgleich sein müssen und es in einer Kultur auch mehr als zwei Gender geben kann.

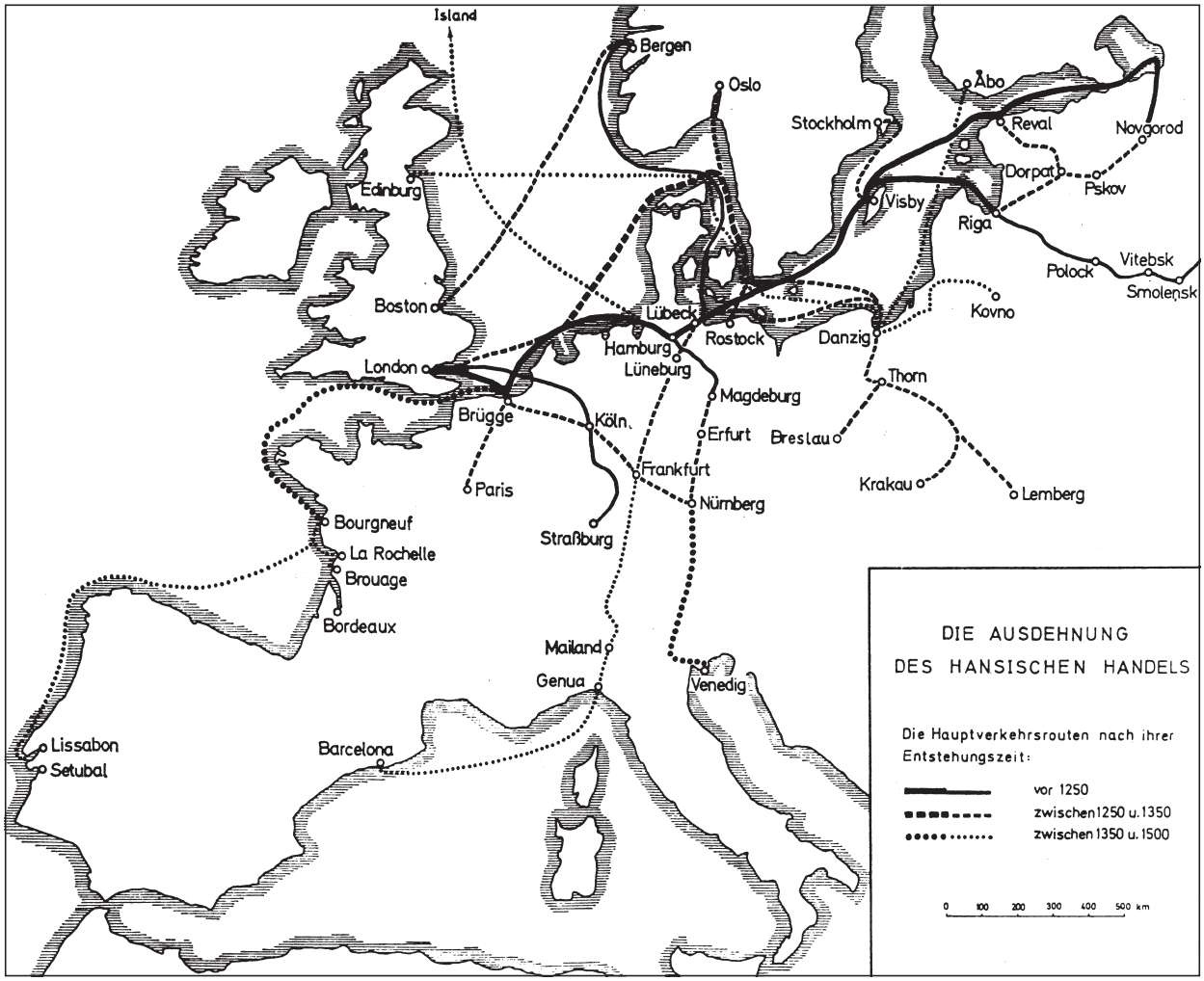


Abb. 89 Die Haupthandelsrouten innerhalb des Wirtschaftsraums der Hanse. – (Nach Gläser 1999, 473 Abb. 4).

an den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nur bedingt ablesbar, da für die soziale Zeichenfunktion die Exklusivität, also die sofortige Übernahme neuer Modeerscheinungen, das Teure und Prunkvolle, das Fremde und Außergewöhnliche besonders wichtig war[493]. Je mehr ein Objekt diesen Anforderungen genügt, um so unwahrscheinlicher wurde es überliefert.

Die archäologische Fundbasis stellen Artefakte dar, die entweder durch Verlust, als Grabbeigabe, durch Deponierung oder Entsorgung dem Recyclingkreislauf entzogen wurden. Dabei überwiegen bei weitem in Massen produzierte, aus billigem Material, beispielsweise Blei-Zinn-Legierungen, hergestellte Schmuckstücke[494]. Die vergleichsweise spärlichen Grabfunde konzentrieren sich im Spätmittelalter auf die spätchristianisierten Gebiete insbesondere Nord- und Osteuropas. Etwa durch Katastrophen ausgelöste Verlustfunde finden sich ebenfalls nur vereinzelt. Schatzfunde stellen dagegen eine wichtige Quellengruppe für die Überlieferung von Schmuckstücken dar. In den obertägig überlieferten Schätzen von Kirchen und Herrscherdynastien sind mittelalterliche Objekte nur noch spärlich zu finden, die zudem häufig mehrfach repariert, ergänzt und umgearbeitet wurden.

493 Peine 1995, 266.

494 Piron 2002, 376.

Somit stellt der überlieferte mittelalterliche Schmuck keine repräsentative Auswahl des ehemaligen Bestandes dar, weshalb es kaum möglich ist, darin Standesunterschiede festzumachen. Erschwerend kommt hinzu, dass ab dem späten 13. Jahrhundert in ganz Europa uniforme Schmucktypen sowohl von Männern als auch Frauen getragen wurden[495]. Spange, Ring und Gürtel vervollständigten die Kleidung beider Geschlechter, weshalb es allgemein schwierig ist, anhand der Schmucktypen geschlechtsspezifische Unterschiede zu bestimmen[496].

Im Hinblick auf derartige Fragestellungen können Schrift- und Bildquellen sowie Skulpturen ergänzend herangezogen werden. Sie überliefern Informationen zu Goldschmiedeerzeugnissen primär wegen deren materiellem Wert, in zweiter Linie wegen der oft hohen ideellen Bedeutung und wohl zuletzt wegen ihres künstlerischen Ranges[497]. Schriftliche Angaben zu Schmuckstücken sind in Verträgen, Rechnungen, Ausgabenbelegen, Inventaren, Testamenten, erzählenden Quellen und Schatzverzeichnissen überliefert[498]. Allerdings sind die Schriftquellen von qualitativ unterschiedlicher Aussagekraft. Häufig beschränken sich die Angaben zu Schmuck auf eine reine Aufzählung, detaillierte Beschreibungen einzelner Schmuckstücke sind selten[499]. Die einstige Exklusivität von Schrift, als dem Medium der Gebildeten, und Bild, dem Medium der religiösen Didaktik, bewirkt, »dass ihre Inhalte aufgrund von Oberschichtlichkeit und Intentionalität stark vorselektiert und alltagsfern sein können«[500]. Mittelalterliche Bildquellen vermitteln überwiegend verchristlichte Inhalte, selbst wenn es sich in Sonderfällen nicht um ein religiöses Bild handelt, so ist doch die Darstellung der christlichen Weltsicht verpflichtet. Somit setzen sowohl Schrift- als auch Bildquellen eine entsprechende Quellenkritik und Dekodierung ihrer Intentionalität voraus, um korrekte sach- und alltagsbezogene Aussagen gewinnen zu können. In der spätmittelalterlichen Malerei und ebenso an Skulpturen sind Details jedoch derart realistisch dargestellt, dass eine relativ gute Ansprache der Schmucktypen und ihrer Verwendung beispielhaft möglich ist[501]. Zu beachten bleibt jedoch, dass archäologische Bodenfunde vor allem Massenware repräsentieren wohingegen Bild- und Schriftquellen überwiegend kostbare Objekte überliefern. Die Überlieferung zweier unterschiedlicher Qualitätsgruppen ist bei quellenübergreifenden, vergleichenden Aussagen zu berücksichtigen.

Seit jeher hatte Schmuck neben der Funktion als Dekor, (Standes-)Abzeichen und Statussymbol auch medizinische und magische Bedeutung, wobei die verwendeten Materialien, deren spezifischer Wert und allegorische Signifikanz sowie Inschriften und Symbole entscheidend waren. Darüber hinaus konnte Schmuck die profane Bedeutung als Kleidungsverschluss, Sammlungsgegenstand und als relativ stabile Kapitalanlage zukommen[502]. In biblischem Kontext ist das Tragen von Schmuck zunächst Ausdruck von Freude, besonders zu festlichen Anlässen. Die Apostel sprechen allerdings von Schmuck nur im Sinne der inneren Zierde, vornehmlich der Frauen, die sich »in würdiger Haltung mit Ehrgefühl und Zucht«[503] schmücken sollen. Nicht zuletzt wegen des amulettartigen Charakters predigten die Kirchenväter gegen das übermäßige Tragen von Schmuck. Allerdings gibt der Minnesang Hinweise darauf, dass im Lauf des Mittelalters die Frau zum Schmuckstück an der Seite des Mannes degradiert und entsprechend »ausgeschmückt« wurde. Ob damit die Realität oder lediglich ein höfisches Ideal wiedergegeben wurde, ist allerdings nicht sicher zu entscheiden[504]. Sicherlich gab es auch im Mittelalter Männer, die ihre Frauen mit Schmuck verwöhnten, welche Motivation auch immer im Einzelfall von männlicher Seite dahinter gesteckt haben mag.

495 Blaschitz/Krabath 2004, 750. 761. – Lightbown 1992, 43-48. 66-78.

496 Zur archäologischen Genderforschung bezogen auf die materielle Kultur, wobei Gender hier definiert ist »as an aspect of social structure which is socially created and historically specific, in contrast with the categories of male and female sex which are fixed and biologically determined«: Gilchrist 1994, 1.

497 Fritz 1982, 14-15.

498 Haedeke 2000, 176.

499 Gladen 1996, 518.

500 Hundsbichler 1998, 44-47, Zitat 44.

501 Krabath 2001, 7.

502 Blaschitz/Krabath 2004, 750. – Fritz 1982, 11.

503 I Tim 2,9 zitiert nach Lurker 1990, 326.

504 Brinker 1991, 147.

Analyse der Schmuckbestandteile

Die folgende Detailanalyse bezieht sich auf die einzelnen Bestandteile beziehungsweise charakteristischen Merkmale der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, die in dieser Hinsicht jeweils zusammenfassend betrachtet werden. Den thematisch gruppierten Einzelkapiteln ist die Erläuterung des methodischen Vorgehens und dessen quellenkritische Reflexion vorangestellt.
Mit der Zusammenschau der Ergebnisse von Schmuckanalyse und numismatischer Untersuchung, die eine Synthese der archäologischen, naturwissenschaftlichen und historischen Erkenntnisse darstellt, ist eine hinreichend breite Basis gegeben, für eine möglichst gesicherte Interpretation des Schatzfundes insbesondere hinsichtlich der funktionalen Deutung, der sozialen Stellung des oder der ehemaligen Eigentümer(s) sowie der Ursachen von Verbergung und Überlieferung.

Quellenkritik und Methodisches Vorgehen

Ziel ist eine möglichst umfassende Analyse der Schmuckbestandteile als Voraussetzung für eine ‚objektorientierte Umweltanalyse', also die Interpretation des Schatzfundes im Hinblick auf »die Erforschung der *Sachen* mit dem Erkenntnisziel Geschichte der *Menschen*«[505]. Primär werden archäologische Methoden angewendet, wobei die Fragestellungen über die Ebene der reinen Klassifikation der Objekte hinausgehen.
Bei der Interpretation archäologischer Quellen werden verschiedene »Ebenen« durchschritten, wobei die Grundlage jeder weiteren Untersuchung die zeitliche und räumliche Klassifikation des Fundmaterials darstellt (Ebene 1). Daran schließt sich die Untersuchung längerfristiger, struktureller Zustände und Veränderungen an (Ebene 2). Die Ermittlung kurzfristiger politischer und ethnischer Veränderungen und Ereignisse sowie die Frage nach der Rolle, die Individuen zukommt (Ebene 3) entfernt sich am weitesten von der archäologischen Quellenbasis. Dabei gilt, dass »je weiter sich die Interpretation von den Quellen entfernt, das heißt je »individueller« sie ausfällt, desto weniger zuverlässig ist sie«[506].
Bei der antiquarischen Analyse von Form, Verzierung und Motiven der Schmuckstücke ist die Frage nach dem Wert der Objekte für ihre Hersteller beziehungsweise Benutzer von zentraler Bedeutung, ebenso die Frage nach den möglichen, von den Objekten transportierten kulturspezifischen Bedeutungsinhalten[507].
Bei der Interpretation besonders berücksichtigt werden somit die symbolkommunikative und die wertende Perspektive[508], nicht zuletzt aufgrund des unbestrittenen Zeichencharakters von Schmuckstücken, die demnach als Träger von »Botschaften«, also als Kommunikationsmedien, anzusehen sind. Nach außen kommunizierte Inhalte sind primär die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, der persönliche Status sowie weitere Aspekte kultureller Identität, die zumeist für alle Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft abzulesen sind[509].
Was das Schmuckobjekt darüber hinaus seinem jeweiligen Besitzer persönlich bedeutete oder bedeutet haben könnte, ist mit archäologischen Methoden allein nur schwer zu ermitteln. Hinweise können technologische Untersuchungen geben, vor allem in Form von Gebrauchsspurenanalysen. Gleichfalls können die chemische und phasenanalytische Charakterisierung der einzelnen Schmuckbestandteile Hinweise zum

505 Scholkmann 1998a, 74.
506 Brather 2004, 522 Abb. 85.
507 Veit 2003a, 21.
508 Nach N.-A. Bringéus, Perspektiven des Studiums materieller Kultur. Jahrb. Volksk. u. Kulturgesch. 29 (= NF 12) 1986, 159-174 zitiert nach Veit 2003a, 21-22.
509 Hahn 2003, 32-33. Den ersten Versuch, kommunikationstheoretische Methoden auf Alltagsgegenstände, konkret Kleidung, für deren Interpretation anzuwenden, stellt der Aufsatz »Costume as a sign« von P. Bogatyrev, in I. R. Titunik / L. Matejka (Hrsg.), Semiotics of Art (Cambridge 1976 [Erstausgabe 1936]) 11-19 dar.

materiellen Wert und damit auch zur Wertschätzung durch den ehemaligen Besitzer liefern, besonders über eine sichere Bestimmung der Edel- und Schmucksteine.

Der »eigentlichen Interpretation« wird die semiotische Analyse[510] vorangestellt. Zu beachten ist, dass in der Zeichentheorie einerseits das Zeichen[511] im Mittelpunkt der Betrachtung stehen kann, unter der Prämisse einer untrennbaren Verbundenheit eines Zeichens und seiner Bedeutung, andererseits kann ein Zeichen zunächst aus dem Blickwinkel der Personen, die es wahrnehmen, betrachtet werden. Demnach muss ein Zeichen nicht immer dasselbe bedeuten, zumal die Bedeutung erst durch den Betrachter entsteht, zu deren Beschreibung »ein triadisches Konzept von Betrachter (= Handelnder), Objekt und Bedeutung«[512] erforderlich ist. Das Flussdiagramm »Menschen-Sachen-Geschichte« von H. Hundsbichler[513] (**Abb. 90**) verdeutlicht die Vielschichtigkeit der potenziellen Erkenntnisse und die unterschiedlichen Positionen menschlicher Beurteilung, einerseits als »Participants« und andererseits als »Observers«, wobei zu unterstellen ist, dass sich mit jeder Erkenntnis die Urteilskompetenz eines »Observers« potenziell ändert.

Des weiteren können Zeichen zusätzliche konnotative Bedeutungen, also Nebenbedeutungen, aufweisen, die sich unter Umständen nur aus ihrem jeweiligen Gebrauchskontext ergeben und nur von bestimmten Personengruppen verstanden werden[514]. Die in der Regel von Benutzern konnotativ hinzugefügten Bedeutungen können unter bestimmten Voraussetzungen wichtiger sein, als die eigentliche, vom Objekthersteller intendierte Bedeutung. Unter diesen Voraussetzungen erlauben alle Arten von Zeichen prinzipiell mehrere Deutungen. Da es zu den Kennzeichen materieller Kultur gehört, »ein offener, nur kontextabhängig definierbarer Bedeutungsträger zu sein«[515], erweist sich die Beziehung zwischen einem Objekt und seiner Bedeutung als »unscharf, als nicht präzise bestimmbar«[516]. Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen, zumal wenn das zu interpretierende Objekt aus seinem Gebrauchs- und Funktionskontext isoliert überliefert wurde.

Für die Interpretation mittelalterlicher Sachkultur sind zwei Faktoren besonders vorteilhaft: Die kulturellen Unterschiede zu heutigen Verhältnissen sind im Vergleich mit ur- und frühgeschichtlichen Epochen relativ gering, weshalb Analogieschlüsse eher zulässig erscheinen[517]. Zudem gehen aus den vergleichsweise dicht parallel überlieferten Schrift- und Bildquellen zahlreiche Informationen zum allgemeinen kulturellen Kontext hervor, die mittels interdisziplinärer Forschungsansätze bei der archäologischen Interpretation berücksichtigt werden können[518]. Dennoch bleibt es methodisch problematisch, für bestimmte archäologische Artefakte oder Artefaktgruppen konkret festzulegen, »in welchem Umfang sie [...] einen integrativen Bestandteil der politischen und religiösen Realität sozialer Gruppen verkörpern und in diesem Zusammenhang eine spezifisch kommunikativ-persuasive Komponente hatten, das heißt als Zeichen der Identifikation nach innen, also identitätsstiftend und gruppenstabilisierend, und als Zeichen der Distinktion nach außen, also als Mittel der Abgrenzung gegen andere soziale Gruppen, dienten«[519].

Neben ihrer kommunikativen Bedeutung besitzen die meisten Objekte eine praktische Funktion, beides oft eng miteinander verknüpft[520]. Für die Beurteilung der gesellschaftlichen Funktion, inklusive der wirtschaftlichen Dimension mit der Beurteilung des Wertes, ist es unerlässlich, technologische Merkmale mittels Ma-

510 Untersuchung der Zeichenform besonders im Hinblick auf die Motivik.
511 Der Begriff »Zeichen« wird hier gleichbedeutend mit »Symbol« verstanden.
512 Hahn 2003, 41.
513 Hundsbichler 2003.
514 Hahn 2003, 35.
515 Ebenda 29.
516 Ebenda 37.
517 Vgl. Eggert 2003, 457.
518 Zur Deutung materieller Überreste anhand von durch Analogiebildung mit Hilfe schriftlicher Quellen gewonnener Modelle: Scholkmann 2003, sowie zu einer Standortbestimmung der Sachgutforschung innerhalb der Mittelalterarchäologie: Scholkmann 1995. – Zu interdisziplinären Ansätzen aus Sicht der Ur- und Frühgeschichte: Veit 2003b.
519 Pfrommer 2002, 366.
520 Veit 2003a, 25.

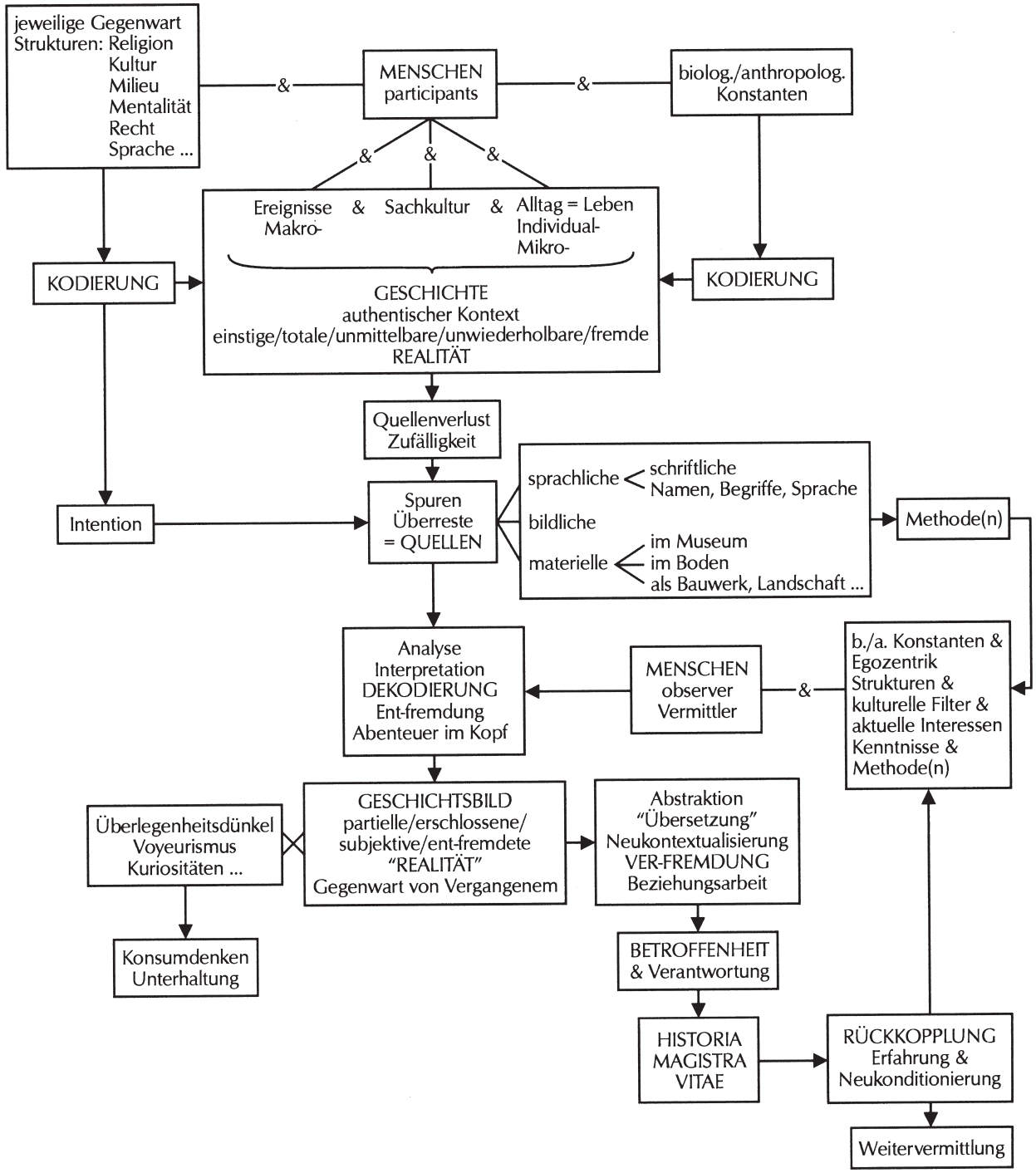


Abb. 90 Diagramm »Menschen – Sachen – Geschichte«. »Participants« und »observers« haben unterschiedliche Positionen. Mit jeder Erkenntnis ändert sich die Urteilskompetenz eines »observers« (Entwurf Helmut Hundsbichler 1995). – (Nach Hundsbichler 2003, 523 Abb. 1).

terialanalysen und Gefügeuntersuchungen zu erfassen. Dies gilt sowohl für die einzelnen Schmuckobjekte, wie auch für das Gesamtensemble. Die Rekonstruktion des Herstellungsprozesses und die Bildung stilistisch-technologischer Gruppen liefert somit zusätzlich wichtige Kriterien für die Interpretation des Fundkomplexes[521]. Auf dieser Grundlage werden besonders über Rohstoffquellen und ikonographische Vorbilder Aus-

521 Bühler 2004a.

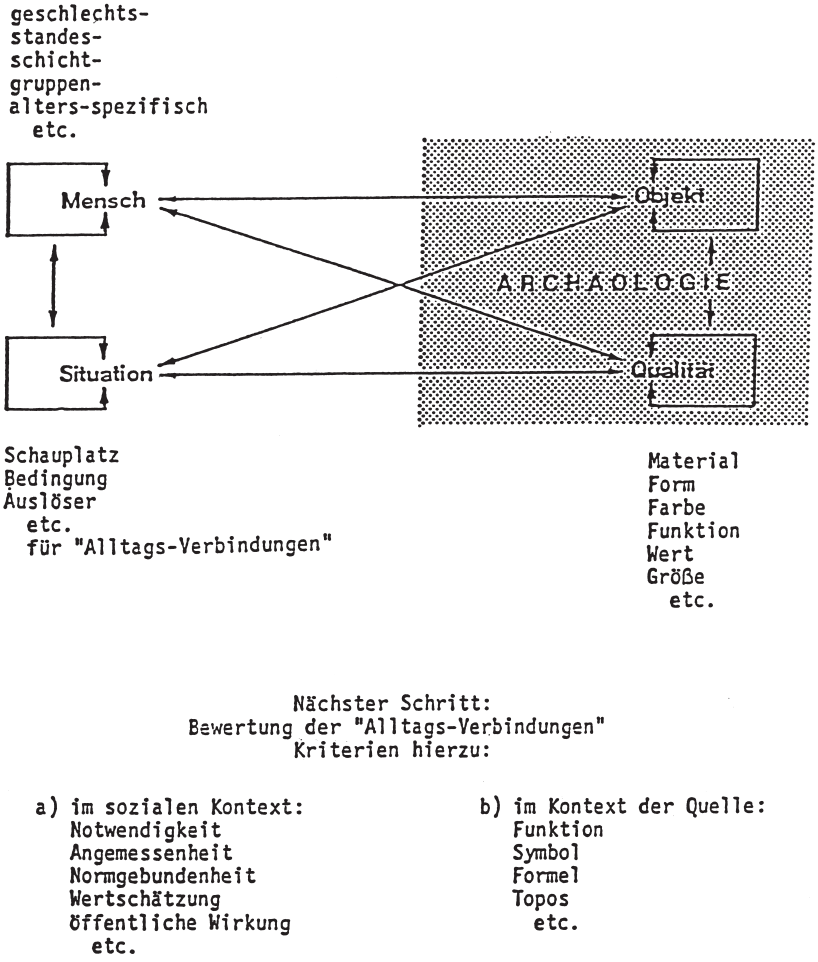


Abb. 91 Diagramm »Komplexe Alltagsverbindungen« nach Gerhard Jaritz. – (Nach Hundsbichler 1998, 58 Abb. 2).

sagen zu Handelsbeziehungen möglich, die ebenfalls einen wesentlichen Faktor zur Beurteilung der Qualität der Schmuckstücke und damit ihrer kulturhistorischen Interpretation darstellen.

Nach B. Scholkmann[522] ist das von G. Jaritz entwickelte Modell zum Beziehungsgeflecht »Mensch-Objekt-Qualität-Situation« (**Abb. 91**) aus archäologischer Sicht »zwingend um die Dimension der ortsfesten Strukturen zu erweitern, denn das Beziehungsgeflecht »Mensch-Struktur-Objekt« stellt die Grundlage ihres [des archäologischen, Anm. Verf.] Forschungsansatzes dar«. G. Isenberg[523] schlägt zur Erforschung von Alltag und Sachkultur ein Modell vor, das archäologische Sachüberlieferung mit Bild- und Schriftquellen verknüpft, verdeutlicht am Bild eines Theaterstücks: Demnach können Personen und Inhalt eines bestimmten Handlungsablaufs nur anhand der nicht materiellen Überlieferung erfasst werden, während der topographisch vernetzte und zeitlich fixierte archäologische Aufschluss gleichsam die Kulissen und die Requisiten zu liefern vermag. Diesbezüglich verweist Scholkmann[524] darauf, dass Kulissen und Requisiten, bestehend aus materiellen Strukturen und Objekten, »jedoch nicht einfach zur Illustration dieses Handlungsvorgangs [dienen], sondern sie stellen die auftretenden Personen in einen zeitlichen und örtlichen Kontext, verdeutlichen und erklären die Handlung, ohne sie ersetzen zu können«.

Insbesondere im Hinblick auf die kulturhistorische Interpretation, also die Rekonstruktion der vergangenen Lebensrealität, letztlich die Frage nach dem ehemaligen Besitzer und dessen gesellschaftlicher Stellung,

522 Scholkmann 1998a, 82.

523 G. Isenberg, Der Aussagewert archäologischer Befunde für die historische Erforschung der Stadt, in: M. Gläser (Hrsg.), Archäologie des Mittelalters und Bauforschung im Hanseraum. Festschrift für Günter P. Fehring, Schriften des Kulturhistorischen Museums in Rostock 1 (Rostock 1993) 61-66, bes. 65 zitiert nach Scholkmann 1998a, 82-83.

524 Scholkmann1998, 83.

wirkt die Tatsache relativierend auf den Erkenntnisgewinn, dass sich vieles, was Kultur ausmacht, beispielsweise religiöse Vorstellungen, Symbolsprache und das Wertesystem einer Gesellschaft, nur sehr bedingt in der materiellen Kultur niederschlägt, weshalb derlei Aspekte weitgehend im Bereich der Spekulation verbleiben[525]. Auch wenn für spätmittelalterliche Verhältnisse im Einzelfall letztgültige Beweise fehlen, so vermitteln doch die vergleichsweise umfangreich überlieferten Schrift- und Bildquellen eine allgemeine Zustandsbeschreibung der in der damaligen Gesellschaft vorherrschenden Mentalität und des Wertesystems, sodass gewissermaßen der weitere historische Rahmen für Interpretationsmodelle feststeht. Bezogen auf einzelne Objekte bieten nur diejenigen größtmöglichen Erkenntnisgewinn, deren Fundumstände detailliert bekannt sind. Durch die Möglichkeit der kontextuellen Interpretation von materiellen Quellen und schriftlichen sowie bildlichen Quellen ist eine, in Abhängigkeit von der jeweiligen Quellenlage, mehr oder weniger gesicherte Annäherung an die einstige Lebensrealität zu gewinnen[526].

Materialuntersuchungen: Fragestellungen und Methoden

Ziel der naturwissenschaftlichen Materialuntersuchung der einzelnen Schmuckbestandteile war es, detaillierte Informationen bezüglich der verwendeten Werkstoffe zu gewinnen sowie Unklarheiten in der Herstellungstechnik[527] zu beseitigen. Eingesetzt wurden zerstörungsfreie Untersuchungsmethoden, die es ermöglichten, die verwendeten Materialien der konstruktiven Einzelteile der Schmuckstücke sicher zu identifizieren und zu charakterisieren. Die chemische Zusammensetzung metallischer Legierungen, Lotverbindungen sowie von Email und Niello wurde mittels Mikro-Röntgenfluoreszenz analysiert. Zur Bestimmung der Edelsteine sowie organischer Materialreste wurde zusätzlich das phasenanalytische Verfahren der Raman-Mikroskopie eingesetzt[528]. Außerdem wurden alle Objekte optisch unter dem Binokular untersucht, auch im Hinblick auf goldschmiedetechnische Details. Zusätzlich wurden die emaillierten Schmuckstücke (Kat.-Nr. 7 und 32) mit dem Elektronenmikroskop untersucht.

Die naturwissenschaftlichen Untersuchungen erfolgten im Rahmen des Kompetenzzentrums »Mineralogische Archäometrie und Konservierungsforschung«, das gemeinsam vom Fachbereich Geowissenschaften, Lehreinheit Mineralogie und Edelsteinforschung sowie dem Institut für Vor- und Frühgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum unterhalten wird[529].

Die Hauptfragestellung der naturwissenschaftlichen Untersuchungen war die eindeutige Bestimmung und Charakterisierung der verwendeten Grund- und Dekormaterialien, primär um eine bestimmte Wertvorstellung der einzelnen Schmuckobjekte zu erlangen, als Voraussetzung für die Beantwortung der Frage nach dem oder den ursprünglichen Besitzer(n) und dessen (deren) sozialer Stellung. Zudem ermöglichte die chemische Charakterisierung der Silberlegierungen, die Schmuckobjekte hinsichtlich ihrer ursprünglichen Zugehörigkeit zum Schmuckensemble zu überprüfen. Im Fall des schlichten Fingerrings Kat.-Nr. 29, dessen

525 Daim 1996, 199.

526 Zum möglichen Erkenntniswert der kontextuellen Interpretation am Beispiel der wechselseitigen Nutzung von Schriftquellen und materiellen Quellen für eine Interpretation materieller Überreste mit Hilfe von nach dem Prinzip des Analogieschlusses gewonnenen Modellen: Scholkmann 2003. – Zur kontextuellen Interpretation symbolischer Bedeutungen von Objekten aus archäologischen Kontexten als komplexes Problem, mit der Möglichkeit des Erkenntnisgewinns durch eine sorgfältige Datenauswertung in Kombination mit theoretischen Konzepten: Hodder 1987.

527 Insbesondere noch offene Fragen zu Legierungen, die im Rahmen der Studie von R. Tegethoff (2002) zur Herstellungstechnik der Schmuckobjekte nicht geklärt werden konnten, da ausschließlich optische Analyseverfahren (Auflicht-Mikroskopie und Röntgenographie) eingesetzt wurden.

528 Die naturwissenschaftlichen Analyseverfahren werden im folgenden Kapitel Analyseverfahren ausführlich besprochen.

529 Für die Durchführung der Analysen bin ich insbesondere S. Greiff und S. Hartmann (RGZM) sowie T. Häger und W. Hofmeister (Institut für Geowissenschaften der Johannes Gutenberg-Universität Mainz) zu größtem Dank verpflichtet.

stilkritische Beurteilung zu keinem schlüssigen Ergebnis führt und der mutmaßlich hätte modern und somit fälschlich dem Komplex zugeordnet worden sein können, ergab der Vergleich der Silberlegierung mit denjenigen der anderen Schmuckstücke eine derart ähnliche Zusammensetzung, dass der Ring als mittelalterlich und folglich ursprünglich zum Fundkomplex gehörend anzusehen ist.

Da allgemein bisher erst wenige materialanalytische Untersuchungen an spätmittelalterlichen Schmuckobjekten durchgeführt wurden, stellen die erzielten Ergebnisse eine Erweiterung der bisherigen Kenntnisse über die im Mittelalter verwendeten Materialien dar.

Die visuelle Beobachtung herstellungstechnischer Details, beispielsweise mittels Stereomikroskop, erlaubt nicht nur die Rekonstruktion des jeweiligen Herstellungsprozesses sowie Aussagen zur Geschichte und Entwicklung der Goldschmiedekunst. Darüber hinaus ergeben sich wichtige Erkenntnisse für die funktionale Interpretation des Schmuckensembles und zur Frage, ob sich die Objekte einer bestimmten Werkstatt zuordnen lassen. Die Bildung technologischer Gruppen anhand übereinstimmender formenkundlicher Merkmale kann auf eine gemeinsame Handwerkstradition hinweisen[530]. Zudem gewährt die Beobachtung herstellungstechnischer Details Einblicke in die Bedeutung einzelner Schmuckobjekte für deren Besitzer beziehungsweise in dessen Wertschätzung des jeweiligen Objekts, insbesondere durch eine Gebrauchsspurenanalyse und gegebenenfalls die Identifizierung von Reparaturen. Für die Identifizierung von Reparaturen und eventuellen Ergänzungen an historischen Objekten kann die chemische Untersuchung der Silberlegierungen hilfreich sein. Sie kann zu eindeutigen Ergebnissen führen, wenn sich die Zusammensetzung der Legierung des Grundmaterials deutlich von derjenigen des als Reparatur oder Ergänzung verdächtigten Bauteils des Untersuchungsobjektes unterscheidet[531].

Zur Beantwortung der Frage nach den Lagerstätten metallischer Rohstoffe kommen prinzipiell zwei Methoden in Betracht: die Analyse der Spurenelemente und die Bestimmung der Bleiisotopen[532]. Für gesicherte Ergebnisse ist allerdings eine statistisch relevante Datenmenge Grundvoraussetzung[533]. Im Rahmen vorliegender Arbeit wurde auf eine Bleiisotopenanalyse der Silber- und Goldlegierungen verzichtet, da sich beim Versuch, die primäre Herkunft des Rohmaterials spätmittelalterlicher Silber- und Goldobjekte durch naturwissenschaftliche Materialanalysen zu ermitteln, das Problem der prinzipiell zu unterstellenden, weitgehenden Durchmischung der Metalle stellt, bedingt durch wiederholte Recyclingprozesse während der vorangegangenen Jahrhunderte. Dieses Phänomen wirkt sich bereits bei der Untersuchung von Goldblattkreuzen aus langobardischen und alamannischen Gräbern hinsichtlich der Materialherkunft aus[534]. In vielen Fällen ist keine eindeutige Zuordnung des Rohmaterials zu bestimmten Lagerstätten möglich, sodass der hohe Analysenaufwand im Verhältnis zum erwarteten Erkenntnisgewinn im Rahmen vorliegender Arbeit als nicht gerechtfertigt erscheint.

Erkenntnisse über den durch die Recyclingmentalität im Mittelalter geprägten Kreislauf des Rohstoffs Silber sind anhand der Schriftüberlieferung zu gewinnen. Demnach ließen die Bergwerksbesitzer aus dem gewonnenen Edelmetall zunächst Barren gießen, die sie an diverse Münzstätten verkauften. Die Goldschmiedeerzeugnisse, darunter Schmuck, entstanden zum überwiegenden Teil aus altmodisch oder entbehrlich

530 Zur Methodik und Kritik der Identifizierung von Werkstätten am Beispiel gegossener kleeblattförmiger Fibeln der Wikingerzeit: Maixner 2005, 105-109.

531 Bei Silbergegenständen, die nach etwa 1850 entstanden, findet sich eine völlig andersartige Zusammensetzung der Legierung bezogen auf die Spurenelementkonzentrationen im Vergleich zu älteren Silberobjekten. Diese wesentlichen Veränderungen in der Silberzusammensetzung sind auf den Einsatz wirkungsvollerer Raffinationsverfahren und neuer metallurgischer Verfahren zur Anreicherung des Silbers aus silberarmen Erzen zurückzuführen: Richter 1992, 70-72.

532 Baumeister 2004, 32. – Der Bleigehalt gibt die Möglichkeit, anhand allerdings recht aufwendiger Bleiisotopenanalysen, Schlüsse auf die Herkunft des Ausgangsmaterials zu ziehen: Klappauf 1996, 437.

533 Riederer 1994, 198.

534 Baumeister 2004, 242 Abb. 14.

gewordenen Gegenständen, die der jeweilige Auftraggeber zum Einschmelzen und erneuten Verarbeiten dem Goldschmied übergeben hatte[535].
Die Frage nach den Rohstoffquellen, nicht nur der Metalle sondern insbesondere auch der Edelsteine, ist direkt mit handelsgeschichtlichen Aspekten, etwa der Frage nach dem Handelswert der Rohstoffe und folglich mit der Einschätzung des sozialen Status des oder der Schmuckbesitzer(s) verknüpft. Darüber hinaus können nachvollzogene Handelsrouten neben Erkenntnissen zur Handelsorganisation unter Umständen auch Hinweise auf den stilistischen Ursprung einer Schmuckgattung geben. Vor allem die Röntgen-Fluoreszenz-Analyse ermöglicht unter Umständen die Identifizierung von Lagerstätten insbesondere der Edelsteine.
Die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Materialanalysen werden anschließend an die Beschreibung der angewendeten Analyseverfahren nach Materialgruppen geordnet vorgestellt. Das zur Herstellung der Schmuckstücke verwendete Grundmaterial besteht aus Silberlegierungen, in einem Fall Goldlegierung. Dekormaterialien sind Gold, diverse Edel- und Schmucksteine, Email, Niello sowie pflanzliche Fasern und Seide.

Analyseverfahren

Die physikalisch-chemische Elementanalyse gibt Aufschluss über die Zusammensetzung des analysierten Probenausschnitts und die Verteilung der Neben- beziehungsweise Spurenelemente. Dies ermöglicht einerseits eine Differenzierung nach Materialgruppen anhand der Elementmuster, andererseits generelle Aussagen zur Herstellungstechnik[536]. Grundlage der naturwissenschaftlichen Untersuchungen der Schmuckstücke bildete die Anwendung ausschließlich zerstörungsfreier Analysemethoden[537].
Die Eagle III Röntgenfluoreszenzanlage des RGZM in Mainz[538], mit der die Mikro Röntgenfluoreszenzanalyse (µ-RFA) zur chemischen Charakterisierung der Schmuckobjekte durchgeführt wurde, erfüllt diese Bedingung (**Abb. 92**). Die Röntgenfluoreszenzanalyse beruht auf dem Prinzip der Bestimmung von Art und Menge der in anorganischen Substanzen enthaltenen chemischen Elemente durch Bestrahlung mit Röntgenstrahlen und der Auswertung der von in der Probe enthaltenen chemischen Elemente erzeugten sekundären Röntgenstrahlung[539]. Der Zusatz »Mikro« -RFA bezieht sich auf den Durchmesser des Messflecks, der lediglich 0,3 mm beträgt. Dadurch ist es möglich, auch sehr feine Strukturen zu analysieren[540].
Die sekundären Röntgenstrahlen werden aufgrund ihrer unterschiedlichen Energien getrennt und in Form eines Spektrums visualisiert. Für jedes Element in der Probe, das sekundäre Strahlung aussendet, werden im Spektrum charakteristische Linien angezeigt. Neben dieser qualitativen Analyse, die Auskunft gibt über die in der Probe enthaltenen Elemente, ist zusätzlich anhand der Intensität der Spektrallinien eine quantitative Analyse möglich, die Auskunft gibt über die mengenmäßigen Anteile in Gewichtsprozent, da die Intensität der Linien indirekt vom jeweiligen Mengenanteil der Elemente in der Probe abhängt[541].
Mit der Raman-Mikrospektroskopie sowie der Untersuchung im Rasterelektronenmikroskop des Kompetenzzentrums für Mineralogie und Edelsteinforschung am Institut für Geowissenschaften der Universität Mainz wurden zusätzliche Analysenmethoden angewendet, um eine möglichst genaue, materialspezifische Charakterisierung der Schmuckobjekte zu erreichen.

535 Fritz 1982, 13-14. – Die archäologische Untersuchung eines mittelalterlichen Blei- und Silbergewinnungsplatzes bei Clausthal-Zellerfeld im Oberharz stützt als Einzelbefund diese These in gewissem Rahmen, indem sie keinerlei Hinweise auf eine Silberverarbeitung vor Ort erbrachte: Alper 2003, 374-376.
536 Gassmann 2004, 74.
537 Zu mineralogischen Untersuchungsmethoden bei archäologischen Objekten: Hofmeister 2002.
538 Die genauen Geräte- und Messparameter sind bei den Analysenergebnissen im Online-Anhang mit angegeben.
539 Riederer 1987, 44.
540 Freundliche Mitteilung S. Greiff, RGZM.
541 Vgl. Greiff 2013, 352-354.

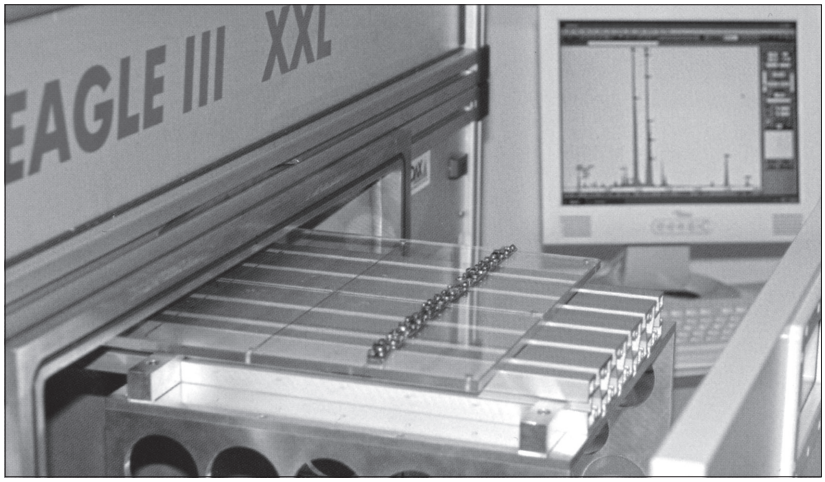


Abb. 92 Der Gürtel Kat.-Nr. 30 in der Röntgenfluoreszenzanlage. – (Foto V. Iserhardt, RGZM).

Raman-Mikrospektroskopie und µ-RFA ergänzen sich bezüglich ihres Informationsgehalts. Im Gegensatz zur quantitativen chemischen Analyse der einzelnen Elemente durch die µ-RFA liefert die phasenanalytische Untersuchung mittels Raman-Mikrospektroskopie Informationen über den Bestand der Molekülgruppen einer Substanz. Bei diesem Verfahren wird durch ein Mikroskop die Messstelle fokussiert und mit intensivem Laser-Licht bestrahlt. Der Durchmesser der Probenstelle beträgt etwa zwei Tausendstel Millimeter. Das eingestrahlte Licht wird inelastisch an den in der Probe vorhandenen Molekülgruppen gestreut, wodurch es zu einer Verschiebung der Wellenlänge des eingestrahlten Lichts um einen charakteristischen Betrag kommt, welcher als »Raman-Verschiebung« bezeichnet wird[542]. Die Wechselwirkung des Lichts mit den einzelnen Bestandteilen der Molekülstruktur einer Substanz wird elektronisch registriert und in einen Messwert umgewandelt. Die Registrierung einer möglichst großen Zahl von Messereignissen im Bereich der möglichen Anregungsenergien des zu untersuchenden Objekts liefert ein materialspezifisches Spektrum[543]. Geordnetkristalline Substanzen[544] werden im Spektrum als scharfe Linien angezeigt, die sich bei abnehmendem Ordnungsgrad der Molekülstruktur verbreitern. Die sich hieraus im Spektrum ergebenden verschiedenen Peaks werden als Intensitätsmaxima erfasst und ermöglichen eine eindeutige Identifizierung des Probenmaterials durch den Vergleich mit Spektren bekannter Substanzen[545].

Die phasenanalytische Untersuchung der Molekülstruktur erlaubt die Charakterisierung von Materialien über deren chemische Zusammensetzung hinaus, was insbesondere bei der Bestimmung organischer Materialien von Bedeutung ist. Zudem besteht bei transparenten Objekten die Möglichkeit, kleine Einschlüsse, die unter der Oberfläche der Probe liegen, zu analysieren, was insbesondere bei Gläsern mit eingeschlossenen Luftblasen und Edelsteinen mit Flüssigkeitseinschlüssen von hohem diagnostischem Wert ist[546].

Das Energiedispersive Analysensystem am Rasterelektronenmikroskop (EDS) basiert auf dem Prinzip der Untersuchung von Objekten beziehungsweise Objektproben durch Abtasten der Oberfläche mit einem Elektronenstrahl. Es dient der Identifizierung und Charakterisierung anorganischer und organischer Substanzen anhand ihrer Formenmerkmale[547]. Die Probe muss für diese Untersuchungsmethode elektrisch leitend sein. Die an der Oberfläche des Untersuchungsobjekts rückgestrahlten Elektronen (Sekundärelektronen) werden auf einen Monitor übertragen. Aufgrund der quantitativen Abhängigkeit der Sekundärelektronen vom Ein-

542 Vgl. Greiff 2013, 348-349.

543 Hofmeister 2002, 6-7.

544 Zu Strukturen metallischer Werkstoffe sowie den Einfluss der Verarbeitung und Behandlung auf die Gefügeausbildung von Metallen und Legierungen ausführlich die entsprechenden Kapitel in Schumann u. a. 2005. – Zum Verhalten von Edelmetalllegierungen in festem Zustand und den unterschiedlichen Kristallsystemen in Bezug auf die Löslichkeit der Metalle: Brepohl 1994, 42-44.

545 Freundliche Mitteilung S. Greiff, RGZM.

546 Hofmeister 2002, 6.

547 Riederer 1987, 30.

fallswinkel entsteht auf dem Monitor ein dreidimensional wirkendes Bild, wodurch bestimmte Formmerkmale besonders deutlich dokumentiert werden können[548]. Von den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus wurden die beiden emaillierten Objekte rasterelektronenmikroskopisch untersucht, im Hinblick auf die Konsistenz und Zusammensetzung des Emails. Vorteilhaft ist, dass im Rasterelektronenmikroskop zusätzlich die Möglichkeit besteht, das Probenmaterial chemisch zu analysieren, da die Elektronen auch Röntgenstrahlung erzeugen, die mit Hilfe der Röntgenfluoreszenz-Analyse ausgewertet werden können[549].

Ergänzend zu vorgenannten Verfahren wurde bei der Edelsteinuntersuchung die Beobachtung fester, flüssiger und gasförmiger Einschlüsse mit einbezogen, als wichtiger Bestandteil der zerstörungsfreien Untersuchung bezüglich ihrer Identifizierung, Echtheit und Herkunft. Die Einschlüsse in Form sog. Gastkriställchen, Flüssigkeiten oder Gase, oft auch in Kombination vorkommend, bilden sich beim Wachstum eines Minerals charakteristisch aus[550]. Mineralogisch bedeutend sind zudem die räumliche Verteilung, die jeweilige Größe und der Mengenanteil der Einschlüsse. Unter Einbeziehung von Edelsteinen bekannter geographischer Provenienz (»Referenzproben«) ist es gegebenenfalls möglich, die Lagerstätten ausfindig zu machen oder zumindest, einige der heutigen Vorkommen definitiv auszuschließen. Die Untersuchung auf Einschlüsse wurde an einem Binokular der Firma Zeiss Stemi 2000 durchgeführt.

Der Frage nach einer möglichen Werkstattzuordnung beziehungsweise einer lokalen oder zeitlichen Zuordnung auf Grund der Analysenergebnisse wurde nicht detailliert nachgegangen. Zwar stellt E.-L. Richter fest, dass die Spurenelemente in einer Silberlegierung vor allem »Gold, Blei, Wismut und Cadmium als wichtige Indikatoren anzusehen [sind, Anm. Verf.], deren Gegenwart oder Fehlen Rückschlüsse auf angewandte metallurgische Verfahren gestatten und dadurch auch gewisse Aussagen über die Entstehungszeit eines Silbergegenstandes ermöglichen«[551]. Er bezieht sich jedoch auf neuzeitliche Silbergegenstände, vor allem deutsches Renaissance- und Barocksilber, für das eine im statistischen Sinne ausreichend große Menge von Analysendaten authentischer Objekte als Referenzdaten zur Verfügung steht. Dies trifft für mittelalterliche Gold- und Silberschmiedearbeiten bisher nicht zu. Daher wurde bei der Datenauswertung auf die Anwendung multivariater statistischer Methoden verzichtet, zumal in den einschlägigen Publikationen, die Vergleichsdaten liefern könnten, häufig keine umfassenden, detaillierten Kataloge der Materialanalysen veröffentlicht sind, sondern meist nur einige repräsentative Daten, in der Regel ohne statistische Angaben wie Maximalwerte oder Standardabweichungen.

Dennoch konnten für die Auswertung der Analysenergebnisse einige ausgewählte zeittypische Objekte vergleichend herangezogen werden, da in letzter Zeit ein vermehrtes diesbezügliches Forschungsinteresse besteht. Die Zahl der vergleichbar chemisch und phasenanalytisch untersuchten Schmuckstücke aus mittelalterlichen Schatzfunden ist jedoch noch sehr gering[552]. Die umfassende naturwissenschaftliche Analyse der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus ist daher auch als Beitrag zur Behebung des Forschungsdesiderats zu verstehen, indem die Messergebnisse als Referenzdaten für zukünftige vergleichende Untersuchungen herangezogen werden können.

548 Riederer 1981, 113.

549 Ebenda.

550 Greiff 1998, 606. 635-640.

551 Richter 1992, 71.

552 Umfassende materialanalytische Untersuchungen, die allerdings erst nach Abschluss des Manuskripts publiziert wurden, liegen für den Schatzfund von Wiener Neustadt vor: Mehofer 2014. Entsprechendes gilt für den Schatzfund von Erfurt (Hort.-Nr. 34): Mecking 2010. Hier wurden auch Analysen ausgewählter Objekte aus den Schatzfunden von Salzburg (Hort-Nr. 46), Colmar (Hort-Nr. 31), Pritzwalk (Hort-Nr. 35), Kutná Hora (Kuttenberg/CZ) und Weißenfels (Hort-Nr. 33) vergleichend herangezogen. Vor Abschluss des Manuskripts lagen bereits ausgewählte Ergebnisse der materialanalytischen Untersuchungen von 48 Silberproben des Schatzfundes von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) umfassender publiziert vor. Die Objekte wurden mittels energiedispersiver Elektronenstrahlmikroanalyse im Rasterelektronenmikroskop durchgeführt: Melcher u. a. 2004; Kaufmann 2004. – Auch einige Objekte aus dem Basler Münsterschatz wurden mittels Raman-Spektroskopie analysiert: Reiche u. a. 2004; Hänni u. a. 1998.

Legierungen

Als Legierung wird die Mischung von mindestens zwei Metallen beziehungsweise von Metall mit Nichtmetallen verstanden, die selbst wieder metallische Eigenschaften besitzt. Die Herstellung erfolgt meist durch Zusammenschmelzen der Komponenten, in seltenen Fällen können Legierungen auch durch Diffusion fester, flüssiger oder gasförmiger Stoffe in Metall entstehen[553]. Die Eigenschaften der reinen Metalle können durch eine gezielte Auswahl und Dosierung der Legierungskomponenten vom Goldschmied wesentlich beeinflusst werden. Meist ist ein Absenken des Schmelzpunktes erwünscht, eine bestimmte Farbgebung, und bei Edelmetallen kann außerdem der Aspekt der Preisverminderung hinzukommen.
Reine Gold-Silber-Legierungen werden in der Goldschmiedepraxis kaum benutzt. Meist wird noch etwas Kupfer zugesetzt, sodass überwiegend Dreistofflegierungen Au-Ag-Cu hergestellt und verarbeitet werden. Als »eigentliche Silberlegierung« ist das System Ag-Cu zu verstehen, da es praktisch keine bessere Legierung für Silberschmiedearbeiten gibt, wobei üblicherweise Legierungen mit mehr als 72 % Ag benutzt werden[554]. Der Zusatz von Kupfer bewirkt je nach Legierungsanteilen und -zusammensetzung ein Herabsetzen des Schmelzpunktes und eine wesentliche Steigerung der Härte und Festigkeit des Silbers. Die heute üblichen Gebrauchslegierungen sind etwa doppelt so hart wie reines Silber, bei guter Formbarkeit und genügender Festigkeit im Gebrauch. Zudem wird die Farbe der Legierung beeinflusst, wobei Farblegierungen generell aus dem Dreistoffsystem Au-Ag-Cu bestehen[555].
Die analytische Untersuchung von metallischen Legierungen beinhaltet sowohl die Bestimmung der die Legierung bildenden Bestandteile, als auch die Erfassung der in der Legierung vorhandenen Spurenelemente, also derjenigen Metalle, die in geringfügigen Gehalten von nur einigen Zehntel oder Hundertstel Prozent enthalten sind[556]. Insbesondere die Spurenelemente sind als wichtige Indikatoren anzusehen, deren Vorkommen beziehungsweise Fehlen in einer Legierung Rückschlüsse darauf zulassen, welche metallurgischen Verfahren jeweils bei der Herstellung angewendet wurden. Darüber hinaus können sich bei der Bestimmung der Spurenelementkonzentrationen zeitliche und/oder lokale Unterschiede abzeichnen, die letztlich auch auf die Anwendung unterschiedlicher metallurgischer Praktiken zurückzuführen sind[557]. Damit eröffnet sich unter Umständen die Möglichkeit, Aussagen zum vermutlichen Produktionsgebiet eines Objekts zu gewinnen. Bezogen auf einen Fundkomplex wie den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ermöglicht die Spurenelementanalyse gegebenenfalls eine Einschätzung, ob sämtliche Schmuckstücke aus derselben Werkstatt oder zumindest aus einem lokal begrenzten Gebiet stammen könnten. Bezüglich hoch- und vor allem spätmittelalterlicher Schmuckstücke ist jedoch zu beachten, dass sich diejenigen aus einer Werkstatt nicht zwingend in ihrer Legierungszusammensetzung entsprechen müssen. Da vorwiegend Altmetall aus diversen Legierungen eingeschmolzen wurde, ist es wahrscheinlich, dass die Schmelze in Abhängigkeit des jeweils zugeführten Altmetalls in ihrer Zusammensetzung variierte, sich demnach also keine werkstattspezifischen Legierungszusammensetzungen abzeichnen[558]. Zudem erbrachten die zur Scheidung und Reinigung angewandten Verfahren bis ins fortgeschrittene 19. Jahrhundert nicht derart reine Metalle, wie es heute möglich ist, das heißt ein gewisser Teil an beigemengten Spurenelementen verblieb in der Legierung[559].
Dem Grundmaterial zur Herstellung von Schmuckstücken kam im Mittelalter eine besondere Bedeutung zu. Neben der Symbolisierung von Status und Macht wurde Schmuck häufiger mit magisch-apotropäischen Kräften in Verbindung gebracht, die den verwendeten Materialien und damit auch den Metallen

553 Hierzu und zum Folgenden: Brepohl 1994, 42- 49, hier 42.
554 Brepohl 1994, 46.
555 Drost/Haußelt 1992, 272.
556 Richter 1992, 69.
557 Ebenda 71. 73.
558 Vgl. Maixner 2005, 106.
559 Richter 1992, bes. 71.

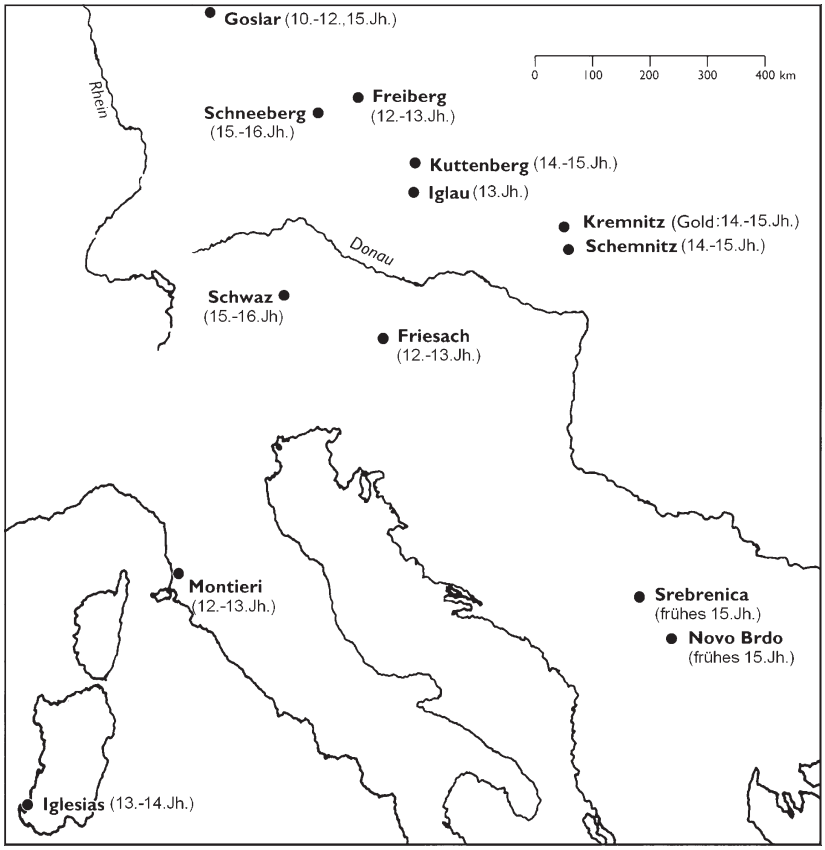


Abb. 93 Hauptförderstätten von Silber und Gold im 10.-15. Jahrhundert anhand schriftlicher Quellen. – (Nach Spufford 2004, 279).

zugeschrieben wurden[560]. Mittelalterlicher Schmuck besteht vor allem aus Silber, vergoldetem Silber, Gold, Bronze, Kupferlegierungen, Zinn und Zinn-Blei-Legierungen[561]. Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bestehen mit Ausnahme des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21 sämtlich aus Silber, das teilweise vergoldet ist.

Silber

Silber (chemisches Zeichen Ag, lat. *argentum*) gilt in der christlichen Lehre als Bild der Reinheit und Reinigung. Äquivalent zum Gold, das in Bezug zur Sonne gesetzt wird, gilt für Silber der Bezug zum Mond[562]. In Erzform oder in oxidiertem Zustand erscheint die stumpf wirkende schwarz-graue Oberfläche des Silbers allerdings als relativ unauffällig, erst die Politur verleiht ihr einen hellgrauen-weißlich spiegelnden Glanz. Dieser ästhetische Eindruck in Kombination mit der Seltenheit des Materials machten Silber zu einem begehrten Werkstoff. In der Natur tritt Silber in gediegenem Zustand nur sporadisch auf, in der Regel kommt es als Bestandteil in Kupfer- oder Bleierzen vor. In Mitteleuropa gibt es keine Lagerstätten gediegenen Silbers[563]. Die in Schriftquellen genannten Silberbergwerke sind meist Blei-, Zink- und Kupferlagerstätten, deren Abbau jedoch primär auf die Silbergewinnung gerichtet war. Bekanntestes Abbaugebiet ist der Harz[564], neben Vorkommen in Tirol, im mittleren und südlichen Schwarzwald, der Mittelgebirgszone, dem Erzgebirge und den Vogesen (**Abb. 93**).

560 Diese Eigenschaften werden im Folgenden bei der Besprechung der jeweiligen Werkstoffe mit angeführt.
561 Heindel 1986, 70-71.
562 Lurker 1990, 340-341.
563 Baumeister 2004, 52.
564 Zum Silberbergbau im Oberharz exemplarisch Klappauf 1996, 433-447.

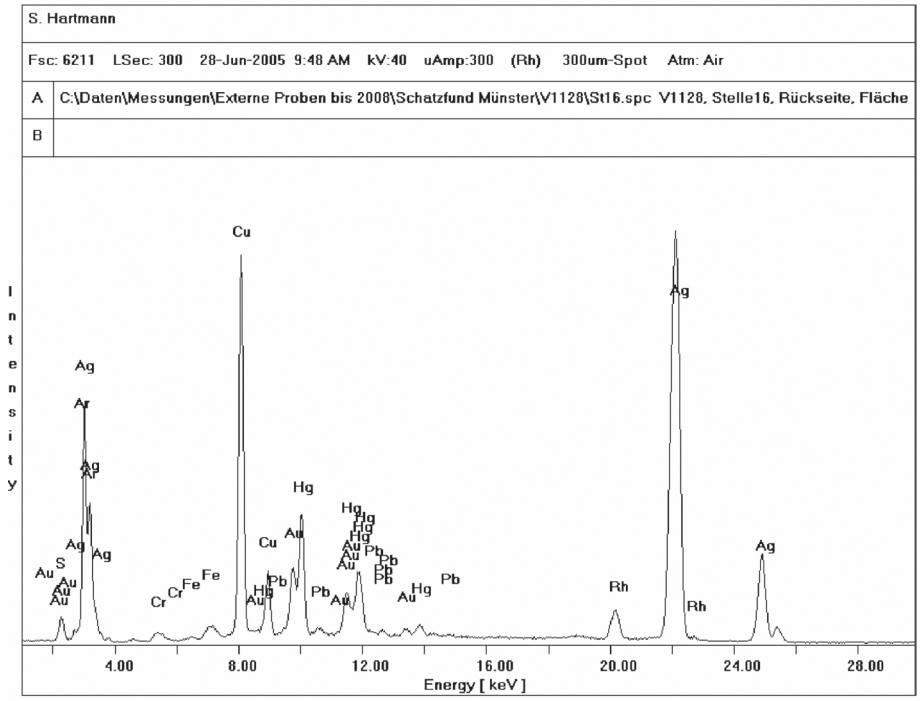


Abb. 94 Röntgenfluoreszenzspektrum der Silberlegierung (Kat.-Nr. 17 Rückseite).

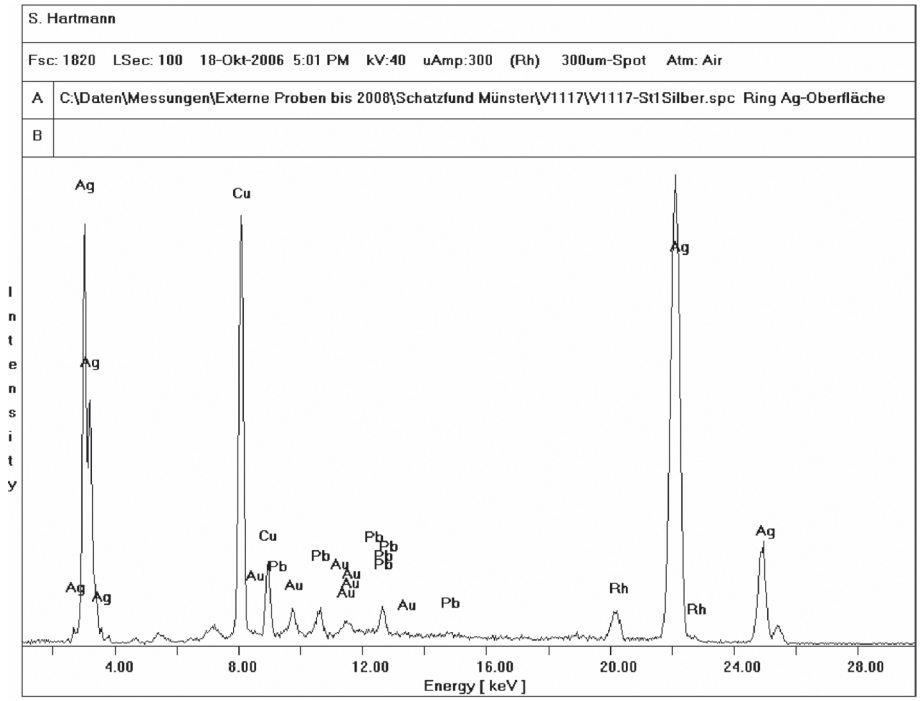


Abb. 95 Röntgenfluoreszenzspektrum der Silberlegierung (Kat.-Nr. 29, St 1).

Um aus den Erzen die oft nur geringen Silberanteile zu isolieren, wurden bereits in vorchristlicher Zeit komplizierte metallurgische Verfahren angewendet. Aufgrund seiner guten Schmelzbarkeit kann Silber von den verschiedenen Stoffen beziehungsweise Verunreinigungen recht problemlos getrennt werden. Bis ins 19. Jahrhundert wurde die sog. Kupellation eingesetzt, das heißt oxidierendes Schmelzen mit Blei. Das dadurch gewonnene Silber ist zwar recht rein, enthält jedoch stets noch geringe Reste von Blei und Wismut sowie Goldanteile, die nicht vom Silber abgetrennt wurden[565].

565 Richter 1992, 70.

Die Silberlegierungen der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind sich insgesamt sehr ähnlich und weisen keine gravierenden Unterschiede auf[566] (**Abb. 94-95**). Der durchschnittliche Silbergehalt liegt bei ca. 93-94 %. Hauptlegierungspartner ist mit 3-6 % immer Kupfer. Der Goldgehalt liegt meist bei etwa 1 %, der Bleigehalt variiert zwischen 0,1 und maximal 2,13 %. Als Spurenelemente treten Quecksilber, Zink und Bismut auf.



Abb. 96 Gussstruktur auf dem Rahmen der Spange Kat.-Nr. 4. – (Foto A. Scholz).

Silber besitzt eine höhere Festigkeit gegenüber mechanischen Belastungen als Gold, allerdings ist es weniger korrosionsbeständig[567]. Die Nutzungsmöglichkeiten sind großteils mit jenen des Goldes vergleichbar, allerdings gewährt die höhere Festigkeit eine Verwendung von Silbergeräten mit relativ hoher mechanischer Beanspruchung. Dennoch überwiegt die Nutzung zu dekorativen Zwecken.

Bei der Verarbeitung von reinem Silber machen sich die weniger günstigen Gusseigenschaften bemerkbar[568]. Durch die Aufnahme von Luft während des Schmelzprozesses entstehen eingeschlossene Hohlräume, sog. Spratzen oder Lunker, die das Material in abgekühltem Zustand spröde machen, wodurch es sich nicht besonders gut schmieden oder kalt hämmern lässt. Dieser Umstand könnte erklären, weshalb die Gussstruktur auf einer Rahmenhälfte der Spange Kat.-Nr. 4 unbearbeitet belassen wurde (**Abb. 96**). Kleine Gusslunker sind zudem an den undekorierten Spangen Kat.-Nr. 1 und 2 zu beobachten. Dieser Nachteil in der Verarbeitung ist durch Zusatz anderer Metalle, wie Blei oder Kupfer, gut zu beheben. Die Legierung mit Blei verbessert die Gusseigenschaften, indem der Schmelzpunkt der Legierung herunter gesetzt und damit der Fluss des Metalls beim Gießen verbessert wird. Ein weiterer, die Massenproduktion begünstigender Faktor ist, dass das Model weniger hitzebeständig sein muss. Zudem kann Silber mit Blei nicht unerheblich gestreckt werden, bis hin zur Imitation von (reinem) Silber.

Dagegen wird mit einem steigenden Kupferzusatz das strahlend weiße Silber gelblich getönt. Kupfer erhöht die Festigkeit und Härte, allerdings kann die Bildung von Kupferoxid wiederum zu Sprödigkeit führen, was bei der Verarbeitung von Bruchsilber und Altmaterial mit Kupferanteil eine vorhergehende Reinigung des Silbers notwendig macht[569]. Die heute üblichen Gebrauchslegierungen, vor allem die als Sterlingsilber bezeichnete Ag 925-Legierung und die Ag 835-Legierung, sind etwa doppelt so hart wie reines Silber und zeigen dennoch eine gute Formbarkeit bei genügender Festigkeit im Gebrauch[570].

Kupfer und Blei wurden im Harz, besonders am Rammelsberg bei Goslar als Neben- beziehungsweise Kuppelprodukte des Silbers abgebaut[571]. Zunächst begann wohl die Verhüttung silberhaltiger Bleierze, während die der silberhaltigen Kupfererze erst etwas später einsetzte. Jedoch blieb beim Abbau das Silber jeweils im Vordergrund des Interesses. Im 14. Jahrhundert geriet das Goslarer Kupfer unter Konkurrenzdruck mit dem Kupfer aus Schweden, das über Lübeck eingeführt wurde, aus Ungarn, das über Thorn und Danzig den Ostseeraum erreichte und mit demjenigen aus Mansfeld. Mit geringerer Fördermenge wurden zudem Kupfer- und Bleivorkommen beispielsweise auch in Westfalen abgebaut[572].

566 **Tab. 80**: Silber.
567 Baumeister 2004, 51.
568 Ebenda.
569 Brepohl 1994, 48-49.
570 Für Hinweise zu heute verwendeten Silberlegierungen danke ich H. Hochgesandt, RGZM. – Detaillierte Informationen zu Ag 925 und Ag 835 in: Brepohl 1994, 51-52.
571 Schmidtchen 1992, 68-69.
572 Krabath 2001, 302-303.

Gold

Die Seltenheit des Goldes (chemisches Zeichen Au, lat. *aurum*), seine Edelmetalleigenschaften und insbesondere sein Glanz ließen es bereits im alten Orient zu einem Symbol des himmlischen Lichts beziehungsweise der Sonne werden[573]. Es steht wegen seiner Unveränderlichkeit, Reinheit und Leuchtkraft synonym für Reichtum und Glück[574]. In der christlichen Mythologie findet sich das Gold als Sinnbild für das Überirdische, die Königswürde Christi, die Jungfräulichkeit und die Auferstehung[575]. In der Bibel ist Gold als Segen, aber auch als Scheinwert gekennzeichnet.

Aufgrund seiner physikalischen Eigenschaften sind die praktischen Verwendungsmöglichkeiten des Goldes stark eingeschränkt[576]. Demgegenüber bestand und besteht auch heute noch ein großer Bedarf zur Deckung der ideellen menschlichen Bedürfnisse. Inspiriert durch die ästhetischen, symbolträchtigen Eigenschaften des Goldes, wie Unvergänglichkeit, Glanz, Reinheit und Seltenheit, wurde eine große Zahl ornamentaler und dekorierter Gegenstände insbesondere für sämtliche Bereiche des öffentlichen Lebens geschaffen. Die physikalischen Eigenschaften und der hohe Wert des Goldes verleihen ihm ein besonderes Maß an Wiederverwertbarkeit. Das Edelmetall Gold war der seltenste, begehrteste und damit wertvollste metallische Werkstoff. »Gerade für nichtfunktionale Luxusattribute, die zudem noch einer verstärkten Kreativität ausgesetzt sind«, gilt nach M. Baumeister[577] das, »was man heutzutage als Modediktat bezeichnet. Die Notwendigkeit Tracht, Schmuck, Geschirr oder Dekorationsgegenstände ständig neuen gesellschaftlichen Forderungen anzupassen ist ein Grund, warum Gold zum Material mit der vermutlich höchsten Recyclingrate wurde.« Für einen funktionslos gewordenen Goldgegenstand gibt es lediglich zwei rationale Verwendungen: Er wird als Antiquität gehütet oder recycelt[578], wobei in beiden beabsichtigten Fällen das Gold in Form von Schatzfunden überliefert werden kann.

Das einzige Objekt aus Gold im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist der Fingerring Kat.-Nr. 21. Die Legierung besteht zu etwa 65 % aus Gold, 25 % Silber und 10 % Kupfer (**Abb. 97**). Die aus den Fassungen herausgebrochenen Steineinlagen deuten darauf hin, dass der Ring zum Recycling vorgesehen war.

Gold ist, abgesehen von der Seltenheit abbauwürdiger Lagerstätten, leichter zu gewinnen als die meisten anderen Metalle, da es im Gegensatz zu beispielsweise Silber in der Natur fast nur in gediegenem, das heißt reinem Zustand vorkommt. Entweder tritt es in primären Lagerstätten als Gesteinsbestandteil, meist in Quarz- oder Marmorgängen, auf oder in sekundären Lagerstätten, also in durch Verwitterung entstandenen und durch Wasserläufe transportierten und abgelagerten Sedimenten, sog. Seifen. Sowohl der bergmännische Abbau als auch das Goldwaschen setzen nur relativ einfache technische Mittel und einen vergleichsweise geringen organisatorischen Aufwand voraus[579]. Bereits im Hochmittelalter kam der Förderung von Seifengold gegenüber den Goldimporten aus Afrika und Arabien über Portugal und Italien sowie dem bergmännischen Abbau in Mittel- und Südosteuropa nur noch geringe Bedeutung zu[580]. Die Nutzung kleiner, lokaler Seifenlagerstätten in Süd-, Mittel- und Südosteuropa ist heute nur noch schwer nachzuweisen, da sie meist völlig ausgebeutet wurden und allenfalls Pingen noch auf den Abbau hinweisen können.

Recht umfangreiche und daher abbauwürdige Goldlagerstätten in relativer Nähe zu Münster befanden sich am Rammelsberg bei Goslar im Harz, hinzu kamen mehrere kleinere Lagerstätten in Oberfranken, der Pfalz und bei Korbach in Hessen. Die beiden mit Abstand größten mittelalterlichen Goldvorkommen in Europa

573 Lurker 1990, 142.

574 Blaschitz/Krabath 2004, 738.

575 Mazakarini 1985, 116.

576 Für praktische Verwendungszwecke mit einer höheren mechanischen Belastung sind Edelmetalle generell eigentlich zu weich und zu dicht bzw. zu schwer: Baumeister 2004, 30. – Zu den physikalischen Eigenschaften heute üblicher Goldlegierungen: Brepohl 1994, 65-72 und Drost/Haußelt 1992, 272.

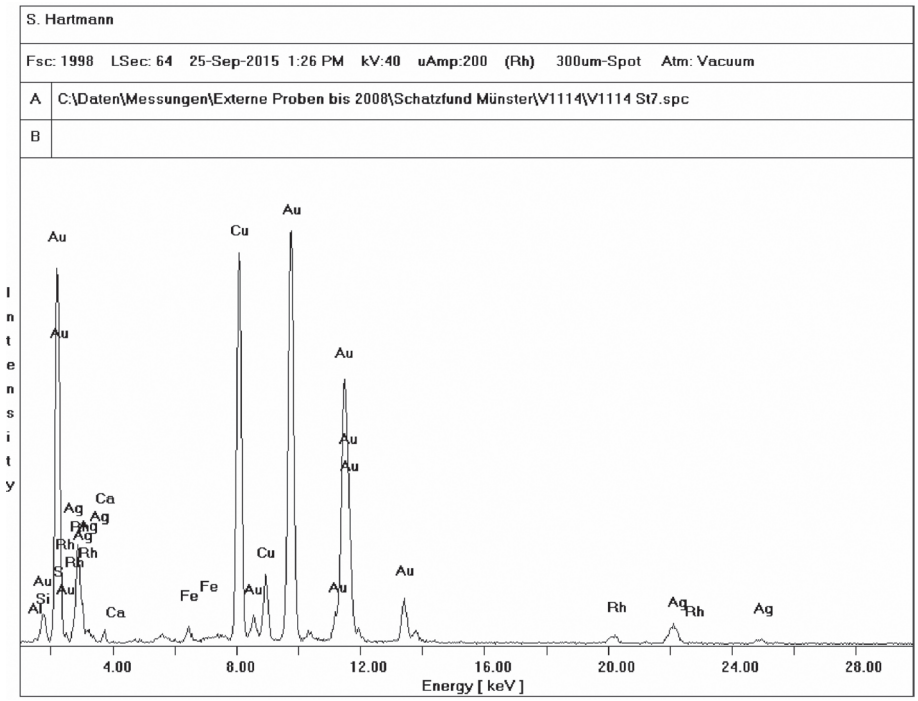
577 Baumeister 2004, 30.

578 Ebenda 31.

579 Baumeister 2004, 30.

580 LexMA IV (1989) 1535 s. v. Gold [K.-H. Ludwig].

Abb. 97 Röntgenfluoreszenzspektrum der Goldlegierung (Kat.-Nr. 21, St 7).



lagen im Königreich Ungarn und im Erzstift Salzburg[581]. Aus der Schriftüberlieferung ist zu erschließen, dass für das Edelmetall aus Böhmen und Ungarn der wichtigste Umschlagplatz offenbar Krakau war, von wo aus es die Weichsel hinab bis nach Flandern verschifft wurde[582].

Goldschmiedetechniken

Im Folgenden werden die wichtigsten und am häufigsten zur Herstellung der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus angewandten Goldschmiedetechniken kurz erläutert. Die einzelnen Abschnitte beinhalten sowohl eine allgemeine Beschreibung der jeweiligen Technik, sowie die diesbezüglichen Ergebnisse der technologischen und naturwissenschaftlichen Analysen. Die Ausführungen verstehen sich nicht nur als notwendige Voraussetzung zum besseren Verständnis der Beschreibungen zur Herstellungstechnik der einzelnen Objekte im Katalog. Kenntnisse über angewendete Goldschmiedetechniken und die verwendeten Materialien liefern wichtige Hinweise für die kulturhistorische Interpretation und die funktionale Deutung des Schatzfundes. Zudem helfen sie bei der Beurteilung des Fundkomplexes im Vergleich mit anderen zeitgenössischen schmuckführenden Schatzfunden.
Wie der Vergleich mit zeitgleichen Objekten sowie den Beschreibungen Theophilus Presbyters (*De Diversis Artibus*, erstes Viertel 12. Jahrhundert) und Benvenuto Cellinis (*Trattati dell'Oreficeria e della Scultura*, 1568) zeigt, sind bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nahezu sämtliche der für das Spätmittelalter in Mitteleuropa als gängig anzunehmenden Goldschmiedetechniken vertreten. Bei der Herstellung von Schmuckobjekten lassen sich generell drei verschiedene Arbeitsphasen unterscheiden: das Grundherstellungsverfahren, mit welchem die Grundform des Objekts hergestellt wird, die Verbin-

581 Allerdings werden im Salzburger Goldbergbau erste Aktivitäten erst um 1340 schriftlich nachweisbar: LexMA IV (1989) 1537 s. v. Gold [K.-H. Ludwig].

582 Fritz 1982, 51.

Kat.-Nr. – Objekttyp	geschmiedet	gegossen	kombiniert	nicht erkennbar
	5 – Spange	1 – Spange	9 – Spange	33 – Ring
	6 – Spange	2 – Spange	10 – Fibel	
	7 – Spange	3 – Spange	30 – Gürtel	
	11 – Spange	4 – Spange	31 – Riemenschieber	
	12 – Spange	8 – Spange	35 – Schließe	
	14 – Spange	13 – Fibel		
	15 – Spange	24 – Fingerring		
	16 – Spange	29 – Fingerring		
	17 – Spange			
	18 – Spange			
	19 – Spange			
	20 – Spangennadel			
	21 – Fingerring			
	22 – Fingerring			
	23 – Fingerring			
	25 – Fingerring			
	26 – Fingerring			
	27 – Fingerring			
	28 – Fingerring			
	32 – Emailzierscheibe			
	34 – Anhänger/ Aufnähschmuck			

Tab. 9 Übersicht der Schmuckstücke aus dem Stadtweinhaus differenziert nach den Grundherstellungsverfahren.

dungstechniken, mit denen die einzelnen Teile eines zusammengesetzten Objekts fixiert werden und Dekor- beziehungsweise Oberflächengestaltungstechniken, womit das Objekt meist abschließend verziert und fertiggestellt wird.

Grundherstellungsverfahren

Hinsichtlich ihrer formgebenden Techniken sind sich die Schmuckstücke insgesamt sehr ähnlich. Den 21 geschmiedeten stehen acht gegossene Objekte gegenüber, fünf Objekte sind sowohl aus geschmiedeten als auch gegossenen Elementen zusammengesetzt (**Tab. 9**).

Allgemein ist bei der Beurteilung der Verfahren zur Herstellung der Grundform eines Objektes problematisch, dass die kennzeichnenden Merkmale, wie Gusshaut oder Hammerspuren beim Fertigprodukt häufig durch Überfeilen und Polieren entfernt wurden und bestenfalls noch ansatzweise zu erkennen sind[583]. Aus diesem Grund ist die Herstellungstechnik des Rings Kat.-Nr. 33 nicht mehr eindeutig festzustellen, da er auf der Außenseite vollständig glatt überfeilt wurde. Dagegen sind bei der Mehrzahl der Schmuckstücke Bearbeitungsspuren in Form von Hammerspuren oder Zangenabdrücken sichtbar belassen worden.

– Schmieden

Das Schmieden stellt die älteste Methode der Metallumformung dar und bezeichnet generell die spanlose Querschnittveränderung eines Metallstücks zwischen Hammer und Amboss in heißem oder kaltem Zustand. Durch das sog. Vorschmieden wird aus einem Metallrohling (Barren oder Gussstift) ein weiterverarbeitbares Produkt (Blech oder Draht) hergestellt. Beim Fertigschmieden wird dem Objekt seine endgültige Form durch Veränderung des Querschnitts verliehen[584]. Das Treiben stellt eine Sonderform des Schmiedens dar, wobei die Bleche zwischen Hammer und Amboss durchgewölbt und aufgezogen werden. Der hauptsächliche Un-

583 Bühler 2004b, 376.

584 Brepohl 1994, 225-226.

terschied besteht darin, dass sich beim Schmieden die Materialstärke wesentlich, beim Treiben dagegen nur gering verändert[585].

– Gießen

Bereits seit der Bronzezeit sind mehrere Gießtechniken bekannt, wie der Guss in verlorener Form beziehungsweise das Wachsausschmelzverfahren, der offene oder verdeckte Herdguss, der Kokillenguss, der Schleuderguss, der Sandguss und der Ossa Sepia Guss[586]. Die Legierung wird in geschmolzenem Zustand in eine Form gegossen, deren Oberflächengestalt sie nach dem Erkalten wiedergibt. Charakteristisch ist eine raue, unebene Oberfläche, die sog. Gusshaut[587], die auf einer Rahmenhälfte der Spange Kat.-Nr. 4 erhalten geblieben ist. Ebenfalls charakteristisch sind sog. Gusslunker, Hohlräume die an oder in einem Gussstück durch Volumenverminderung beim Erstarren des Metalls entstehen[588]. Gusslunker sind besonders ausgeprägt auf den Rahmen der beiden Spangen Kat.-Nr. 1 und 2 zu beobachten (**Abb. 98**).



Abb. 98 Gusslunker auf dem Rahmen der Spange Kat.-Nr. 1. – (Foto A. Scholz).

– Biegen

Das Biegen ist eine weitere formgebende Technik, bei der das Metall durch Einwirken äußerer Kräfte elastisch und plastisch verformt wird. Die plastische Umformung, bei der das Metall bei Entlastung nicht wieder seine ursprüngliche Form annimmt, wird erreicht, indem beim Biegen die Elastizitätsgrenze des Metalls überschritten wird, sodass es zu Gefügeveränderungen kommt[589]. Insbesondere an den plastisch gearbeiteten Händen der Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6 sind die Abdrücke der Biegezangen deutlich zu erkennen (**Abb. 99**). Dagegen ist nicht eindeutig zu erkennen, ob der trapezförmige Rahmen des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31 aus einem Silberstreifen gebogen oder aus vier Einzelblechen zusammengelötet wurde.

– Trennen, Schneiden, Sägen

Bei der sternförmigen Fibel Kat.-Nr. 10, dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 und den Spangen Kat.-Nr. 16, 17 und 19 ist nicht eindeutig zu erkennen, wie die Grundformen jeweils aus einem Silberblech hergestellt wurden. Prinzipiell sind drei Verfahren möglich:

1. das »Trennen«, wobei ein senkrecht stehender Keil oder Meißel mit einer ausreichend großen Kraft, beispielsweise durch einen Hammerschlag, in das Metall eindringt und den Zusammenhalt des Gefüges zerstört[590],
2. das Schneiden also die spanlose Trennung eines Werkstoffs mittels Meißel, Blechschere oder anderem Schneidwerkzeug[591],
3. das Sägen, wobei die Zähne des Sägeblatts als spanabhebende Keile wirken[592].

585 Foltz 1983, 255.
586 Krabath 2001, 328. – Zu den Techniken ausführlich Brepohl 1994, 152-164.
587 Bühler 2004b, 376-378.
588 Brepohl 1994, 150-151. – Schumann u. a. 2005, 482-485.
589 Brepohl 1994, 237-238. – Krabath 2001, 325.
590 Brepohl 1994, 202.
591 Brepohl 1994, 297. – Krabath 2001, 333.
592 Brepohl 1994, 204.

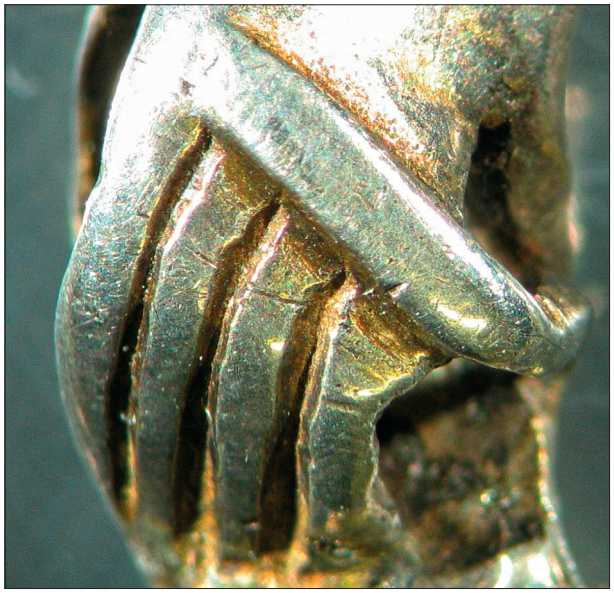


Abb. 99 Zangenabdrücke an den Händen der Handtruwebtratze Kat.-Nr. 6. – (Foto A. Scholz).

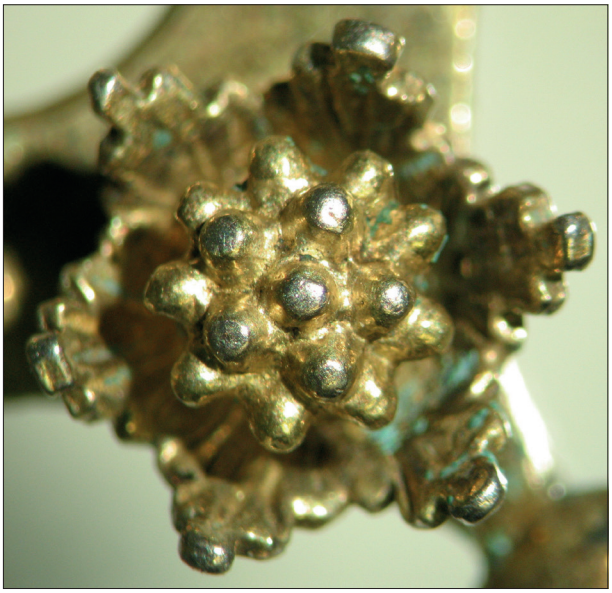


Abb. 100 Viel überschüssiges Lot zwischen den Granalien an den beerenartigen Blüten auf der Spange Kat.-Nr. 17. – (Foto A. Scholz).

Wahrscheinlich wurden die Grundplatten der Schmuckstücke mit scharfkantigen Trennmeißeln aus den jeweiligen Blechen herausgeschnitten beziehungsweise -gehauen[593].

Verbindungstechniken

Kompliziert aufgebaute Schmuckstücke können unter Umständen einfacher herzustellen sein, indem sie aus Einzelteilen zusammengefügt werden, anstatt sie im Ganzen zu gießen oder umzuformen. Metallische Werkstoffe lassen sich durch Löten oder Schweißen fest miteinander verbinden, wobei in der Regel eine nachträgliche Öffnung der Verbindung bei den sog. stoffvereinigenden Fügeverfahren nicht mehr möglich ist[594]. Bei den aus mehreren Einzelteilen zusammengesetzten Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus wurden diese sämtlich durch Löten beziehungsweise Vernieten oder Verstiften miteinander verbunden. Die Technik des Schweißens wurde nicht nachgewiesen.

– Löten

Das Löten ist die bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus am häufigsten angewandte Verbundmethode, bei der metallische Werkstücke mittels geschmolzener metallischer Bindemittel (Lote) miteinander verbunden wurden[595]. Das Lot, das einen niedrigeren Schmelzpunkt aufweisen muss als der zu verbindende Werkstoff, besteht meist aus einer Legierung, selten aus reinem Metall. Gelötet wurde im offenen Feuer, ein schwieriges Verfahren das besonders bei Silber viel Erfahrung erfordert[596]. Die Hitzeentwicklung des Feuers musste mit dem Blasebalg genau gesteuert werden, da gleich hohe Temperaturen der zu verbindenden Einzelteile Bedingung ist für das gleichmäßige Fließen des Lotes. Bei Silber wirkt sich dessen ausgezeichnete Wärmeleitfähigkeit erschwerend aus, indem es schnell dazu neigt, sich an der Oberfläche zu verflüssigen oder ganz zu schmelzen. Lötungen in Silber sind nicht nur schwierig auszuführen, sondern auch schwer nach zu bearbeiten. Durch die Sprödigkeit des Silbers ist das Überschmieden der

593 Tegethoff 2002, 10.
594 Schumann u. a. 2005, 528.
595 Brepohl 1994, 319. – Wolters 1996b. – Schumann u. a. 2005, 528-530.
596 Sauter 2001, 289.

Lötstelle nur beschränkt möglich, da die Gefahr des Reißens der Naht bereits bei geringer Verformung gegeben ist.

Beim Aufbau komplizierter Objekte, die aus mehreren Einzelteilen zusammen gelötet werden, ist ein äußerst planmäßiges Vorgehen erforderlich. Möglichst viele Lötungen müssen gleichzeitig durchgeführt werden, da bei jedem weiteren Lötvorgang die Gefahr besteht, dass die zuvor gelöteten Verbindungen wieder schmelzen und sich lösen. Bei einigen Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 14-15. 18. 21) ist viel überschüssiges Lot zu beobachten (**Abb. 100**), ebenso angeschmolzene Oberflächen (Kat.-Nr. 22. 34) (**Abb. 101**).



Abb. 101 Angeschmolzene Oberfläche des herzförmigen Schmuckstücks Kat.-Nr. 34. – (Foto A. Scholz).

Zum Löten konnten verschiedene Lote verwendet werden. Die beiden wichtigsten waren die Reaktionslote und die Schlaglote[597]. Die Reaktionslote bestehen aus Kupfersalzen, die im Feuer zu metallischem Kupfer reduziert werden, welches mit dem Untergrund legiert. Die Schlaglote bestehen dagegen hauptsächlich aus dem zu lötenden Metall, das mit schmelzpunktsenkenden Metallen legiert ist. Das Löten von Edelmetallen mit Zinn beziehungsweise einer Zinn-Blei-Legierung wurde allgemein in den Handwerksordnungen ausdrücklich eingeschränkt, da sich Zinn ebenso wie Blei und Zink beim Glühen und Löten in Edelmetalle einfrisst. Daher wurde es allgemein bei Edelmetallen nur selten verwendet, allenfalls für Reparaturen.

Da die Lotstellen an den Schmuckstücken meist unzugänglich sind, konnte lediglich bei sechs Objekten im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus die Lotzusammensetzung analysiert werden[598]. Dabei handelt es sich in jedem Fall um Silberlegierungen mit einem Silbergehalt zwischen 54 % und 92 %. Hauptlegierungspartner ist meist Kupfer, dessen Gehalt zwischen 7 % und 36 % variiert (**Abb. 102**). Der Bleianteil beträgt hier zwischen 0,72 % und 4,94 %. Bei zwei Loten, beide an der Spange Kat.-Nr. 17, ist der Hauptlegierungspartner Blei mit einem Anteil von 6 % beziehungsweise 17,21 %. Der Kupferanteil beträgt 0,73 beziehungsweise 2,85 %. Alle Lote enthalten zudem Zink, das zwischen 0,11 % und 4,14 % variiert, und Gold, das einen Gehalt von 0,75-1,25 % aufweist. Mit dem sehr hohen Gold- und Quecksilbergehalt an zwei Probestellen wurde die anschließend aufgebrachte Feuervergoldung erfasst.

– Verstiften und Vernieten

Unter Verstiften und Vernieten sind mechanische Verbindungstechniken zu verstehen, die in der Regel nur mit einem größeren Aufwand, beispielsweise durch Zerstören des Nietkopfes, zu öffnen sind[599]. Insofern können sie ebenfalls als unlösbare Verbindungen betrachtet werden. Verstiftung bezeichnet die bewegliche Verbindung mehrerer Scharnierelemente mittels eines Scharnierstifts, entsprechend den Doppelösenscharnieren des Gürtels Kat.-Nr. 30 und der Verbindung von Schnalle und Beschlag der Schließe Kat.-Nr. 35. Dagegen wird bei der Vernietung zwischen einer losen Nietung und einer Festnietung unterschieden. Bei

597 Sauter 2001, 290.
598 **Tab. 81**: Lot.
599 Ausführlich Brepohl 1994, 356.

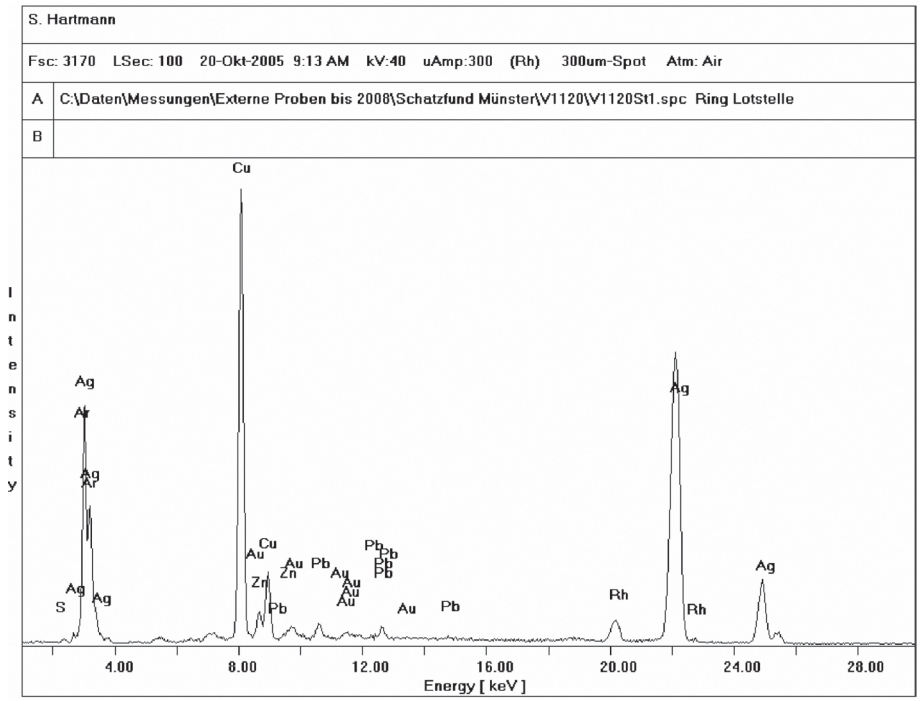


Abb. 102 Röntgenfluoreszenzspektrum Lot (Kat.-Nr. 33, St 1).

der losen Nietung bleiben die verbundenen Teile gegeneinander beweglich, wie beispielsweise an den Korallenperlen der Spange Kat.-Nr. 16 und dem Rundstab des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31. Dagegen werden die Einzelteile bei der Festnietung starr miteinander verbunden, entsprechend den auf die Grundplatten genieteten Steinfassungen und Dekorelementen des Gürtels Kat.-Nr. 30, der Fibeln Kat.-Nr. 10 und 13 sowie der Spange Kat.-Nr. 17.

Oberflächengestaltung

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zeigen verschiedene Metallbearbeitungstechniken, die im Anschluss an den eigentlichen Herstellungsprozess der Veredelung der Objektoberfläche dienten. Neben der Verleihung spezieller optischer Eigenschaften, besonders bei dekorativen Beschichtungen, kann auch die Verbesserung der Widerstandsfähigkeit gegen Korrosions- und Verschleißerscheinungen beabsichtigt sein. Somit werden das Aussehen, der Einsatzbereich und die Korrosionsbeständigkeit des jeweiligen Objekts entscheidend beeinflusst. Metalle werden mit anderen Metallen überzogen, mit anderen Materialien beschichtet und/oder mit mechanischen Techniken gestaltet[600].

– Granulieren

Das Granulieren nimmt eigentlich eine Zwischenstellung zwischen Verbindungs- und Dekortechnik ein, wobei der Ziercharakter am Objekt in den Vordergrund rückt. Bei der Granulation werden kleine Metallkügelchen, die Granalien, in unlösbarer Verbindung mit einer Metalloberfläche verlötet beziehungsweise verschweißt[601]. Diese sehr alte Metallverzierungstechnik ist bereits um 2500 v. Chr. an den Beigaben der Königsgräber von Ur belegt und findet sich häufig an spätmittelalterlichen weltlichen und kirchlichen Goldschmiedewerken. Granalien sind als dekorative Elemente auf den Ringspangen Kat.-Nr. 17 und 18 sowie in Form von Filigran auf dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 angebracht.

600 Schumann u. a. 2005, 535. – Ruthenberg 1996, 145.

601 Brepohl 1994, 352. – Roth 1986, 56-57 bes. Abb. 26.

– Gravieren

Das Gravieren stellt eine typische spanabhebende Technik dar, bei der mit einem Stichel Metallspäne aus der Grundplatte herausgelöst werden, sodass die gewünschte Form erhaben stehen bleibt[602]. Mit der sog. Flachstichgravur wurden die gravierten Blätter an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 9-12, 16 und 30, die Inschriften auf den Schmuckstücken Kat.-Nr. 6-7 und 27, die Drachendarstellungen an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 23 und 32, die Hände und Manschetten an den Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6, das Schneiderzunftwappen der Spange Kat.-Nr. 5 und die Strichverzierung auf der Schiene des Fingerrings Kat.-Nr. 25 aus der Metalloberfläche herausgearbeitet.

– Punzieren und Ziselieren

Die Techniken des Punzierens und des Ziselierens entsprechen sich weitestgehend. Es handelt sich jeweils um eine nicht spanabhebende, sondern materialverdrängende Technik, bei der das Metall mittels eines sog. Punzens und eines speziellen Hammers aufgewölbt oder vertieft wird[603]. Beim Punzieren werden punktuelle Strukturen erzeugt, wie die das Drachengefieder andeutenden Dreiecke auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, wohingegen beim Ziselieren linear beziehungsweise reliefartig aufgewölbte oder vertiefte Strukturen entstehen. Das sog. Gussziselieren dient der Nachbehandlung und Überarbeitung von Gussstücken, das Treibziselieren dagegen der Gestaltung von Reliefs bei unveränderter Blechstärke. Das Treibziselieren wurde zur Gestaltung der Drachenköpfe auf den Schultern des Fingerrings Kat.-Nr. 23 eingesetzt.

– Feuervergoldung

Die Mehrzahl der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind zumindest partiell vergoldet. Das Vergolden erlaubt es, Gegenstände aus billigerem Material optisch aufzuwerten beziehungsweise in manchen Fällen massives Gold vorzutäuschen. Der Goldüberzug ist zudem ein idealer Korrosionsschutz für unedlere Metalle, beispielsweise Silber. Dem Vergolden dienten häufig eingeschmolzene ältere Goldmünzen, seltener goldene Schmuckstücke[604].

Die Materialanalysen ergaben, dass bei den Schmuckstücken des Schatzfunds aus dem Stadtweinhaus jeweils die Technik des Feuervergoldens eingesetzt wurde, die bereits in römischer Zeit üblich war und bis ins 19. Jahrhundert Anwendung fand[605]. Die Feuervergoldung zeichnet sich durch einen vergleichsweise hohen Quecksilbergehalt aus, der bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zwischen 0,63 % und 13,35 % variiert, mehrheitlich jedoch über 6 % liegt (**Abb. 103**)[606].

Heute wird die Technik des Feuervergoldens praktisch nicht mehr angewendet, da die entstehenden Quecksilberdämpfe hochgiftig sind und die Feuervergoldung durch galvanische Vergoldungstechniken verdrängt wurde. Der durch Feuervergoldung entstandene Goldüberzug ist grundsätzlich matt, weshalb er auch im Falle der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in einem letzten Arbeitsschritt nachpoliert wurde. Vorteilhaft bei der Feuervergoldung ist, dass ein sehr dicker und haltbarer Feingoldniederschlag erzielt werden kann, der insbesondere auf den Gliedern des Plattengürtels Kat.-Nr. 30 erstaunlich dick ausgeprägt ist.

– Niellieren

Bei dieser Technik der Oberflächengestaltung werden dunkelgraue, -braune, -blaue bis tiefschwarze Schwermetallsulfide als Farbkontrast auf Rezipienten aus Edel- oder Buntmetall, meist Silber, aufgeschmolzen[607].

602 Brepohl 1994, 417.
603 Ebenda 425.
604 Fritz 1982, 14.
605 Zur Geschichte und Technik der Feuervergoldung: Anheuser 1999. – Brepohl 1994, 401-404. – Roth 1986, 54. 56 Abb. 25.
606 **Tab. 82**: Feuervergoldung.
607 Brepohl 1994, 49. – LexMA VI (1993) 1145 s. v. Niello [J. Wolters]. – Wolters 1996a. – Roth 1986, 55 Abb. 24.

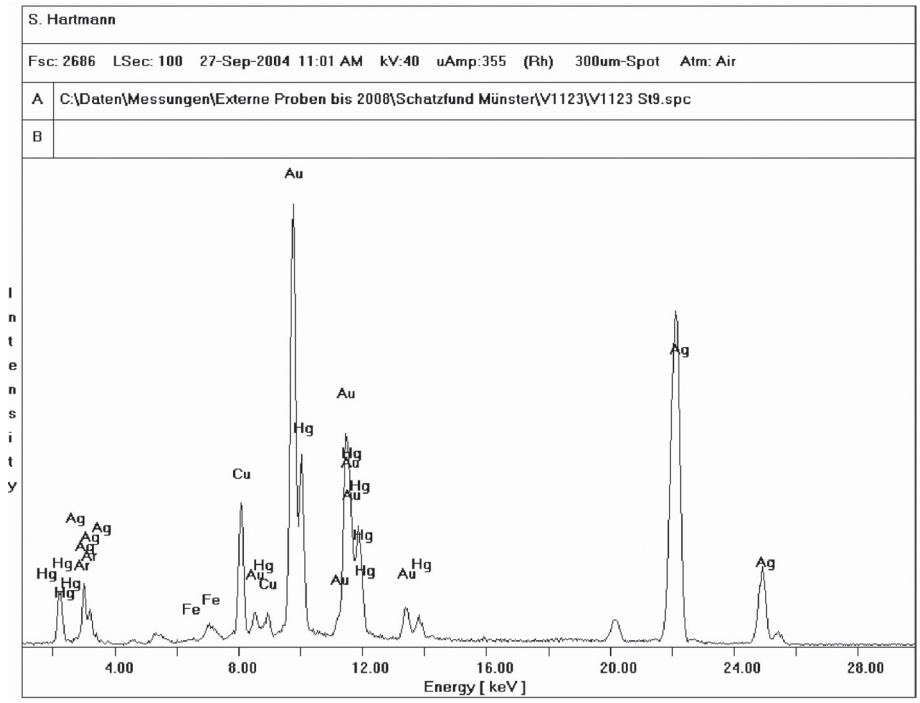


Abb. 103 Röntgenfluoreszenzspektrum der Feuervergoldung (Kat.-Nr. 7, St 9).

Dabei werden Legierungen mit hohem Schmelzbereich bevorzugt, etwa Ag 970. Am besten wäre Feinsilber geeignet, dessen geringe Festigkeit und Härte sich jedoch nachteilig beim Arbeitsprozess auswirken kann.
Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befinden sich zwei mit Niello verzierte Ringspangen, beides Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 5 und 6). Niellierte Handtruwebratzen sind in den Zunftordnungen von Riga (1360 und 1542), Wismar (1380 und 1403) und Lübeck (1492) als Meisterstücke vorgeschrieben. Die Zunftordnungen belegen nicht nur die Verwendung von Niello bei Meisterstücken, sondern indirekt auch die weite Verbreitung niellierter Goldschmiedearbeiten in den wohlhabenderen Bevölkerungsschichten[608]. In den Gildeordnungen des hansischen Raums wird als Meisterstück mehrmals das Niellieren für jeweils eine »braze« (Spange, Brosche) und »biworp« (Messergriffschale) vorgeschrieben.
Von den grundsätzlich drei bestehenden Möglichkeiten zum Auftragen der Niellomasse, der flächendeckenden (»Niellobeschichtung«), der Bemalung (»Niellomalerei«) und der Inkrustation in Vertiefungen (»Niellooinlass«)[609], kam bei den Schmuckstücken des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus letztgenannte zum Einsatz, wobei in beiden Fällen die Vertiefungen durch Gravur herausgearbeitet wurden.
Mehrere antike, mittelalterliche und neuzeitliche Beschreibungen der Goldschmiedekunst überliefern sowohl Angaben zur Technik des Niellierens, als auch diverse Rezepturen für die Zusammensetzung der Niellomasse[610]. In der Antike und im Frühmittelalter wurde nahezu ausschließlich reines Silbersulfid oder Silber-Kupfersulfid verwendet, wohingegen ab dem 11. Jahrhundert vor allem Silber-Kupfer-Bleisulfid zur Herstellung der Niellomasse diente[611], so auch bei der Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 (**Abb. 104**). Die Zusammensetzung wurde an insgesamt 30 Punkten auf der Oberfläche gemessen. Der Silbergehalt variiert zwischen 12,42 % und 59,29 %, der Kupfergehalt zwischen 13 % und 32,45 %, der Bleigehalt zwischen

608 Rosenberg 1925, 55-57 mit einer Auflistung der entsprechenden Auszüge aus den Zunftordnungen.
609 Bühler 2004b, 408.
610 Ausführliche Beschreibungen der Technik liefern Theophilus Presbyter: Brepohl 1999, Bd. 2, 77-79, 84, 114 und Benvenuto Cellini: Brinckmann 1867, 50-53. – Zum Charakter der Schriftüberlieferung Wolters 1996a, 169-170.
611 Wolters 1996a mit tabellarischen Gegenüberstellungen von antiken bis neuzeitlichen Niellorezepten und Analysenergebnissen; hierzu auch Bühler 2004b, 409-410.

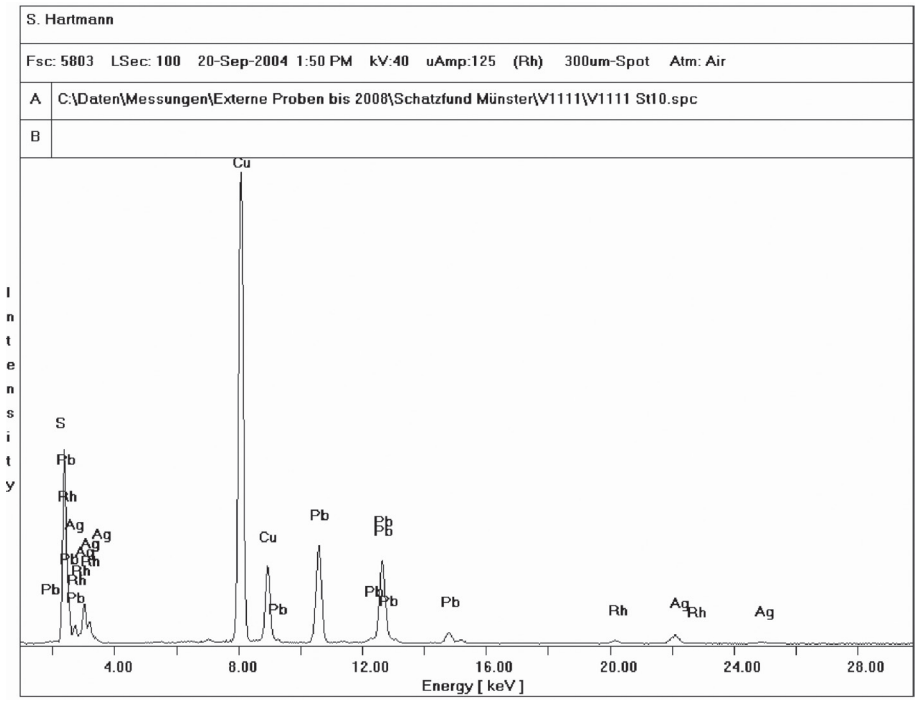


Abb. 104 Röntgenfluoreszenzspektrum Niello (Kat.-Nr. 6, St 10).

20,69 % und 29,63 % und der Schwefelgehalt zwischen 14,06 % und 20,29 %[612]. Die zum Teil erheblich differierenden Messwerte zeigen eine starke Inhomogenität der Niellomischung an, die aus der Mischung ineinander unlöslicher Sulfide resultiert. Die unter dem Mikroskop erkennbare eutektische Struktur des Niellos, mit abgesetzten Kupfertropfen in der Masse, verweist auf die schmelzflüssige Aufbringung, im Gegensatz zur meist beschriebenen Technik der Aufsinterung pulverisierter Metallsulfidmischungen[613].
Da die Handtruwebratze mit nielliertem Wappenplättchen auf der Nadel (Kat.-Nr. 5) verschollen ist, konnte die Zusammensetzung und Struktur des Niellos hier nicht analysiert werden.

– Emaillieren

Email ist eine durch teilweises oder vollständiges Aufschmelzen entstandene, vorzugsweise glasig erstarrte Masse mit anorganischer, hauptsächlich oxidischer Zusammensetzung, die in einer oder mehreren Schichten auf metallische Werkstoffe, Glas oder keramische Werkstoffe aufgeschmolzen wurde[614]. Es handelt sich also um eine opake oder transluzide Glasmasse, die durch Hinzufügen von Metalloxyden unterschiedliche Farben annimmt. Ebenso wie beim Niellieren werden bei metallischen Trägern Legierungen mit hohem Schmelzbereich bevorzugt, da die Farbemails bei 750-800°C aufgeschmolzen werden. Heute wird meist wiederum Ag 970 verwendet[615].
Das Emaillieren ist eine der ältesten Oberflächengestaltungstechniken, die bereits im 12. Jahrhundert v. Chr. auf Zypern praktiziert wurde. Spätestens ab dem 13. Jahrhundert n. Chr. werden Emailarbeiten insbesondere auf Kunstobjekten der französischen Gotik von der sog. Limoger Schule beherrscht[616]. Das Emaillieren gehörte im Mittelalter zu den Tätigkeiten eines Goldschmieds, wie aus Gildeordnungen sowie den Beschreibungen Theophilus Presbyters[617] und Benvenuto Cellinis[618] hervorgeht. Die klassischen Verfahren des Gold-

612 Singulär auftretende deutlich abweichende Messwerte sind hier nicht berücksichtigt. **Tab. 83**: Niello.
613 Freundlicher Hinweis von S. Greiff, RGZM.
614 Brepohl 1992, 18.
615 Ebenda 49.
616 Gauthier 1972, 183-192.
617 Brepohl 1999, Bd. 2, 136-140.
618 Cellini 1974, 22-26. – Brinckmann 1867, 57-63.

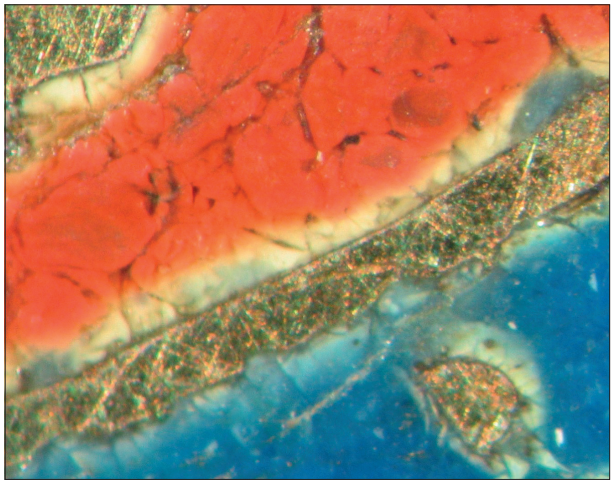


Abb. 105 An den Rändern weiß entfärbtes Email auf der Zierscheibe Kat.-Nr. 32. – (Foto S. Greiff, RGZM).

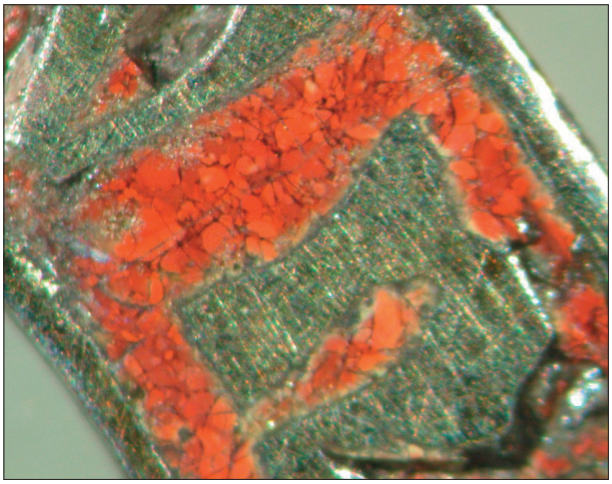


Abb. 106 Glasbruchstücke im roten Email auf der Ringspange Kat.-Nr. 7. – (Foto S. Greiff, RGZM).

schmiede-Emails sind das sog. Zellenemail (Email cloisonné), Filigranemail, Grubenemail (Email champlevé), Körperemail, Fensteremail und Maleremail[619].

Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind mit der Ringspange Kat.-Nr. 7 und der Zierscheibe Kat.-Nr. 32 zwei mit Email verzierte Schmuckstücke enthalten[620]. In beiden Fällen handelt es sich um Grubenemail, das in mit dem Stichel aus der Metalloberfläche gehobene Vertiefungen eingeschmolzen wurde. Der Metallträger besteht jeweils aus feuervergoldetem Silber. Die Verwendung von Silber als Trägermetall beziehungsweise Emailrezipient hat zwar Vorzüge, indem das Feinsilber wegen des hohen Schmelzpunktes (1060,5°C) beim Aufglühen der Emailschmelze kaum gefährdet ist und die Leuchtkraft der aufgeschmolzenen, durchsichtigen Farbemails optimal gefördert wird, allerdings auch erhebliche Nachteile. So kann es zur vollständigen Auflösung dünner Silberstege und -folien kommen, außerdem ist die Haftfähigkeit des Emails auf Silber durch die fehlende chemische Bindung und infolge der höheren Wärmedehnung relativ gering. Schließlich kann es zu Reaktionen des Silbers mit Bestandteilen des aufschmelzenden Emails kommen, wodurch sich Farbveränderungen ergeben können[621]. Sowohl auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 als auch der Ringspange Kat.-Nr. 7 ist in den Kontaktbereichen von Email zu Metall eine Entfärbung des Emails erkennbar, sichtbar als weißer Rand, was vermutlich auf eine beim Herstellungsprozess erfolgte Redoxreaktion zurückzuführen ist[622] (**Abb. 105-106**).

Auf beiden Schmuckstücken wurde opakes rotes Email aufgebracht, auf der Zierscheibe zusätzlich blaues Email[623]. Die Rotfärbung der an sich farblosen Glasmasse wurde durch den Zusatz von Kupfer(I)-oxyd (Cu_2O) erzielt (**Abb. 107**). Das Aufschmelzen unterlag besonderen Schwierigkeiten, da das Kupfer(I)-oxyd beim Erhitzen zu Kupfer (II)-oxyd (CuO) wird und damit eine grünliche Färbung annimmt. Um die Rotfärbung zu erhalten, durfte die Masse unter möglichst reduzierenden Bedingungen nur soweit erwärmt werden, dass sie weich wurde und in die dafür vorgesehenen Stellen hineingedrückt werden konnte[624]. Daraus resultiert eine meist inhomogene Schmelze, die unter dem Mikroskop deutlich zu erkennen ist und den optischen Ein-

619 Zu den Techniken: Haseloff 1989. – Brepohl 1992, 92-110. – Ward 1987, 13-14.

620 Die Angaben zur anzunehmenden Emaillierung der Schmuckstücke aus dem Stadtweinhaus verdanke ich M. Fecht †, RGZM.

621 Rot-Töne können dunkelbraun werden, opalisierende Emails werden gelblich bis braun, undurchsichtiges Weiß bekommt gelbe Ränder.

622 Freundlicher Hinweis von T. Häger, Mainz.

623 **Tab. 84**: Email.

624 Haseloff 1989, 197.

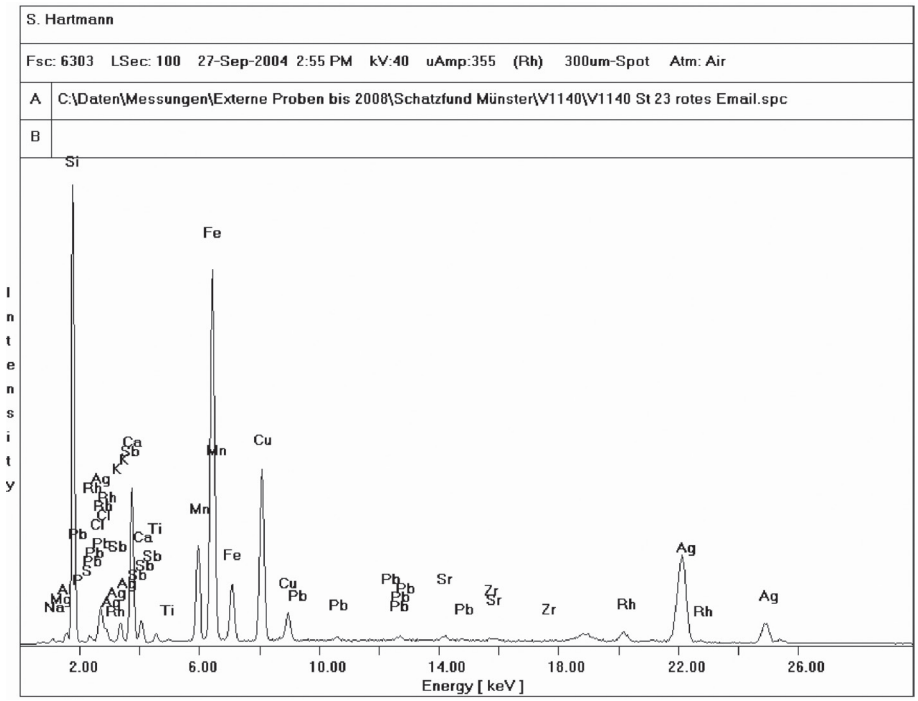


Abb. 107 Röntgenfluoreszenzspektrum rotes Email (Kat.-Nr. 32, St 23).

druck kleiner Glasbruchstücke erweckt. Die Herstellung blauer Emails ist dagegen weit weniger schwierig, weshalb eine homogenere Schmelze erzielt werden kann. Dunkelblaues Email wurde durch den Zusatz von Kobaltoxyd (CoO) hergestellt, der Zusatz von Kupfer führt zu einer blasseren Blaufärbung. Das blaue Email auf der Zierscheibe Kat.-Nr. 32 weist einen hohen Kobaltgehalt und einen ebenfalls relativ hohen Kupfergehalt auf. Die Matrix besteht aus Natronglas (Abb. 108). Dagegen unterscheidet sich die Glasmatrix der roten Emails auf der Zierscheibe Kat.-Nr. 32 und der Ringspange Kat.-Nr. 7. Während es sich in erstgenanntem Fall wiederum um Natronglas handelt, weist die Matrix im zweiten Fall einen deutlichen Kalium- und Natriumgehalt auf, womit es sich tendenziell um Pottascheglas handelt.

Dass die Emaillierung von Schmuck und sonstigen Goldschmiedeerzeugnissen im Spätmittelalter sehr beliebt und weit verbreitet war, ist diversen Goldschmiedeordnungen hansischer Städte zu entnehmen[625] sowie mehreren Sittengesetzen, beispielsweise dem 1348 von Alfonso XI. von Kastilien erlassenen, in dem er sich besonders gegen Gold-, Silber- und Emailverzierungen an der Kleidung aussprach[626]. Auch anhand der in Kirchenschätzen und weltlichen Kunstkammern überlieferten emaillierten Objekte ist deren einstige Vielfalt noch zu erahnen[627].

An obertägig überlieferten Objekten sind die Erhaltungsbedingungen für Email ungleich besser als auf Bodenfunden, wo es durch Verwitterungsprozesse rasch zu Veränderungen der ursprünglichen Emailfarben bis hin zum Zerfall des Emails zu einem grau-weißen oder grünen Pulver kommt[628]. Demnach könnten mehrere Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ursprünglich emailliert gewesen sein. Neben der angeschmolzenen Oberfläche der Grundplatte des herzförmigen Schmuckstücks Kat.-Nr. 34 könnten die höher gesetzten Zierelemente der Fibel Kat.-Nr. 10 und des Gürtels Kat.-Nr. 30 auf eine ehemalige

625 Auflistung bei Rosenberg 1925, 56-57.
626 Cherry 1987, 53.
627 Vgl. z. B. Rossi 1974. – Gauthier 1972. – Fritz 1982. – Lightbown 1992. – Swarzenski u. a. 1986. – Katalog Köln 1985. – Cocks 1982. – Fingerlin 1971.
628 Haseloff 1989, 199.

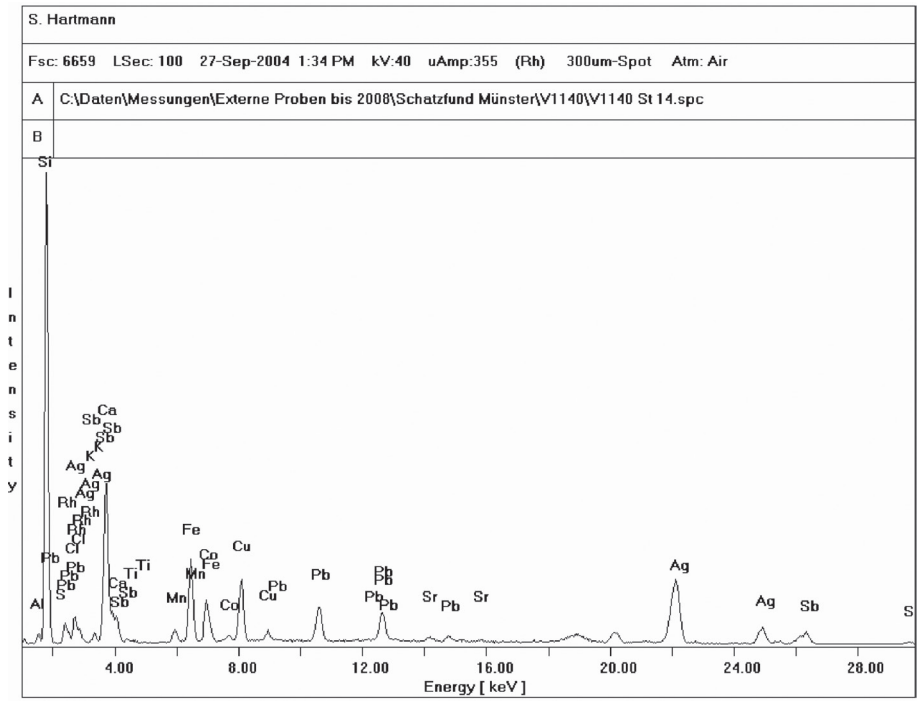


Abb. 108 Röntgenfluoreszenzspektrum blaues Email (Kat.-Nr. 32, St 14).

Emaillierung der Grundplatten hindeuten[629]. Die Verzierung mit Email, Edelsteinen und figürlichen Darstellungen ist für Beschläge von Scharnier- beziehungsweise Plattengürteln auch schriftlich bezeugt[630]. Des weiteren könnten die Blatt- und Blütenornamente der Schmuckstücke Kat.-Nr. 8-12, 16-17, 25 und 30, die Drachenköpfe auf den Schultern der Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24, die Masken auf den Schmuckstücken Kat.-Nr. 8-10 und die Hände der Handtruwebratzen Kat.-Nr. 3-6 durchaus mit Email überzogen und farblich hervorgehoben gewesen sein[631]. Allerdings erbrachten die naturwissenschaftlichen Analysen keinen Nachweis von Emailresten, was auf die sorgfältige Reinigung der Schmuckstücke nach deren Entdeckung zurückzuführen sein könnte.

Steinbesatz

Der Besatz mit verschieden farbigen Edel- und Glassteinen ist nicht nur das häufigste, sondern auch das auffallendste Dekorelement auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus. Der ausführlichen Erläuterung der Steineinlagen ist ein Überblick über die diversen Fassungstypen vorangestellt.

Fassungen

Auf den insgesamt 20 Schmuckstücken, die mit Edelsteinen besetzt sind beziehungsweise waren, sind auffallend unterschiedliche Typen von Fassungen angebracht. Der am häufigsten vertretene Fassungstyp ist die

629 Ähnlich erhöhte Steinfassungen auf einer glatten Silberplatte sind auf der sog. Krone der hl. Kunigunde in der Schatzkammer der Residenz in München zu sehen. Hier konnten Emailreste festgestellt werden: Katalog Forchheim 2004, 246-247 Kat.-Nr. 83.

630 Fingerlin 1971, 150. – Erhaltene Gürtelglieder mit emaillierter Grundplatte: ebenda 306 Kat.-Nr. 2 und 411 Kat.-Nr. 332.

631 Erhaltene Beispiele, die allerdings in das 15., 16. und 17. Jh. datieren, in: Katalog London 1976, Taf. 26; Katalog Köln 1985, Bd. 1, Kat.-Nr. 105 (Titelbild); Gere 1987, 107 Nr. 221; Lindahl 2003, 141 Nr. 262. – Auch Benvenuto Cellini bemerkt, dass Email höchst mannigfaltige Verwendung fand, u. a. als Bemalung oder Überzug von Blättern, Früchten, Tieren und kleinen Masken an Schmuckstücken und anderen Objekten der Goldschmiedekunst: Brinckmann 1867, 63.

Kastenfassung oder Zarge, die auf 13 Schmuckstücken (Kat.-Nr. 8, 11-16, 18, 21-22, 25, 30 und 34) verwendet wurde. Dagegen finden sich Krappenfassungen lediglich auf fünf Schmuckstücken (Kat.-Nr. 10, 17, 23-24 und 26). Bei zwei Fingerringen (Kat.-Nr. 21 und 25) ist eine Kombination aus Kastenfassung mit aufgesetzten Krappen zur Fixierung der Steineinlage zu beobachten. Auf drei Schmuckstücke (Kat.-Nr. 13, 15 und 16) wurden Steine mittels Nietstiften montiert.

Die Kasten- oder Zargenfassung ist zwar gegenüber der Krallen- oder Krappenfassung die altertümlichere Fassungsform, allerdings ist die unregelmäßige Form der Zargenwandung ein neuer Typus, der ab der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzt. Dass die Fassung der natürlichen Steinform angepasst wurde und nicht umgekehrt, könnte mit dem hohen logistischen Aufwand bei Handel und Transport der entsprechend teuren orientalischen Edelsteine nach Europa zu erklären sein[632]. Dem entspricht, dass die Steine oft nur geglättet und poliert wurden, statt sie herunterzuschleifen und in eine bestimmte Form zu bringen. Dieses Phänomen ist besonders deutlich an den Ringspangen Kat.-Nr. 8 und 11 sowie am Gürtel Kat.-Nr. 30 ausgeprägt.

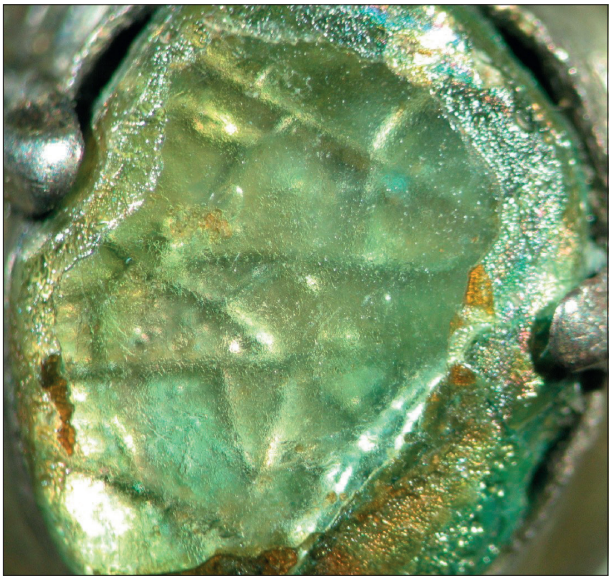


Abb. 109 Strukturierte Metallfolie unter dem grünen Glasstein des Fingerrings Kat.-Nr. 22. – (Foto S. Greiff, RGZM).

Krallen- oder Krappenfassungen kamen erst im 11. Jahrhundert auf[633]. Bei diesem offenen Fassungstyp (à jour) werden die Steine von kleinen Metallkrallen gehalten, sodass der Stein möglichst frei zu sehen ist. Daher sind Krappenfassungen in der Regel mit geschliffenen Steinen besetzt, so auch auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus.

Zur Verbesserung von Farbe und Glanz wurden Schmucksteine nicht selten mit Metallfolien hinterlegt[634]. Bei der durch den Glasstein des Fingerrings Kat.-Nr. 25 sichtbaren Struktur könnte es sich um eine derartige Folie handeln (**Abb. 109**)[635].

An einem im Lübecker Dom gefundenen Bischofsring des 13. Jahrhunderts wurde die in den Fassungen erhaltene Kittmasse mit naturwissenschaftlichen Methoden auf ihre Zusammensetzung hin untersucht[636]. Die dunkel gefärbte Kittmasse bestand aus Hanf- und Wollfasern, die mit Knochenleim zu einer semiplastischen Masse verkocht wurden. Somit besteht ein direktes Vergleichsbeispiel zu den Füllungen in den Fassungen der Spange Kat.-Nr. 12, allerdings konnten hier die eingebrachten pflanzlichen Fasern nicht näher identifiziert werden, da sie mit der braunen Kittmasse vollständig verklebt waren[637].

Eine weiße, aus Kalziumkarbonat beziehungsweise Gips bestehende, glasige oder emailähnliche Masse ist häufiger in Steinfassungen mittelalterlicher englischer Broschen zu finden[638], die den Füllungen der Kastenfassungen der Spange Kat.-Nr. 15 sowie der Fingerringe Kat.-Nr. 25 und 21 entsprechen. Derartige

632 Haedeke 2000, 100-103.

633 Ebenda 106-109.

634 Benvenuto Cellini berichtet über die Herstellung der Folien und beschreibt das Fassen unterschiedlicher Edelsteine. Am Beispiel eines Rubins führt er aus, wie er einen Strang mit Scharlachbeeren gefärbter Seide in kleine Stücke zerschnitt und diese in eine mit weichem, schwarzem Wachs gefüllte Kastenfassung drückte, bevor er den Stein darauf legte. Nach Cellinis Bericht erzielte er damit einen ähnlichen Effekt wie mit untergelegten Metallfolien: Brinckmann 1867, 65-71, bes. 66.

635 Vgl. Tegethoff 2002, 27.

636 Westermann-Angerhausen 1992, 27 Anm. 1.

637 Entsprechendes gilt für die Webart der Textilreste. Die Identifizierung der Textilfasern erfolgte mit Hilfe eines Binokulars durch R. Goedecker-Ciolek, RGZM.

638 Haedeke 2000, 168.

Kat.-Nr.	Objekttyp	Steinart
14	rautenförmige Spange	Glas
15	rautenförmige Spange	Koralle, Glas
16	rautenförmige Spange	Koralle, Glas
17	rautenförmige Spange	Glas
18	rautenförmige Spange	Glas
8	Ringspange	Koralle, Perle
11	Ringspange	Koralle, Glas
12	Ringspange	?
10	Fibel	Granat, Saphir
13	Fibel	Glas, Perle, Bergkristall
21	Fingerring	Granat, Perle
22	Fingerring	Glas, Bergkristall
23	Fingerring	Bergkristall, Glas
24	Fingerring	Glas
25	Fingerring	Glas
26	Fingerring	?
28	Fingerring	?
30	Gürtel	Granat, Saphir, Zirkon
34	Anhänger/Aufnähschmuck	Glas
36	Perle	Bergkristall

Tab. 10 Übersicht über die steinbesetzten Objekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus und die jeweils applizierte(n) Gesteinsart(en).

Füllungen hatten den Vorteil, dass der Stein in der Fassung bis zu einem gewissen Grad festgeklebt werden konnte.

Schmuck- und Edelsteine

Edelsteine sind häufig auf mittelalterlichen Goldschmiedeerzeugnissen zu finden. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind beziehungsweise waren insgesamt 20 Schmuckstücke mit Edelsteinen und/oder Glassteinen dekoriert (**Tab. 10**).

Im Mittelalter wurden Edelsteine als Schmuckmittel angesehen, darüber hinaus waren mit ihnen die verschiedensten magischen, medizinischen und mystischen Vorstellungen verbunden[639]. Sie galten als heil- und zauberkräftig und wurden zudem mit einer christlichen Symbolik belegt. Dem Gegensatz von christlich-allegorischem Verständnis der Edelsteine und deren magisch-alchemistischer Bedeutung begegnete die Kirche im 13. Jahrhundert mit einer eigenen Weiheformel für Edelsteine[640]. Allgemein galten sie als Symbole Christi, seiner Apostel und der Heiligen oder als Sinnbilder christlicher Tugenden.

Nennungen und Beschreibungen von Edelsteinen sind in der mittelalterlichen deutschen Dichtung sehr häufig zu finden, in unterschiedlichen literarischen Gattungen, wie der exegetischen Dichtung, der Liebespoesie, politischer Lyrik, novellistischen Erzählungen, Legenden, Romanen, Spielmannsdichtung und Heldensage[641]. Erste naturwissenschaftlich-mineralogische Ansätze sind zwar bereits in antiken und arabisch-mittelalterlichen Schriftquellen zu erkennen, insgesamt ist die mittelalterliche Schriftüberlieferung zu Edelsteinen jedoch stark geprägt von Beschreibungen der christlich-spirituellen Signifikanz der Edelsteine, zumal die Autoren der bedeutendsten überlieferten mittelalterlichen Edelsteinabhandlungen nahezu aus-

639 Diese magischen, medizinischen und christlich-allegorischen Qualitäten der Edelsteine erläutern mittelalterliche, enzyklopädische Steinbücher (Lapidarien): Häberli/Fellmann Brogli 2001, 275. – Zum Wissen über Edelsteine in der mittelalterlichen Literatur: Engelen 1978; Friess 1980, 1-38 und zur Verwendung von Edelsteinen im Mittelalter: Jülich 1992. – Zu Edelsteinen im Mittelalter allgemein: LexMA III (1986) 1560-1565 s. v. Edelsteine [V. H. Elbern].

640 LexMA III (1986) 1565 s. v. Edelsteine [V. H. Elbern].

641 Engelen 1978, 14.

Tab. 11 Häufigkeitsverteilung der Edel- und Schmucksteine auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nach Gesteinsarten.

Stein	Anzahl heute	rekonstruierte ursprüngliche Anzahl	Anzahl an Schmuckstücken mit den jeweiligen Steinen
Glas	31	42	12
Granat	28	36	3
Saphir	26	33	2
Perle	8	15	3
Koralle	6	12	4
Bergkristall	3	4	4
Zirkon	1	1	1

nahmslos große Theologen waren[642]. Die spirituelle Bedeutung der Edelsteine, wie in der Bibel-Allegorese thematisiert, bestimmt auch die Edelsteinbeschreibungen in der profanen Literatur[643].

Bei der Auswahl und Verwendung von Edelsteinen für mittelalterliche Goldschmiedearbeiten konnten folgende Aspekte sowohl für den Goldschmied als auch für den Auftraggeber relevant sein: die Steinfarbe, die den Steinen zugeschriebenen apotropäischen Eigenschaften sowie moralisch-allegorische Deutungen. Vom heutigen mineralogischen Standpunkt aus betrachtet ist das Wissen bezüglich Edelsteinen in Mittelalter und Antike allerdings als sehr gering einzustufen[644]. Wesentlichstes Merkmal eines Edelsteins im Mittelalter war seine Farbe. Seit der »*Historia naturalis*« des C. Plinius Secundus aus dem 1. Jahrhundert n. Chr. galt die Lehre der Unterscheidung der Steine nach ihren Farben, was zur Folge hatte, dass häufig verschiedenste Minerale aufgrund ähnlicher Farben mit demselben Namen bezeichnet wurden. Beispielsweise wurden unter dem Begriff »*Carbunculus*« die verschiedensten rotleuchtenden Steine wie Zirkon und Almandingranat subsummiert[645].

In der christlichen Farbsymbolik versinnbildlichen rote Edelsteine wegen der Farbbeziehung zum Blut das Martyrium, die Söhne Adams und die Inkarnation Christi, blaue Edelsteine den Himmel, grüne Edelsteine den Glauben und weiße Steine verkörpern die Reinheit und Göttlichkeit Christi[646]. Es ist davon auszugehen, dass für die Anordnung der Steine insbesondere auf liturgischem Gerät, die christliche Farb- und auch die Zahlensymbolik von Bedeutung waren[647]. Beispielsweise konnten Beziehungen zu Christus durch die Anordnung in Kreuzform, allgemein durch die Anbringung auf sakralem Gerät und/oder durch eine bestimmte Steinanzahl (4, 8, 12) hergestellt werden. Die Verwendung von Edelsteinen an liturgischem Gerät findet ihre Legitimation über Nennungen von Edelsteinen in der Bibel, die nach W. Zwickel[648] vor allem dazu dienen, »die eigentlich nicht fassbare Herrlichkeit Gottes anschaulich« zu machen.

Bei profanem Schmuck bleibt die Frage, ob und inwieweit Farb- und Steinkombinationen einen christlichen Sinn für den Goldschmied beziehungsweise dessen Auftraggeber ausdrücken sollten, letztlich offen, ebenso inwieweit eine Korrelation zwischen christlicher Sinndeutung der Steine in der mittelalterlichen Literatur und ihrer Verarbeitung in der zeitgenössischen Kunst vorausgesetzt werden kann. Jedenfalls gibt es immer wiederkehrende mittelalterliche Stein- und Farbkombinationen, die als Ausdruck des Zeitgeistes, des ästhetischen Empfindens und/oder älterer Traditionen zu bewerten sind[649]. Es stellt sich darüber hinaus die Frage, ob die Verwendung bestimmter Steine nicht auch beziehungsweise vielmehr durch deren Verfügbarkeit oder deren Handelsvolumen limitiert wurde (**Tab. 11**).

642 Verwiesen sei hier beispielhaft auf Marbod von Rennes, Hildegard von Bingen, Albertus Magnus und Arnoldus Saxo.
643 Engelen 1978, 9.
644 Friess 1980, 23.
645 Ebenda 25.
646 Ebenda 35-36.
647 Ebenda 39-55. – Lurker 1990, 87-89.
648 Zwickel 2002, 2.
649 Friess 1980, 55.

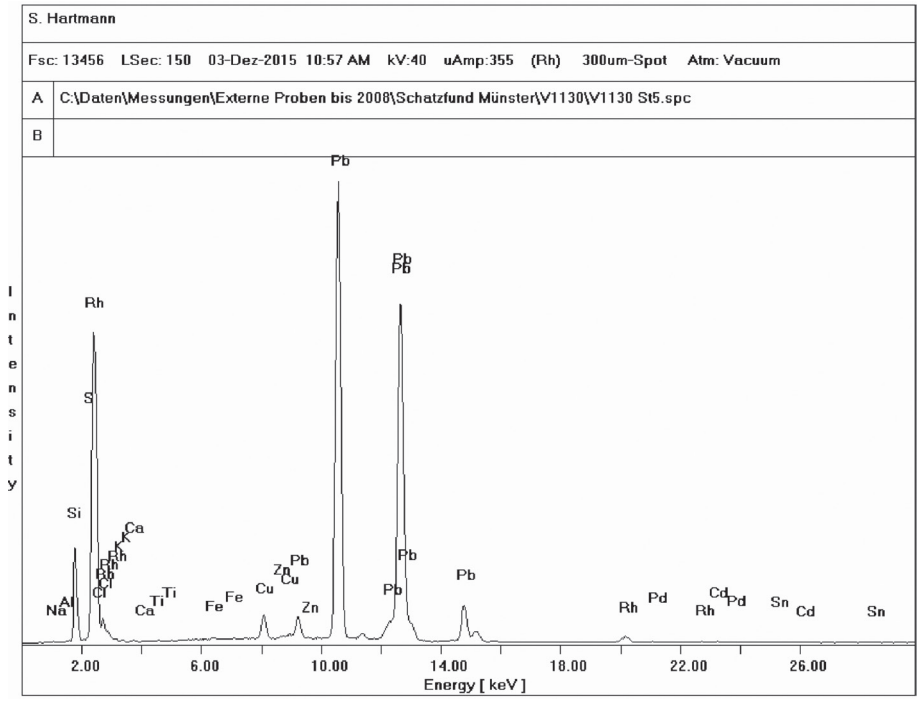


Abb. 110 Röntgenfluoreszenzspektrum grünes Glas (Kat.-Nr. 13, St 5).

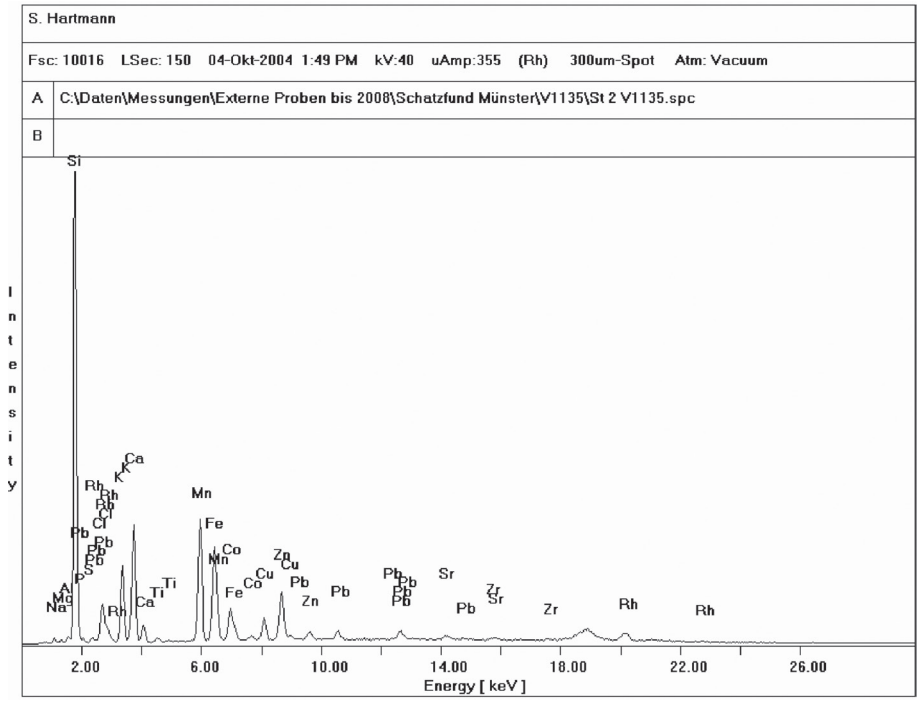


Abb. 111 Röntgenfluoreszenzspektrum blaues Glas (Kat.-Nr. 34, St 2).

– Glassteine

Glassteine wurden im Mittelalter zahlreich zu Dekorationszwecken verwendet. Sie bilden die größte Gruppe im Steinbesatz der Schmuckstücke des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus, wovon zwölf Objekte mit Glassteinen verziert sind. Es scheint, dass die Steinfarbe über den materiellen Wert dominierte, da Glassteine und Quarze sogar an qualitativ hochwertigsten Goldschmiedeerzeugnissen, beispielsweise dem Hein-

richs-Kreuz im Basler Münsterschatz (datiert um das Jahr 1000)[650] zu finden sind, teilweise neben oder zwischen Edelsteinen. Daraus ist zu schließen, dass die spirituelle oder okkulte Kraft primär in der Farbe und nicht in der jeweiligen Mineralart des Steins vermutet wurde. Auch Theophilus Presbyter berichtet, dass der Markt bereits im Altertum mit Edelsteinimitationen überschwemmt wurde[651].



Abb. 112 Perle aus Überfangglas auf der Spange Kat.-Nr. 18. – (Foto S. Greiff, RGZM).

Bei den Glassteinen der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus handelt es sich zumeist um grüne Glassteine, neben rot-braunen, blauen und farblosen. Bei den grünen Steinen handelt es sich um Bleigläser (**Abb. 110**), bei den blauen Steinen um kaliumreiche Silikatgläser (**Abb. 111**)[652]. Die braunen Glassteine auf den Spangen Kat.-Nr. 16 und 18 weisen einen hohen Kupfergehalt auf, wobei in zweitgenanntem Fall ein hellerer Glasstein mit einem Überzug aus dunklerem Glas versehen wurde. Möglicherweise wurde derart versucht, einen roten Stein zu imitieren (**Abb. 112**).

Die Glassteine treten in Kombination mit Korallen (Kat.-Nr. 11, 15 und 16), Perlen und Bergkristall (Kat.-Nr. 13) oder nur mit Bergkristall (Kat.-Nr. 22 und 23) auf. Am Fingerring Kat.-Nr. 23 und an der rautenförmigen Spange Kat.-Nr. 17 sind jeweils zweiteilige Steine, sog. Dubletten, angebracht, die im erstgenannten Fall aus einem oben liegenden Bergkristall mit darunter liegendem Glasstein besteht, im zweiten Fall bestehen beide Hälften aus farblosen Glassteinen. Zwischen den Steinhälften befand sich jeweils ursprünglich farbiger Lack oder Folie, die heute allerdings weitgehend verwittert sind. Bei diesen Dubletten handelt es sich höchstwahrscheinlich um bewusst ausgeführte Edelsteinimitationen.

Bemerkenswert ist, dass bei keinem der Schmuckstücke ein einzelner fehlender Edelstein durch einen Glasstein ersetzt wurde, sondern falls es zum Verlust eines oder mehrerer Edelsteine eines Schmuckstücks kam, wurden anscheinend die kompletten Sets getauscht. Allerdings ist diese Vermutung nicht sicher an den Objekten nachzuweisen.

– Granate

Granate wurden mit anderen roten Edelsteinen gemeinsam häufiger als »*Carbunculus*« beziehungsweise »Karfunkel« bezeichnet. Demnach wurde im Mittelalter nicht streng nach der Mineralart differenziert, womit erklärt werden könnte, weshalb sich ein Zirkon unter den Granaten auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30 befindet. Die Granate treten außer auf dem Gürtel sonst nur in Kombination mit Perlen (Kat.-Nr. 21) und insbesondere in alternierender Anordnung mit Saphiren (Kat.-Nr. 10 und 30) auf.

Die Bedeutung der Karfunkelsteine reicht bei den spätantiken und mittelalterlichen Autoren vom Arzneimittel gegen Kopfschmerzen bis hin zur Kennzeichnung als Licht des großen Wissens oder als Licht des Mitleids, das Maria in die dunkle Welt bringt, oder in ähnlichem Sinn als Wort Gottes[653]. Hieraus wird ersichtlich, dass die Faszination insbesondere von der großen Leuchtkraft vor allem der Almandingranate ausging.

650 Reiche u. a. 2004, 725; ebenso an der Dorotheen-Monstranz (um 1417/1420) aus dem Basler Münsterschatz: Hänni u. a. 1998.

651 Tegethoff 2002, 27.

652 **Tab. 85**: Glas.

653 Zur Bedeutung im Mittelalter: Friess 1980, 134-137 und bes. Greiff 1995.

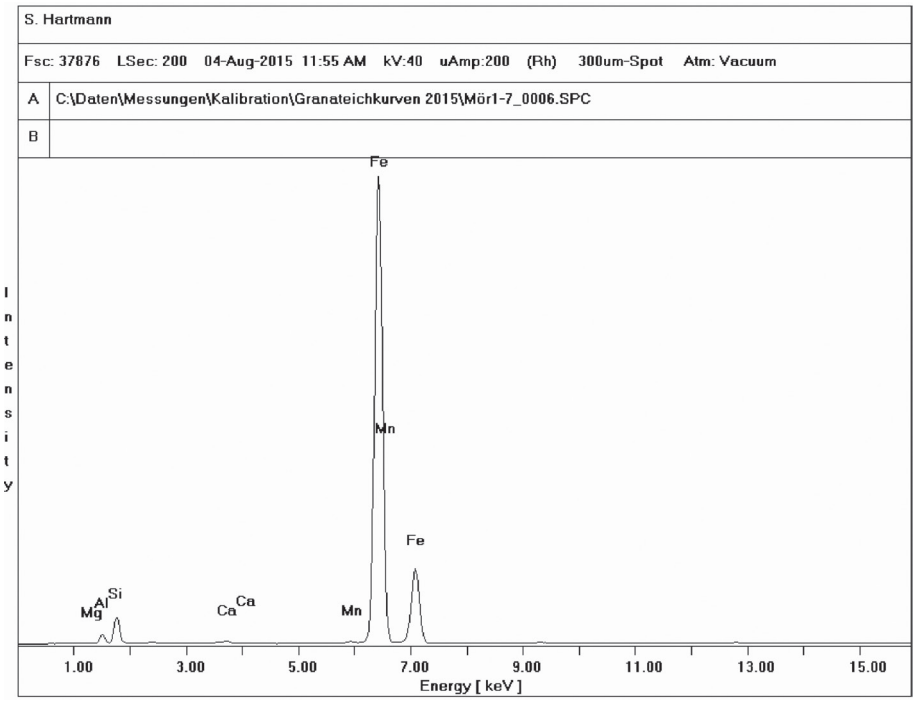


Abb. 113 Röntgenfluoreszenzspektrum Almandin (Kat.-Nr. 30, Stein 2).

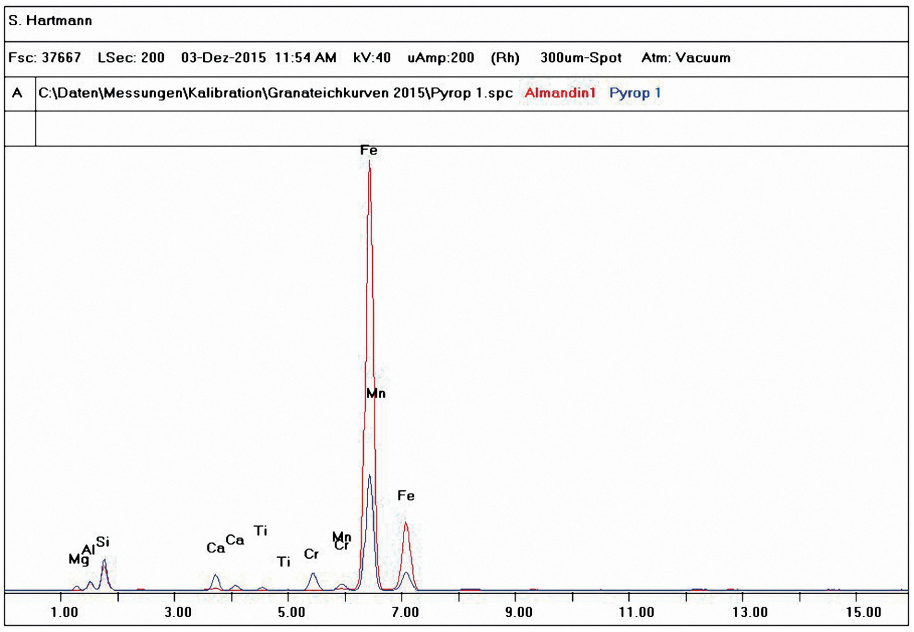


Abb. 114 Röntgenfluoreszenzspektrum pyropreicher Granat.

Almandingranate sind die am weitesten verbreitete Varietät des Granats[654]. In Edelsteinqualität stammen sie aus Ägypten, Indien und Sri Lanka sowie aus Pakistan, Myanmar, Thailand, Südaustralien, Brasilien und den USA. Weitere Fundstellen liegen im Zillertal, an verschiedenen anderen Stellen im Tauernfenster der Alpen, im Ötztal und in Bayern, sowie zahlreich in Skandinavien und Alaska. Plinius nennt als Fundorte Indien, Karthago (Libyen), Äthiopien, die Stadt Alabanda beziehungsweise Milet in Kleinasien und Lissabon. Karthago und Lissabon waren als zentrale Anlaufpunkte des damaligen Seehandels, Alabanda als ein Zentrum der Steinbearbeitung bekannt. Demnach dürfte es sich bei den von Plinius genannten Herkunftsorten und -regionen mehrheitlich um Umschlagplätze oder Schleifzentren, denn um tatsächliche Fundorte handeln[655].

654 Fehr 1995, 25.

655 Greiff 1995, 67; 1998, 601.

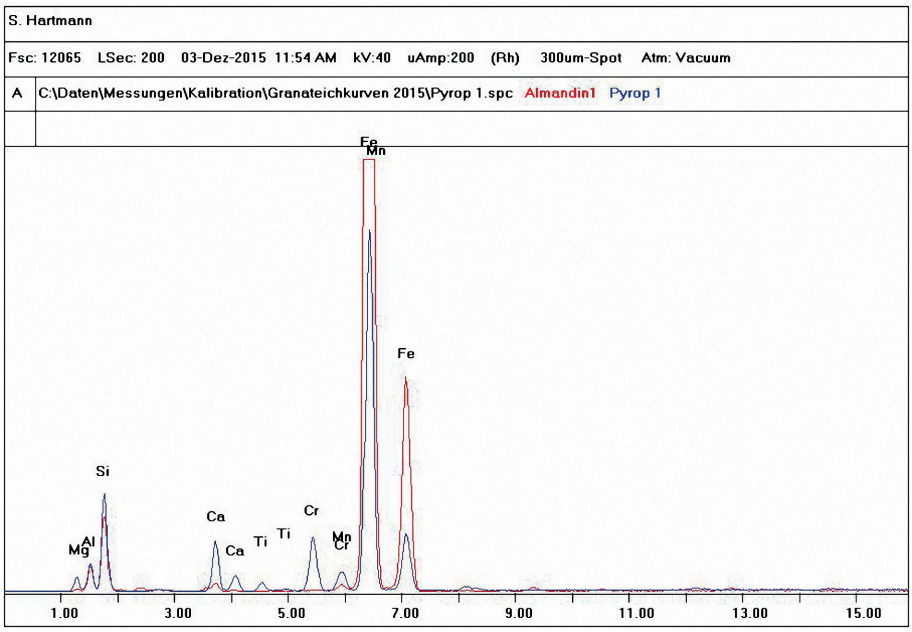


Abb. 115 Röntgenfluoreszenzspektrum intermediärer Granat.

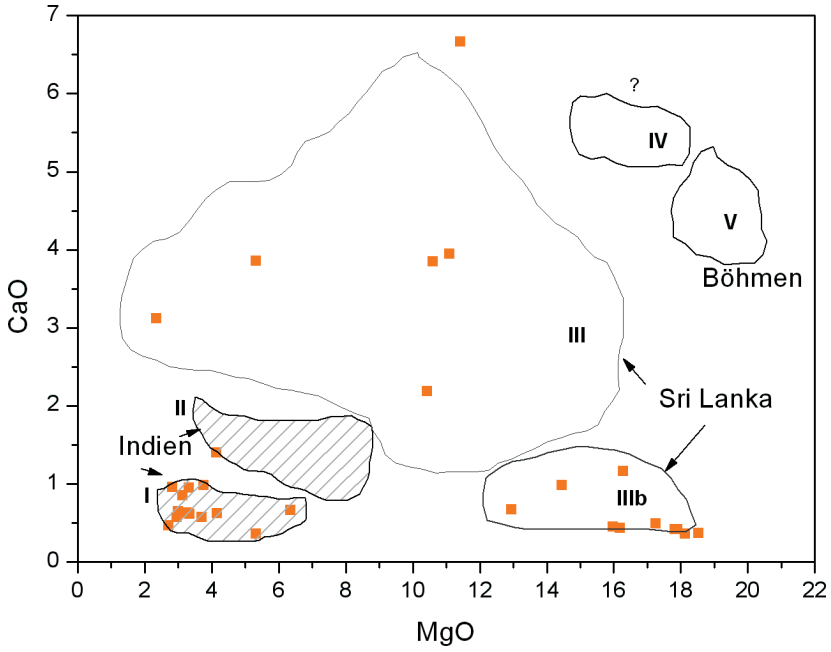


Abb. 116 Gruppierung der Granate im System CaO gegen MgO. – (Diagramm S. Greiff, RGZM).

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind mit Almandingranaten, almandinreichen, pyropreichen und intermediären Granaten besetzt (**Abb. 113-115**)[656]. Anhand des Vergleichs der Magnesiumoxyd- zu Calciumoxyd-Verhältnisse mit denjenigen von Referenzgranaten bekannter Provenienz lässt sich die Herkunft der Granate bestimmen. Demnach stammen die Almandine aus Indien, dagegen die pyropreichen, almandinreichen und die intermediären Granate aus Sri Lanka (**Abb. 116**).

Da sich die Spektren beispielsweise mit jenen von Almandingranateinlagen auf frühmittelalterlichen Schmuckstücken aus rheinfränkischen Gräberfeldern decken, kann eine Kontinuität in der Nutzung der Rohstoffquellen vom Frühmittelalter bis ins Spätmittelalter abgeleitet werden[657]. Dass die gemugelten Steine

656 **Tab. 86**: Granate. Zur Unterscheidung der Granatvarietäten: Weise 1995.

657 Zu den Analysen des frühmittelalterlichen Almandingranatschmucks rheinfränkischer Provenienz: Greiff 1998.

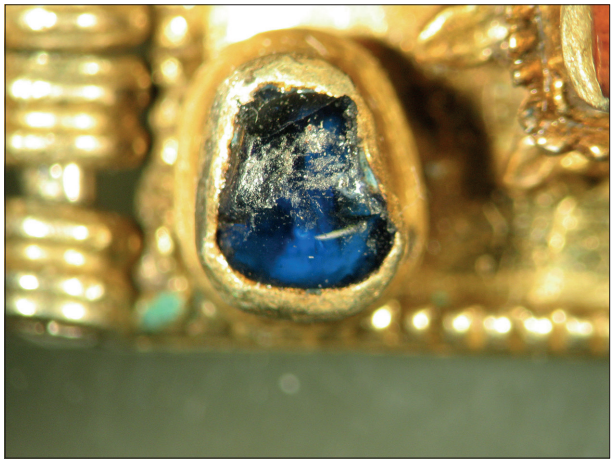


Abb. 117 Der kornblumenblaue Saphir auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30. – (Foto S. Greiff, RGZM).

aus umgearbeiteten Almandinen von frühmittelalterlichen Objekten stammen ist unwahrscheinlich, denn hier wurden vor allem flache Steineinlagen verwendet. Das Umschleifen in eine gemugelte Form ist praktisch auszuschließen, da es einen sehr hohen Materialverlust zur Folge hätte und als Ergebnis nur sehr kleine Cabochons zu erzielen gewesen wären[658].

– Saphire

Saphire sind nach den Granaten die am zweithäufigsten verwendeten Edelsteine auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, auf denen sie ausschließlich in Kombination mit Granaten auftreten (Kat.-Nr. 10 und 30).

Der blaue Saphir galt seiner Farbe entsprechend als Abbild des Himmels und findet beispielsweise bei Ezechiel 1,26 eine besondere Bewertung, indem der Thron Gottes als aus Saphiren bestehend beschrieben wird[659]. Daraus erklärt sich auch die bevorzugte Verwendung von Saphiren für Bischofsringe, wobei für die in Bischofsgräbern gefundenen Ringe nicht immer sicher zu entscheiden ist, ob es sich um eigens für die Bestattung hergestellte Ringe, um persönliche Schmuckstücke, um den Weihering oder um einen Pontifikalring des Verstorbenen handelt[660].

Der Saphir ist in der mittelalterlichen Literatur der Stein mit der meisten Wirkungskraft. Ihm wurde unter anderem die Fähigkeit zugeschrieben, vor Missgunst unverletzlich, vor Gott liebenswert und den Körper gesund zu machen, zudem sollte er gutes Aussehen verleihen. In Zusammenhang mit der Verwendung auf einem Gürtel (entsprechend Kat.-Nr. 30) erscheinen die Saphiren zugeschriebenen Fähigkeiten besonders interessant, Leibschmerzen und Verdauungsstörungen zu heilen, sowie unerwünschte Liebe bei Mann oder Frau zu verhüten, weshalb der Saphir auch als Sinnbild der Treue, der hingebungsvollen Liebe und Keuschheit gilt.

Wirtschaftlich bedeutende Lagerstätten befinden sich in Sri Lanka, wo Saphire bereits seit der Antike gewonnen werden, weiterhin in Kambodscha, Myanmar, Thailand und Australien[661]. Die begehrtesten Saphire mit einem seidig schimmernden, tiefen »Kornblumenblau« stammen aus Kaschmir (Indien)[662]. Dass Indien als das klassische Herkunftsland für Saphire gilt, dürfte großteils darauf zurückzuführen sein, dass der alte Edelsteinhandel von Europa aus gesehen vor allem über Indien ablief. Als »Fundort« wird von den historischen Autoren lediglich das Rote Meer angegeben[663].

Die Saphire auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 10 und 30) stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit überwiegend aus Sri Lanka, wobei der Gürtel (Kat.-Nr. 30) einen kornblumenblauen Saphir trägt, der entsprechend aus Kaschmir (Indien) stammen dürfte (**Abb. 117-118**)[664]. Eine sichere Herkunftsanalyse, wie etwa bei den Granaten, ist für Saphire nicht zu erbringen.

658 Freundlicher Hinweis von S. Greiff, RGZM.
659 Friess 1980, 32. 148-157. – Cherry 1987, 58.
660 Cherry 1987. – Katalog Basel 2001, 180-181, hier 181 Kat.-Nr. 60 [C. Ochsner].
661 Schumann 2002, 162. – Zu den europäischen Korundvorkommen, die allerdings kaum Kristalle in Edelsteinqualität liefern: Hochleitner 1998.
662 Freundlicher Hinweis T. Häger, Mainz.
663 Schwarz 1998, 14.
664 Freundlicher Hinweis T. Häger, Mainz.

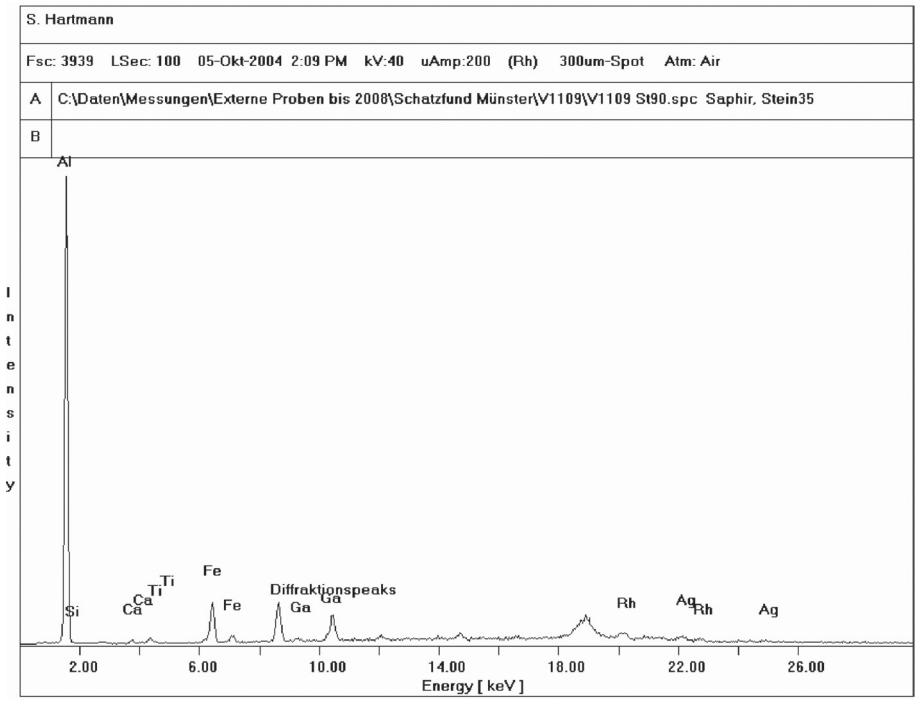


Abb. 118 Röntgenfluoreszenzspektrum kornblumenblauer Saphir.

– Perlen

Die Perle zählt wie die Koralle zu den organogenen Edelsteinen[665]. Perlen gehören zu den ältesten Schmuckobjekten und gelten in den heiligen Schriften der meisten Religionen als Symbol des Kostbaren, Edlen und Reinen. Sie waren insbesondere beliebt zur Verzierung christlicher sakraler Geräte, wofür die Kreuzzüge Europa eine Perlenflut bescherten[666]. Perlen finden sich sehr häufig als Dekoration auf weltlichen und kirchlichen Goldschmiedeerzeugnissen, ebenso häufig aufgenäht auf Textilien. Eine einzelne Perle wird der historischen Überlieferung nach als Sinnbild für Christus gesehen, dessen jungfräuliche Geburt mit der Entstehung der Perle in einer Muschel in Beziehung gesetzt wird[667]. Mehrere Perlen verkörpern die Heiligen, zwölf Perlen die Apostel. Perlen wurden als Heilmittel gegen Fiber, Kopfschmerzen und die Pest eingesetzt. Die Perle zeigt die vielfältigsten Kombinationsmöglichkeiten mit den anderen Glas- und Edelsteinen auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus (Kat.-Nr. 8, 13 und 21) und tritt lediglich nicht gemeinsam mit Saphiren auf demselben Schmuckstück auf. Als Fundorte geben die historischen Schriftsteller Indien, Arabien und Britannien an. Die meisten und qualitativ hochwertigsten Perlen wurden bereits in der Antike aus dem Orient importiert, insbesondere vom heutigen Arabisch-Persischen Golf[668]. Alte Fischgründe liegen darüber hinaus im Golf von Mannar, zwischen Indien und Sri Lanka.

Süßwasser- oder Flussperlen sind selten von guter Qualität und heute wirtschaftlich unbedeutend[669]. Süßwasserperlmuscheln kommen in den Breitenlagen des gemäßigten Klimas vor, allerdings sind sie vielerorts durch Gewässerverunreinigung ausgestorben. Im Mittelalter kam der Perlfischerei in Flüssen des Erz- und Fichtelgebirges, der Pfalz, des Bayerischen und Böhmerwaldes wie auch der Lüneburger Heide durchaus eine gewisse, heute allerdings nur schwer einzuschätzende Bedeutung zu.

Ob es sich bei den Perlen auf den Schmuckstücken des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus um Meer- oder Süßwasserperlen handelt, ist ohne Entnahme der Steine aus ihren Fassungen nicht zu entscheiden[670].

665 Feustel 1992, 45-49. – Schumann 1994, 216-230.
666 Feustel 1992, 45.
667 Friess 1980, 35. 144-149. – Lurker 1990, 270-271.
668 Sahrhage 2002, 99. – Schumann 1994, 224.
669 Schumann 1994, 225.
670 Freundlicher Hinweis S. Greiff, RGZM.

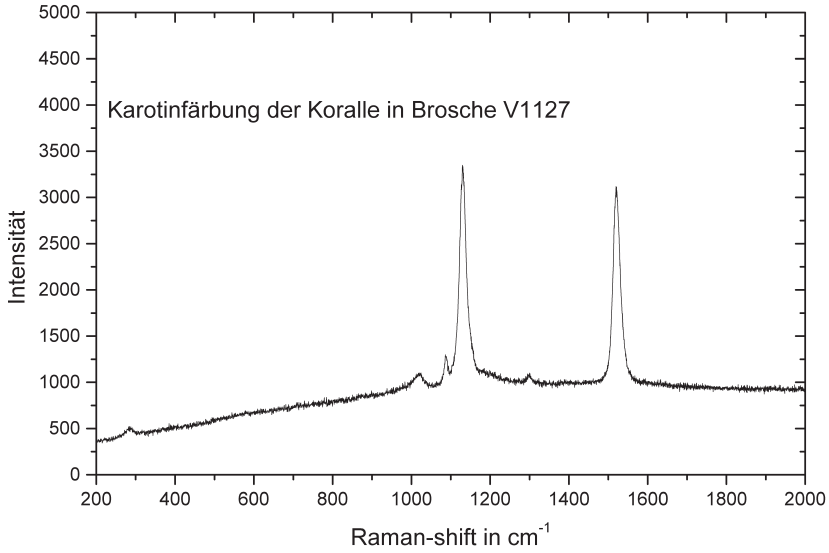


Abb. 119 Röntgenfluoreszenzspektrum Karotin (Kat.-Nr. 16).



Abb. 120 Die Dublette auf dem Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto A. Scholz).

– Edelkoralle

Die Edelkoralle (*Corallium rubrum*) ist im Mittelmeer weit verbreitet, weitere *Corallium*-Arten sind in Ostatlantik, Westatlantik und Karibik, auf Hawaii, im Westpazifik und im Indischen Ozean zu finden[671]. Sie wurde seit der Antike vielfach zu Schmuck verarbeitet. Zentrum des antiken Korallenhandels war Marseille (F). Die Korallen stammten überwiegend von den Iles d'Hyères, den Küsten Siziliens und den Ionischen Inseln. Heutige Zentren der Korallenfischerei befinden sich entlang der italienischen, französischen, dalmatinischen und nordafrikanischen Küsten sowie um die Ionischen Inseln, im Golf von Biscaya, entlang der Kanarischen Inseln, des Malayischen Archipels, der Midway-Inseln und Japan. Der Haupthandelsplatz ist heute Torre del Greco südlich von Neapel (I)[672].

Mittelalterliche Reliquiare wurden häufig mit ganzen Korallenästen verziert[673], wohingegen Schmuckstücke in der Regel zu Perlen verarbeitete Korallen tragen. In London fanden sich Hinweise auf die Korallenperlenproduktion vor Ort in Form von Rohmaterial und Produktionsabfällen, die mit solchen der Holzperlenherstellung vergesellschaftet waren. Der Fundkontext datiert anhand der Keramik zwischen die Jahre 1270 und 1350 und lässt darauf schließen, dass in mindestens zwei Werkstätten sowohl Holz- als auch Korallenperlen hergestellt wurden[674].

Insgesamt vier Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus tragen Korallenperlen, wobei sie mit Glassteinen (Kat.-Nr. 11, 15 und 16) sowie mit Perlen (Kat.-Nr. 8) kombiniert angebracht wurden (**Abb. 119**). Von Indien aus verbreitete sich im Mittelmeerraum der Glaube an die magischen, Übel abwehrenden Kräfte

671 Feustel 1992, 41-43. – Sahrhage 2002, 99.
672 Schumann 1994, 216.
673 Exemplarisch das Reliquiar im Essener Münsterschatz: Fritz 1982, Kat.-Nr. 49.
674 Egan/Pritchard 1991, 309-310.

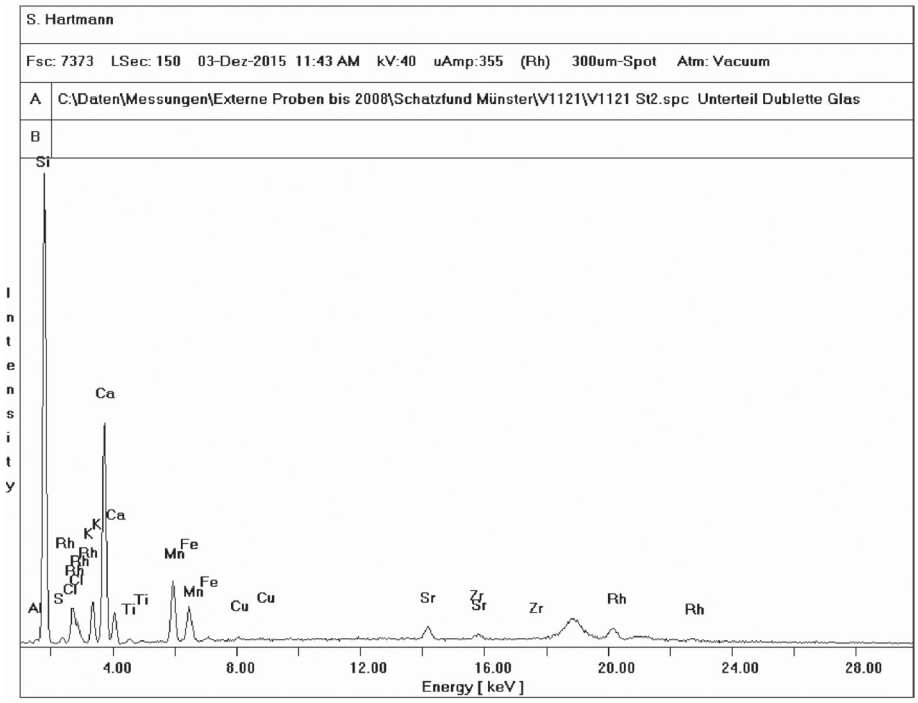


Abb. 121 Röntgenfluoreszenzspektrum der Glashälfte der Dublette des Fingerrings Kat.-Nr. 23.

der Koralle. Als Amulett verwendet sollte sie gegen den bösen Blick und als Schutz vor Unfällen, Wirbelstürmen und Blitzschlägen sowie als Heilmittel besonders bei Blutkrankheiten wirken[675].

– Bergkristall

Bergkristall war und ist ein in Mitteleuropa vergleichsweise leicht verfügbares Mineral, vor allem durch die Vorkommen in den Alpen[676]. Entsprechend wurde Bergkristall häufig, auch in größeren Gewichtseinheiten, beispielsweise zu Kelchen, verarbeitet. Auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus tritt er in Kombination mit Perlen (Kat.-Nr. 13) und insbesondere mit Glassteinen (Kat.-Nr. 22 und 23) auf. Der Fingerring Kat.-Nr. 23 trägt eine Dublette, deren untere Hälfte aus einem farblosen Glasstein besteht, die obere aus Bergkristall (**Abb. 120-122**).

Ob der Klarheit und Reinheit des Bergkristalls verkörpert er in der christlichen Symbolik das Sakrament der Taufe, die Inkarnation Christi und die Engelsnatur. In der Medizin wurde Bergkristall gegen Ängste und Nervenschwäche, gegen Augen-, Hals-, Herz- und Magenschmerzen und zur Milchvermehrung bei stillenden Müttern eingesetzt[677].

Schriftlich belegte Fundorte sind die Alpen, der Orient, Asien, Zypern und Ägypten[678]. Als wichtigstes Handelszentrum im 13. und 14. Jahrhundert gilt Paris, neben Venedig und Prag. Weitere Zentren des Hartsteinschliffs befanden sich im Rhein-Maasgebiet, Katalonien, Freiburg im Breisgau, Waldkirch und im Saar-/Nahegebiet[679]. Allerdings ist der Nachweis von Bergkristall- beziehungsweise Hartsteinschleifereien nicht unproblematisch, da mit Ausnahme von Paris, Venedig und Prag aussagekräftige Schriftquellen weitestgehend fehlen. Indirekte Hinweise sind unter Umständen über die Lokalisierung originaler Steinfassungen und über die geographisch und zeitlich eng begrenzte Verbreitung bestimmter Typen von Hartsteinschliffen zu gewinnen[680].

675 Feustel 1992, 42.
676 Zu den Alpen als Fundgebiet für Bergkristall und Rauchquarz ausführlich Hahnloser u. a. 1985, 4-7.
677 Friess 1980, 34. 92-95.
678 LexMA V (1991) 1535 s. v. Kristall, -schnitt [V. H. Elbern].
679 Hahnloser u. a. 1985, 25-30.
680 Ebenda 25.

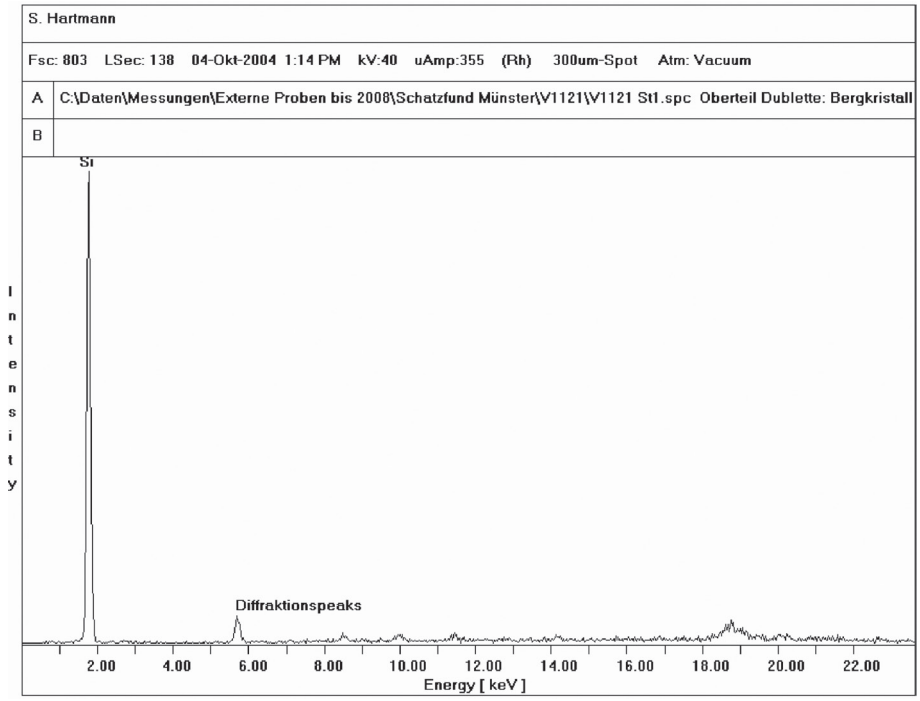


Abb. 122 Röntgenfluoreszenzspektrum der Bergkristallhälfte der Dublette des Fingerrings Kat.-Nr. 23.

Im Sommer 2005 gelang der archäologische Nachweis eines bergkristallverarbeitenden Betriebes der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts innerhalb der mittelalterlichen erzbischöflichen Domimmunität in Köln[681]. Erhaltene Befunde sind eine 3,8 m × 3,2 m große und gut 1,5 m tiefe Arbeitsgrube, eine Latrine beziehungsweise deren Verfüllung und ein Abschlagplatz mit erhaltenem Nutzungshorizont. Damit stellt die Kölner Bergkristallschleiferei einen singulären Befund dar und ist als solcher der erste archäologische Nachweis einer derartigen Werkstatt in Mitteleuropa. Im Fundmaterial lassen sich sämtliche Arbeitsschritte vom Rohstein bis zum fertigen Endprodukt nachweisen. Daraus geht hervor, dass es sich um einen hoch spezialisierten Betrieb zur Herstellung von Cabochons und Knäufen aus Bergkristall in verschiedenen Größen handelte. Das Fundspektrum deutet auf eine relativ kurze Betriebsdauer der Werkstatt von ein bis maximal zwei Generationen hin. Die Lage innerhalb der Domimmunität macht es wahrscheinlich, dass die Produkte im Auftrag und in Diensten des Kölner Erzbischofs gefertigt wurden.

– Zirkon

Zirkon ist im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus singulär vertreten, anstelle eines Granats auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30. Mit einiger Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass er hier nicht bewusst verwendet wurde, sondern eher zufällig zwischen die Granate gelangt ist. Steine, die sich in ihrer äußeren Erscheinung nur wenig unterscheiden, konnten mit damaligen rein optischen Verfahren ohne eine mineralogische Systematik nach chemischen oder ähnlich modernen Kriterien nicht weiter differenziert werden (**Abb. 123-124**)[682].

Der Name Zirkon wurde erst 1789 eingeführt und geht zurück auf die griechische Bezeichnung *hyakinthos*, woraus sich der Name *Hyacinth* für die edle Zirkonvarietät, die seltener als Granat vorkommt, ableitet. Fundorte liegen in Sri Lanka, Thailand, Birma, Kambodscha und Norwegen[683]. Antike und frühmittelalterliche

681 Berthold 2008.
682 Greiff 1995, 66.
683 Schumann 2002, 166.

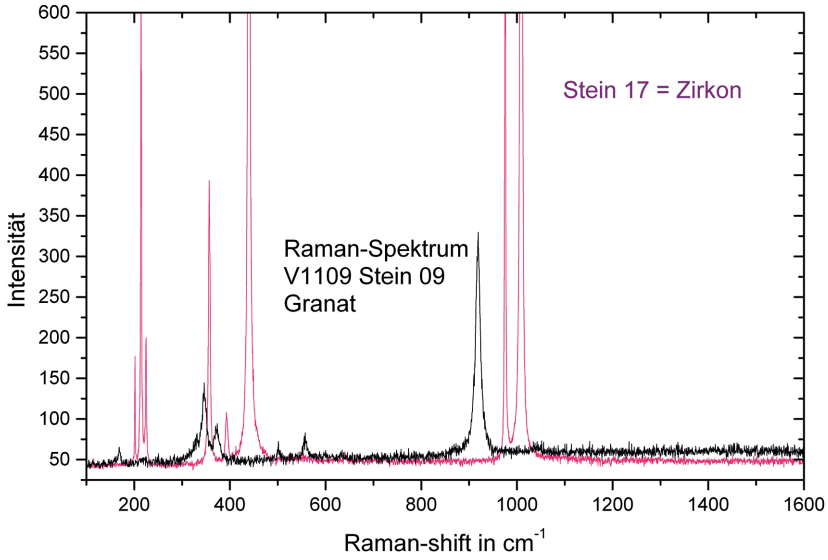


Abb. 123 Raman-Spektrum eines Granats (schwarz) und des Zirkons (rot) auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30 im Vergleich. – (Diagramm S. Greiff, RGZM).

Schriftquellen überliefern jedoch die vorwiegende Verwendung des Begriffs *Hyacinth* oder *Jacinth* für die Bezeichnung blauer Saphire[684].

– Zusammenfassung Steinbesatz

Auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind zahlreiche der im Mittelalter verbreiteten Edel- und Schmucksteine appliziert. Die Glassteine überwiegen deutlich, sowohl die Anzahl der Steine betreffend als auch die Anzahl der mit Glassteinen verzierten Schmuckstücke. Vermutlich handelt es sich dabei um kostengünstigere Edelsteinimitationen, wobei auffällt, dass an keinem der Schmuckstücke ein einzelner Edelstein durch einen Glasstein ersetzt wurde[685]. Dies deutet darauf hin, dass die Imitationen nicht in betrügerischer Absicht verwendet wurden, sondern möglicherweise um den schönen Schmuck einem weniger zahlungskräftigen und damit größeren Kundenkreis zugänglich zu machen, beziehungsweise um ein bestimmtes Farbmuster bei fehlenden farblich passenden Edelsteinen verwirklichen zu können[686]. Letzteres erscheint insbesondere für die grünen Glassteine als wahrscheinlich. Bei den Dubletten am Fingerring Kat.-Nr. 23 und an der Spange Kat.-Nr. 17 handelt es sich nahezu zweifelsfrei um Edelsteinimitationen. Aufgrund des hohen Verwitterungsgrades des Lacks beziehungsweise der Folie zwischen beiden Steinhälften ist keine Aussage über die ursprüngliche Farbgebung der Dubletten mehr möglich. Benvenuto Cellini berichtet über die Herstellung von Dubletten zur Imitation von Rubinen

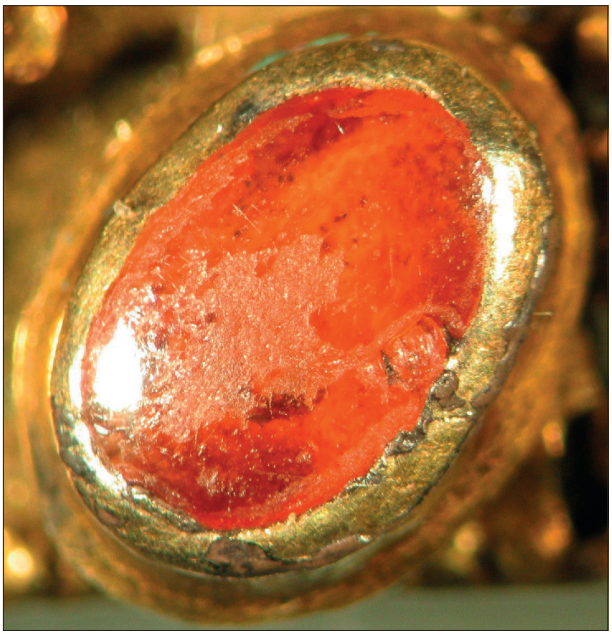


Abb. 124 Der Zirkon auf dem Gürtel Kat.-Nr. 30. – (Foto S. Greiff, RGZM).

684 Friess 1980, 118-125.

685 Billige Plagiate sind selbst in berühmten Kunstschätzen zu finden, beispielsweise an einer Halskette im Grünen Gewölbe zu Dresden, die mit 38 nussgroßen Brillanten besetzt ist, worunter sich eine Glassteinimitation befindet. Zu Edelsteinimitationen ausführlich Greiff/Häger 1992, hier 33.

686 Jülich 1992, 67.

und Smaragden, die in Mailand hergestellt und in Silber gefasst worden seien[687]. Farblose Dubletten mit einer roten Zwischenschicht sind beispielsweise am Sonntagskreuz und an der Dorotheen-Monstranz im Basler Münsterschatz erhalten[688].

Bei der durch den grünlichen Glasstein des Fingerrings Kat.-Nr. 25 zu erkennenden Struktur könnte es sich um eine unterlegte Goldfolie handeln, die der Verstärkung der Leuchtkraft des vermutlich einen Smaragd imitierenden Steins dienen sollte[689]. Cellini[690] beschreibt, wie Folien aus einer Legierung aus Gold, Silber und Kupfer hergestellt werden, um die Güte durchsichtiger Steine zu heben. Ein ähnlicher, die Leuchtkraft verstärkender Effekt konnte bei der Fassung in Zargen erzielt werden, indem schwarzer Treibkitt in der Fassung aufgetragen und mit der Rückseite eines dünnen Punzens Seidenfetzen auf den Kitt gepresst wurden[691]. Entsprechend könnten die Füllungen der Kastenfassungen auf der Spange Kat.-Nr. 15 interpretiert werden.

Reicher Edelsteinschmuck galt auch im Mittelalter als Zeichen besonders hohen gesellschaftlichen Ranges[692]. Edelsteine sind besonders hart und dauerhaft, was bei der Verzierung von Schmuckstücken und sonstigen weltlichen wie liturgischen Geräten eine bedeutende Rolle spielt. Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus wurden mit Saphir, Granat, Zirkon und Bergkristall mit auffallend harten Mineralen dekoriert, deren Erhaltungszustand entsprechend gut ist. Die weniger gegen Hitze und Säure widerstandsfähigen biogenen Edelsteine Perlen und insbesondere Korallen sind entsprechend stark verwittert, ebenso die Glassteine.

Auffallend ist die unvollständige Erhaltung des Steinbesatzes der meisten Schmuckstücke. Häufig wurden mehrere Steine eines Objekts aus ihren Fassungen entnommen, die für die Entnahme teilweise mit einer Zange aufgebrochen und stark beschädigt wurden (besonders bei Kat.-Nr. 12 und 26). Vermutlich sollten die Steine für die Anbringung auf anderen Goldschmiedearbeiten neuerlich gefasst werden[693]. In anderen Fällen wurden die Steine mitsamt der Fassung entnommen (Kat.-Nr. 30 und 13), möglicherweise um mitsamt ihrer Fassung auf anderen Goldschmiedearbeiten aufgebracht zu werden, wie beispielsweise im Fall der Grabkrone der Königin Anna († 1281) im Basler Münsterschatz nachgewiesen[694]. Bei den auf der Grabkrone angebrachten Fassungen handelt es sich überwiegend um sekundär verarbeitete Ringplatten steinbesetzter Fingerringe, erkennbar an den Lotansatzstellen der ehemaligen Ringschienen auf den Unterseiten der Fassungen.

Durchbohrte Steine, die in Zargen gefasst wurden (entsprechend Kat.-Nr. 11 und 30), sind nicht zwingend als sekundär verwendet zu interpretieren, da Edelsteine nach Ausweis bildlicher Quellen auch auf Schnüre aufgezogen verhandelt wurden, was die Gefahr des Verlierens einzelner Steine minimierte. Die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol belegen exemplarisch, dass ungefasste Edelsteine durchaus einzeln verhandelt wurden. Sie enthalten eine Abrechnung Wenhers von Meran und Gottschalks von Bozen, datiert auf den 24.6.1296, für 100 durchbohrte Granate, weitere 200 Granate, Saphire und Smaragde, weiße Perlen, Korallen und vergoldete Perlen[695].

Der Schriftüberlieferung nach waren Goldschmiede bei der Verarbeitung von Edelsteinen und Perlen auf den Großhandel angewiesen[696]. Viele deckten ihren Bedarf auf der Frankfurter Messe. Hier kauften sie nicht nur die Rohmaterialien wie Gold, Silber und Edelsteine, sondern ebenso in größerer Zahl fertige Ar-

687 Cellini 1974, 30-31. – Brinckmann 1867, 68. – Als Beispiel einer Bergkristalldublette mit rot gefärbter Folie: Egan/Pritchard 1991, 317 Nr. 1589.
688 Häberli/Fellmann Brogli 2001, 276-277.
689 Vgl. Tegethoff 2002, 27 Nr. 29.
690 Cellini 1974, 69-71.
691 Cellini 1974, 29 beschreibt diese Technik am Beispiel eines Rubins, dessen Leuchtkraft derart verstärkt wurde.
692 Jülich 1992, 64.
693 Cellini 1974, 29 erwähnt das mehrmalige Fassen von Edelsteinen durch unterschiedliche Goldschmiede.
694 T. Meier, in: Katalog Basel 2001, 178-180, hier 178.
695 Brüggen 1989, 189.
696 Fritz 1982, 50.

beiten anderer Goldschmiede wie Ringe, Ketten, Kreuze und Becher. Venedig erlangte bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts große Bedeutung, sowohl für die Goldschmiedekunst als auch insbesondere für den Kristallschliff, und blieb bis zum Ende des Mittelalters der wichtigste Ort für den Import und Handel mit Edelsteinen, fertigen Juwelen, syrischen und venezianischen Gläsern, Perlen und anderen Exotica, die hier aus dem Orient auf den abendländischen Markt gelangten. Hinzu traten die großen niederländischen Messestädte, vor allem Brügge und Antwerpen, als Handelsplätze für Kostbarkeiten[697].

Im Gegensatz zu den Umschlagplätzen und Schleifzentren ist die Lokalisierung der Rohsteinquellen für Edelsteine aus den Schriftquellen nicht direkt zu erschließen. Zudem wird die Diskussion um die damals bekannten Vorkommen erheblich durch die oft unklare Zuordnung eines historischen Edelsteinnamens zu einer heute bekannten Steinspezies erschwert[698]. Der Beantwortung dieser Fragestellung dienen mineralogische und geologische Untersuchungsmethoden, die für das im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretene Edelsteinspektrum folgende Fundorte erbrachten: Indien und Sri Lanka für die Granate, Sri Lanka und Kaschmir für die Saphire. Allerdings führt auch die Kenntnis der chemischen Zusammensetzung beispielsweise der Granate im Vergleich mit Granaten bekannter geographischer Herkunft letztlich nur zu der Aussage, woher der Stein jeweils ursprünglich stammt, nicht aber in welchem Zeitraum und auf welchen Handelsrouten und möglicherweise Umwegen er an den späteren Fundort gelangte. Die Recycling-Mentalität während des gesamten Mittelalters spielt auch hier eine wesentliche Rolle.

Sowohl die Bewertung als auch die den Edelsteinen zugewiesenen Bedeutungen unterlagen vielfältigen Verschiebungen, sodass beides für das Mittelalter aus heutiger Sicht kaum mehr sicher zu erschließen ist. Zwar geben mittelalterliche Schriftquellen allgemeine Hinweise, allerdings bleibt die Interpretation für den Einzelfall mit Unsicherheiten behaftet. Der schriftlich überlieferten verchristlichten Denkweise des Mittelalters folgend können die Steine allgemein als christliche Bedeutungsträger interpretiert werden, allerdings könnte für den ehemaligen Schmuckträger auch der magisch-apotropäische Charakter der Edelsteine im Vordergrund gestanden haben oder schlicht der Schmuckcharakter der Steine. Sie könnten zudem als relativ wertbeständige Kapitalanlage gedient haben. Ein gesicherter Nachweis ist für profane Schmuckstücke nicht zu erbringen, zumal auch die Kombination aller möglichen Sinngehalte den Reiz eines steinbesetzten Schmuckstücks für seinen Träger respektive Besitzer ausmachen kann.

Motivik

Die Motivik beziehungsweise die Quellengruppe der Symbole kann Auskunft geben über soziale Zusammenhänge, ökonomische Abhängigkeiten und ideologische Vorstellungen[699]. In der Literatur existiert kein einheitliches Bild zum mittelalterlichen Symbolgebrauch, was im Wesentlichen darauf zurückzuführen ist, dass die Beurteilung der diesbezüglichen Aussagen mittelalterlicher Quellen stets von der Definition des Symbolbegriffs und dessen Abgrenzung gegenüber anderen Zeichen und Bedeutungsträgern durch den modernen Beobachter abhängig ist[700]. Der Schlüssel zum Verständnis der einstigen Bedeutung von Symbolen liegt in der jeweiligen Kultur begründet, in deren sozialem Handeln, in das die Symbole eingebettet waren[701]. Mit Hilfe der Bild- und Schriftüberlieferung kann eine interpretatorische Annäherung an die sowohl vom Hersteller als auch Betrachter intendierten Bedeutungen vorgenommen werden.

Bei der Betrachtung von Dekorelementen hinsichtlich ihres Symbolgehaltes kommt den vorab bereits besprochenen Edelsteinen eine große Bedeutung zu, nicht zuletzt da sie quantitativ die größte Gruppe der

697 Fritz 1982, 140.
698 Greiff 1998, 600.
699 Brunner 2004, 111.
700 LexMA VIII (1997) 351 s. v. Symbol [J. Engemann].
701 Burmeister 2003, 265.

Dekorelemente an den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bilden. In Zusammenhang mit der mittelalterlichen Überzeugung »*Omnis creatura significans*« können Edelsteine wie jedes »von Gott geschaffene« Objekt als Bedeutungsträger gesehen werden[702]. Aufgrund der ihnen zugesprochenen göttlichen und übernatürlichen Kräfte wurden Edelsteine allgemein zu Symbolen der weltlichen wie auch göttlichen Macht[703].

Allgemein wird der christlichen Farb- und Zahlenlehre eine große Bedeutung bei der Interpretation mittelalterlicher Schmuckobjekte zugesprochen. Für die Anbringung der Edelsteine auf profanen Schmuckstücken können allerdings die Verfügbarkeit des Materials, die Finanzkraft des Käufers oder ästhetische Gesichtspunkte, beispielsweise die symmetrische Anordnung, entscheidende Bedeutung erlangen. Bezüglich der kulturhistorischen Interpretation auf Grundlage der Motivik wirkt sich im speziellen Fall die weitgehende Übereinstimmung christlicher und jüdischer Sachkultur, mit Ausnahme spezifischer Kultobjekte[704], relativierend aus.

Unbestritten ist, dass die Verwendung insbesondere figürlicher Zierelemente einen symbolischen Gehalt zum Ausdruck bringen konnte und in den meisten Fällen wohl auch sollte. J. Tauber[705] verweist jedoch auf die Möglichkeit, »dass es sich in einzelnen Fällen um eine mehr oder weniger sinnentleerte Zierform handeln könnte«. Jede Kultur besitzt ihre Symbolsprache, in der durch »Merkzeichen« beim Rezipienten bestimmte Vorstellungen ausgelöst werden[706]. Aufgrund der Tatsache, dass jeder Mensch zu einem gewissen Teil eine eigene, spezifische Symbolsprache entwickelt, kann eine Symboldeutung nicht generell für einen bestimmten Kunst- oder Kulturbereich gelten. Meist ist lediglich eine relative und mehrschichtige Deutung möglich. Symbole sind in der mittelalterlichen Kunst von großer Bedeutung. Auch wenn diesbezügliche Aussagen seitens der Archäologie problematisch sind[707], soll zumindest eine Annäherung an den Aussagewert der Symbole auf den Schmuckstücken des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus versucht werden. Das Hauptaugenmerk liegt auf eventuell verwendeten kulturspezifischen Motiven, im Hinblick auf die kulturhistorische Interpretation des Fundkomplexes.

Zahlen

In zahlreichen Kulturen ist die Verbindung zwischen geraden Zahlen mit dem Geistigen und Maskulinen sowie die der ungeraden mit dem Materiellen und Femininen nachzuweisen[708]. In der christlichen Zahlenlehre tritt neben den reinen Zähl- und Mengenwert noch ein symbolischer Wert, wobei zu beachten ist, dass ein und dieselbe Zahl in ambivalenter Bedeutung auftreten kann.

Bezüglich der Dekorelemente auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist die Zahl Sechs am häufigsten vertreten, die jedoch von verhältnismäßig geringer symbolischer Bedeutung ist[709]. Indem sie die Hauptrichtungen des Weltalls bezeichnet, gilt sie als kosmische Zahl. Beispielsweise wurde im Mittelalter analog der Zahl der Schöpfungstage das Weltalter in sechs Abschnitte unterteilt. Sechs grüne Glassteine sind kreisförmig um den Bergkristall auf der Ringplatte des Fingerrings Kat.-Nr. 22 angeordnet und jeweils sechs Steine zieren die Ringspangen Kat.-Nr. 8, 11 und 12 sowie die Fibel Kat.-Nr. 10, deren hexagonförmige Grundplatte mit sechs Köpfen und sechs Steinen verziert ist. Ein sechszackiger blauer Stern fasst zudem den Drachen auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 ein.

Am zweithäufigsten ist die Zahl Vier vertreten, die als Symbol der kosmischen Gesamtheit gilt, indem es vier Himmelsrichtungen, vier Hauptwinde, vier Jahreszeiten und nach antiker Überlieferung vier Elemente

702 Engelen 1978, 9.
703 LexMA III (1986) 1563 s. v. Edelsteine [K. Hahn].
704 Wener 2004, bes. 105.
705 Tauber 1992, 723.
706 Mazakarini 1985, 108.
707 Hierzu ausführlich Tauber 1992 und Brunner 2004, 108-111.
708 Lurker 1990, 428.
709 Ebenda 334.

gibt[710]. Demnach ist Vier die Zahl des Materiellen oder Irdischen beziehungsweise Symbol der göttlichen Weltordnung. Je vier Steine zieren die Schmuckstücke Kat.-Nr. 14, 17-18 und 34.
Die Zahl Acht, die an drei Schmuckstücken (Kat.-Nr. 15-16 und 21) zu finden ist, symbolisiert einen Neuanfang[711].
Jeweils fünf Steine zieren die Glieder des Gürtels Kat.-Nr. 30. Die Zahl Fünf wird häufiger mit den menschlichen Sinnen in Beziehung gesetzt[712]. So gaben sich die fünf törichten Jungfrauen beispielsweise ganz den Sinnengenüssen hin, während sich die fünf klugen Jungfrauen ihrer enthielten.
Die Zwölf, auf der Fibel Kat.-Nr. 13 in Form grüner Glassteine und Perlen vertreten, ist nicht nur in der Bibel in vielerlei Hinsicht eine bedeutsame Zahl[713]. Im Hochmittelalter findet sich eine regelrechte Verkettung von Zwölfersystemen, darunter die zwölf Apostel, die zwölf Propheten, zwölf Söhne Jakobs und die zwölf Stämme Jerusalems.

Hexagramme

Der Zahlensymbolik kommt beim Symbol des Sterns ebenfalls eine wesentliche Bedeutung zu, die je nach Anzahl der Zacken erheblich variieren kann. Der sechsstrahlige Stern dient in der christlichen Kunst häufig als Mariensymbol[714]. Die beiden ineinander geschobenen Dreiecke des Hexagramms weisen dabei auf Marias Mittlerrolle zwischen Himmel und Erde beziehungsweise das eine Dreieck deutet den schöpferischen Vishnu-Aspekt an, das andere den zerstörerischen Shiva-Aspekt.
Auf die erst im 19. Jahrhundert zunehmende Verwendung des sog. Davidsterns, ursprünglich Symbol der Versinnbildlichung des Wirkens Gottes in der Welt[715], als generelles Symbol des Judentums wurde bereits hingewiesen[716]. Sechsstrahlige Sterne fanden im mittelalterlichen Europa zu häufig Verwendung, als dass ein Objekt allein aufgrund dessen eindeutig der jüdischen Bevölkerung zuzuschreiben wäre. Vielmehr ist der sechszackige Stern ein Beleg für die gemeinsame Verwendung eines Motivs durch Muslime, Juden und Christen[717].

Farben

Die deutsche Dichtung überliefert als bevorzugte Farben für spätmittelalterliche Schmuckstücke rot, weiß und blau[718]. Auffallend häufig sind Kronen mit alternierenden Saphiren und Granaten beziehungsweise Rubinen oder Zirkonen besetzt[719], aber auch Spangen und Fibeln[720] sowie Fingerringe[721]. Rot ist Ausdruck unbeherrschter Leidenschaften und Triebe wie Hass, Grausamkeit und Unzucht. Somit ist rot die Farbe des Infernalischen, kann aber auch als Farbe der Morgenröte Sinnbild der Liebe Gottes sein, aus der heraus er die Welt erschuf[722]. Blau symbolisiert dagegen als Farbe der Luft den Himmel, die Treue, das Sakrament der Ehe, Ewigkeit und Wahrheit[723]. Auch auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind rot und blau, die in der mittelalterlichen Kunst häufig einander gegenüber gestellt wurden, die beherrschenden Farben der Oberflächenverzierung.

710 Lurker 1990, 389.
711 Ebenda 429-430.
712 Ebenda 430.
713 Ebenda 438-440.
714 Lurker 1990, 335. 362.
715 Mazakarini 1985, 112.
716 Vgl. Beschreibung zu Kat.-Nr. 10.
717 Katalog Speyer 2004, 206 [A. M. López Álvarez].
718 Blaschitz/Krabath 2004, 740. – Die Farben rot und blau sind nach Cherry 1983, 78 »characteristic of thirteenth century stained glass and enamel«.
719 Jülich 1992, 64.
720 Beispielsweise eine Brosche aus Slagelse (DK): Lindahl 2003, 25 Abb. 18.
721 z. B. ein Ring aus der Nähe der Burg Gurre in Nord-Seeland (IRL): Lindahl 2003, 27 Abb. 20.
722 Lurker 1990, 298-299.
723 Mazakarini 1985, 111.

Der Farbe weiß, auf den Schmuckstücken des Schatzfunds aus dem Stadtweinhaus durch Bergkristall und Glassteine vertreten, kommt seit Alters her eine große Bedeutung in Kult und Aberglauben zu[724]. Weiß ist häufig das Symbol ethischer Reinheit und Vollkommenheit durch die Verbindung der weißen Farbe mit dem Heiligen und Göttlichen.
Grün, die Farbe der Hoffnung und der Auserwählten, der Eucharistie und des neuen Lebens[725], ist in Form grüner Glassteine auf vier Schmuckstücken (Kat.-Nr. 13, 22, 25 und 34) vertreten. Entsprechendes gilt für braun, die Farbe der Trauer, Buße und der Weltverleugnung (Kat.-Nr. 11, 14, 18 und 34).

Drachen
Von den auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus angebrachten figürlichen Dekorelementen sind Drachendarstellungen am häufigsten vertreten: auf der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und auf den Schultern der beiden Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24. Der Drache, das bekannteste aller Fabeltiere, wird auch in der mittelalterlichen Kunst häufig als mystisches Mischwesen aus Schlange, Echse, Vogel, manchmal auch Löwe dargestellt, oder mit der Schlange gleichgesetzt[726]. Das deutsche Wort »Drache« leitet sich vom lateinischen *draco* ab, das seinerseits dem Griechischen entlehnt ist und ursprünglich »der scharf Blickende« bedeutet. Als der Natur widersprechende Kreatur galt der Drache im vorderasiatischen und europäischen Kulturraum als verabscheuenswert, gottesfeindlich und als Symbol des Bösen, in Ostasien dagegen als ehrfurchtgebietend und glückbringend. Da sich das Drachenbild aus verschiedenen Motiven zusammensetzt, die durch lokale Drachensagen und -mythen noch erweitert werden können, ist die Vorstellung von Drachen kulturell und zeitlich weder konkret noch beständig.
Der griechische Traumdeuter Artemidoros (2. Jahrhundert v. Chr.) hielt Drachen für Hüter großer Schätze, worauf zurückzuführen sein könnte, dass einerseits der Drache in verschiedenen Ländern als Symbol des Reichtums erscheint und andererseits zahlreiche Sagen von Drachentötern und Drachenkämpfen entstanden[727]. Im Frühmittelalter wird der Drache als Verkörperung des Bösen zum festen Bildtyp in der christlichen Symbolik, während die altskandinavischen Quellen den Drachen vor allem als Schützer vor feindlichen Geistern schildern[728]. Der christlich-legendäre Drachenkampf sollte primär den Kampf des Heiligen mit dem Bösen symbolisieren[729]. Auch in der israelitischen Kosmogonie findet sich der Drache, meist mit ähnlich negativer Bedeutung belegt.
Im Volksglauben gewann der Drache eine mannigfaltige Bedeutung. Ihm wurden besondere Stärke und Kraft zugeschrieben, die über seine zu Heilmitteln verarbeiteten Zähne, Schuppen, die Zunge, das Blut, die Augen, den sog. Drachenstein und ähnliches auf den Konsumenten übergehen sollten[730]. Bereits Alexander der Große soll den »Drachenstein«[731] als Heilstein benutzt haben, Karl der Große dagegen verwendete diesen laut Schriftüberlieferung für den Liebeszauber. Auch in der Heraldik spielte der Drache als Machtsymbol auf Wappen, Fahnen und anderen Insignien kulturübergreifend eine bedeutende Rolle[732].
Welche der dem Drachen zukommenden Bedeutungen ausschlaggebend für die Verwendung des Motivs auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus war, ist letztlich nicht zu entscheiden. Fingerringe mit Drachenköpfen auf den Ringschultern werden in den Goldschmiedeordnungen norddeutscher Städte häufiger als Meisterstücke gefordert[733] und zeigen eine weite Verbreitung in Mittel-, Nord- und Westeuropa. Mit Drachenköpfen verzierte Schultern finden sich ebenfalls an Jüdischen Hochzeitsrin-

724 Lurker 1990, 411-413.
725 Mazakarini 1985, 116.
726 Schöpf 1988, 27.
727 Ebenda 34.
728 LexMA III (1986) 1341-1343 s. v. Drache [R. Simek].
729 Lurker 1990, 80-82.
730 Schöpf 1988, 47-50.
731 Vermutlich in Form eines Edelsteins, der dann als Auge eines Drachen galt.
732 Schöpf 1988, 60.
733 Riga 1360, Hamburg 1375, Lüneburg um 1400, Wismar 1403. Zusammenstellung bei Rosenberg 1925, 56-57; vgl. Fingerlin 1971, 28.

gen, beispielsweise am Hochzeitsring im Schatzfund von Erfurt (Hort-Nr. 34)[734], ebenso am Hochzeitsring im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) (**Abb. 125**)[735].

Engel

Engel gehören im Alten Testament als Zwischenwesen und Interpreten göttlicher Offenbarung oder als Unheilsboten zum himmlischen Hofstaat[736]. Die Engelslehre, seit dem 13. Jahrhundert ein Schwerpunkt der theologischen Spiritualität[737], wurde auch im Judentum aufgegriffen. In der christlichen Frömmigkeitsvorstellung erscheinen die Engel nicht nur als Boten Gottes, sondern sie schützen und verteidigen auch die Menschen. Der Schutzengel ist im Spätmittelalter die am weitesten verbreitete Engelsvorstellung[738].

Köpfchen/Masken

Menschenköpfe mit fratzenhaften Gesichtern, oft zottig mit langen spitzen Ohren oder Hörnern, entsprechend den Männerköpfen auf der Fibel Kat.-Nr. 10, symbolisieren den Teufel in Menschengestalt (**Abb. 126**). Allgemein werden Fratzen und Masken als magische Symbole aufgefasst[739]. Darüber hinaus wurde dem menschlichen Kopf schon früh religiöse Bedeutung zuerkannt: »Das Haupt, das den menschlichen Körper lenkt und leitet, wird zum sprachlichen Bild für die Herrschaft«[740].

Kränze

Sowohl die plastischen Köpfchen der Spangen Kat.-Nr. 8-10 als auch die Blätter und Blüten der Spangen Kat.-Nr. 11 und 12 sind kranzförmig auf den Spangen- und Fibelrahmen aufgebracht. Die dem Kranz zugeschriebenen magischen Wirkungen beruhen einerseits auf der kreisrunden Form, andererseits auf den Kräften der Materialien, aus denen er besteht[741]. Der Kranz ist allgemein ein Symbol des Ruhmes, der Huldigung und der Freude, vor allem aber ein Zeichen des Sieges und der Unendlichkeit.



Abb. 125 Der jüdische Hochzeitsring im Schatzfund von Colmar. – (Nach Ostritz 2010b, 276 Abb. 83).

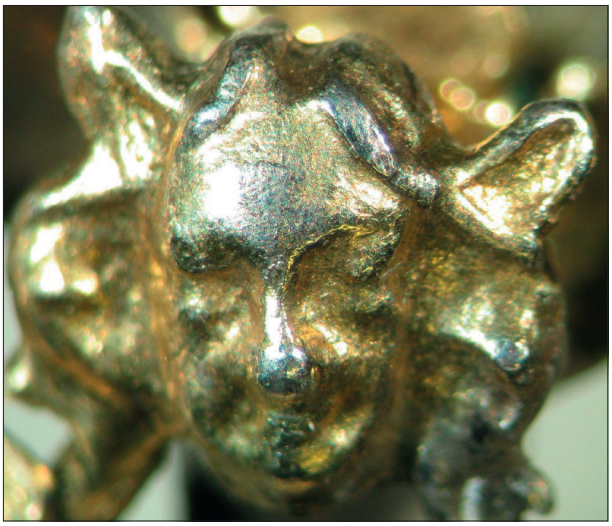


Abb. 126 Ein Männerkopf auf der Fibel Kat.-Nr. 10. – (Foto A. Scholz).

734 Katalog Speyer 2004, 222.
735 Katalog Colmar 1999, 44 Kat.-Nr. 8.
736 LexMA III (1986) 1905-1906 s. v. Engel [A. Sand].
737 LexMA III (1986) 1906-1909 s. v. Engel [G. Tavard].
738 LexMA III (1986) 1909-1910 s. v. Engel« [E. Pásztor].
739 Sütterlin 1992, 520.
740 Lurker 1990, 158-160.
741 Ebenda 202.

Blüten und Blätter

À jour geschnittene Blätter und Blüten finden sich zahlreich an Goldschmiedearbeiten des 13. und 14. Jahrhunderts. Allgemein gelten Blumen und Blüten als Sinnbild der Heiligkeit[742]. In zahllosen Bibelstellen dienen Pflanzen als Symbol oder Gleichnis, im Neuen Testament insbesondere als Hinweis auf das innere Wachstum des Menschen. In der biblischen Bildersprache deuten Blumen auf die Vergänglichkeit allen Irdischen[743]. Blumensträuße spielten und spielen noch heute eine Rolle als Symbole des vergangenen Lebens und des Weiterlebens. Auch im erotischen Brauchtum des Mittelalters kam Blumenkränzen eine außerordentlich wichtige Rolle zu[744].

Dreilappige Blätter, wie an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 9 und 16 symbolisieren die Dreifaltigkeit, die Mönchsgelübde und die theologischen Tugenden, fünflappige Blätter, wie an den Schmuckstücken Kat.-Nr. 12 und 17 dagegen Christus beziehungsweise dessen fünf Wunden[745].

Inschriften

Die Inschriften aus gotischen Majuskeln deuten eher auf einen christlichen, als auf einen jüdischen Kontext hin. Die Namen der Heiligen Drei Könige C(K)aspar, Melchior und Balthasar erscheinen sowohl auf Spangen als auch auf Fingerringen, meist in Abkürzungen entsprechend der Inschrift auf der Spange Kat.-Nr. 6. Ihre Namen stehen in Formeln gegen Fieber und für das Wiederfinden verlorener Gegenstände[746]. Insbesondere bei formelhaft abgekürzten Inschriften ist der Unterschied zwischen religiös und abergläubisch oft äußerst schwer festzustellen. So entzieht sich die Inschrift auf der Innenseite des Fingerrings Kat.-Nr. 27 gänzlich einer Deutung.

Niederdeutsche Inschriften, wie auf der Spange Kat.-Nr. 7, sind selten auf spätmittelalterlichen Schmuckstücken vertreten, obwohl Mittelniederdeutsch seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert die Schreibsprache der hansischen Welt war[747].

Schneiderzunftwappen

Das europäische Wappenwesen setzte zu Beginn des Hochmittelalters ein und entwickelte sich mit deutlichen regionalen Unterschieden[748]. Die Funktion als öffentliches Zeichen hat sich bis heute erhalten. Als Materialgrundlage für die Anbringung von Wappen konnten alle erdenklichen Objekte des täglichen Lebens dienen, darunter Schmuckstücke.

A. Kubinyi[749] bezeichnet Wappen des 16. Jahrhunderts, die auf Berufe hinweisen als »redende Wappen«, da ein Meister die Bezeichnung seines Handwerks oft auch als Familiennamen benutzt habe. Daraus leitet er eine unter Umständen festzustellende Korrelation zwischen Wappendarstellung, Beruf und Familienname ab. Beispielsweise führte Wennczla Tuchscherer, ein Bürger der Stadt Ödenburg (Sopron, H) im Jahr 1502 eine Schere im Wappenschild. Bürger, die über ein derartiges Wappen verfügten, gehörten jedenfalls der gehobenen Mittelschicht oder der Oberschicht einer Stadt an. Insofern könnte es sich bei der Spange Kat.-Nr. 5 um die Auftragsarbeit für einen Schneidermeister handeln. Die Schneider sind als Gilde erstmals 1366

742 Mazakarini 1985, 111. – Lurker 1990, 275-278.

743 Lurker 1990, 61.

744 In der Minne-Dichtung und insbesondere in Darstellungen von Minneszenen, beispielsweise im Codex Manesse und der Weingartner Liederhandschrift, dient der Kranz der Symbolisierung und gleichzeitigen Überhöhung des Liebenden: Vetter 1988, 282. – Müller 1988, 172.

745 Mazakarini 1985, 111.

746 Cherry 1987, 58.

747 Blume 1996, 546.

748 Bereits im 13. Jh. erschienen Wappenrollen und -bücher: Heinrich 1992. Zu den bekanntesten, allerdings des 14. Jhs., zählen die große Heidelberger Liederhandschrift (1330-40) und die Zürcher Wappenrolle (um 1340).

749 Kubinyi 1992, 287.

in Münster schriftlich belegt[750]. Die Gesellschaft der Wandschneider[751] galt neben derer der Viehhändler als vornehmste Bruderschaft unter den Kaufleuten[752].

Handschlag
Auf den Handschlag beziehungsweise die Handtreue als Symbol der Treue und des Versprechens wurde bereits ausführlich eingegangen[753].

Schwert
Zahlreiche Spangennadeln im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zeigen die Form eines Schwertes, das wie andere Waffen auch als Träger geheimnisvoller Kräfte galt[754]. Ist das Schwert zwar eigentlich ein Doppelsymbol für Tod und Leben, so kann es im guten Sinn zum Symbol für die Eindringlichkeit des göttlichen Wortes werden.

Zusammenfassung Motivik
Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus verwendeten Symbole, trotz der großen formalen Ähnlichkeiten zu Dekoren vor allem auf christlichen Kultobjekten, keine eindeutige kulturspezifische Interpretation zulassen. Relativierend wirken sich die unterschiedlichen Überlieferungsbedingungen mittelalterlicher christlicher und jüdischer Kultobjekte aus, wie auch die Tatsache, dass sich an der mittelalterlichen europäischen Sachkultur in der Regel keine kulturellen Unterschiede manifestieren[755]. Die Annahme, dass die jüdische Kunst keine eigene Ikonographie hervorbringen könne, beruhte im Wesentlichen auf einer Fehlinterpretation des generellen Bilderverbots. Letztlich ist der Begriff der »jüdischen Kunst« wie auch der »christlichen Kunst« nur auf Objekte mit funktionalem Kultcharakter zu beziehen[756].
Die Interpretation im Hinblick auf mögliche Symbolbedeutungen ist stark von der Schriftüberlieferung beeinflusst, die überwiegend christliche Sinngehalte vermittelt. Die Frage, ob die Motive auf den Schmuckstücken von den Zeitgenossen auch gemäß ihrem symbolischen Gehalt »gelesen« wurden, oder ob sie bei der Applikation auf Alltagsgegenständen »zur sinnentleerten Dekoration abgesunken«[757] verwendet wurden, ist letztlich nicht mit Sicherheit zu beantworten. Jedoch kann angesichts des von unterschiedlichen Quellen überlieferten mittelalterlichen Bilderverständnisses allgemein davon ausgegangen werden, »dass den damaligen Menschen der symbolische Gehalt der Motive durchaus bekannt war«[758], auch bei meist nicht eindeutigen Bedeutungsinhalten.
Was die Schmuckstücke mit ihrer Symbolik letztlich dem jeweiligen Besitzer bedeuteten, beziehungsweise was mittels der Schmuckstücke ausgedrückt werden sollte, verbleibt im Bereich des Spekulativen. Die Palette der denkbaren Möglichkeiten reicht vom rein dekorativen, sinnentleerten Schmuckgebrauch, über den Zweck der Kapitalanlage bis hin zur symbolträchtigen Verwendung im Charakter des Volksglaubens. Da jeder Mensch spezifische Wertvorstellungen mit seinen Schmuckstücken verknüpft, beziehungsweise individuelle Botschaften über den Schmuck an seine Umwelt transferieren möchte, ist keine gesicherte Interpretation im Einzelfall möglich. Die Symbole auf den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind relativ unspezifisch. Die eher christliche Deutung dürfte auch mit der ungleich besseren Schriftüber-

750 Johanek 1993, 654.
751 Der Begriff Wand oder Laken bezeichnet ein gefärbtes (Woll-) Tuch.
752 Kirchhoff 2001, 32.
753 Siehe im Kapitel Handtruwebratzen (Kat.-Nr. 3-6).
754 Lurker 1990, 332-334.
755 Wener 2004, bes. 105.
756 Ebenda 99.
757 Tauber 1992, 718.
758 Ebenda.

lieferung christlicher Symbolgehalte gegenüber jüdischen zusammenhängen, ebenso mit der damaligen, christlich geprägten Mode, die durch Zunft- und obrigkeitliche Ordnungen wesentlich mitbestimmt wurde.

Stilistisch-technologische Gruppen

Die Einteilung der Schmuckstücke in stilistisch-technologische Gruppen ist als eine rein wissenschaftliche Kategorisierung hinsichtlich der beiden Ordnungsmerkmale Stil und Technologie zu verstehen[759]. Ziel ist eine nähere Charakterisierung des Schmuckensembles bezüglich der Frage, ob es sich in primärer Verwendung um den Besitz einer Einzelperson oder mehrerer Personen handeln könnte.
Auf den Erkenntnisgewinn wirkt sich jedoch relativierend aus, dass die näheren Fundumstände sowie die Befundsituation unklar sind. Von größtem Interesse wäre hier beispielsweise die Vergesellschaftung der einzelnen Objekte zum Zeitpunkt ihrer Deponierung gewesen. Die ermittelten stilistischen und technologischen Objektgruppen entsprechen auch nicht automatisch unterschiedlichen Qualitätsgruppen, zumal solche, nach objektiven heutigen Kriterien erstellt, nicht *a priori* ins Mittelalter übertragbar sind.
Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind stilistisch und technologisch größtenteils sehr verschieden gestaltet[760]. Lediglich die beiden Ringspangen Kat.-Nr. 11 und 12 stimmen in ihren stilistischen und technischen Details so weit überein, dass die Herstellung in derselben Werkstatt anzunehmen und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit von einem zusammen getragenen Spangenpaar auszugehen ist[761].
Auch die beiden Fingerringe Kat.-Nr. 23 und 24 mit je einem gefassten Stein in einer senkrecht gestellten Ringplatte sowie Drachenköpfen auf den Ringschultern wirken auf den ersten Blick sehr ähnlich hergestellt, weisen jedoch bei näherer Betrachtung eklatante Unterschiede auf. Beim Ring Kat.-Nr. 24 wurden Ringschiene und Ringplatte getrennt gefertigt und später zusammengelötet, wohingegen beim Ring Kat.-Nr. 23 die Ringplatte aus der Ringschiene herausgeschmiedet und lediglich die beiden Schienenenden miteinander verlötet wurden[762]. Die Drachenköpfe auf den Ringschultern wurden beim Ring Kat.-Nr. 24 in einem Gesenk geschmiedet, dagegen diejenigen des Rings Kat.-Nr. 23 ziseliert und graviert. Trotz der herstellungstechnischen Unterschiede ist die Herstellung in einer Werkstatt, möglicherweise von unterschiedlichen Goldschmieden oder von einem Goldschmied, der unterschiedliche Techniken anwendete, nicht sicher auszuschließen. Ein Indiz hierfür könnte in der Montage des Schmucksteins in einer senkrecht gestellten Ringplatte zu sehen sein, da diese im Vergleich mit zeitgenössischen Fingerringen als ungewöhnlich erscheint. Unabhängig von der Frage nach der Werkstattzuordnung könnte die Vergesellschaftung der beiden stilistisch sehr ähnlichen Fingerringe primär auf den persönlichen Geschmack des Schmuckkäufers respektive Schmuckbesitzers zurückzuführen sein.
Eine dem vorhergehenden Beispiel entsprechende Deutung erscheint ebenfalls für den Fingerring Kat.-Nr. 22 und die Fibel Kat.-Nr. 13 möglich sowie für den Gürtel Kat.-Nr. 30 und die Fibel Kat.-Nr. 10. Erstgenannte zeigen bezüglich der Form ihrer Grundplatte sowie der Auswahl und Anordnung der Steine auffallende Ähnlichkeit, jedoch bestehen in der Herstellung und Montage der Schmuckelemente grundsätzliche Unterschiede[763]. Im Fall des Gürtels Kat.-Nr. 30 und der Fibel Kat.-Nr. 10 ist es insbesondere die Übereinstimmung des Edelsteindekors, die an ein zusammen gehörendes Ensemble denken lässt.
Die Betrachtung der übrigen Schmuckstücke zeigt, dass nahezu sämtliche der im Spätmittelalter gängigen Goldschmiedetechniken vertreten sind. Die Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Objekten so-

759 Vgl. Brather 2004, 331-332.
760 Vgl. Tegethoff 2002, 31.
761 Ebenda 18.
762 Vgl. ebenda 28-29.
763 Vgl. ebenda 27.

wohl hinsichtlich der Herstellungstechnik als auch des Dekors sind derart unspezifisch, dass es schwer fällt, eine über den allgemeinen Modegeschmack der Zeit hinaus gehende Interpretation zu begründen. Beispielsweise ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob die formalen Ähnlichkeiten auf die Herstellungstechnik und/oder den damaligen Zeitgeschmack zurückzuführen sind[764]. Neben auffälligen Übereinstimmungen zwischen den Schmuckstücken einer Objektgruppe gibt es jeweils auch gravierende Unterschiede, sowohl die Grundherstellungstechnik betreffend als auch die Ausführung des Dekors.
Allein anhand der stilistischen und technologischen Merkmale ist demnach nicht zu entscheiden, ob es sich in primärer Verwendung um den Schmuck einer Einzelperson oder mehrerer Personen, beispielsweise einer Familie, handelte. Dass die Schmuckstücke anscheinend in sekundärer Verwendung als zum Einschmelzen oder Umarbeiten vorgesehenes Altsilber gehortet wurden, geht aus deren Zustand hervor[765]. Somit könnte der Schmuck aus unterschiedlichen Quellen zusammengetragen worden sein.

Hinweise auf Handelsbeziehungen

Für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind günstige Bedingungen für die Rekonstruktion der Handelsbeziehungen gegeben, durch die reichhaltige Schriftüberlieferung, die im Bereich der Hanse existiert. Mittels Vergleichsfunden lassen sich anhand der im Schatzfund enthaltenen Objekttypen bis zu einem gewissen Grad kulturelle beziehungsweise handelsgeschichtliche Zusammenhänge erkennen[766]. Die Kartierung spezifischer Objekttypen stellt dabei eine wichtige Grundlage dar. Den Kartierungen im Rahmen dieser Arbeit liegen ausschließlich Fundobjekte mit bekanntem Fundort zugrunde, wobei vorrangig direkte Vergleichsobjekte, bezogen auf technologische und ikonographische Merkmale, berücksichtigt wurden. Zudem wurde eine synchrone Betrachtungsweise angestrebt, das heißt, es wurden mehr oder weniger als zeitgleich anzusehende Objekte kartiert[767].
Die Rekonstruktion von Handelsbeziehungen wird durch verschiedene Faktoren erschwert, zumal Schmuck, insbesondere aus Edelmetall, zu den seltenen archäologischen Fundgattungen zählt. Neben der insbesondere bei Edelmetallen fortwährend hohen Recyclingrate führte vor allem der mit der Christianisierung einhergehende Wandel der Bestattungssitten dazu, dass Schmuckobjekte als Grabbeigaben überwiegend aus nicht christlich geprägten beziehungsweise spät christianisierten Regionen überliefert sind, beispielsweise aus Skandinavien und dem slawischen Siedlungsland[768]. In Siedlungskontexten sind Schmuckobjekte aus Edelmetall generell spärlich überliefert, sodass im fortgeschrittenen Mittelalter der Quellengruppe der Schatzfunde eine wesentliche Bedeutung für die Überlieferung von Schmuck zukommt. Anhand dieses Sachverhalts wird deutlich, dass Verbreitungskarten bereits aufgrund der lückenhaften Überlieferung zwangsläufig ein unvollständiges Abbild der einstigen Realität liefern. Insbesondere bei der Berücksichtigung weiter geographischer Räume werden archäologische Verbreitungsmuster durch eine Vielzahl von schwer zu messenden Faktoren beeinflusst, wie die historische Besiedlungsdichte, unterschiedliche Erhaltungsbedingungen im Boden, Intensität, Art und Weise sowie Bedingungen der Quellengewinnung und -erschließung, die neuzeitliche wirtschaftliche Nutzung einer Region und damit einhergehende topographische Veränderungen, das Vorhandensein beziehungsweise Fehlen einer systematischen, institutionalisierten

764 Vgl. Tegethoff 2002, 9.
765 Dazu ausführlich Kapitel Qualität der Schmuckstücke.
766 Zum Vergleich als grundlegende historische Methode und den drei prinzipiell bestehenden Möglichkeiten des direkten, des funktionalen und des strukturellen Vergleichs: Brunner 2004, 70-75.
767 Zu den archäologische Kulturerscheinungen bestimmenden Dimensionen Zeit und Raum: Eggert 2001, 270-271.
768 In Gebieten wie der Slowakei und Ungarn erfolgten gut ausgestattete Bestattungen des Adels auch noch im Spätmittelalter in größerem Umfang: Wachowski 2001, 87-88.

archäologischen Forschung, der Stand der Bearbeitung der bereits gesicherten Quellen einer Region sowie deren Publikationsstand[769].

Bei der Interpretation von Kartenbildern hinsichtlich der Rekonstruktion historischer Handelsbeziehungen ist zudem zu beachten, dass vielfältige Ursachen zur Ausbreitung ähnlicher respektive identischer Formen führen können, wovon die Verbreitung als Handelsgut lediglich eine der Möglichkeiten darstellt. Als weitere Möglichkeiten der Ausbreitung realer Objekte kommen die Deckung des Eigenbedarfs auf Reisen beziehungsweise persönlicher Besitz, Beutegut, Geschenk, Mitgift, Erbschaft und Steuerabgaben in Betracht, gleichwohl kann anstelle des realen Objektes lediglich der Formgedanke als abstrakte Idee mündlich, schriftlich oder graphisch verbreitet worden sein. Denkbar wäre die Wanderung eines derartige Objekte produzierenden Handwerkers neben der Möglichkeit der Weitergabe von Gussformen, Modeln oder Modellen. Schließlich ist die Möglichkeit der konvergenten Entwicklung einer Funktionsform nicht gänzlich auszuschließen[770].

Grundlage jeder Interpretation einer Kartierung stellt die Hypothese dar, dass ein räumlicher Verbreitungsschwerpunkt eines bestimmten Objekttyps dessen Ursprungsgebiet markiert[771]. Eine gesicherte Rekonstruktion von Wegen und Grenzen der Ausbreitung scheitert zumeist bereits an der statistisch nicht signifikanten Stichprobengröße, sodass sich meist lediglich Tendenzen der Verbreitungsrichtung herausarbeiten lassen. Zur Frage der Versorgung mit Rohstoffen und Fertigprodukten auf Grundlage des regionalen Handels und/oder Fernhandels können Schriftquellen und naturwissenschaftliche Materialanalysen Anhaltspunkte liefern, über die Möglichkeit, historisch bekannte Lagerstätten zu identifizieren.

Ausgehend vom Fertigprodukt ist die primäre Fragestellung auf den Nachweis des Produktionsortes gerichtet. Die Provenienzbestimmung ist für mittelalterliche Goldschmiedearbeiten jedoch vielfach nicht gesichert zu leisten, da Modeerscheinungen und Ideen von Goldschmieden bereits damals international ausgetauscht wurden, nicht zuletzt über die großen Messestädte, was zu einer sehr weiten Verbreitung bestimmter Schmucktypen führte[772]. Ikonographische Vorbilder können den Ausgangspunkt der Stilentwicklung, also dessen primären Produktionsstandort, anzeigen. Sie geben jedoch keine Auskunft über die Art und Weise der Verbreitung. Interpretationsgrundlage ist die Nachahmung der Technik, deren Erlernen im Ursprungsland oder deren Überlieferung durch Wanderhandwerker was letztlich zur Erkenntnis führt, dass zwei ähnliche Objekte nicht zwingend am selben Ort hergestellt worden sein müssen[773].

Die zweifelsfreie Herkunft, das heißt der Nachweis des Produktionsortes, ist auch für auf archäologischen Ausgrabungen geborgene, stratifizierte Funde nicht einfach zu erbringen, denn in der Regel werden die Objekte nicht beim Hersteller, sondern im Umfeld des Endverbrauchers gefunden. Selbst die in Schmiedewerkstätten zu Tage getretenen Objekte müssen nicht zwingend dort gefertigt worden sein, »da von den Schmieden auch große Mengen von Altmetall aufbewahrt wurden, die kaum von deren Erzeugnissen getrennt werden können«[774].

Erschwerend kommt die Uniformität der Schmuckformen im spätmittelalterlichen Mitteleuropa hinzu, sowie der Umstand, dass technische Merkmale nach heutigem Wissensstand nur in beschränktem Maße Rückschlüsse auf Ort und Zeit der Herstellung eines bestimmten Schmuckstückes gestatten[775]. Als hauptsächliche Ursachen sind die Anwendung beziehungsweise Pflege alter Handwerkstechniken neben innovativen Arbeitsverfahren sowie fehlende Zusammenstellungen lokaler und regionaler Goldschmiedeerzeugnisse

769 Eggert 2001, 111-114. – Schiffer 1987.

770 Krabath 2001, 11-14.

771 Vgl. Eggert 2001, 272.

772 Chadour 1985, 60. – Stadt- und Meistermarken sind erst an renaissancezeitlichen Objekten regelhaft zu finden: Fritz 1982, 18. – Zu den methodischen Schwierigkeiten, anhand gewerblicher Zeichen auf die Provenienz einer Goldschmiedearbeit zu schließen: Röber 2004b.

773 Krabath 2001, 13.

774 Röber 2004b, 161.

775 Bott 1982, 8.

bezüglich der gesamten Breite der jeweiligen Produktion, wodurch sich eventuell für bestimmte Orte und Meister gewisse technische, formale und stilistische Eigentümlichkeiten abzeichnen könnten, zu nennen. Die Entwicklung regionalcharakteristischer Schmuckformen wird primär von exogenen Faktoren bestimmt, beispielsweise von Kleiderordnungen, die vom Mittelalter bis ins späte 18. Jahrhundert hinein den einzelnen gesellschaftlichen Ständen das jeweils erlaubte Maximum an Luxus kleinlich vorschrieben. Die Verordnungen wandten sich häufig nicht nur an die Schmuckträger, sondern auch an die Goldschmiede, denen sie den Verkauf von unzulässigem Schmuck untersagten. Allgemein ist davon auszugehen, dass der Schmuckreichtum mancher Landschaften mit wirtschaftlichem Wohlstand korreliert[776].

Die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden ergänzend zu Hinweisen aus der Schriftüberlieferung ermöglicht unter Umständen Aussagen zu Rohstoffquellen sowie zum technologischen Entwicklungsstand. Allerdings mangelt es derzeit an Reihenuntersuchungen, die für einen gesicherten Nachweis von Verbreitungswegen und -richtungen neuer Technologien notwendig wären. Für spätmittelalterliche Goldschmiedeerzeugnisse sind die Erkenntnismöglichkeiten bezüglich der Lokalisierung der Erzlagerstätten als begrenzt einzustufen, insbesondere aufgrund der im Mittelalter bereits seit Jahrhunderten bestehenden Recycling-Mentalität.

Die Produktion im Metallgewerbe ist abhängig von der Verfügbarkeit der Rohstoffe. In Westfalen wurde Kupfer bei Marsberg und Plettenberg abgebaut, sehr geringe Mengen Gold bei Korbach, Silber am Hüggel bei Osnabrück und bei Rüthen, Blei bei Brilon und östlich von Büren sowie Zink bei Iserlohn. Nach den Schriftquellen erfolgte eine konzentrierte Zufuhr von Kupfer aus den Gruben am Ostrand des Harzes (Mansfeld, Rotenburg) sowie des Rammelsberger Silbers aus dem Harz bei Goslar, von wo aus das Silber über den Hellweg weit verhandelt und so auch nach Westfalen eingeführt wurde[777]. Größere Goldvorkommen wurden im Spätmittelalter vor allem im Königreich Ungarn und im Erzbistum Salzburg ausgebeutet[778]. Allgemein ist anzunehmen, dass der Rohstoff Metall über möglichst kurze Strecken verhandelt wurde, um angesichts des hohen Gewichts die Transportkosten zu minimieren. Insbesondere bei Edelmetallen ist jedoch die Frage nach der Rolle von Recyclingkreisläufen als Alternativen in der Materialversorgung zu berücksichtigen. Allerdings sind die Materialkreisläufe bereits für Objekte aus frühgeschichtlichen Epochen nicht so weit zu rekonstruieren, als dass entschieden werden könnte, in welcher Quantität das Metall über Handelswege bezogen oder aus Altmaterial unterschiedlicher Herkunft zusammengeschmolzen wurde[779]. Extremer noch gilt dies für spätmittelalterliche Goldschmiedearbeiten, zumal die Goldschmiede gemäß der Schriftüberlieferung zur Deckung ihres Metallbedarfs auf den Großhandel angewiesen waren. In den großen Messestädten, besonders in Köln, Frankfurt am Main, Brügge (NL), Antwerpen (NL) und Venedig (I), deckten sie sich nicht nur mit Rohmaterialien wie Gold, Silber und Edelsteinen ein, sondern erwarben auch fertige Arbeiten anderer Goldschmiede, um diese, reglementiert durch die jeweilige Gildeordnung, weiterzuverkaufen, umzuarbeiten oder zu kopieren.

Da bei Luxusmaterialien wie Gold, Silber und Edelsteinen bereits der Transport geringer Mengen rentabel ist, war es zweckmäßig, den Bedarf auf verschiedenen Wegen, auch aus entfernter liegenden Quellen zu decken[780]. Beispielsweise wurden Edelmetalle auch aus Asien nach Mitteleuropa eingeführt. Ausgangs- und Endpunkt des Asienhandels waren bis zum 15. Jahrhundert das Asowsche und das Schwarze Meer, umschlossen von venezianischen und Genueser Kolonien. Hier kamen sämtliche Waren, die auf den großen Flüssen aus der Ukraine, Russland und den Donauländern transportiert wurden an und wurden den Waren hinzugefügt, die durch den Bosporus aus Indien und China befördert wurden, insbesondere Seide und

776 Bott 1982, 10-11.
777 Henning 1980, 332. 335. – Krabath 2001, 300-308.
778 LexMA IV (1989) 1535-1539 s. v. Gold [V. H. Elbern].
779 Baumeister 2004, 52.
780 Ebenda 52-53.

Rohmaterial	Vorkommen	Handelszentren	Handelswege
Silber	Harz bei Goslar Erzgebirge Vogesen		Hellweg
Gold	Ungarn Salzburg Afrika und Arabien Rammelsberg Bistum Goslar (Harz) Oberfranken Korbach in Hessen	Krakau	Weichsel bis Flandern via Portugal, Italien
Kupfer und Blei	Harz bei Goslar Westfalen Schweden (Kupfer) Ungarn (Kupfer)		 via Lübeck via Danzig
Edelsteine		Venedig	
Almandingranat	Indien Sri Lanka		
Saphir	Sri Lanka Kaschmir (Indien)		via Indien und Rotes Meer
Perlen	Orient, Arabisch-Persischer Golf, Golf von Mannar (zw. Indien u. Sri Lanka); europäische Flüsse gemäßigter Breiten		
Koralle	italienische, französische, dalmatinische u. nordafrikanische Küsten; Ionische Inseln	Marseille (in Antike)	
Bergkristall	Alpen Orient Zypern Ägypten		
Zirkon	Sri Lanka		
Glas	Westfalen (südl. Paderborn)		
pflanzliche Fasern (Leinen?)	nördliches Westfalen	Münster Osnabrück	
Seide	Italien Byzanz Orient	Köln Konstantinopel Bremen	Rhein bis Niederlande via Breslau via Nowgorod

Tab. 12 Übersicht der zur Herstellung der Objekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus verwendeten Rohstoffe sowie deren hauptsächlich anhand der Schriftüberlieferung anzunehmenden Abbaugebiete, Handelszentren und -wege.

Gewürze[781]. Die zentralen Umschlagplätze des hansischen Handels für derartige Importgüter waren die Kontore in Nowgorod (St. Peterhof), Bergen (Deutsche Brücke), Brügge und London (Stalhof)[782].
Die auf diesen Angaben beruhende Kartierung verdeutlicht die Haupthandelsrichtungen der einzelnen, an den Objekten im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nachgewiesenen Rohstoffe, vom jeweils anzunehmenden Herkunftsgebiet bis nach Münster (**Tab. 12; Abb. 127**). Anhand der Verteilung der verwendeten Rohstoffe lassen sich drei prinzipiell zu unterscheidende Handelsrichtungen nachvollziehen: 1. die Stadt-Land-Beziehung, das heißt der Warentausch einer Stadt mit ihrem unmittelbaren Umland, 2. Handelsbeziehungen zwischen den einzelnen Teilen Westfalens und 3. der Transithandel, also die Handelsbeziehungen zwischen Westfalen und anderen Gebieten[783]. Während die Glassteine aus regionaler Produktion südlich

781 Bernard 1983, 180.
782 Zum Londoner Stalhof: Keene 1989 und Jenks 1989.
783 Zu den drei Handelsrichtungen: Henning 1980.

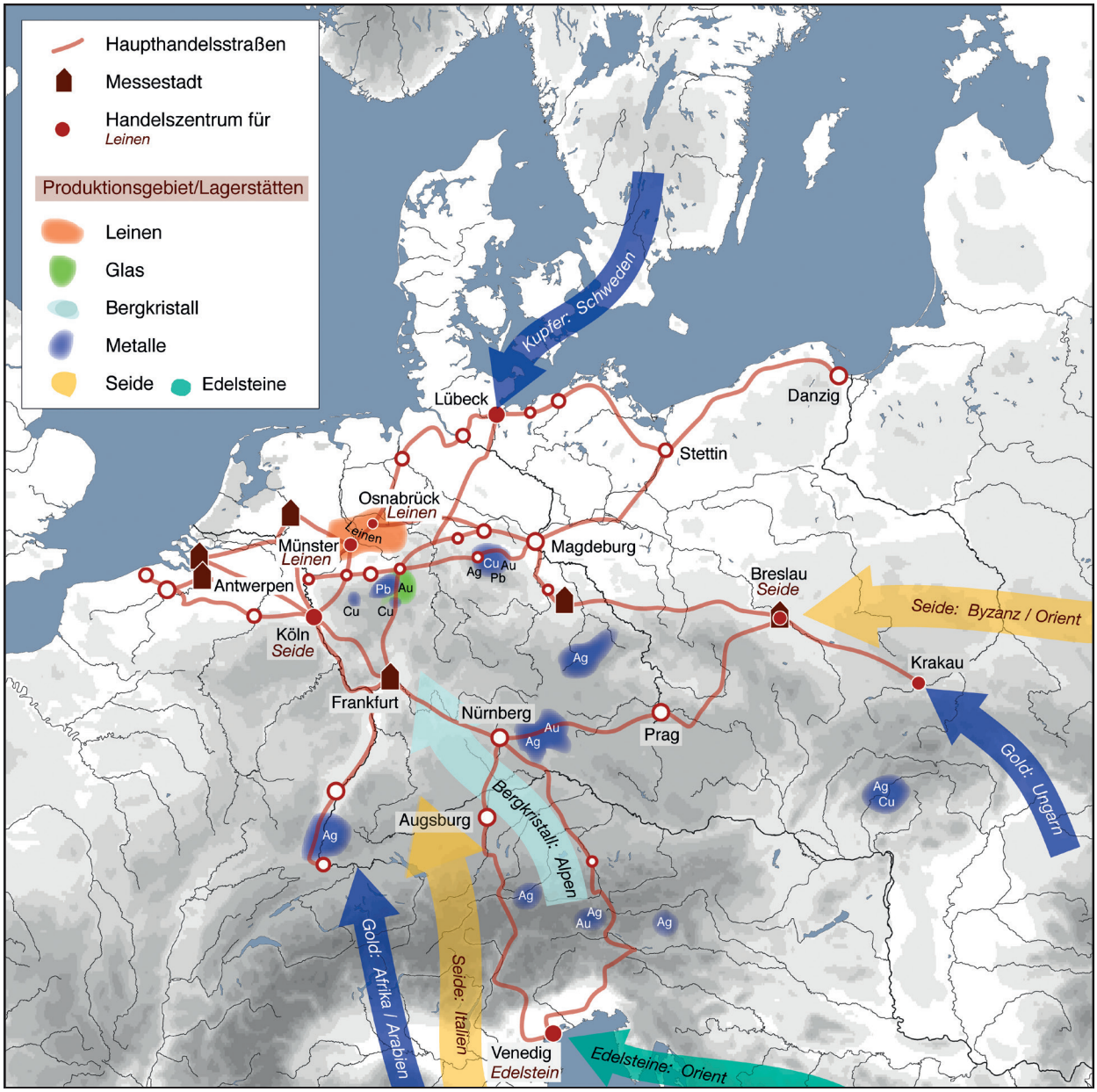


Abb. 127 Die für die Herstellung der Schmuckstücke Kat.-Nr. 1-36 verwendeten Rohstoffe, deren schriftlich überlieferte Produktionsgebiete und Haupthandelswege nach Münster. – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

von Paderborn stammen könnten[784], ist für die Granate und Saphire eine Kontinuität in der Nutzung der Rohsteinquellen Sri Lankas seit dem Frühmittelalter nachzuweisen. Nahezu sämtliche der im Mittelalter verwendeten Edelsteine stammen aus dem Nahen und Fernen Osten[785]. Allerdings kann ein einzelner Stein auf erheblichen Umwegen und erst in sekundärer Verwendung auf das jeweilige Schmuckstück gekommen sein, was jedoch nicht detailliert am Objekt nachzuvollziehen ist.

Vorausgesetzt die Spange Kat.-Nr. 12 wurde in Münster hergestellt, könnte es sich bei den textilen Geweberesten pflanzlichen Ursprungs in den Fassungen möglicherweise um regional beziehungsweise lokal

784 Die Glasherstellung südlich von Paderborn war nach Henning 1980, 332 ein wichtiger Wirtschaftsfaktor im Spätmittelalter.

785 LexMA III (1986) 1560-1565 s. v. Edelsteine [V. H. Elbern].

produziertes Leinengewebe handeln, da Münster neben Osnabrück ein Zentrum des Leinenhandels war[786]. Diese Annahme bleibt jedoch aufgrund der fehlenden Nachweisbarkeit rein hypothetisch.

Dagegen stammt das Fragment der Seidenborte im Beschlag der Schließe Kat.-Nr. 35 mit Sicherheit aus überörtlicher Produktion, denn Deutschland blieb bis ins Spätmittelalter ein reines Einfuhrland und Umschlagplatz für ausländische Seide und Seidenwaren[787]. Bis ins 13. Jahrhundert wurde die Nachfrage nach Seidenprodukten aus Byzanz und dem Orient gedeckt, die von Nowgorod (über Bremen) und Kiev (über Regensburg) sowie aus Konstantinopel (über Breslau) nach Deutschland gelangten. In der Folgezeit stieg das italienische Seidengewerbe zum bedeutendsten Lieferanten auf. Der Rhein verband den Handel von Italien mit den Niederlanden, wobei sich Köln seit dem 12. Jahrhundert zu einem Zentrum des deutschen Seidenhandels und -gewerbes entwickelte. Demnach könnte die Seidenborte der Schließe Kat.-Nr. 35 in Nowgorod oder Köln angekauft worden sein.

Köln kam eine gewisse Vermittlerrolle zwischen den beiden Polen im europäischen Handelsnetz, Flandern[788] und Italien, zu. Das Mittelmeergebiet, in dem Italien die Vormachtstellung einnahm und die Anrainerstaaten der nordeuropäischen Meere, die von den Niederlanden wirtschaftlich beherrscht wurden, entwickelten sich zunächst unabhängig voneinander, waren jedoch bald zunehmend miteinander verknüpft. Die Vermittlerrolle Kölns bezog sich insbesondere auf Waren des gehobenen und des Luxusbedarfs, vor allem Metall- und Textilwaren[789]. Wallonen betrieben wohl den Metallwarenexport aus den Ardennen, Friesen vermittelten sowohl über das Emsland als auch den Rhein zum Warenhandel der Nordsee. Über den Rhein bestanden Verbindungen zu den Gebieten des Oberrheins, über die insbesondere elsässische Weine, aus Italien herangeschaffte Orientwaren sowie gewerbliche Produkte des schon weit entwickelten oberitalienischen Wirtschaftsgebiets verhandelt wurden. Flandern und seit dem 14. Jahrhundert auch Brabant standen mit England in einem engen wirtschaftlichen Bündnis, insbesondere über den Tuchhandel.

Die geographische Verbreitung der Schmucktypen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus und deren stilistischer Merkmale deuten auf Handels- und Kulturkontakte insbesondere nach Nordwesteuropa, etwas weniger intensiv nach Nordost- sowie nach Südosteuropa (**Tab. 13**). Ebenso sind Formen und Stilmerkmale enthalten, die über Gesamtmitteleuropa verbreitet sind.

Damit lassen sich anhand der Verbreitung der Schmucktypen die Haupthandelsrichtungen des bremisch-friesisch-westfälischen Wirtschaftsraums, in den Münster eingebettet lag, nachvollziehen: von und nach Friesland, den Niederlanden, Köln, Flandern, England sowie der deutschen Nord- und Ostseeküste, nach Skandinavien und Nowgorod.

Schriftquellen belegen die enorme Reichweite der Aktivitäten münsterischer Kaufleute. Im Jahr 1252 sicherte Gräfin Margarethe von Flandern den Kaufleuten und Städten des Römischen Reiches, genannt werden Münster, Köln, Dortmund und Soest, Handelsfreiheit in Damme bei Brügge zu. Im Gegenzug gewährten Münster und andere Städte auch den flandrischen Kaufleuten ähnliche Freiheiten. Damit öffnete sich den münsteraner Kaufleuten der Weg über Flandern hinaus nach Südfrankreich und bis zur iberischen Halbinsel. Doch bereits im 13. Jahrhundert drängten die westfälischen Händler über Flandern verstärkt nach England. Die sog. Erbmännerliste aus dem Londoner Stalhof, eine Liste, die sich das Domkapitel 1579 von Hansesyndikus Dr. Heinrich Sudermann aus den Akten des Londoner Stalhofs zusammenstellen ließ, zeigt, dass die Familien Drolshagen, Bispinck, Buck, Wick, Schencking, Droste und Heidemann vom Beginn des 14. bis ins 16. Jahrhundert hinein ständig in London tätig waren[790]. Angehörige von Patrizierfamilien

786 Im Spätmittelalter war das Leinengewerbe im nördlichen Teil Westfalens bereits derart ausgeprägt, dass auch für den überörtlichen Markt produziert wurde: Henning 1980, 332.

787 LexMA VII (1995) 1706-1707 s. v. Seide [H. Pohl]. – Crowfoot/Pritchard/Staniland 1992, 89.

788 Flandern umfasste das Artois (Arras, St. Omer), Südflandern (Douai, Lille und Tournai) und die großen Tuchstädte (Ypern, Gent und Brügge): Bernard 1983, 182-184.

789 Henning 1980, 335.

790 Johanek 1993, 644.

Kat.-Nr.	Schmucktypen und -merkmale	Verbreitung
3-6	Handtruwebratzen	Mittel-, Nord-, Osteuropa
5-6	– nielliert	Schwerpunkt Skandinavien
1-9. 11-12	Ringspangen	Europa
6-7	– mit Inschrift	West-, Nord-, Osteuropa
7	– mit niederdeutscher Inschrift	Gebiet der Hanse an Nord- u. Ostsee (Nordwestdeutschland, Niederlande)
8-9	– mit Köpfchendekor	Ursprung Skandinavien
11-12. 14-16. 18	– mit hochgefassten Steinen	Ursprung England
14-19	rautenförmige Spangen	Europa, Schwerpunkt Osteuropa
18	– mit Volutenbögen	Ursprung Schweden
18	– mit Filigrandrahtrahmen	Ursprung Gotland
21-29	Fingerringe	Europa
23-24	– mit Tierköpfen auf Ringschultern	Mittel-, Nord-, Westeuropa
23-24	– mit Tierköpfen und senkrechter Ringplatte	Schwerpunkt Dänemark
25	– mit hoher doppelkonischer Zarge	Europa, Schwerpunkt Obere Loire-Oder
21-22	– mit mehreren Steinen	Ursprung Schweden
31	figürlich verzierte Riemenschieber	Mittelmeerregion, Ursprung Venedig?
2. 7. 12. 14. 16-17. 20	schwertförmige Spangennadeln	Ursprung England, Schweden
15. 25	Kastenfassungen mit weißer, glasiger Füllung	Ursprung England?
17. 23	Dubletten	Ursprung Mailand?

Tab. 13 Geographische Verbreitung der einzelnen Schmucktypen nach ihren bestimmenden Merkmalen.

aus Münster sind bereits im 13. und 14. Jahrhundert als Fernhändler in London und den Hansestädten an Nord- und Ostsee namentlich in Urkunden nachgewiesen. Beispielsweise ist die im Sommer 1229 anlässlich des Vertragsschlusses zwischen Fürst Mstislav von Smolensk und den Kaufleuten von Riga und »allen Deutschen, die das Ostmeer befahren«, in Nowgorod ausgestellte Urkunde unter anderen von Konrad Scheel und Johann Kind aus Münster bezeugt, woraus sich ergibt, dass die Handelsroute von Riga über die Düna bis zum oberen Dnjepr für die westfälischen Kaufleute offen war[791].

Darüber hinaus weisen Funde des in Münster geprägten Mimigardefordiapfennigs auf Handelstätigkeiten münsterischer Fernhändler im Ostseeraum hin. Kontakte nach Norwegen bezeugen die zwischen 1250 und 1260 in Bergen aufgezeichneten altnorwegischen piðreks saga af Bern, die sich ausdrücklich auf Aussagen deutscher Gewährsleute, die in Soest, Bremen oder Münster geboren wurden, beziehen[792]. Hansische Privilegien wurden den Händlern aus Münster auch von König Albrecht von Schweden im Jahr 1368 ausdrücklich zugesichert[793]. Deutsche Kaufleute, unter ihnen zahlreiche Westfalen, lassen sich auf Gotland seit dem 12. Jahrhundert und insbesondere im 13. Jahrhundert nachweisen[794]. Sie stellen in der Stadt Visby einen wesentlichen Teil der Bevölkerung und schließen sich in eigenen Gilden zusammen. Über die Hanse erhält Gotland aus dem Rheinland, Westfalen und Niedersachsen vielfältige kulturelle Impulse, wodurch westfälisch-gotländische Beziehungen im Kunstgewerbe fassbar sind, aber auch im Kirchenbau, in der Plastik sowie in der Wand- und Glasmalerei.

Wanderungen münsteraner Goldschmiede zur Ausübung ihres Handwerks sind nach Köln, Frankreich, England und Ungarn schriftlich bezeugt[795]. Das Wandern von Handwerkern beziehungsweise meist Handwerksgesellen war in der Regel selbstgewollt, bevor vielerorts im Laufe des 16. Jahrhunderts die Wanderpflicht

791 Johanek 1993, 641.
792 Peters u. a. 1993, 620.
793 Johanek 1993, 646.
794 Berghaus 1980b, 167.
795 Rosenberg 1925, 170-176.

eingeführt wurde. Zum Aufbruch oder Fortzug eines Handwerkers führten sicherlich individuelle Motive, die letztlich auch das Ziel seiner Wanderung bestimmten, jedoch stammen vereinzelte Belege für eine planvolle, regional übergeordnete Organisation des Wanderwesens von Fachkräften bereits aus der Zeit ab 1330[796].
Sowohl für die Handwerkerwanderungen als auch als (Fern-)Handelsrouten wurden die Flussläufe bevorzugt, insbesondere Rhein, Main und Donau. Vorrangige Zielorte waren die großen Messestädte, allen voran Köln und Frankfurt am Main als bedeutendste Gewerbezentren[797], wie auch besonders für Goldschmiede die großen Goldschmiedezentren Paris, Venedig, Köln, Prag und im Spätmittelalter zunehmend auch Aachen, Florenz, London, Wien, Krakau und Nürnberg[798]. Deutsche Handwerkergruppen reisten vergleichsweise häufig ins Ausland, wobei sie meist anderen deutschen Gruppen folgten, beispielsweise den Hansekaufleuten nach Skandinavien und England. Goldschmiede waren in vielen europäischen Zentren anzutreffen, so auch in London und Rom, wo sie zusammen mit Flamen und Niederländern eine eigene Eligius-Bruderschaft bildeten[799].
Aus dieser engen wirtschaftlichen und kulturellen Verbindung resultiert die Schwierigkeit, die Provenienz bestimmter Schmucktypen eindeutig zu bestimmen. Hinzu kommt, dass die bruchstückhafte Erhaltung profaner Schmuckstücke im mitteleuropäischen Raum allgemein die Rekonstruktion direkter ikonographischer Zusammenhänge erschwert[800]. Auch die in Münster im Goldschmiedehandwerk tätigen Meister, Gesellen und Lehrlinge, die jedoch erst ab dem 16. Jahrhundert namentlich erfasst sind, rekrutierten sich aus einem weiten deutschen und europäischen Umkreis, so aus Hamburg, Kopenhagen, Odense, Stockholm, Berlin, Königsberg, Leipzig, Breslau, Prag, Wien, München, Bonn, Utrecht und Amsterdam. Spätestens in der frühen Neuzeit war Münster das unbestrittene Zentrum der westfälischen Goldschmiedekunst[801]. Da kein quantitativ bedeutender Import von Goldschmiedewerken in den Schriftquellen nachweisbar ist, könnte auf eine in der Regel lokale oder regionale Produktion zu schließen sein[802]. Bei den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus spricht zudem die mäßige Qualität der meisten Objekte in Bezug auf die goldschmiedetechnische und materielle Ausführung[803] für deren Herstellung im näheren Umfeld Münsters[804]. Voraussetzung ist allerdings, dass der oder die Schmuckbesitzer zum Zeitpunkt des Kaufes hier ansässig waren, was sich der Kenntnis entzieht.
Ex- und Import machten Münster zum Umschlagplatz der Region zwischen Niederrhein, Lippe und Ems[805], was sich gewissermaßen im Münzspektrum des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus niederschlägt. Die 1447 bestimmten Münzen stammen mit Ausnahme einer einzelnen venezianischen Münze sämtlich aus Prägestätten des hansischen Wirtschaftsraums[806]. Der mit 43 % weit überwiegende Anteil besteht aus lokalen und regionalen Prägungen kleinerer Währungen woraus zu schließen ist, dass der Münzanteil des Schatzfundes vermutlich über einen längeren Zeitraum aus zahlreicheren kleineren Verkaufsgeschäften angesammelt wurde. Die Verteilung der Prägeorte[807] spiegelt deutlich die Westorientierung Münsters, insbesondere über die rheinischen Handelsbeziehungen ins Rheinland, an den Niederrhein, in die südlichen Niederlande und nach Flandern. Bei den weniger zahlreich vertretenen überregionalen Münzen, im wesent-

796 Schulz 1996, 503-505 sieht als allgemeine Voraussetzung für das Entstehen der organisierten Wanderung kompletter Gewerbe die Etablierung der Zünfte und die damit verbundene Schaffung von Städtenetzen. Zusätzliche Impulse sieht er in der im 14. Jh. schnell voranschreitenden Differenzierung und Spezialisierung in zahlreichen Gewerben, die es angebracht erscheinen ließen, auf der Wanderschaft möglichst vielfältige berufliche Erfahrungen zu sammeln. Als zusätzliche Motivation wertet er die Vermittlung in den sprachlich-kulturellen Grenzraum.

797 Messeorte und Gewerbezentren waren Ziele der meisten Fernwanderungen mit Distanzen von 150 bis über 300 km, wohingegen Städte geringerer Größe und Bedeutung vorherrschend einen Einzugsradius von bis zu 150 km aufwiesen: Schulz 1996, 505.

798 LexMA IV (1989) 1550 s. v. Goldschmiedekunst [F. Niehoff].

799 Schulz 1996, 506.

800 Vgl. Blaschitz 2000, 93 mit gleicher Problematik bezogen auf Wandmalereien.

801 Heppe u. a. 1980, 416.

802 Ebenda 422.

803 Siehe Kapitel Qualität der Schmuckstücke.

804 Katalog Berlin 1987, 240 [L. von Wilckens].

805 Kirchhoff u. a. 1993.

806 Siehe Kapitel Das Münzspektrum.

807 Abb. 26.

lichen 56 Sterlinge der südlichen Niederlande, handelt es sich um größere Währungen der Messeregionen Brabant und Flandern, die auf den Englandhandel verweisen. Hinzu treten mit einer venezianischen Münze und einem Penny je ein einzelner Vertreter der Mittelmeerregion sowie Englands.
Anhand der Münzen ist jedoch nur bedingt auf direkte Handelskontakte zwischen dem jeweiligen Fundort und der Prägestätte zu schließen, allein bereits aufgrund der Tatsache, dass die von Münzen zurückgelegten Wege selten geradlinig gewesen sein dürften, zumal über größere Entfernungen[808]. Ebenso sagt die Kenntnis der Rohstoffquellen letztlich nur etwas über die ursprüngliche Herkunft aus, nichts jedoch über die im Einzelfall benutzten Handels- beziehungsweise Umwege. Während die großen Handels- und Messestädte besonders als Umschlagplätze für Exportwaren gut aus den Schriftquellen zu erschließen sind, lassen sich die Rohstoffquellen nur durch die Einbeziehung archäologischer und naturwissenschaftlicher Methoden gesichert nachweisen.
Unter Berücksichtigung des Münzspektrums, der anhand der Schriftüberlieferung vermuteten und mittels naturwissenschaftlicher Analysen ermittelten Rohstoffquellen sowie der geographischen Verbreitung der Schmucktypen und einzelner stilistischer Merkmale sind sowohl lokale, regionale als auch weiträumige Handelsbeziehungen zu erkennen. Letztere sind überwiegend auf Nordwesteuropa und Skandinavien ausgerichtet. Zwar entstanden bei den Fernkaufleuten mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit die größeren Vermögen, allerdings ist die Bedeutung des Regionalhandels für die Stadt Münster allgemein als größer einzuschätzen[809]. Dabei sind hansischer Fernhandel und westfälischer Regionalhandel, über den die Fernhandelsgüter auf den Märkten des westfälischen Wirtschaftsgebiets verteilt wurden, nicht strikt voneinander zu trennen, zumal beides oftmals sogar in einer Hand gelegen haben dürfte. Die Zusammensetzung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus könnte diesen Sachverhalt belegen, unter der Prämisse, dass der Fundkomplex einen Händlerhort darstellt. Indem die unterschiedlichen Quellengruppen teilweise voneinander abweichende Ausschnitte des Handelsablaufs überliefern und sich somit gegenseitig ergänzen, gewährleistet die kombinierte Auswertung eine möglichst detaillierte Rekonstruktion der Handelsbeziehungen. Die diversen Handelsrichtungen, die sich im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus widerspiegeln zeigen einen Schwerpunkt des Handels über die Anrainerstaaten von Nord- und Ostsee, besonders Flandern und Friesland, nach England, Skandinavien und Nowgorod an. Etwas weniger intensiv zeichnen sich Kontakte über Köln nach Frankreich und nach Südosteuropa, insbesondere Ungarn, ab.

Qualität der Schmuckstücke

Die Qualität von Schmuckstücken zum Zeitpunkt ihrer Herstellung bestimmende Faktoren sind die verwendeten Materialien, die Herstellungstechnik und die Sorgfalt der Ausführung. Ebenso sind jedoch der persönliche Geschmack des Konsumenten und insbesondere der obrigkeitliche Einfluss von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Beurteilung der Schmuckqualität. Normen, Ansprüche und deren Verwirklichungen können, je nach Standpunkt des Betrachters als Handwerker oder Konsument, stark voneinander abweichen, in Abhängigkeit von Angebot und Nachfrage, endo- und exogenen Einflüssen auf Wünsche und Vorstellungen von Schmuckträger und Produzent sowie vom Formenrepertoire und der technischen Kapazität des Herstellers[810]. Neues und Fremdes wird sowohl von Rezipienten als auch Konsumenten immer wieder als qualitativ hochwertig angesehen, eng zusammenhängend mit einem höheren Verkaufspreis und der Exklusivität beziehungsweise Seltenheit[811]. Aus Schriftquellen geht hervor, dass die heimische Obrigkeit

808 Ilisch 1980a, 31-33.
809 Johanek 1993, 650. – Zur Bedeutung des lokalen und regionalen Handels einer Stadt am Beispiel Lund: Carelli 1999.
810 Jaritz 1988, 49. – Bott 1982, 10.
811 Jaritz 1988, 47.

versuchte, den Schutz des örtlichen Handwerks und Produkts zu gewährleisten und das Überhandnehmen von Fremdem durch Verbote oder Einschränkungen zu verhindern. Die Qualität der Schmuckstücke ist demnach als solche objektiv nicht zu beurteilen, da das Verhältnis von Menschen zu Dingen von unterschiedlichen schwer zu messenden Faktoren abhängt, wie individuellen psychischen Dispositionen und Vorlieben bis hin zu gesellschaftlichen Konventionen und kulturellen Wertvorstellungen[812]. Dennoch kann anhand bestimmter qualitativer Merkmale der einzelnen Objekte in gewissem Rahmen auf die Wertschätzung durch den oder die Besitzer und somit auch auf die funktionale Deutung des Schatzfundes geschlossen werden. Dies sind vor allem die Beobachtung von Gebrauchsspuren, Reparaturmaßnahmen, intentionalen Zerstörungen sowie die Identifizierung von Rohmaterial, Produktionsausschuss beziehungsweise -abfall und Halbfabrikaten, die in den folgenden Abschnitten bezogen auf die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus besprochen werden.

Zur Annäherung an die Beurteilung der ideellen und materiellen Bedeutung von Schmuck aus Gold, Silber und Edelsteinen im Spätmittelalter können wiederum neben realen Objekten auch bildliche und schriftliche Quellen herangezogen werden. Im Spätmittelalter stellt besonders die höfische Epik eine hervorragende Quelle dar. Die hier enthaltenen Schmuckbeschreibungen geben Einblick in die Funktion als Kleidungsaccessoire und ebenso in den hohen Zeichencharakter sowie die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten von Schmuck als Kapitalanlage, zur Repräsentation beziehungsweise Demonstration von Reichtum und gesellschaftlichem Rang, als Geschenk, Verlobungs- und Liebesgaben sowie als Amulette[813]. Städtische Kontrollinstanzen wurden zusätzlich zu den Gildeordnungen eingesetzt, um eine gleichbleibende Güte der Goldschmiedeerzeugnisse zu gewährleisten[814].

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sind trotz ihres reichhaltigen Dekors nicht der höchsten Qualitätsstufe für Goldschmiedeerzeugnisse zuzurechnen. Sie spiegeln »in bescheidenem Maß die gehobenen Ansprüche der damaligen Zeit wider«[815]. Hinweise hierauf geben die zahlreiche Verwendung relativ kostengünstiger Glassteine sowie die häufig auf die Ansichtsseite oder auf bestimmte Dekorteile beschränkte Feuervergoldung. Auch die Verwendung von Silber als Grundmaterial, mit Ausnahme des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21, weist darauf hin, dass die ehemaligen Schmuckträger sicherlich zwar einer wohlhabenden, höchstwahrscheinlich jedoch nicht der finanziell potentesten Bevölkerungsschicht entstammten. Aufgrund der größeren Verfügbarkeit fand Silber in weiteren gesellschaftlichen Kreisen Verbreitung und eine alltäglichere Verwendung als Gold[816].

Bezüglich der Herstellungstechnik ist die Anwendung einer Vielzahl der im Spätmittelalter gängigen Handwerkstechniken auffallend, wie der Vergleich mit Goldschmiedeerzeugnissen entsprechender Zeitstellung sowie den Beschreibungen Theophilus Presbyters und Benvenuto Cellinis zeigt. Zudem gibt es für einige der konstruktiven Elemente Hinweise darauf, dass es sich um Massenware handelt, insbesondere bei den Spangennadeln mit querliegendem gefeiltem Absatz.

Zahlreiche Schmuckstücke weisen Mängel in Bezug auf die Sorgfalt der Ausführung auf, beispielsweise sind an den Kerbdrähten des Gürtels Kat.-Nr. 30 Gussfehler erkennbar, gleiches gilt für die Schauseite des Riemenschiebers Kat.-Nr. 31. Zudem wurden an den meisten Schmuckstücken Bearbeitungsspuren sichtbar belassen, das heißt sie wurden nicht gänzlich versäubert und überarbeitet.

Darüber hinaus sind einige qualitativ sehr hochwertig und aufwendig hergestellte Schmuckstücke im Ensemble enthalten, insbesondere der kleine goldene Fingerring Kat.-Nr. 21, die Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32, die Fibel Kat.-Nr. 10, die Spange Kat.-Nr. 7 und der Gürtel Kat.-Nr. 30.

812 Veit 2003a, 18.
813 Blaschitz/Krabath 2004, 736.
814 Vgl. Fingerlin 1971, 33.
815 Tegethoff 2002, 4.
816 Baumeister 2004, 51.

Auch die Inschriften zeigen deutlich qualitative Unterschiede in der Ausführung der Buchstaben. Während diejenigen der Spange Kat.-Nr. 7 sehr gekonnt aus dem Metall geschnitten wurden, wirken diejenigen der Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 als seien sie von einer ungeübten Hand geschnitten worden, während die Inschrift des Fingerrings Kat.-Nr. 27 lediglich aus Rudimenten gotischer Majuskel besteht. Derart gravierende Unterschiede in der handwerklichen Ausführung weisen jedoch nicht zwingend auf unterschiedliche Werkstätten hin. Zwar ist eine arbeitsteilige Produktion einzelner Schmuckbestandteile innerhalb einer Werkstatt anzunehmen und folglich ein hoher Grad der Spezialisierung der einzelnen Handwerker mit weitgehender Perfektion in der handwerklichen Ausführung, jedoch sind auch Umstände denkbar die dazu führen, dass Handwerker für sie neue und ungewohnte Techniken anwenden mussten. Dazu könnten beispielsweise spezielle Kundenwünsche führen, ein Arbeitskräftemangel in der Werkstatt oder auch die Ausbildung von Lehrlingen[817]. Die unterschiedliche Qualität in der Herstellungstechnik der Schmuckstücke erschwert die Zuordnung zu einer Werkstatt, ebenso die Charakterisierung des Besitzers beziehungsweise Trägers hinsichtlich seines sozialen Ranges. R. Tegethoff[818] schließt daher darauf, dass es sich um zusammengetragenen Schmuck handelt, »der ausschließlich als Fundkomplex im historischen Kontext gesehen werden sollte«. Dem folgend könnte der Fundkomplex als Händler-, Goldschmiede- oder Pfandleiherhort gedeutet werden, wobei die Interpretation als gehorteter Familienschmuck allein aufgrund vorgenannter Kriterien nicht gänzlich auszuschließen ist.

Gebrauchsspuren

Gebrauchsspuren sind durch Gebrauch hervorgerufene oberflächliche Veränderungen der Materialstruktur oder Störungen der Materialintegrität[819], die Hinweise auf die ehemalige Verwendung und Wertschätzung eines Objekts geben können. Die Schmuckstücke zeigen sämtlich, mit Ausnahme des Fingerrings Kat.-Nr. 29 und der Spange Kat.-Nr. 15, deutlich zu erkennende Gebrauchsspuren, wobei unterschiedliche Abnutzungsgrade festzustellen sind. Neben Objekten mit kaum sichtbaren Gebrauchsspuren (Kat.-Nr. 21 und 35) sind solche mit nahezu gänzlich abgegriffener Vergoldung und stark verrundeten Kanten, beispielsweise der Fingerring Kat.-Nr. 26, im Fundkomplex enthalten.

Da sowohl Silber als auch Gold relativ weiche Metalle sind, die rasch Kratzer und Abrieb zeigen, ist eine sichere Ansprache des Nutzungszeitraums anhand der Gebrauchsspuren nahezu unmöglich[820]. Eine Schädigung der Metalloberfläche kann gleichfalls bereits bei der Herstellung, bei der Aufbewahrung mehrerer Schmuckstücke beispielsweise in einem Kästchen, entsprechend beim Transport und während der Überlieferung im Boden sowie bei der Bergung und anschließenden Lagerung der Schmuckstücke entstehen. Demnach ist es nahezu unmöglich, anhand der Gebrauchsspuren eines Objekts auf dessen Wertschätzung durch den ehemaligen Schmuckbesitzer zu schließen. Bei aller gebotener Vorsicht vermitteln die meisten der Objekte den Eindruck, als seien sie häufiger und wohl auch über einen längeren Zeitraum getragen worden.

Reparaturen

Die Beurteilung von Reparaturen an Schmuckstücken hinsichtlich der Intensität ihres Gebrauchs sowie ihrer Wertschätzung unterliegt denselben methodischen Schwierigkeiten wie die der Gebrauchsspuren. Unter den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus befinden sich hauptsächlich solche ohne erkennbare Reparaturen, neben solchen mit kleineren Reparaturen beziehungsweise Ausbesserungen, die bereits bei der Herstellung des entsprechenden Objekts vorgenommen worden sein könnten, beispielsweise

817 Übungen zur Berufsausbildung im heutigen Goldschmiedehandwerk beschrieben bei Brepohl 1994, 264-266.
818 Tegethoff 2002, 31.
819 Burmeister 2003, 270.
820 Krabath 2004a, 300-301.

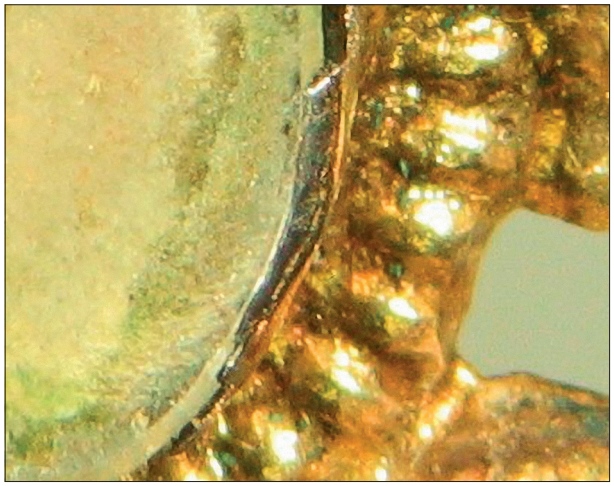


Abb. 128 Der zwischen Fassung und Stein eingeschobene Blechstreifen am Fingerring Kat.-Nr. 23. – (Foto S. Greiff, RGZM).

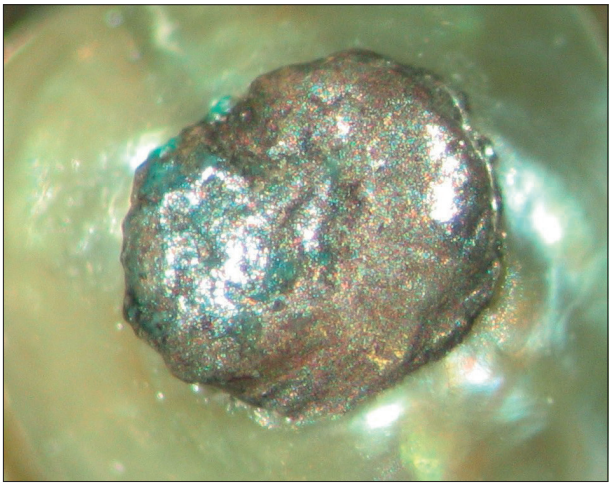


Abb. 129 Messingniet an der Ringfibel Kat.-Nr. 13. – (Foto A. Scholz).

die eingeschobenen Blechstreifen am Fingerring Kat.-Nr. 23 (**Abb. 128**) und dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34. Dagegen zeigt die Ringfibel Kat.-Nr. 13 mit ihren beiden durch Messingniete ersetzten Silberstiften höchstwahrscheinlich durch Gebrauch notwendig gewordene Reparaturen (**Abb. 129**).
Mehrere, vermutlich zeitlich erheblich differierende Reparaturphase sind an den Scharnierstiften des Gürtels Kat.-Nr. 30 abzulesen. Neben den originalen feuervergoldeten Silberstiften finden sich Messingstifte, die vermutlich einer historischen Reparaturphase zuzuordnen sind. Wahrscheinlich modern hinzugefügt sind die Silberstifte mit geschlitzten Enden und die Silberstifte mit gefeilter Oberfläche[821].
Naturwissenschaftliche Analysen können zur Identifizierung moderner Reparaturen, das heißt Restaurierungsmaßnahmen führen, wenn diese in Vergessenheit geraten sind, beispielsweise wenn zu den ausgeführten Arbeiten kein Protokoll angefertigt und den Fundakten hinzugefügt wurde, wie im Fall des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus. Sowohl in einer Fassung des Gürtels Kat.-Nr. 30 als auch an einer Bruchstelle im Rahmen der Spange Kat.-Nr. 17 konnte mittels Raman-Mikrospektroskopie Epoxydharz nachgewiesen werden.
Weniger eine Reparatur im herkömmlichen Sinn als vielmehr eine Umarbeitung ist an dem »herzförmigen« Schmuckstück Kat.-Nr. 34 zu erkennen, verbunden mit der Umnutzung von Anhänger zu Aufnähschmuck[822].

Intentionale Zerstörungen

Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus weisen zum Teil massive Beschädigungen auf, die auf die intentionale Zerstörung des jeweiligen Objekts schließen lassen, deren Verursacher jedoch letztlich anonym bleibt. Eine Möglichkeit wäre, dass der Goldschmied selbst technisch schlecht ausgeführte Schmuckstücke zerstörte anstatt sie in den Verkauf zu bringen. Dies erscheint jedoch als relativ unwahrscheinlich, denn die Objekte tragen großteils deutliche Gebrauchsspuren. Zudem lag es sicher nicht im Interesse eines Goldschmieds, Eigenprodukte zu zerstören und einzuschmelzen, da dies jedenfalls für ihn zu einem wirtschaftlichen Verlust führen würde.
Die Verarbeitung von Edelmetallen war streng reglementiert und in den Gildeordnungen festgeschrieben. Die Forderung der Zerstörung oder auch Teilzerstörung erscheint in den Handwerksordnungen für nicht

821 Siehe Kapitel Gürtelbestandteile.

822 Siehe Kapitel Sonstige Objekte uneindeutiger Funktion.

den Qualitätsanforderungen entsprechende Objekte und insbesondere für Fälschungen[823]. Gegenstände deren Qualität vor allem bezogen auf das Material derart inakzeptabel erschienen, dass sie als Fälschungen zu bewerten waren, wurden verbrannt, zerschnitten, zerrissen oder zerschlagen, wie es beispielsweise die Kölner Ordnung von 1397 vorschrieb[824]. Auch in der Wiener Goldschmiedeordnung von 1366 findet sich die Vorschrift, dass im Handel auftauchende Goldschmiedeerzeugnisse ohne Beschauzeichen zerbrochen und dem Münzmeister übergeben werden müssen[825].
Da insbesondere Importwege diversen Störungen und Schwankungen unterlagen, war Recycling wertvoller Handelsgüter zu allen Zeiten von Interesse[826]. Aus zahlreichen Schriftquellen geht hervor, dass den Goldschmieden auch reguläres Altsilber in größerem Umfang zur Verarbeitung übergeben wurde. Beispielsweise berichtet Benvenuto Cellini, dass unter anderem Silbermünzen (Denare) zur Färbung von Vergoldungen eingeschmolzen wurden[827]. Als Beweggründe für das Einschmelzen oder Umarbeiten von Schmuck werden vor allem die Anpassung an die wechselnde Mode und den jeweiligen Zeitgeschmack sowie akuter Geldbedarf, beispielsweise für die Anfertigung liturgischen Gerätes für Kirchenstiftungen genannt. Hierauf ist die generelle Seltenheit alten Schmucks zurückzuführen[828]. Das Spangenfragment Kat.-Nr. 12 vermittelt deutlich den Eindruck eines zum Einschmelzen vorbereiteten Altsilberobjektes. Sämtliche Edelsteine wurden aus dem Fassungen herausgebrochen und die Funktionalität des Spangenrahmens zerstört, indem etwa ein Drittel herausgeschnitten wurde.
Das Herausbrechen der Edelsteine aus ihren Fassungen bei den Schmuckstücken Kat.-Nr. 10-17, 21-22, 26 und 30 stellt bei weitem die am häufigsten auftretende Beschädigung dar. Die herausgebrochenen Steine wurden entweder einzeln verkauft, in neue Fassungen umgearbeitet oder mitsamt ihrer Fassung auf andere Goldschmiedearbeiten montiert[829]. Letztgenanntes könnte auf den fragmentierten Fingerring Kat.-Nr. 28 zutreffen. Benvenuto Cellini[830] berichtet von mehrmals durch unterschiedliche Goldschmiede gefassten Edelsteinen. Ringköpfe mit gefassten Steinen sind in Sekundärverwendung häufiger auf liturgischem Gerät und Kronen zu finden.
Objekte wurden auch zerstückelt oder verbogen um die Silberlegierung zu testen. Schließlich kann fragmentiertes Silber aus zerstückelten Münzen, Schmuck, Barren und Werkabfällen in sekundärer Verwendung als Gewichtsgeld dienen[831]. Die Reduktion auf den Metallwert könnte das Motiv der Zerstörung des Fingerrings Kat.-Nr. 27 gewesen sein. Aufgrund der Inschrift auf der Innenseite der Ringschiene wäre ebenso denkbar, dass primär der ideelle Wert des Fingerrings zerstört werden sollte.

Rohmaterial, Produktionsausschuss, Halbfabrikate

Rohmaterial in Form von Barren, Gusskuchen, Drähten und Blechen ist im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus nicht vertreten. Bei den Draht- und Silberblechresten, die heute verschollen, jedoch auf den zwischen 1993 und 2004 veröffentlichten Gesamtaufnahmen noch zu sehen sind, könnte es sich eventuell um Produktionsabfall handeln. Es sei nochmals auf die unvollständige Bergung und Überlieferung des Fundkomplexes hingewiesen und die damit verbundene Möglichkeit, dass ursprünglich enthaltene wichtige diagnostische Objekte, beispielsweise Barren, heute fehlen.
Die Spange Kat.-Nr. 15 weist mit ihrer gebrochenen Nadelachse eine derart charakteristische Beschädigung auf, die wahrscheinlich bereits bei der Herstellung des Schmuckstücks entstanden ist, sodass diese Spange

823 Jaritz 1988, 41-42.
824 Fritz 1982, 40.
825 Blaschitz/Krabath 2004, 745.
826 Baumeister 2004, 52-53.
827 Cellini 1974, 95.
828 Katalog Zürich 1991, 273. – Zum Einschmelzen von Goldschmiedeerzeugnissen ausführlich Fritz 1982, 21-29. – Benvenuto Cellini berichtet beispielsweise vom Bau eines Ofens in der Engelsburg zum Einschmelzen des päpstlichen Schatzes: Brinckmann 1867, 112.
829 Haedeke 2000, 9-10.
830 Brinckmann 1867, 66.
831 Baumeister 2004, 64.

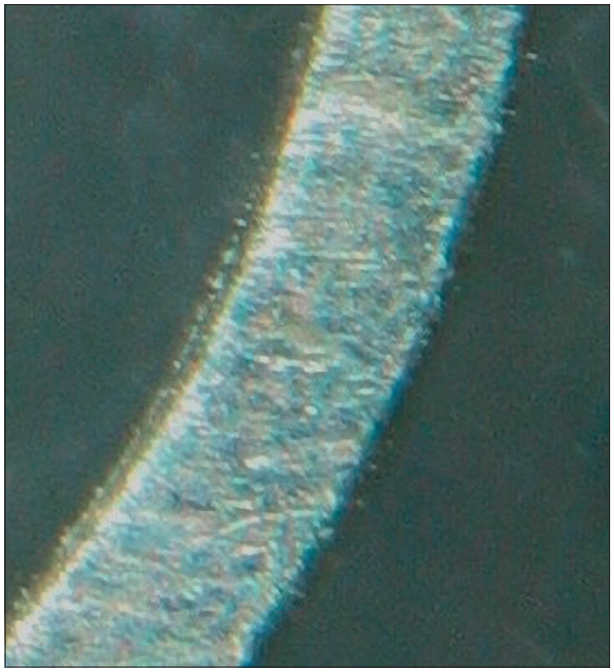


Abb. 130 Sichtbar belassene Hammerspuren auf dem Fingerring Kat.-Nr. 29. – (Foto A. Scholz).

als Produktionsausschuss angesprochen werden kann, zumal der Spangenrahmen keine durch eine aufliegende Nadelspitze verursachten charakteristischen Abriebspuren zeigt.
Bei dem schlichten silbernen Fingerring Kat.-Nr. 29 handelt es sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit um ein Halbfertigprodukt, da Bearbeitungsspuren in Form von Hammerspuren auf der Oberfläche deutlich sichtbar belassen wurden und Gebrauchsspuren fehlen (**Abb. 130**).
Schließlich sind mit der Bergkristallperle Kat.-Nr. 36 und der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 zwei Schmuckelemente im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthalten, die mit einiger Sicherheit für eine sekundäre Verwendung vorgesehen waren.

Zusammenfassung Qualität der Schmuckstücke

Trotz vorgenannter Problematik in der qualitativen Beurteilung der Schmuckstücke ist doch eine deutliche Uneinheitlichkeit hinsichtlich der Sorgfalt in Ausführung und Bearbeitung der Schmuckstücke zu erkennen. Insgesamt repräsentieren die 35 Objekte nicht die höchste Qualitätsstufe mittelalterlicher Goldschmiedekunst, erkennbar an verarbeitungstechnischen Details wie sichtbar belassenen Bearbeitungsspuren und Ausbesserungen sowie an den verwendeten Materialien vergoldeten Silbers und Glassteinen. Insofern könnte es sich um Schmuck von Angehörigen der gehobenen sozialen Mittelschicht handeln.
Die meisten Schmuckstücke zeigen deutliche Gebrauchsspuren, die es wahrscheinlich machen, dass sie häufiger und/oder über längere Zeit getragen wurden. Hinweise hierauf geben gleichfalls Reparaturen und Umarbeitungen an einigen Objekten.
Die Uneinheitlichkeit der Schmuckqualität erschwert sowohl die Zuordnung zu einer bestimmten Werkstatt als auch zu einem bestimmten Schmuckeigentümer oder Schmuckträger[832]. Dies und die hohe Zahl der fragmentierten Schmuckstücke neben solchen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit als Halbfabrikat beziehungsweise Produktionsabfall angesprochen werden können, führen zu der Annahme, dass es sich um vor der Verbergung zusammengekauftes (Alt-)Silber handeln könnte.

Laufzeiten der Schmuckstücke

Aus spätmittelalterlichen Testamenten geht hervor, dass Wertobjekte, beispielsweise Schmuck, über mehrere Generationen in Gebrauch waren[833]. Dies könnte durchaus auf einige der Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus zutreffen, die vergleichsweise älter datieren und einen hohen Grad an Abnutzungsspuren zeigen, besonders der Fingerring Kat.-Nr. 25.
Die Laufzeiten der Schmuckformen datieren recht einheitlich vom 12. bis zum ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert, mit Schwerpunkt im späten 13. und beginnenden 14. Jahrhundert (**Tab. 14**).

832 Vgl. Tegethoff 2002, 4.

833 Krabath 2004a, 251.

Kat.-Nr.	Schmucktypen	Datierung
3-6	Handtruwebratzen	Ende 12. - Ende 14./Anfang 15. Jh.
1-9. 11-12	Ringspangen	Ende 12. - 1. Hälfte 15. Jh.
6-7	– mit Inschrift	1. Hälfte 13.-15. Jh.
8-9	– mit Köpfchendekor	Frühmittelalter - 16. Jh.
11-12. 14-16. 18	– mit hochgefassten Steinen	13./14. Jh.
14-19	rautenförmige Spangen	13./1. Hälfte 14. Jh.
18	– mit Filigrandrahtrahmen	14. Jh.
23-24	Fingerringe mit Tierköpfen auf Ringschultern	12.-15. Jh.
23-24	Fingerringe mit Tierköpfen und senkrechter Ringplatte	Mitte 13.-15. Jh.
25	Fingerringe mit hoher doppelkonischer Zarge	1. Hälfte 13. - Ende 13. Jh.
31	figürlich verzierte Riemenschieber	1. Hälfte 13. - 2. Hälfte 14. Jh.
36	Facetten-, Hohl- und Muldenschliff	ab 13. Jh.

Tab. 14 Übersicht der Objekttypen und ihrer Laufzeiten.

Es konnten keine ausgesprochenen Altstücke identifiziert werden, sodass der Schmuck aus einem relativ kurzen Zeitraum, von etwa 150 Jahren ab der ersten Hälfte des 13. bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts, stammen dürfte[834].

Fazit zur Schatzfundzusammensetzung

Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus beinhaltet 1447 bestimmte Münzen, 35 Schmuckstücke und ein einzelnes Spangennadelfragment, wobei davon auszugehen ist, dass weder die Münzen noch der Schmuck vollständig geborgen und überliefert wurden. Mit Ausnahme des kleinen goldenen Fingerrings Kat.-Nr. 21 bestehen sämtliche Objekte aus Silber, zum Teil vergoldet, nielliert, emailliert und mit (Edel-) Steinen besetzt. Allein bereits aufgrund der großen Anzahl an Münzen zählt der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mit einem Gesamtgewicht von 2922,72 g zu den größeren mittelalterlichen Schatzfunden Westfalens[835].
Bei den Münzen handelt es sich durchweg um kleinere Währungen, mit einem Anteil lokaler Münzen von 43 %, die vermutlich über einen größeren Zeitraum aus kleineren Verkaufsgeschäften angesammelt wurden. Sowohl die Prägezeiten der Münzen als auch die Laufzeiten der Schmuckstücke verweisen auf eine einheitliche Datierung der Schatzbestandteile in den Zeitraum von der ersten Hälfte des 13. bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts.
Die Prägeorte liegen sämtlich im Gebiet der Hanse und spiegeln die Westorientierung Münsters wider. Mit den Münzstätten Bonn und Deutz sind besonders die rheinischen Handelsbeziehungen repräsentiert, sowie mit Dordrecht, Utrecht, Löwen, Brüssel und Maastricht diejenigen nach den Niederlanden und Belgien. Die Schmucktypen verweisen insbesondere auf Kontakte nach Skandinavien (Schweden, Dänemark) und England, wohin laut Schriftüberlieferung direkte Handelskontakte von münsteraner Kaufleuten bestanden. Mit der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und dem figürlich verzierten Riemenschieber Kat.-Nr. 31 sind zudem Schmuckformen vertreten, deren Herkunft mit hoher Wahrscheinlichkeit im Süden Europas vermutet werden darf. Als mögliche Produktionsorte kommen für die Zierscheibe Limoges (F) und für den Riemenschieber

834 Vgl. Krabath 2004a, 299. – Tegethoff 2002, 3. – von Wilckens 1985, 308. – Fritz 1982, 230.

835 Vgl. Ilisch 1980a.

Venedig in Betracht, als Handelsroute nördlich der Alpen in beiden Fällen der Rhein bis vermutlich nach Köln.
Die Schlussmünze, ein im Namen Bischof Johann I. von Utrecht (1341-1364) geprägter Groschen, weist den *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeitpunkt aus. Das vertretene Münzspektrum, in dem größere Münzen, insbesondere die französischen Turnosen fehlen, macht eine Deponierung um die Mitte des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich. Allerdings sind mit der Emailzierscheibe Kat.-Nr. 32 und insbesondere der Ringspange Kat.-Nr. 7 zwei Schmuckstücke enthalten, die eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren sind. Somit stellt sich die Frage, ob es sich um einen geschlossenen Fund im Sinne von Oscar Montelius handelt[836], oder möglicherweise um ein Wertsachendepot, das seinem Besitzer längere Zeit zugänglich war und entsprechend später noch um einige Wertobjekte ergänzt werden konnte. Im Hinblick auf die Deutung als gehortetes Altsilber erscheint zudem die geschlossene Deponierung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts möglich.

INTERPRETATION DES SCHATZFUNDES

Die für den Schatzfund konstruierte Interpretationskette, Verbergung um 1348 in der Nähe des jüdischen Viertels durch einen jüdischen Pfandleiher vor dem nahenden Pogrom, bedurfte einer kritischen Überprüfung, im Zuge derer die vorgeschlagene Interpretation weder komplett verworfen noch uneingeschränkt bestätigt werden konnte. Die Neuinterpretation basiert auf der Synthese der Ergebnisse der archäologischen, naturwissenschaftlichen und numismatischen Untersuchungen sowie Aussagen der Schriftüberlieferung. Es hat sich gezeigt, dass eine differenziertere Betrachtung des Fundkomplexes und seines Befundkontextes notwendig ist, die zugleich mehrere Interpretationsmöglichkeiten eröffnet.

Verbergungszeitpunkt und Verbergungsgrund

Ausgehend vom durch die Schlussmünze überlieferten *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeitpunkt und der zeitlichen Nähe zur Mitte des 14. Jahrhunderts mit der historisch überlieferten Pestepidemie und den vielerorts vorauseilenden Pogromen wurde als Verbergungsgrund für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus das nahende Pogrom des Jahres 1349 angenommen, obwohl dieses in den Schriftquellen für Münster nicht direkt belegt ist[837]. Gewissermaßen im selben Argumentationsschritt wurde als Eigentümer des Schatzes zum Zeitpunkt der Verbergung ein jüdischer Pfandleiher postuliert. Auch wenn dieser Zirkelschluss letztendlich nicht mit Sicherheit zu widerlegen ist, sollten dennoch die von dieser Interpretation abweichenden, jedoch ebenso plausiblen Deutungsmöglichkeiten diskutiert werden.
Durch die kritische Neubewertung der spätmittelalterlichen Schriftquellen zeigt M. Vasold[838], dass es sich bei dem kollektiven Grauen vor dem »Schwarzen Tod«, der großen Pestepidemie im Europa der Mitte des 14. Jahrhunderts, in erster Linie um einen neuzeitlichen Mythos handelt. Die historischen Darstellungen des »Schwarzen Todes« basieren im Wesentlichen auf Abhandlungen, die einzelne Historiker und Medizinhistoriker im Verlauf des 19. Jahrhunderts verfassten, noch bevor der Pesterreger und der Modus der Pestüber-

836 Der geschlossene Fund impliziert die Gleichzeitigkeit der vergesellschafteten Objekte im Augenblick ihrer Deponierung: Eggert 2001, 54-55, bes. Anm. 11.

837 »Ob der Judenmord auch in Münster der Pest vorausging, wissen wir nicht«: Aschoff 1993, 579.

838 Vasold 2003, bes. 7-8.

tragung ausreichend erforscht und bekannt waren. Nicht zuletzt auf diesen Umstand ist zurückzuführen, dass die Pest umstellt ist von Mythen, beispielsweise dem Mythos der großen Verluste: »In der allgemeinen Geschichtsschreibung ist mit Blick auf die Pesttoten in der Mitte des 14. Jahrhunderts, den Schwarzen Tod, ziemlich uniform von einem Drittel die Rede«[839]. In zahlreichen Stadtgeschichten werden die Verluste mit etwa einem Drittel benannt, obwohl sich die Schriftquellen häufig darüber ausschweigen. Andere, laut Vasold[840] weit realistischere Schätzungen der Verlustzahlen gehen für ganz Deutschland im Durchschnitt von einem knappen Zehntel aus. Unabhängig von der exakten Sterberate verursachen Seuchen, also sich rasch ausbreitende epidemisch auftretende Infektionskrankheiten, folgenreiche Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft und rufen in der Bevölkerung Ängste hervor, die sich auch im sozialen Verhalten bis in den religiösen Bereich hinein niederschlagen[841].

Es wird davon ausgegangen, dass die Pest und insbesondere der ihr vorauseilende Schrecken eine Massenhysterie hervorriefen, die Juden wie Christen zur Flucht veranlasst haben dürfte. Der anonyme Chronist, der hundert Jahre später den Pestausbruch in Münster für das Jahr 1350 überliefert, schreibt sehr allgemein von einem »großen Sterben«[842]. Das vorausgehende Pogrom ist mit dieser Notiz nur indirekt überliefert[843]. Zudem liegen für zahlreiche Städte Deutschlands, so auch für Münster, keine gesicherten Erkenntnisse für den Ausbruch der Pest bereits während der Pestwelle um 1348 vor. In den wenigen mittelalterlichen und auch in den neuzeitlichen Schriftquellen zum »Schwarzen Tod« sind die »chronologischen Angaben zu ungenau, als dass daraus ein Pestbeginn schon 1348 oder 1349 mit Sicherheit ableitbar wäre«[844]. Der anonyme Chronist gibt zwar mit 1350 eine Jahresangabe, allerdings nennt er weder Pest noch Pogrom ausdrücklich als Ursache des »großen Sterbens«. Jedoch kann ein Pogrom für Münster indirekt aus den sich über Juden ausschweigenden Schriftquellen der folgenden Jahre erschlossen werden. Der Untergang der jüdischen Gemeinde ist allerdings erst für 1378 sicher belegt, mit der Verpfändung von Judenscharne und Synagoge. Damit erscheint es für Münster, wie für zahlreiche andere westdeutsche Städte als möglich, dass die Pest und damit einhergehende Judenpogrome zeitlich erst um beziehungsweise kurz vor 1380 anzusetzen sind[845]. Demgegenüber weist das im Schatzfund vertretene Münzspektrum einen Deponierungszeitpunkt um die Mitte des 14. Jahrhunderts aus. Die Datierung der beiden Schmuckstücke Kat.-Nr. 7 und 32 eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts könnte darauf hindeuten, dass der Schatzfund ein Altsilberdepot darstellt, das entweder erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts verborgen wurde oder bis dahin zugänglich war und um diese beiden Objekte ergänzt werden konnte. Nicht zu vergessen ist, dass die beiden Schmuckstücke auch fälschlich dem Fundkomplex nach dessen Entdeckung 1951 zugeordnet worden sein könnten.

Die unbestreitbar hohen demographischen Verluste im spätmittelalterlichen Europa, insbesondere im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts, sind mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht allein der Pest anzulasten[846]. Die bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts einsetzende längere Kälteperiode wirkte sich in schlechten Ernten, einer lang anhaltenden Hungersnot und ungeklärten Epidemien aus. Demnach ist für weite Bevölkerungskreise von unruhigen Zeiten auszugehen. P. Ilisch[847] führt eine Übersicht der Fehden des 14. Jahrhunderts in Westfalen auf, darunter die Fehde des Stifts Münster gegen Steinfurt im Jahr 1343, die das Münsterland 1353 treffende geldrische Fehde, die offene Empörung der Ritter des Stifts Münster gegen den Bischof mit allgemeiner Verwüstung des Landes nach 1358, den Aufstand des münsterischen Stiftsadels ge-

839 Vasold 2003, 11.
840 Ebenda 116.
841 Ebenda 7. – Bergdolt 1994, 84.
842 Aschoff 1993, 579.
843 Nach H.-H. Ebeling 1996, 271 überliefern zahlreiche Schriftquellen nur indirekt den Untergang einer Judengemeinde.
844 Johannes Nohl, Der Schwarze Tod (Potsdam 1924) 40, zitiert nach Vasold 2003, 117.
845 Vasold 2003, 111-113.
846 Ebenda 11.
847 Ilisch 1980a, 5.

gen den Bischof im Jahr 1370 und diverse nachfolgende Fehden und Unruhen. Allgemeine Unruhen bieten ideale Rahmenbedingungen für kriminelle Aktivitäten. Diebstahl und Unterschlagung waren sicherlich bereits während des gesamten Mittelalters verbreitet. Der Kölner Goldschmied Peter Bentzelroit beispielsweise meldete 1466 dem Goldschmiedeamt den Ankauf eines gestohlenen Kelches. Das zusammengeschlagene Silber deponierte er beim Goldschmiedeamt[848]. Der Fall der vermögenden Witwe des Mosche aus Grez in Regensburg zeigt, dass es auch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Raubmord im eigenen Haus des Opfers kam[849]. Insofern war es sicherlich angezeigt, größeren Reichtum vor potenziellen Neidern generell zu verbergen und nicht erst angesichts einer konkreten Gefahr.
Die konkreten Motive einzelner Menschen bei einzelnen Handlungen können in der Regel nicht rekonstruiert werden, »aber man kann den Motivationshorizont beschreiben, der ihnen zur Verfügung stand«[850]. Bei der Handlung selbst wird aus einem Bündel von Motiven eines ausschlaggebend, allerdings ist in den seltensten Fällen herauszufinden, welches konkrete Motiv zum Handlungsauslöser wurde. Selbst bei derart günstigen Überlieferungsbedingungen wie in Pompeji und Herculaneum lässt sich nicht mit letzter Gewissheit entscheiden, ob es sich bei den in den Häusern gefundenen Toten um deren Besitzer, um Flüchtlinge oder um Plünderer handelt und folglich, ob es sich bei den mitgeführten oder deponierten Wertgegenständen in jedem Fall um das Eigentum des ehemaligen rechtmäßigen Eigentümers oder um Diebesgut von Plünderern handelt. Sicher ist lediglich, dass der Motivationshorizont für die letzten Handlungen der Menschen der Ausbruch des Vesuvs im Jahr 79 n. Chr. mit seinen verheerenden Folgen war[851]. Analog können für das 14. Jahrhundert die gesellschaftlichen und sozialen Unruhen mit ihren für den Einzelfall spezifischen Folgen als allgemeiner Motivationshorizont menschlicher Handlungen, beispielsweise der sicheren Deponierung von Edelmetall, gelten.

Überlieferungsgrund

In der früheren Interpretation wurden Verbergungs- und Überlieferungsgrund als identisch angenommen. Beide Tatbestände wurden mit dem für 1349 indirekt überlieferten Judenpogrom erklärt. Das Motiv für die Verbergung und jenes für die Überlieferung kann zwar identisch sein, beispielsweise mit der Verbergung vor dem nahenden Pogrom und der Vertreibung oder Ermordung des Besitzers während des Pogroms, muss sich jedoch nicht zwangsläufig entsprechen.
Sämtliche potenziellen Ursachen für die Verbergung kommen prinzipiell auch für die Überlieferung in Betracht: von Raubmord bis Mord, Diebstahl, Vertreibung und Flucht im Zuge des Pogroms beziehungsweise der herannahenden Pest oder kriegerischer Auseinandersetzungen während einer lokalen oder regionalen Fehde. Bei der Interpretation des Schatzfundes hinsichtlich Verbergungs- und Überlieferungsgrund sind zudem sämtliche der denkbaren Beweggründe miteinander kombinierbar, ohne dass eine spezielle Ursachenkombination konkret nachzuweisen wäre.
Es ist davon auszugehen, dass Wertsachendepots in der Regel von demjenigen, der sie jeweils verborgen hatte und folglich deren letzter Besitzer war oder von dessen Angehörigen im Laufe der Zeit geborgen und entsprechend nicht überliefert wurden. Eine Voraussetzung für die archäologische Überlieferung von Schatzfunden ist, dass der jeweilige Besitzer den Schatz nicht mehr heben konnte und sowohl der Schatz als auch dessen genauer Aufbewahrungsort in der Folgezeit in Vergessenheit gerieten[852]. Neben dem schlich-

848 Er erstattete später dem Kloster, aus dem der Kelch gestohlen worden war, eine entsprechende Menge Silber zurück: Fritz 1982, 29.
849 Keil 2004, 86.
850 Brunner 2004, 23.
851 Katalog Mannheim 2004.
852 Sarvas 1981, 6.

ten Vergessen des exakten Versteckplatzes sind insbesondere der plötzliche Tod oder die Vertreibung des Besitzers und aller eventueller Mitwisser um Schatz und Versteck denkbar. Als auslösende Faktoren können wiederum Krieg und allgemeine Unruhen gesehen werden, beides Situationen, die eine Überlieferung von Schätzen stärker begünstigen als unter »normalen« Umständen. In gleicher Weise sind Epidemien, beispielsweise durch Hungersnot und Pest verursacht, zu werten. Im Falle von nicht legitim erworbenem Silber beziehungsweise Diebesgut könnte der unrechtmäßige Besitzer seine Beute zunächst bewusst »vergessen« oder verschwiegen haben, bis er später, durch für ihn unglückliche Umstände, an der Hebung seiner Beute gehindert wurde und sein Geheimnis letztlich mit ins Grab nahm.
Dass der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bis 1951 unentdeckt blieb zeigt, dass ein sehr sicheres Schatzversteck von seinem ehemaligen Besitzer gewählt wurde. Unabhängig von der Frage, ob der Schatz in einer Mauernische vermauert oder im Erdreich eingegraben wurde, ist die Deponierung der Münzen und Schmuckstücke in einem Gefäß jedenfalls wahrscheinlich, woraus sich der gute Erhaltungszustand erklären könnte.

Funktionale Deutung und ehemaliger Besitzer

Die funktionale Deutung des Schatzfundes ist eng verbunden mit der Frage nach dem ehemaligen Besitzer zum Zeitpunkt der Deponierung. Generell kann für Schmuck zwischen einem Erstbesitzer und einem potenziellen Zweitbesitzer unterschieden werden. Der Erstbesitzer dürfte den Schmuck erworben haben um ihn entweder selbst zu tragen, zu verschenken oder als Kapitalanlage zu horten. Der mutmaßliche Zweitbesitzer könnte den Schmuck als Geschenk oder Pfand empfangen beziehungsweise ihn aufgekauft haben. Ein oder gar mehrfache Besitzerwechsel sind allerdings am Objekt selbst kaum gesichert nachzuweisen.
Bereits kurze Zeit nach seiner Entdeckung wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus als Hort eines jüdischen Pfandleihers interpretiert, aufgrund des *terminus post quem* 1341 für den Deponierungszeitpunkt sowie der Nähe des Fundortes zur ehemaligen jüdischen Siedlung. Die Neubewertung der Fundumstände und des Fundkontextes, soweit diese überliefert sind, sowie die kritische Reflexion der kulturhistorischen Interpretation kombiniert mit einer erstmals detaillierten Auswertung der Schmuckstücke ergaben ein differenzierteres Interpretationspotenzial im Hinblick auf den oder die ehemaligen Besitzer des Schatzfundes und dessen Funktion.

Jüdischer Pfandleiherhort

Kult und Religion gehören zwar »zu den Grundelementen aller Gesellschaften in Vergangenheit und Gegenwart«[853], jedoch sind die diesbezüglichen Deutungsmöglichkeiten der archäologischen Quellen und insbesondere der Sachkultur, ausgenommen Kultgegenstände, allgemein äußerst begrenzt. Die Identifizierung religiöser und sozialer Gruppen wird häufiger anhand von Grabfunden versucht, auf Grundlage der Prämisse, dass unterschiedliche Grabsitten ebensolchen religiösen oder sozialen Status repräsentieren[854]. Bezogen auf die Unterscheidung christlicher und jüdischer Gräber anhand der Beigaben ist diese nur in Ausnahmefällen möglich, beispielsweise anhand eines Fingerrings mit hebräischer Inschrift aus einem Grab

853 Scholkmann 1998b, 9.

854 Beispielsweise Sloane 2002.

des jüdischen Friedhofs von Barcelona[855]. Daher ist es notwendig, sämtliche der zur Verfügung stehenden Quellen, insbesondere auch die Schriftüberlieferung, in die Interpretation mit einzubeziehen.
In merowingischer und karolingischer Zeit waren Juden als Fernkaufleute tätig und standen unter dem Schutz des Königs[856]. Spätestens seit dem 12. Jahrhundert betrieben sie Kreditgeschäfte und wurden gleichzeitig als Fern- und Großkaufleute verdrängt. Als Kreditgeber für Stadtherren, Fürsten, Adelige und auch für Kaufleute spielten sie allgemein eine wichtige Rolle im städtischen Wirtschaftsgeschehen, nicht zuletzt erkennbar an der Nähe der jüdischen Ansiedlungen zu den Märkten[857]. Ihre bedeutende Rolle im Kreditgewerbe verdankten sie rechtlichen Rahmenbedingungen, einerseits, indem Christen der Geldverleih gegen Zins kirchenrechtlich verboten war und andererseits, indem ihnen die Gilden mit ihren starken kirchlichen Bindungen nicht zugänglich waren. Zudem durften sie in der Regel keine städtischen Ämter bekleiden.
Die Interpretation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus als Hort eines jüdischen Pfandleihers wird hauptsächlich begründet mit der zeitlichen Nähe des Deponierungszeitpunktes »nach 1341« zu dem für 1349/1350 allerdings lediglich indirekt überlieferten Pogrom, das als Verbergungs- und Überlieferungsgrund angenommen wird. Gestützt wird diese These durch die Nähe der Fundstelle zur Westgrenze der ehemaligen *Immunitas synagogae*, jedoch ist nicht mehr zu ermitteln, ob das Schatzversteck tatsächlich innerhalb des jüdischen Viertels lag, oder knapp außerhalb. Angesichts der in der Forschung umstrittenen Frage, ob die Juden des Mittelalters ein isoliertes oder gar in Ghettos abgeschlossenes Leben führten, erscheint die vorhergehende Fragestellung als zweitrangig im Hinblick auf die Beantwortung der Frage nach dem ehemaligen Eigentümer des Schatzes.
Unbestritten ist, dass die Juden in Aschkenas[858] als Minderheit unter einer anderen Religionsgruppe lebten. Schriftquellen und Altstadtgrabungen deuten gleichermaßen weniger auf strikt gegeneinander abgegrenzte jüdische und christliche Wohnbereiche in mittelalterlichen Städten als vielmehr auf enge nachbarschaftliche Beziehungen zwischen Juden und Christen hin[859]. Dafür spricht auch die Lage jüdischer Wohnbereiche, vielfach an belebten Straßen und Plätzen, nicht selten in der Nähe zu den wirtschaftlichen, religiösen und politischen Zentren einer Stadt[860].
Die vor allem in der früheren Forschung favorisierte Annahme der Absonderung der Juden in Ghettos wurde häufig durch die Auffassung verstärkt, die Juden hätten ihren Lebensunterhalt und Reichtum in erster Linie durch den Geldwucher bezogen, da dieser den Christen verboten war[861]. Innerhalb der jüdischen Gemeinde gab es jedoch sowohl für Männer als auch für Frauen weitere Möglichkeiten, Macht und Reichtum zu erlangen beziehungsweise zu steigern, wie das Beispiel der Steuereinnehmerin Selda von Radkersburg in der Steiermark (A) für das Jahr 1338 belegt[862]. Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass obwohl das IV. Laterankonzil den Christen das Zinsgeschäft verbot und folglich im Bereich der Darlehensgeschäfte Juden und Heiden eine gewisse Monopolstellung zukam, diese dennoch häufig von christlichen Geldleihern und Bankiers unterlaufen wurde. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurden einige einflussreiche Banken, beispielsweise die Bardi oder Peruzzi in Florenz, gegründet[863]. Wie der Fall des Emporkömmlings Tidemann Limberg, einem Dortmunder Handwerkersohn, zeigt, waren im 14. Jahrhundert nicht nur Juden als Pfandleiher tätig. Er lebte lange Jahre in England und vermittelte ab 1340 als Vertreter von Gläubigerkonsortien und auf

855 Lilley u. a. 1994, 387-388.
856 Ebeling 1996, 270-281.
857 Neben Münster z. B. in Braunschweig, Goslar, Einbeck, Göttingen und Regensburg nachgewiesen.
858 Der biblische Name »Aschkenas« (Gen 10,4; Jer 51,27) für die Juden Nordfrankreichs und Westdeutschlands ist seit dem 14. Jh. belegt: LexMA V (1991) 781-783 s. v. Juden, -tum [M. Toch].
859 Exemplarisch seien Speyer (Katalog Speyer 2004, 226 [W. Transier]) und Regensburg (Codreanu-Windauer 2002, 317-320) genannt. Eine Ghettoisierung jüdischer Siedlungsbereiche in Form einer Ummauerung ist hier, wie auch in anderen Städten, nicht nachzuweisen.
860 Transier 2004, 202; ebenso Toch 2004, bes. 11. – Wener 2004, 105. – Kärgling 1996, 258.
861 Haverkamp 2004, 18.
862 Keil 2004, 86.
863 Bergdolt 1994, 120.

eigene Rechnung umfangreiche Darlehensgeschäfte zwischen meist westfälischen Hansekaufleuten und dem englischen König. Nach Auskunft der Schriftquellen ersparte er beispielsweise König Edward III. den Verlust seiner verpfändeten Krone und anderer Kronjuwelen, die bedroht waren, von den Pfandinhabern, neben Kölner Patriziern insbesondere dem Erzbischof von Trier, verkauft zu werden. Westfälische Hansekaufleute übernahmen die Pfänder bis Tidemann die nötigen Summen zu ihrer Einlösung beschafft hatte[864].

Somit ist anhand des zeitlichen und räumlichen Fundkontextes weder sicher nachzuweisen noch zu widerlegen, dass es sich beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus um den Hort eines jüdischen Pfandleihers handelt. Gleichermaßen könnte er als Hort eines christlichen Pfandleihers interpretiert werden. Hinweise hierauf ergeben sich auch anhand der Bildüberlieferung. Beispielsweise bezeugt der 4. Vende im sog. Schachzabelbuch, dass es christliche Geldwechsler gab (**Abb. 131**)[865].

Quentin Massys stellt auf seinem um 1514 entstandenen Gemälde »Der Geldwechsler und seine Frau« (**Abb. 132**) verschiedene Objekte dar, die als Pfand gedient haben könnten, insbesondere Fingerringe und Edelsteine. Generell für die Interpretation als Pfandleiherdepot, unabhängig davon ob es sich um einen Juden oder Christen handeln könnte, spricht das Münzspektrum nahezu ausschließlich regionaler Währungen[866]. Allerdings sind Pfandleiher als Träger neuer und moderner Geldsorten in Schriftquellen nachweisbar[867], ein Umstand, der für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus mit dem Fehlen der Turnosen jedenfalls nicht zutrifft. Es gab zwei Sparten des jüdischen Kredithandels: große, oft längerfristige Kredite auf Brief und Siegel, abgesichert durch Schmuck und insbesondere adelige Bürgen sowie kurzfristige Pfandleihe mit einer wöchentlichen Abrechnung des Zinses. Die häufige Verpfändung von Schmuck geht vor allem aus städtischen Statuten hervor[868]. Die relativ geringe Anzahl von 36 Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus sowie deren hoher Abnutzungs- und Fragmentierungsgrad sprechen dafür, dass der Schmuck, wenn überhaupt, höchstens ein kurzfristiges Pfand darstellte, möglicherweise eines Goldschmieds oder Händlers.



Abb. 131 Der 4. Vende mercator/Wechsler im Schachzabelbuch (ÖNB Cod. 2801, fol. 36r). – (Nach Petschar 1992, Farbabb. 9).

Das Schmuckensemble enthält keinerlei eindeutig dem jüdischen Kontext zuzuweisenden Objekte. Hexagramme, Drachen, Granatäpfel und Pflanzenornamente finden sich in der jüdischen ebenso in der islamischen und christlichen Kunst. Mit der Problematik, jüdische Kunst zu definieren, setzt sich beispielsweise

864 Salomon 1980, 287.
865 Petschar 1992, 632-633.
866 Vergleichbar dem Münzspektrum im Schatzfund von Colmar (Hort-Nr. 31): Katalog Colmar 1999, 97.
867 Ebeling 1996, 280.
868 Ebeling 1996, 280.



Abb. 132 Der Geldwechsler und seine Frau. Quentin Massys (1514). – (Nach Krüger 2005a, 467 Abb. 1).

M. Wener[869] kritisch auseinander. Anhand der Schmuckkomplexe aus den Juderias von Burgos (ES) und Teruel (ES) sowie der Judengasse in Frankfurt am Main zeigt Wener[870], dass beispielsweise Ringe und Broschen in der Regel dem allgemeinen Kunststil der Zeit entsprachen, ohne Besonderheiten in Ausführung und Symbolik. Demnach ist die Unterscheidung jüdischer und nichtjüdischer Objekte bei Alltagsgegenständen kaum möglich, zumal sich die jüdische Kunst dem Stil der jeweiligen Epoche eines Landes anpasste und Alltagsgegenstände wohl nur in Ausnahmefällen eigens für den Besitzer angefertigt wurden. Dass die Sachkultur der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung im wesentlichen identisch war, bestätigte sich bei gezielten Stadtkerngrabungen in jüdischen Siedlungsbereichen[871]. S. Codreanu-Windauer[872] sieht den Grund hierfür im für Juden geltenden Zunftverbot und dem daraus resultierenden Mangel an jüdischen Handwerkern. Die Frage, ob überhaupt ein eigener jüdischer Kunststil etabliert war, ist schwerlich zu beantworten, da die Wechselwirkungen der jeweiligen Kultur- und Religionskreise auf die Handwerke rückwirkend kaum zu rekonstruieren sind, zumal die spärliche Erhaltung mittelalterlicher jüdischer Kunstobjekte deren Einbettung in die örtliche kunstgeschichtliche Entwicklung erschwert[873]. Selbst Kultobjekte lassen sich nicht in jedem Fall eindeutig der jüdischen oder der christlichen Religion zuordnen. Die sog. Doppelköpfe wurden beispielsweise sowohl im christlichen als auch im jüdischen Hochzeitsritual benutzt[874]. Auch Ringe waren im Mittelalter ein wichtiger Teil sowohl des jüdischen als auch des christlichen Hochzeitsritus. Jedoch zeichnen sich jüdische Hochzeitsringe durch einen gotischen architektonischen Aufbau aus, der als Hinweis auf den neu gegründeten Hausstand aber auch auf den zerstörten Tempel von Jerusalem gedeutet

869 Wener 2004; ebenso Gutmann 1989.
870 Wener 2004, 104.
871 Transier 2004, 202. – Wamers u. a. 2004.
872 Codreanu-Windauer 2002, 316.
873 Wener 2004, 100.
874 Ebenda 104.

wird[875]. Die häufig auf Hochzeitsringen zu findende hebräische Inschrift »Masal tov« (»Viel Glück«), gilt als eines der sichersten Indizien für einen jüdischen Gebrauchskontext.
In Ermangelung eindeutiger Kriterien um Fundkomplexe sicher in einen jüdischen Kontext zu stellen, wurde häufiger auf Einzelelemente zurückgegriffen. Bei Horten jüdischer Pfandleiher, die vor einem nahenden Pogrom verborgen wurden, ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu erwarten, dass auch der jüdische Privatschmuck mit versteckt wurde. Entsprechend wird im Fall der jüdischen Hochzeitsringe in den Schatzfunden von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Weißenfels (Hort-Nr. 33) argumentiert[876]. Im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus finden sich weder eindeutig als jüdisch zu interpretierende Schmuckformen und Symbole[877] noch hebräische Inschriften[878]. Im Gegenteil sprechen die gotischen Inschriften auf dem Fingerring Kat.-Nr. 27, der Handtruwebratze Kat.-Nr. 6 und insbesondere auf der Ringspange Kat.-Nr. 7 eher für einen christlichen Kontext, ebenso das Schneiderzunftwappen der Handtruwebratze Kat.-Nr. 5. Allerdings könnte es sich trotz christlicher Schmuckstücke dennoch um den Hort eines jüdischen Pfandleihers handeln unter der Annahme, dass überwiegend christliche Schmuckstücke verpfändet wurden.
Die anthropomorphen Zierelemente können nicht als eindeutiger Hinweis auf christlichen Schmuck gewertet werden. Mit der Annahme, die jüdische Kunst könne keine eigene Ikonographie hervorbringen, wurde das generelle Bilderverbot häufig fehlinterpretiert[879]. Mehrere Fresken und Mosaiken in Synagogen des 3. bis 6. Jahrhunderts belegen die Verwendung von Symbolen und Menschendarstellungen in der jüdischen Kunst. Allerdings waren anthropomorphe Motive in der jüdischen Sachkultur generell weniger verbreitet, als in der zeitgleichen christlichen[880]. Handschriften des späten 13. und frühen 14. Jahrhunderts aus dem aschkenasischen Bereich belegen ebenfalls die Übernahme bestimmter Stilelemente aus der christlichen und islamischen Kunsttradition[881]. Das islamische Bilderverbot griff in den frühen Handschriften des 13. Jahrhunderts lediglich im sephardischen Bereich, im aschkenasischen finden sich dagegen zahlreiche figürliche Szenen[882].
Es stellt sich die Frage, ob das Vorkommen eindeutig jüdischer Objekte, beispielsweise Hochzeitsringe oder Schmuckstücke mit hebräischer Inschrift ausreicht, um jeweils den gesamten Fundkomplex in einen jüdischen Zusammenhang zu stellen, »auch wenn die Vergrabung der Schmuckstücke wahrscheinlich in die Zeit der Pestpogrome (1348/1349) fällt«[883]. Denkbar wäre beispielsweise, dass die jüdischen Schmuckstücke an einen Goldschmied weitergegeben wurden mit dem Auftrag, sie umzuarbeiten. Bei aller gebotener Vorsicht liefern meines Erachtens derartige sicher in einen jüdischen Kontext zu stellende Objekte immerhin einen deutlicheren Hinweis auf ehemalige jüdische Besitzer eines Fundkomplexes, als dies die zeitliche Nähe zu einem historisch überlieferten Pogrom oder die räumliche Nähe zu einer jüdischen Ansiedlung allein leisten können.

Goldschmiedehort

Das Goldschmiedehandwerk zählte zu den angesehensten und wohlhabendsten Gewerben, nicht zuletzt aufgrund der wertvollen Werkstoffe und der damit verbundenen überdurchschnittlich wohlhabenden und mächtigen Kundschaft. Häufig nahmen Goldschmiede eine besondere Vertrauensstellung ein, insbesondere

875 Katalog Speyer 2004, 198 [W. Transier].
876 Katalog Speyer 2004, 194. 198.
877 Eindeutig jüdische Symbole sind der Judäische Löwe, der Vogel Phönix und Tempelgeräte wie Ölkanne und Menora: Wener 2004, 104.
878 Zur Schriftlichkeit der Juden: LexMA V (1991) 784-785 s. v. Juden, -tum [H.-G. v. Mutius].
879 Wener 2004, 99.
880 Katalog Speyer 2004, 138 [C. Schineller].
881 Wener 2004, 101.
882 z. B. die sog. Vogelkopf-Haggada oder die Drachen-Haggada: Katalog Speyer 2004, 170.
883 Katalog Speyer 2004, 194 [M. Wener].

wenn sie als Münzer und Siegelstempelschneider arbeiteten. Zudem besaßen sie eine Affinität zu Handel und Geldwechselgeschäft[884]. Herstellung und Handel mit Schmuckstücken oblag den Goldschmieden, bis Ende des 14. Jahrhunderts spezialisierte Juweliere hinzukamen[885]. Die Zunftstatuten überliefern besonders strenge Qualitätskontrollen für die Fertigprodukte von Goldschmieden, deren metallische Bestandteile den festgelegten Feinheitsgrad unbedingt aufzuweisen hatten. Zudem musste das zumeist von den Kunden angelieferte Edelmetall nach der Neuverarbeitung restlos abgeliefert werden. Nicht dem geforderten Feingehalt entsprechendes, von den Goldschmieden angekauftes Altsilber war entweder dem Standard entsprechend umzuschmelzen oder wieder als Altmaterial zu verkaufen[886].

Anhand der stark ausgeprägten Gebrauchsspuren und Beschädigungen an den meisten Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus ist darauf zu schließen, dass sie aus diversen Gebrauchskontexten gezielt gesammelt wurden, um eingeschmolzen zu werden. Ähnliche Beobachtungen wurden am Fundgut aus Schmiedewerkstätten, beispielsweise in Wiesloch (Rhein-Neckar-Kreis), Kirchheim/Teck und der Slowakei, gemacht[887]. Ebenso spricht das Fehlen neuer Geldsorten für die Interpretation als Altsilberdepot.

Für die Berufsgruppe der Goldschmiede sind zahlreiche archivalische Quellen überliefert, insbesondere Rechnungsbücher der Kunden, Geschäftsbücher von Goldschmieden und Gildeordnungen. Rechnungs- und Geschäftsbücher gehören zu den nicht-intentionalen Schriftquellen, die meist nur sehr selektiv überliefert werden, vor allem im privaten Bereich[888]. Damit ist zu begründen, weshalb die Schriftquellen in der Regel für eine gesicherte Interpretation in einem speziellen Fall keine ausreichenden Informationen überliefern.

Wie Urkunden und schriftliche Erlasse belegen, war der Handel mit Edelmetallen und Edelmetallerzeugnissen in den spätmittelalterlichen Städten allgemein streng reglementiert[889]. Der Kauf von Silber war häufig nur der Münze und den Goldschmieden erlaubt, wobei die Goldschmiede oftmals zugleich Geldwechsler beziehungsweise Pfandleiher und auch Münzmeister waren, wie aus Steuerlisten beispielsweise der Städte Frankfurt am Main, Köln und Nürnberg hervorgeht[890]. Sie wurden seitens der städtischen Obrigkeit mit öffentlichen Ämtern betraut, beispielsweise häufiger als öffentliche Geldwechsler und Bankiers[891], wozu sie aufgrund ihrer metallurgischen Kenntnisse und angesichts der Unmenge an verschiedenen Münzsorten und zahlreichen Fälschungen mit zu niedrigem Feingehalt prädestiniert waren[892]. Bereits in merowingerzeitlichen Schriftquellen ist die »Personalunion« aus Schmied und Münzmeister belegt. Prominentestes Beispiel ist die Biographie des heiligen Eligius, der als junger Mann bei dem als Goldschmied und Münzmeister tätigen Abbo in die Lehre ging. Eligius arbeitete nach seiner Ausbildung als Goldschmied für die merowingischen Könige und ab dem Jahr 625 auch als Münzmeister, bevor er im Jahr 641 zum Bischof von Noyon geweiht wurde. Schriftquellen bezeugen somit die Ausübung mehrerer Berufe durch eine Person, allerdings fehlen bislang diesbezüglich eindeutige archäologische Nachweise[893].

Goldschmiede bildeten allein schon aufgrund ihrer Steuerkraft einen nicht zu unterschätzenden Faktor im wirtschaftlichen Leben und gehörten zu den angesehensten und oftmals reichsten Bürgern einer spätmittelalterlichen Stadt.

In Schriftquellen ist die hohe Mobilität der Goldschmiede in ganz Europa und darüber hinaus nachweisbar[894]. Goldschmiede aus Münster wanderten zur Ausübung ihres Handwerks nach Köln, Frankreich, England und

884 LexMA IV (1989) 1547 s. v. Goldschmied [H.-P. Baum].
885 Lightbown 1992, 49-56.
886 LexMA IV (1989) 1548 s. v. Goldschmied [H.-P. Baum].
887 Gross/Hildebrandt 2004, 114.
888 Brunner 2004, 128-131.
889 Blaschitz/Krabath 2004, 748-749.
890 Ebenda 746-747. – Fritz 1982, 14-15. 45-47.
891 Fritz 1982, 47.
892 Eine Erklärung für die häufige Verarbeitung stark mit Kupfer und Zink verunreinigten Silbers geben wiederum Schriftquellen, wonach der Auftraggeber von Schmuckstücken dem Schmied das Metall in Form von Münzen liefern musste. Nach Riederer 1987, 18 ist denkbar, dass bei nicht ausreichender Silbermenge Kupfer- und Messingmünzen mit eingeschmolzen wurden.
893 Eilbracht 2004, 35.
894 Blaschitz/Krabath 2004, 742-743.

Ungarn[895]. Die wenigen zufällig überlieferten Namen von Goldschmieden können die wirkliche Bedeutung Münsters als Goldschmiedestadt nicht widerspiegeln. Die Zahl der in Münster zur Gilde gehörenden Goldschmiedemeister lag durchschnittlich zwischen zehn und fünfzehn, war jedoch großen Schwankungen unterworfen. Für das 14. Jahrhundert lassen sich lediglich zwei Namen nachweisen, darunter der aus Münster stammende Gerhard Lange, der seit 1343 als angesehener Goldschmied in Köln tätig war[896]. Zwar werden Goldschmiede bereits seit dem 13. Jahrhundert in Münster erwähnt, ihre Gilde ist allerdings erst ab 1525 unter den damals insgesamt 17 Gilden schriftlich belegt[897]. Die erste Gildeordnung umfasst die schriftliche Niederlegung der hauptsächlichsten Gewohnheitsrechte der Goldschmiede-Gilde, die somit bereits längere Zeit existierte. Die Gildeordnung schrieb vor, dass nur zur Gilde gehörende Meister berechtigt waren, in Münster das Goldschmiedehandwerk zu betreiben. Außerhalb von Münster verarbeitetes Silber durfte nicht innerhalb der Stadt zum Kauf angeboten werden und bereits verarbeitetes Silber durfte nur von den Mitgliedern der Gilde gekauft werden, außer wenn es sich um Notverkäufe von Altsilber handelte[898].
Unter der Voraussetzung, dass es sich beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus um Altsilber handeln könnte, wäre die Interpretation als Hort eines Goldschmieds demnach durchaus denkbar. Weitere Hinweise gehen aus dem Typenspektrum der Schmuckstücke hervor. Das Gemälde von Petrus Christus mit dem heiligen Eligius in seinem Goldschmiedeladen[899] vermittelt beispielhaft einen Eindruck der von einem Goldschmied um die Mitte des 15. Jahrhunderts zum Verkauf angebotenen Objekte sowie den vorrätigen Rohstoffen. Es zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung der dargestellten Objekttypen mit den im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus vertretenen. Im Laden des Eligius werden diverse Fingerringe mit eingesetzten Edelsteinen angeboten, ein Hinweis darauf, dass nicht ausschließlich Auftragsarbeiten für einen bestimmten Kunden ausgeführt wurden, drei edelsteinbesetzte Broschen, eine Tasche mit sechszackigen Appliken auf der Schauseite, mehrere Kannen und Pokale, ein Bergkristallgefäß, zwei Päckchen mit Edelsteinen und Perlen, ein Korallenast sowie auf eine Schnur aufgefädelte Perlen aus Koralle, Bergkristall und Quarzit[900].
Aus Bild- und insbesondere Schriftquellen geht die enge Verbindung von Goldschmiede- und Textilkunst im Mittelalter hervor. So waren beispielsweise in Salzburg Goldschmiede und Seidensticker in einer gemeinsamen Zunft vereint und in Frankfurt/Main betätigte sich die Frau des Goldschmieds Hans Michelbach als Seidenstickerin[901]. Demnach könnte die Handtruwebratze Kat.-Nr. 5 mit dem Schneiderzunftwappen auf der Nadel ebenfalls als vager Hinweis auf ein Goldschmiededepot gedeutet werden. Zudem sind mehrere Objekte im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Gildeordnungen als Meisterstücke belegt, womit der angehende Meister seine Befähigung nachzuweisen hatte, die täglichen Gebrauchsgegenstände in entsprechender Qualität anfertigen zu können[902]. In zahlreichen norddeutschen Zunftverordnungen wurden jeweils drei Objekte als Meisterstücke gefordert, darunter am häufigsten ein goldener Fingerring mit Steinfassung (vgl. Kat.-Nr. 21) oder mit durchbrochener Fassung und Drachenköpfen auf den Ringschultern (vgl. Kat.-Nr. 23 und 24), eine Ringbrosche mit dem Motiv zweier verschlungener Hände, als »handtruwebratze« oder »bresse mit der vortruwing« bezeichnet, die in den meisten Fällen nielliert sein soll, in Lüneburg mit Buchstaben (vgl. Kat.-Nr. 4-6, bes. 6) verziert, sowie ein »par biworp« beziehungsweise »ein biworp geblackmalet« oder mit smelte, also ein mit Email oder Niello verzierter Messergriff[903]. In Münster sahen die Vorschriften ab 1525 vor, dass die Zulassung des Gesellen zu den Meisterstücken nach sechs Lehrjahren er-

895 Rosenberg 1925, 170-176. 182.
896 Für das späte 15. und frühe 16. Jh. wurden noch neun Namen überliefert. Eine Auflistung der Meisternamen existiert seit 1588: Geisberg 1914, 167 und Fritz 1982, 334.
897 Johanek 1993, 654-655. – Zur Struktur und Organisation der Goldschmiedegilde in Münster: Geisberg 1914.
898 Ebenda 168-169.
899 **Abb. 71**.
900 Lightbown 1992, 410-411 Farbtaf. 2-3. – Cherry 1987, 74-75 Kat.-Nr. 155.
901 Fritz 1982, 65.
902 Rosenberg 1925, 9.
903 Fingerlin 1971, 28-29. – Ausführliche Zusammenstellung bei Rosenberg 1925, 56-57.

folgen konnte. Anzufertigen waren dann innerhalb von zwei Monaten ein Trinkgeschirr mit doppeltem Körper, ein Siegel mit Schild und Helm sowie ein goldener Ring mit einem gefassten Diamanten oder Rubin[904]. Schriftquellen geben zudem einen Ansatz für die Interpretation als Goldschmiededepot bezüglich des räumlichen Fundkontextes. Aufgrund von Rechtsstreitigkeiten ist überliefert, dass der Goldschmied Hermann Potthof im Jahr 1609 einen offenen Laden vor dem Rathaus in Münster hatte, in dem er Silberarbeiten verkaufte[905]. Auch wenn die zeitliche Differenz zum mutmaßlichen Deponierungszeitpunkt gut 250 Jahre beträgt, so darf doch mit aller gebotener Vorsicht und einer gewissen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass auch schon im 14. Jahrhundert Goldschmiede ihre Waren am Prinzipalmarkt, dem Hauptmarkt der mittelalterlichen Stadt Münster, anboten. Denkbar ist auch die Anlage eines möglichst sicheren Warenlagers beziehungsweise Verstecks in der Nähe des Verkaufsraums, wofür Steinwerke als prinzipiell gut geeignet erscheinen. Gestützt wird diese These durch den archäologischen Befund einer Fein- beziehungsweise Goldschmiedewerkstatt in der Braunschweiger Altstadt[906]. An Gebäudestrukturen wurden ein ebenerdiges Fachwerkgebäude und ein rückwärtiger unterkellerter Baukörper aus Stein erfasst. Das Fundmaterial weist die Nutzung der Gebäude als Feinschmiedewerkstatt im 13. und frühen 14. Jahrhundert aus. Unter der Annahme, dass es sich um den Hort eines Goldschmieds handelt, wäre mit relativer Sicherheit ein christlicher Besitzer anzunehmen, denn Juden aus dem westlichen Aschkenas durften, anders als ihre Glaubensgenossen in Böhmen, Mähren und Polen, den Beruf des Silberschmieds in der Regel seit dem 14. Jahrhundert nicht mehr ausüben oder erlernen[907]. Ihnen war lediglich die Ausübung derartiger handwerklicher Tätigkeiten erlaubt, die der Versorgung der jüdischen Bevölkerung mit dem religiösen Reinheitsgebot unterworfenen Produkten dienten[908]. Eine andere Auffassung vertritt K. G. Zinn[909], wonach es abwegig wäre »anzunehmen, dass die relativ großen mittelalterlichen Judengemeinden in Deutschland auch nur überwiegend ihren Lebensunterhalt aus dem Kreditgeschäft zogen«. Nach seiner Ansicht traten Juden in zahlreichen »bürgerlichen« Berufen in Konkurrenz zu Christen.

Gold- und Silberschmiede standen schon früh im Interesse der archäologischen Forschung, gelten sie doch als Prototyp des spezialisierten Handwerkers, hauptsächlich wegen der exklusiven Produkte. Der archäologische Nachweis des Feinschmiedehandwerks umfasst ein breites Spektrum, wozu Endprodukte, Vor- und Zwischenprodukte vom Rohmaterial bis hin zu Abfällen, die technische Ausstattung des Werkplatzes sowie Schmiedegräber mit Werkzeugen und Geräten zählen[910]. Der Handwerksnachweis anhand der Endprodukte liefert jedoch nur vergleichsweise vage Ergebnisse bezogen auf den Produktionsstandort, denn die Verknüpfung von Objekt und Hersteller unterliegt der Problematik, dass die Produkte üblicherweise beim Benutzer und nicht beim Hersteller gefunden werden und folglich in der Regel aus räumlich weit gestreuten Fundzusammenhängen stammen[911]. Die Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus repräsentieren in ihrem überlieferten Zustand weniger Endprodukte eines Goldschmieds oder einer Werkstatt, sondern vielmehr zum Einschmelzen vorgesehenes Altsilber, das nach der Schriftüberlieferung hauptsächlich von Goldschmieden gekauft und verhandelt werden durfte.

904 Geisberg 1914, 176.
905 Ebenda 168.
906 Alper 2005.
907 Wener 2004, 103. – LexMA V (1991) 781-783 s. v. Juden, -tum [M. Toch].
908 Transier 2004, 202.
909 Karl Georg Zinn, Kanonen und Pest. Über die Ursprünge der Neuzeit im 14. und 15. Jh. (Opladen 1989) 210, zitiert nach Bergdolt 1994, 120.
910 Eilbracht 2004, 33-34.
911 Röber 2004a, 10. – Eilbracht 2004, 34.

Händlerhort

Für die Interpretation des Schatzfundes als Eigentum eines Händlers respektive einer Händlerfamilie sprechen insbesondere die überwiegend lokalen Münzprägungen und die stilistischen Bezüge der Schmuckformen, die bis zu einem gewissen Grad für den Hanseraum charakteristische Handelsbeziehungen widerspiegeln, sowie Charakteristiken des Fundkontextes. Demnach wäre mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass es sich bei den 36 Schmuckstücken in primärer Verwendung um den Schmuck einer Fernhändlerfamilie handeln könnte, wofür auch die stark ausgeprägten Gebrauchsspuren an den meisten Schmuckstücken sprechen. Allerdings ist es nicht direkt möglich, auf den durchschnittlichen Schmuckbesitz einer Familie im Spätmittelalter zu schließen. Schriftquellen geben zwar Hinweise auf den Schmuckbesitz der wohlhabenden Bevölkerungsschichten, allerdings vereinzelt, sodass es schwer fällt, ein statistisches Mittel zu bestimmen[912]. Für die mittelständische Bevölkerung wird pauschal angenommen, dass diese jedenfalls weniger zahlreiche und kostspielige Pretiosen besaß, wohingegen für die ärmere Bevölkerung postuliert wird, dass diese sich im Regelfall keinerlei Edelmetallschmuck leisten konnte.

Beispielsweise enthalten die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol für die Jahre zwischen 1270 und 1360 zahlreiche Ausgaben unter anderem für Schmuck, Edelsteine, darunter Granate und Saphire, Perlen, Korallen und Silbergeschirr, die die Grafen von Goldschmieden aus Bozen, Trient, Verona, Padua, Innsbruck, Hall, München und Meran erwarben[913]. Daneben bezogen sie Objekte aus Venedig, vermutlich über Händler oder als Mittelsmänner fungierende Goldschmiede. Die Rechnungsbücher der Grafen von Holland vermitteln für die Jahre zwischen 1358 und 1378 ein ähnliches Bild[914]. Sie kauften bei einer stattlichen Anzahl von Goldschmieden in den Niederlanden und Frankreich ihren Schmuck und ihr Silbergeschirr. Die Rechnungen der Grafen von Tirol belegen zudem, dass Kleinodien, Schmuck, Kronen, Gürtel und Geschirr häufiger an verschiedene Personen, darunter Juden, aber auch Goldschmiede, selten reiche Bürger und Adelige versetzt wurden[915].

Rechnungsbücher und Nachlassinventare zeigen eine erstaunliche formale Übereinstimmung der aufgezählten Schmuckstücke zu den im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Schmucktypen. Auch die obrigkeitlich verfügten Kleiderordnungen beziehungsweise Luxusgesetze des 13. bis 15. Jahrhunderts geben Auskunft über Anzahl und Aussehen beziehungsweise Material der Schmuckstücke die getragen werden durften[916]. Sie sollten das Einhalten von Bekleidungsnormen und damit den Erhalt der sichtbaren Standesunterschiede gewährleisten. Allerdings ist es nicht möglich, anhand der Gesetze allgemein gültige Aussagen zum durchschnittlichen Schmuckbesitz einer Person oder Familie zu gewinnen, aufgrund der regionalen, teilweise sogar lokalen Differenzen sowie der nicht abzuschätzenden Anzahl an Gesetzesübertretungen bezüglich des privaten Schmuckbesitzes und -gebrauchs.

Fernhändler und Ministerialfamilien bildeten im wesentlichen das städtische Patriziat Münsters, das sich vor allem durch das Bürgerrecht, größeren Hausbesitz, Lebensführung ohne handwerkliche Arbeit, Wählbarkeit und Möglichkeiten zur Übernahme städtischer Ämter, einflussreiche Stellung der Familie über mehrere Generationen sowie Adelsimitation auszeichnete[917]. Zur städtischen, finanziell potenten Oberschicht zählten neben dem Patriziat ebenfalls Adelige, Geistliche und Handwerksmeister. Die Kaufmannsgruppe der in Münster sog. Erbmänner ist in den spärlichen Quellen zur spätmittelalterlichen Stadtgeschichte gut dokumentiert, hauptsächlich aufgrund ihrer Dominanz im städtischen Rat. Die übrigen am Handel Beteiligten lassen sich dagegen weniger präzise fassen. Dennoch wird deutlich, dass es auch außerhalb der Erbmänner

912 Mosler-Christoph 1998, 56-75, bes. 58.
913 Fritz 1982, 60. – Ausführlich Brüggen 1989, 180-190, bes. 184. 189.
914 Blaschitz/Krabath 2004, 746.
915 Fritz 1982, 106-109.
916 Blaschitz u. a. 2004, 751. – Cocks 1982, 5-6.
917 Ehbrecht 1993, 114.

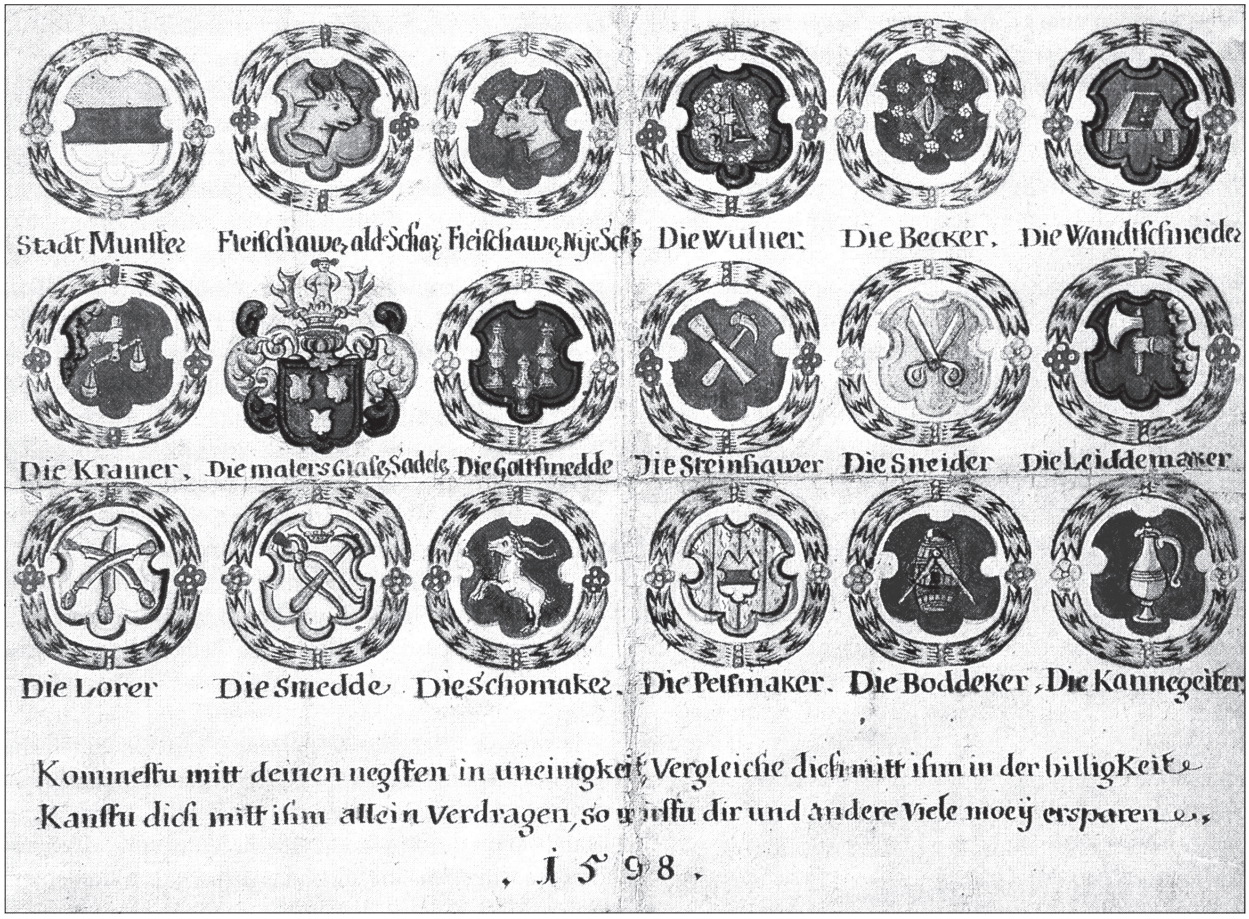


Abb. 133 Wappentafel der münsterischen Gilden (1598). – (Nach Katalog Hamburg 1989, Bd. 2, 446).

eine größere Zahl an Kaufleuten gab, unter ihnen Fernhändler, die zu einem großen Teil den Verkauf der Fernhandelswaren, insbesondere der Textilien, mit beherrschten. Vor allem waren dies die Gewandschneider, die Tuch nach der Elle verkauften, und die Kramer, die zum Teil mit Geweben und Kurzwaren, vor allem aber mit Gewürzen und anderen Importwaren handelten[918]. Woll- und Leinentuche aus lokaler, flandrischer und englischer Produktion gehörten zum wichtigsten Handelsgut im Wirtschaftssystem der Hanse. Der Tuchhandel war angesehen, wirtschaftlich bedeutend und zugleich lukrativ, sodass die damit befassten Gewandschneider nahezu überall in Norddeutschland an der Spitze der städtischen Sozialhierarchien standen[919]. Besonders im Hinblick auf die Handtruwebratze mit Schneiderzunftwappen (Kat.-Nr. 5) ist die Gilde der Gewandschneider bemerkenswert. Allerdings weist das Wappen der Gewandschneider auf der Wappentafel der münsterischen Gilden von 1598 (**Abb. 133**) einen Tisch mit einem großen Kaufmann- oder Kontorbuch auf, wohingegen das Wappen der Schneider eine Schere zeigt, entsprechend dem niellierten Wappen der Handtruwebratze Kat.-Nr. 5.

Leider reichen die Schriftquellen für die beiden Parzellen Prinzipalmarkt 8 und 9 nicht bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zurück, sodass auch keine damaligen Hauseigentümer beziehungsweise -bewohner überliefert sind. Hinweise ergeben sich jedoch aus dem Fundkontext. Aufgrund der Parzellengröße an der Ost-

918 Die Händler tauchen namentlich und mit exakter Berufsbezeichnung sowie der Lage ihres Hauses im Schatzregister der ersten Hälfte des 16. Jhs. auf, z. B. Gewürzhändler Gerd Hagedorn, der ein Haus am Prinzipalmarkt besaß: Johanek 1993, 651.

919 Biermann 2005, 107-108.

seite des Marktes mit ausreichend Platz für die Lagerhaltung in größerem Umfang und den um 1358 einsetzenden schriftlich überlieferten Bewohnernamen, bei denen es sich um Erbmännerfamilien handelt, ist anzunehmen, dass diese Parzellen bereits vorher im Besitz der finanzkräftigen und daher bevorrechtigten Familien waren. Im Jahr 1954 wurde auf dem Grundstück Salzstraße 52 in Münster ein zu Beginn des 13. Jahrhunderts vergrabener Schatz von mehr als 225 Silbermünzen gefunden. Da der Münzschatz auf dem Gelände der ersten Großparzelle an der Ostseite des Marktes gefunden wurde und es sich bei den Münzen, ähnlich wie bei jenen im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, um lokale Prägungen und einen Sterling aus Winchester (GB) handelt, schließt K.-H. Kirchhoff[920] auf einen Kaufmann als Besitzer.

Als weitere Indizien für die Interpretation als Händlerdepot sprechen die unmittelbare Nähe der Fundstelle zur Stadtwaage sowie das zur Parzellenbebauung gehörende Steinwerk, das neben idealen Bedingungen für die Lagerung von Waren auch solche für ein Schatzversteck bietet. Es war von außen nicht oder nur begrenzt einsehbar, sodass ein unbeobachtetes Deponieren wertvoller Objekte relativ problemlos möglich war. Dagegen birgt ein Versteck im Freien immer die Gefahr der Beobachtung durch möglicherweise missgünstige Dritte. Das Steinwerk bietet analog zu einem Keller die Möglichkeit, den Schatz in einem Innenraum zu verstecken, zu dem sich ein potenzieller Dieb erst einmal unbemerkt Zugang verschaffen müsste. Die in Norddeutschland als Steinwerke bezeichneten steinernen Hinterhäuser werden allgemein mit Kaufleuten in Verbindung gebracht, da diese auf feuer- und einbruchsichere Warenlager angewiesen waren und außerdem in der Regel über das notwendige Kapital zum Bau eines Steinhauses verfügten[921].

Der Zustand der überwiegend stark fragmentierten Schmuckstücke spricht eher gegen die Interpretation als Schmuckdepot einer Fernhändlerfamilie und verweist vielmehr auf die Möglichkeit der Interpretation als Altsilberdepot, das weiterverhandelt werden sollte. Zudem deutet die auffallend unterschiedliche Ausführung und Qualität der Schmuckstücke auf zusammengetragenen Schmuck ehemals unterschiedlicher Besitzer hin[922]. Allerdings überliefern die Rechnungsbücher der Grafen von Tirol ebenfalls eine stark heterogene Zusammensetzung der erworbenen und damit zumindest kurzfristig in den Familienbesitz übergehenden Goldschmiedeerzeugnisse[923]. Weltliche Goldschmiedearbeiten stellten zudem in beträchtlichem Umfang Handelsware dar[924], sodass neben dem persönlichen Schmuck auch andere Formen des Schmuckbesitzes für Händler in Betracht kommen. Schmuckgegenstände als Güter des Luxusbedarfs repräsentieren einen hohen Handelswert je Gewichtseinheit. Beispielsweise ist für die Bankgeschäfte der Fugger belegt, dass diese nicht nur Geld gegen die Sicherheit von Juwelen verliehen, sondern sie handelten auch direkt mit ungefassten Edelsteinen sowie fertigem Schmuck[925]. Auch die sog. Schachzabelbücher belegen, dass (Tuch-) Händler zugleich als Pfandleiher und Geldwechsler tätig waren[926]. Gängig waren außerdem Kommissionsgeschäfte, wie das Beispiel des Kölner Goldschmieds Wilhelm Ketzgin zeigt. Dieser gab dem Kaufmann Johann van Campe Ende des 15. Jahrhunderts 26 goldene Ringe mit acht Diamanten, andere Edelsteine und eine goldene Spange in Kommission[927]. Für unmodern gewordenen oder unbrauchbar gemachten Schmuck stellten die Goldschmiede die Endstation im Recycling-Kreislauf dar, indem sie einzelne Schmuckelemente, beispielsweise die Schmucksteine, umarbeiteten und das Metall einschmolzen. Die Kaufleute fungierten als Zwischenhändler in diesem Metall-Kreislauf.

Festzuhalten bleibt, dass aufgrund der Quellenlage nicht sicher zu entscheiden ist, ob es sich um den Hort eines jüdischen Pfandleihers, Goldschmieds oder Händlers handelt. Dagegen erscheint die funktionale Interpretation als Altsilberdepot als wahrscheinlichste der anzunehmenden Möglichkeiten, wobei die gemein-

920 Kirchhoff 1966, 25.
921 Brand u. a. 2004, 90.
922 Vgl. Tegethoff 2002, 31.
923 Fritz 1982, 60.
924 Fritz 1982, 51.
925 Gere 1987, 89-90.
926 Petschar 1992, 632-633.
927 Fritz 1982, 51.

same Deponierung von Handelsware und privatem Eigentum nicht auszuschließen ist. Welcher sozialen und beruflichen Gruppierung der Besitzer des Schatzes angehörte ist unsicher, nicht zuletzt aufgrund der schriftlich belegten häufiger vorkommenden Personalunion von Goldschmied, Pfandleiher und Händler sowie der Tatsache, dass Edelmetall in jeder erdenklichen Form allein aufgrund seines Materialwertes als Kapitalanlage gehortet und bei Bedarf problemlos veräußert oder verpfändet werden konnte.

ZUSAMMENFASSUNG DER DETAILANALYSE

Ziel der detaillierten Analyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus war es, die aus ihrem ehemaligen Gebrauchs- und Bedeutungskontext isolierten Objekte in einen diesbezüglich weiter gefassten historischen Kontext zu stellen und damit die bisherige Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers zu überprüfen. Eine derartige kulturhistorische und funktionale Deutung von Schatzfunden ist nur möglich, wenn zum einen die Deponierungsverhältnisse und zum anderen die Zusammensetzung des jeweiligen Fundkomplexes möglichst umfassend analysiert werden.
Die antiquarische Analyse von Form, Verzierung und Motiven der Schmuckstücke, wie auch deren chemische und technologische Charakterisierung unter Berücksichtigung der numismatischen Ergebnisse in Verbindung mit einer – soweit dies möglich war – Beurteilung des historischen Funktionskontextes ergab neue wichtige Aspekte für die kulturhistorische Interpretation des Schatzfundes. Die umfassende Auswertung erbrachte zwar weder den gesicherten Nachweis für die Ansprache als Hort eines jüdischen Pfandleihers, noch konnte diese These mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Es ergaben sich jedoch Hinweise auf die Interpretation als Händler- oder Goldschmiededepot, womit sich alternative Möglichkeiten der kulturhistorischen Interpretation eröffnen.
Somit erwies sich die bisherige Interpretation als zu starres Argumentationsschema, das als »unilineares Denkmodell« zu charakterisieren ist, da es in dem Versuch besteht, »offenkundig vielschichtige archäologische Phänomene einer einheitlichen Deutung zuzuführen. Mit der dabei notwendigen Fixierung auf Monokausalität geht zwangsläufig eine Verfahrensweise einher, die die Erkenntnis leitenden Optionen von vornherein auf die jeweils favorisierte Hypothese einengt. Alternative Erklärungsmöglichkeiten werden damit konsequent ausgeblendet«[928].
Die bei der Bearbeitung gewonnenen Arbeitshypothesen zur Interpretation des Schatzfundes können jeweils als mehr oder weniger wahrscheinlich angenommen werden[929]. Für die Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers sprechen vergleichsweise wenige Indizien, die sich seit der Entdeckung des Schatzfundes 1951 auf den *terminus post quem* 1341 für die Deponierung und deren zeitlicher Nähe zu den Jahren 1349/1350 mit historisch überlieferten Judenpogromen und Pestepidemien sowie auf die räumliche Nähe zum jüdischen Zentrum der spätmittelalterlichen Stadt Münster beschränken. Allerdings ist weder anhand der Datierung des frühestmöglichen Deponierungszeitpunktes, noch anhand des Fundkontextes eine gesicherte Zuweisung zu jüdischen Besitzern beziehungsweise einem jüdischen Pfandleiher möglich. Auch im Schmuckensemble sind keine Objekte vertreten, die eindeutig auf einen jüdischen Besitzer schließen ließen, wie Hochzeitsringe oder Ringe mit hebräischen Inschriften. Dies spricht zwar nicht zwingend gegen einen jüdischen Pfandleiher, da die Pfänder überwiegend aus christlichem Besitz gestammt haben

928 Eggert 2003, 453.

929 Zur vom Geologen Thomas Chrowder Chamberlin charakterisierten »Methode multipler Arbeitshypothesen«: Eggert 2003, 454, bes. Anm. 48.

dürften und sich jüdische und christliche Sachkultur weitestgehend entsprachen. Allerdings ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, dass ein jüdischer Pfandleiher vor dem nahenden Pogrom auch seine privaten Wertgegenstände, beispielsweise einen jüdischen Hochzeitsring oder Schmuckstücke mit hebräischen Inschriften mit versteckt hätte. Schließlich sind jedoch eindeutig jüdische Objekte in einem Schmuckensemble nicht als letztgültiger Beweis für jüdische Besitzer des Fundkomplexes zu werten, denn die jüdischen Schmuckstücke könnten beispielsweise zum Umarbeiten einem christlichen Goldschmied übergeben worden und in dessen Hort hineingelangt sein.

Bei Schmuckstücken ist generell zwischen einem potenziellen Erst- und einem Zweitbesitzer zu unterscheiden, wobei Besitzerwechsel archäologisch schwer nachzuweisen sind. Am Objekt finden sich allenfalls Hinweise in Form kombinierter Gebrauchsspuren und Umarbeitungen oder, wie im Fall der meisten Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus, intentionaler Beschädigungen. Die hohe Rate der fragmentierten Objekte, die zugleich deutlich ausgeprägte Gebrauchsspuren aufweisen, machen einen Besitzerwechsel wahrscheinlich. Möglicherweise handelt es sich in primärer Verwendung um den Schmuck einer oder mehrerer Personen respektive Familien, wobei die Qualität der Objekte insgesamt nicht der höchsten Goldschmiedekunst entspricht und folglich auf Angehörige der gehobenen Mittelschicht verweist. Die auffallenden Unterschiede in der Qualität der herstellungstechnischen Ausführung sowie des Dekors lassen eher an mehrere, verschiedene Besitzer denken, die ihren Schmuck entweder versetzten oder als Altsilber verkauften.

Alter Schmuck wurde in der Regel von Händlern oder Goldschmieden aufgekauft, die ihn auf seinen Materialwert reduziert weiterverhandelten oder umarbeiteten beziehungsweise einschmolzen. In den meisten mittelalterlichen Städten war der Handel mit Edelmetallen und Edelsteinen streng reglementiert und häufiger laut Schriftüberlieferung ausschließlich Goldschmieden erlaubt. Die hohe Zahl der fragmentierten und beschädigten Schmuckstücke im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus bis hin zu offensichtlich zum Einschmelzen vorbereiteten Schmuckstücken (Kat.-Nr. 12 und 28), in Verbindung mit einem als Halbfertigprodukt identifizierten Fingerring (Kat.-Nr. 29), als Produktionsausschuss gedeuteten Spangen (Kat.-Nr. 15 und 16) sowie heute verschollenen Draht- und Blechresten, die möglicherweise Rohmaterial repräsentierten, machen die Interpretation als Altsilberdepot eines Händlers oder Goldschmieds wahrscheinlich[930]. Hinzu treten einige sehr ähnlich gestaltete Schmuckstücke (Kat.-Nr. 11 und 12) und insbesondere die in Schriftquellen als Meisterstücke von Goldschmieden belegten Objekte (Kat.-Nr. 6, 21, 23 und 24). Das Fehlen von Edelmetallbarren, Werkzeugen und Geräten könnte auf die Fundumstände, die unvollständige Bergung und ebensolche Überlieferung zurückzuführen sein oder auf Aspekte des Deponierungsverhaltens. Beispielsweise könnten Edelmetallobjekte und Werkzeuge generell separat verwahrt worden sein[931].

Auch anhand des Fundkontextes sind Hinweise auf die Interpretation als Depot eines Händlers oder Goldschmieds zu gewinnen. Die exakte Fundstelle ist jedoch weder dokumentiert noch lokalisiert, sodass die Fundortangabe »auf der Parzelle des späteren Stadtweinhauses« nicht näher eingegrenzt werden konnte. Ausgehend von der Tatsache, dass sich die Parzelle zwischen Prinzipalmarkt und ehemaliger *Immunitas synagogae*, also in einer Grenzlage befindet, lässt der Fundort weder die eindeutige Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers noch als Händler- oder Goldschmiedehort zu. Allerdings sprechen die typische Parzellenbebauung mit viel Lagerraum und die schriftlich überlieferten Besitzernamen der Ostseite des Prinzipalmarktes eher für einen Händler oder Goldschmied als ehemaligen Eigentümer der Parzelle, der mutmaßlich für die dortige Deponierung des Schatzes verantwortlich gewesen sein könnte.

930 Eine vergleichbare Zusammensetzung zeigt z. B. der Snettisham Hoard, der als Depot eines römischen Juweliers interpretiert wird: Johns 1997, bes. 69.

931 Siehe Kapitel Fundinhalt als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

Die Schlussmünze verweist auf die Deponierung der knapp drei Kilogramm Altsilber um die Mitte des 14. Jahrhunderts (*terminus post quem* 1341). Die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zeichnet sich als allgemein unruhige Zeit aus, mit zahlreichen kleineren Fehden in Westfalen vor dem Hintergrund einer europaweiten Kälteperiode, die in weiten Bevölkerungsteilen Hungersnot und damit die Ausbreitung von Epidemien verursachte. Vermutlich wurde der Altsilberhort in einer Gefahrensituation verborgen. Ob dies ein jüdischer Pfandleiher aus Angst vor dem nahenden Pogrom, ein Goldschmied oder Händler aus Angst vor Plünderern und Dieben war, oder gar ein kriminelles Motiv hinter der Verbergung möglicherweise unrechtmäßig erworbenen Altsilbers[932] steckte, entzieht sich jedoch der Nachweisbarkeit. Denkbar wäre außerdem, dass es sich um ein dem Besitzer längerfristig zugängliches Schmuck- und Edelmetalldepot handelte, das generell und nicht erst angesichts einer konkreten Gefahr verborgen verwahrt wurde, ähnlich heutigen Wertgegenständen, die in Tresoren gelagert werden.

Dem Deponierungsmotiv entsprechend bleibt auch die Ursache der Überlieferung, also der Grund weshalb der ehemalige Besitzer seinen Schatz nicht mehr bergen konnte, spekulativ. Die gängigsten Erklärungsmuster für die Überlieferung nicht rituell motivierter Edelmetalldeponierungen sind der plötzliche Tod des ehemaligen Besitzers oder dessen endgültige Vertreibung aus dem Umfeld des Schatzverstecks. Die traditionelle Deutung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus als Hort eines jüdischen Pfandleihers, den dieser vor dem nahenden Pogrom verborgen hatte und der aufgrund des plötzlichen Todes des Besitzers im Zuge des Pogroms überliefert wurde, basiert auf einem unzulässigen, da nicht zu beweisenden Zirkelschluss.

Anhand zweier Schmuckstücke (Kat.-Nr. 7 und 32), die nach derzeitigem Forschungsstand stilistisch eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren sind, ergibt sich der Hinweis darauf, dass es sich nicht zwingend um einen geschlossenen Fund im Sinne von Oskar Montelius handelt, sondern möglicherweise um ein dem Besitzer über längere Zeit noch zugängliches Depot. Möglich erscheint zudem eine geschlossene Deponierung des Schatzes in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Demnach wären Pogrom und Pest um die Jahre 1348-1350 zwar als Deponierungsgrund denkbar, als Belassungsgrund jedoch eher unwahrscheinlich[933].

932 Schriftquellen überliefern beispielsweise die Unterschlagung von Altsilber durch Goldschmiede: Fritz 1982, 29.

933 Zur Problematik der ereignisgeschichtlichen Deutung archäologischer Funde z. B. Geschwinde 2003.

HOCH- UND SPÄTMITTELALTERLICHE SCHATZFUNDE ALS QUELLENGRUPPE

Eine gängige Methode bei der Interpretation von Schatzfunden insbesondere im Hinblick auf deren Funktion und die potenziellen Ursachen ihrer Verbergung und Überlieferung ist der Analogieschluss anhand vergleichbarer Fundkomplexe. Das Prinzip des analogischen Schließens stellt als Methode historischen Verstehens eine Selbstverständlichkeit dar[934], was S. Bühnen[935] bekräftigt indem er ausführt, dass »archäologisch grundsätzlich unerschließbare Prozesse, wie jene auf der Ebene individueller Absicht und Handlung« nur behelfsweise interpoliert werden können. Das probate Mittel sei die Analogie, »die Bildung von Prozessmodellen auf der Grundlage unseres Wissens über individuelle Absichten und Handlungen in Gesellschaften, von denen wir mehr als nur ihre materiellen Überreste kennen. Die Methode der Analogie ist der Hauptschlüssel zur kulturellen und sozialen Interpretation archäologischer Daten«.
Um der Gefahr des einseitigen Analogieschlusses zu begegnen, wird nachfolgend anhand der vergleichenden Gegenüberstellung von 324 hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden Europas[936] untersucht, inwieweit sich charakteristische Ähnlichkeiten beziehungsweise Unterschiede erkennen lassen, im Hinblick auf Merkmale der Überlieferung, der Struktur und der Deponierungsverhältnisse. Die dabei erzielten Ergebnisse können einer Überprüfung und Absicherung der funktionalen und kulturhistorischen Interpretation eines einzelnen Schatzfunds wie auch der gesamten Quellengruppe der hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunde dienen, denn die alleinige Charakterisierung der Schatz- respektive Depotfunde als »eine positive Auslese aus unbekannten Gründen«[937] wird als historische Erkenntnis in der Regel nicht als hinreichend empfunden.

ÜBERLIEFERUNGSBEDINGUNGEN

Die Überlieferungsbedingungen beeinflussen wesentlich den zu erzielenden Erkenntnisgewinn und damit das Interpretationspotenzial der Schatzfunde als Quellengruppe. Bis zu seiner Bergung durchläuft ein Schatzfund einen in mehreren Phasen ablaufenden Prozess[938]. In der ersten Phase befinden sich die einzelnen Objekte in Nutzung beziehungsweise die Münzen in Umlauf. Die zweite Phase ist diejenige der Hortung, in der die Objekte aus ihrem jeweiligen Nutzungskontext entnommen und zu einem Hort zusammengeführt werden. Phase drei entspricht der Deponierung des Hortes an einem dafür vorgesehenen Platz. In Abhängigkeit von der Zugänglichkeit des Depots für den ehemaligen Besitzer oder zugriffsberechtigte Personen können bis zur vierten Phase, in der Schatz und Versteck in Vergessenheit geraten, einzelne oder mehrere Objekte dem Hort entnommen oder hinzugefügt werden. In Phase fünf erfolgen schließlich die Entdeckung, Bergung und anschließende neuerliche Verwahrung an einem anderen Ort sowie gegebe-

934 Eggert 2003, 457.
935 Bühnen 2003, 512-513.
936 Die Schatzfunde von Jezreel-Tal (Haẓafon/IL) und Resafa-Sergiupolis (Ar Raqqah, SYR) wurden als außereuropäische Schatzfunde mitberücksichtigt, da sich hieraus interessante Vergleichsmöglichkeiten über die Grenzen des Arbeitsgebietes hinaus ergaben.
937 Eggers 1959, 267.
938 Dieser Prozess entspricht dem Übergang von der Biozönose, in der die Objekte in Gebrauch sind zur Oryktozönose, in der die Objekte als archäologische Funde zutage treten, hierzu Sommer 1991, 77-129. Bezogen auf die Überlieferung von Schatzfunden vgl. Sarvas 1981, 3, hier jedoch als vierphasiger Prozess dargestellt.

nenfalls die wissenschaftliche Erfassung und Auswertung des Schatzfundes. Auch in Phase fünf bestehen diverse Möglichkeiten, Manipulationen an den Schatzfunden vorzunehmen, die leider nicht in jedem Fall dokumentiert sind. Schatzfunde stellen somit lediglich in der vierten Phase, in der sie unberührt im Verborgenen ruhen, geschlossene Funde dar[939]. In jeder anderen Phase der Überlieferung führen prinzipiell mögliche Veränderungen am Objektbestand und die Überführung in einen anderen Funktionskontext zu einem gewissen Verlust ursprünglicher Information. Die sich daraus ergebende Fragestellung ist, inwieweit die archäologischen Quellen die historischen Verhältnisse widerspiegeln.
Der klassisch numismatische Forschungsansatz, bei dem Schatzfunde als Quellen zur Rekonstruktion geld- und wirtschaftsgeschichtlicher Entwicklungen herangezogen werden, unterliegt der Problematik, dass nicht nur die rezenten Formationsprozesse den Informationsgehalt der Quellen negativ beeinflussen, sondern darüber hinaus führen bereits die mit der Hortbildung einsetzenden historischen Auswahlprozesse zu einer stark eingeschränkten Informationsüberlieferung, das heißt die einstige Realität ist nur rudimentär anhand der Quellen zu rekonstruieren[940]. Die mangelnde Kenntnis um detaillierte wirtschaftliche Prozessabläufe limitiert die im Rahmen vorliegender Arbeit interessierenden Aussagemöglichkeiten zu ökonomischen Ursachen für die Bildung, Deponierung und Überlieferung von Schätzen.
Für die angestrebte Charakterisierung des im hohen und späten Mittelalter praktizierten Deponierungsverhaltens ist die Bestimmung der das archäologisch-historische Aussagepotenzial der Quellen determinierenden Faktoren und deren Wirkungsgrad notwendige Voraussetzung. Insbesondere die mit der Auffindung der Schatzfunde einsetzenden rezenten Formationsprozesse schränken den genuinen Informationsgehalt der Quellen ein. Im Folgenden werden Art und Ausprägung rezenter Überlieferungsbedingungen anhand der vergleichenden Untersuchung ausgewählter fund- und forschungsgeschichtlicher Aspekte der 324 erfassten Schatzfunde erörtert[941]. Zuvor stellt sich die Frage, welche Erkenntnisse zu den Ursachen für das Belassen eines Schatzes in seinem Versteck als dem die Überlieferung initiierenden und das archäologische Fundbild primär generierenden historischen Faktor zu gewinnen sind.

Verbleiben im Depot

Voraussetzung für die Überlieferung von Schatzfunden ist, dass sie von ihren ehemaligen Besitzern nicht geborgen wurden, in Vergessenheit gerieten und daher bis zu ihrer Entdeckung in der fortgeschrittenen Neuzeit im deponierten Zustand verblieben sind. Allgemein besteht die Tendenz bei der Interpretation mittelalterlicher Schatzfunde von einer ursprünglich temporär angelegten Deponierung mit vom Besitzer vorgesehener Bergung auszugehen. Die Prämisse der ursprünglichen Bergungsabsicht zieht die These nach sich, dass ungünstige äußere Umstände die Auflösung des Schatzdepots durch den Besitzer verhinderten. Während eine derart unbeabsichtigte Überlieferung insbesondere in Verbindung mit profanen Deponierungsmotiven anzunehmen ist, zeichnen sich rituelle Deponierungen durch die bewusst dauerhafte Niederlegung

939 Zum Konzept des Geschlossenen Fundes: Eggert 2001, 54-55.

940 Quellen sind nicht nur Schatzfunde, sondern sämtliche Münzfunde. Bezüglich deren Interpretation verweist P. Grierson, The Interpretation of Coin Finds (I), The Numismatic Chronicle 1965, 7 zitiert nach Sarvas 1981, 3-4 auf folgenden Sachverhalt: »... The coins available for study are only a sample of those that have been found. The coins that have been found are only a sample of those which were lost. These in turn were only a sample of those that had originally been in circulation ...«. – P. Sarvas 1981, 9-10 verweist am Beispiel finnischer Schatzfunde des 18. Jhs. darauf, dass selbst unter Einbeziehung dichter Parallelüberlieferung geld- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklungen nicht detailliert nachzuvollziehen sind. – Zu den von der Zirkulation der Münzen bis zu deren numismatischer Auswertung stattfindenden Selektionsprozessen beispielsweise auch Grinder-Hansen 1992, 120.

941 Da die verschiedenen Faktoren nicht numerisch zu bestimmen sind, findet der Versuch von Sarvas 1981, die Einflussnahme auf den überlieferten Informationsgehalt von Schatzfunden mittels einer mathematischen Formel darzustellen, keine praxisbezogene Anwendbarkeit.



Abb. 134 Parteiabzeichen, Orden und Plakette der NSDAP, bei der Ausgrabung eines Brunnens Ende der 1990er Jahre in Nörten-Hardenberg, Kr. Northeim entdeckt. – (Nach Geschwinde 2003, 15 Abb. 7).

der Objekte ohne vom Besitzer beabsichtigte Bergung aus. Bezüglich der Ursachen für das Verbleiben eines Schatzes in deponiertem Zustand bestehen somit zwei grundsätzlich verschiedene Erklärungsmodelle: Entweder handelt es sich um eine bewusste Entscheidung des Besitzers, den Schatz in seinem Versteck zu belassen oder dieser verbleibt aus Sicht des Besitzers unbeabsichtigt dauerhaft deponiert.

Neben rituellen Deponierungsmotiven können auch profane Gründe zu einer Deponierung ohne vorsätzliche Bergungsabsicht führen. Beispielsweise erscheint es gegebenenfalls sinnvoll, unrechtmäßig erworbene Wertobjekte möglichst dauerhaft zu entsorgen, etwa im Fall drohender Auffindung und damit verbundener unangenehmer Konsequenzen für Leib und Leben des unrechtmäßigen Besitzers[942]. Darüber hinaus können auch rechtmäßig erworbene Objekte für ihren Besitzer »gefährlich« werden, worauf nicht zuletzt die deutschlandweit häufiger auftretenden, meist auf 1945 datierten Horte mit symbolbehafteter Sachkultur aus der nationalsozialistischen Zeit hindeuten (**Abb. 134**)[943]. Ideologisch belegte Symbole können bei einem Wechsel der Ideologie allgemein geächtet oder von der Obrigkeit verboten werden, was die Motivation zur Entsorgung entsprechender Objekte erheblich steigert. Sowohl bei rituellen Deponierungen als auch bei aus profanen Gründen dauerhaft entsorgten Objekten ist die Entscheidung des Belassens im deponierten Zustand unmittelbar mit dem zur Deponierung führenden Motiv verknüpft.

Der Entschluss, Deponierungen dauerhaft zu belassen, kann jedoch auch unabhängig vom Deponierungsmotiv und von der Deponierungshandlung zeitlich deutlich abgesetzt erfolgen. Zur Verwerfung der ursprünglichen Bergungsabsicht führen beispielsweise ein zu gering veranschlagter Wert der deponierten Objekte im Verhältnis zum notwendigen Bergungsaufwand oder eine spekulative Ressourcenverknappung mit dem Ziel, den Kurswert der in Umlauf belassenen Objekte langfristig zu steigern[944]. Bei derart aus öko-

942 Haupt 2001, 83-84.

943 z. B. Pauli 1985, Fußnote 12; Geschwinde 2003, 15 Abb. 7; Alsdorf 2003. – Mit derartigen Symbolen verzierte Wertobjekte konnten entweder gemeldet, abgegeben und enteignet oder auf zunächst unbestimmte Zeit verborgen deponiert werden.

944 Letzteres wird beispielsweise für die wikingerzeitlichen Silberschätze Skandinaviens diskutiert. Ausführlicher dazu im Kapitel Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster.

nomischen Erwägungen heraus dauerhaft abgeschriebenen Deponierungen handelt es sich ebenfalls um eine aus Sicht des Besitzers bewusst herbeigeführte Überlieferung.

Im Gegensatz dazu führen ungünstige äußere Umstände, aufgrund derer eine Bergung nicht mehr möglich ist, zu einer ungewollt initiierten Überlieferung. Es bestehen diverse Möglichkeiten, die den Zugang zum Schatzversteck für den Besitzer erschweren oder unmöglich werden lassen, beispielsweise in Folge von Flucht, Vertreibung oder im Fall von Straftätern Verbannung[945] sowie Naturkatastrophen[946], die einen zu hohen, eventuell auch riskanten Aufwand bei der Bergung des Schatzes nach sich ziehen würden. Primär werden individuelle, ereignisgeschichtliche Faktoren als ursächlich für die Überlieferung von Schatzfunden in Erwägung gezogen, insbesondere Tod oder Vertreibung des Besitzers. Da sich derart schicksalhafte Begebenheiten in der Regel nicht personenbezogen aus dem überlieferten Quellenbestand erschließen und folglich als Überlieferungsgrund für Deponierungen im Einzelfall nicht konkret nachzuweisen sind, besteht die Neigung, mittels der Korrelation gehäuft überlieferter Schatzfunde mit zeitlich naheliegenden politischen oder sozialen Ereignissen auf die Ursache für die Überlieferung eines Schatzes in seinem Versteck zu schließen. Die weite Verbreitung dieses deduktiven Deutungsmodells ist auf die nicht zu bestreitende Tatsache zurückzuführen, dass kriegerische Ereignisse ein gehäuftes Vorkommen plötzlicher Todesfälle verursachen können, ebenso sonstige Massenkriminalität hervorrufende Unruhezustände wie Naturkatastrophen, Hungersnöte und Epidemien. Am häufigsten wird der plötzliche Tod des Besitzers, dessen Flucht oder Vertreibung in Folge eines kriegerischen Ereignisses als mutmaßlicher Überlieferungsgrund angegeben[947], so für 68 der 324 erfassten Schatzfunde, wobei die kriegerischen Ereignisse meist sowohl als Deponierungsmotiv als auch Ursache für das Belassen der Schätze in ihren Verstecken herangezogen werden. Entsprechendes gilt für Pestepidemien und Pogrome, die als mutmaßlicher Überlieferungsgrund für zwölf Schatzfunde in der Literatur benannt sind. Bei der Gleichsetzung von Deponierungsmotiv und Überlieferungsgrund wird häufig lediglich der mutmaßliche Verbergungsgrund explizit genannt, wohingegen die Ursache für die Überlieferung implizit mit ersterem gleich gesetzt wird. Auf dieser Prämisse basiert die Theorie der »Schatzfundhorizonte« als archäologischer Niederschlag von Katastrophenzeiten[948]. Kriegerische oder sonstige Unruhen verursachende Ereignisse führen prinzipiell nicht nur aufgrund gehäufter plötzlicher Todesfälle sowie der Flucht oder Vertreibung weiterer Bevölkerungsteile, wodurch Deponierungen in größerem Umfang dauerhaft außer Reichweite ihrer Besitzer geraten können, zu einer gehäuften Überlieferung von Schatzfunden. Darüber hinaus begünstigt eine eilige Deponierung angesichts akuter Gefahrensituationen das schlichte Nichtwiederfinden der Wertobjekte, wenn unter den gegebenen Umständen keine hinreichende Kennzeichnung des Schatzverstecks erfolgte[949].

Eine letztlich unzureichende Markierung des Versteckplatzes kann ebenfalls zur Überlieferung von Schätzen führen, die unter friedlichen Verhältnissen deponiert wurden. Insbesondere bei längerfristigen Deponierungen besteht die Möglichkeit, dass durch gravierende Veränderungen in der Umgebung des Verstecks dieses vom Besitzer nicht wieder gefunden wird. Beispielsweise können als kennzeichnende Merkmale dienende Landmarken wie große Bäume, charakteristische Steine, Bauten, Wegkreuzungen, Ackergrenzen und dergleichen im Laufe der Zeit beseitigt oder in ihrer Position verändert werden, wodurch die exakte

945 Vgl. Haupt 2001, 83.

946 Etwa katastrophale Ereignisse wie Erdbeben, einstürzende Gebäude und Höhlen, Bergrutsche, Überschwemmungen und ähnliches.

947 Vgl. **Tab. 32**: Schatzfunde mit angegebenem Deponierungsmotiv.

948 Dazu ausführlich im Kapitel Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster.

949 Eine unzureichende Kennzeichnung des Verstecks wird beispielsweise für den Schatzfund vom Hof Eltanggård (DK) vermutet, der mutmaßlich im Krieg 1657-1660 verborgen wurde, als sich nachweislich Truppenverbände auf dem nahegelegenen Hauptweg bewegten. Die einst wohlhabende Eigentümerin des Hofes war nach dem Krieg der Schriftüberlieferung nach sehr verarmt. Obwohl der 657 g Silber umfassende Schatz nur 10 m vom Haus entfernt 60 cm tief vergraben war, konnte sie ihn nicht bergen. Die Antwort auf die Frage, ob sie von dem Schatz, nicht aber von der Lage des Verstecks wusste, bleibt allerdings spekulativ: Geißlinger 2004, 486.

Position des Schatzverstecks für den Besitzer unter Umständen nicht mehr zu ermitteln ist. Hinzutreten kann ein mangelnder Orientierungssinn seitens des- oder derjenigen, die über die Lage des Schatzverstecks informiert waren, zumal die Fähigkeit, sich an vergangene Geschehnisse detailliert zu erinnern, mit zunehmender zeitlicher Distanz generell nachlässt[950]. Beispielsweise berichtet L. Pauli von seinen Großeltern, die 1945 angesichts des Einmarschs amerikanischer Truppen eine stattliche Sammlung von Sportpokalen und anderen Siegespreisen ihres Sohnes im eigenen Garten vergruben, dass sie diese niemals wiederfanden. Das Verbleiben der Objekte in ihrem Versteck ist nach Pauli in diesem Fall auf eine ungenügende Kennzeichnung des Verstecks zurückzuführen sowie eventuell auf einen zu langen Zeitraum bis zur versuchten Hebung der Objekte, wozu wohl auch ideologische Gründe geführt haben, »denn gar manchen der Preise schmückte ein Emblem, das nach dem Krieg plötzlich nicht mehr gern gesehen war«[951].

Bestand zu Lebzeiten des Eigentümers kein unmittelbarer Bedarf an den Wertobjekten, so können diese ebenfalls in deponiertem Zustand verbleiben. Bedarf an deponierten Wertobjekten entsteht, abgesehen von dauerhaften Ortswechseln, mehrheitlich durch eine wirtschaftliche Notlage der Besitzer beziehungsweise durch geplante größere Ausgaben, die ein Zurückgreifen auf Erspartes notwendig machen. Insbesondere kleinere Horte von geringem Wert laufen dabei Gefahr vergessen zu werden, wenn zu lange kein Bedarf daran bestand. Auch heute ist es durchaus noch üblich, Bargeld als »Notgroschen« zu horten. Es handelt sich dabei meist um kleinere Beträge, die innerhalb des Wohnbereichs deponiert werden, um im Bedarfsfall spontan darauf zugreifen zu können. Nicht selten werden mehrere kleinere Depots angelegt, in Spardosen oder bei höherem Sicherheitsempfinden an versteckterer Stelle, beispielsweise im »Sparstrumpf«, zwischen Kleidungsstücken, in Zuckerdosen, in der Matratze, unter einer losen Diele oder ähnlichem. Insbesondere ältere Menschen neigen in heutiger Zeit dazu, derartige Gelddepots anzulegen[952]. Nicht selten stoßen die Angehörigen oder Entrümpelungsunternehmer beim Ausräumen der Wohnung nach dem Tod der Besitzer auf derartige Gelddepots[953]. Denkbar ist, dass kleinere Gelddepots bereits kurz nachdem sie angelegt worden waren in Vergessenheit geraten sind und daher an anderer Stelle neue Depots entstanden. Ebenso könnten mehrere, an verschiedenen Stellen im Wohnbereich verwahrte Gelddepots aus einem gesteigerten Sicherheitsempfinden resultieren, um zu verhindern, dass Dieben das gesamte Geld mit einem Schlag in die Hände fällt.

Auch wenn die Gefahr, einen Schatz oder dessen Versteck zu vergessen, generell für weniger wertvolle Depots als höher einzuschätzen ist, so zeigt die Überlieferung von Schatzfunden mit hohem Edelmetallanteil, dass bei hochwertigen Depots zumindest die exakte Position des Schatzverstecks in Vergessenheit geraten kann, zumal für das Wiederfinden letztgenannter der zur Schatzsuche betriebene Aufwand weit höher zu veranschlagen ist, als bei ersteren. Vergesslichkeit seitens des Schatzbesitzers wurde als mutmaßlicher Überlieferungsgrund für mittelalterliche Schatzfunde bisher kaum in Erwägung gezogen[954]. Bei keinem der erfassten 324 Schatzfunde findet sich dieser Erklärungsansatz in der Literatur. Selbiges stellt P. Haupt[955] für die von ihm untersuchten 1724 römischen Münzhorte des 3. Jahrhunderts in Gallien und den germanischen Provinzen fest. Möglicherweise spiegelt sich hierin das Bestreben seitens der Forscher wider, möglichst interessante und ungewöhnlich spannende Erklärungsmodelle als Überlieferungsursachen zu rekonstruieren[956].

950 Haupt 2001, 81.

951 Pauli 1985, 196 Anm. 12.

952 z. T. aufgrund des Misstrauens gegenüber Banken, das in schlechten Erfahrungen wurzelt, beispielsweise während der Inflation Anfang der 1920er Jahre und der Währungsreform 1948: Haupt 2001, 81.

953 So nach meinen eigenen Erfahrungen beim Ausräumen der Wohnung meiner verstorbenen Großmutter.

954 Ilisch 1980a, 3 spricht höchstenfalls von Einzelfällen. – Sarvas 1981, 6 geht der gängigen Lehrmeinung entsprechend davon aus, dass Schätze erst nach dem Tod des ursprünglichen Besitzers in Vergessenheit gerieten.

955 Haupt 2001, 81.

956 R. Reece, Coinage in Roman Britain (London 1987) 49 zitiert nach Haupt 2001, 81 bemerkt treffend, dass ein »tipsy husband«, der die Position des Schatzverstecks vergaß, bei weitem nicht so spannend ist, wie sächsische Piraten.

Zwar liegt die Möglichkeit des in Vergessenheit Geratens von Schatz und Versteck zu Lebzeiten des Besitzers als Erklärungsansatz nicht direkt auf der Hand, ist jedoch zumindest in Einzelfällen als plausibel einzuschätzen. Allerdings stellt sich hierbei das Problem der Nachweisbarkeit, da sich die menschliche Neigung des Vergessens nicht im archäologischen Befund manifestiert.

Entsprechendes gilt für Schatzverstecke, deren Position vom Besitzer bis zu dessen Tod geheim gehalten wurde und die folglich in Vergessenheit gerieten. Ausgehend von der Tatsache, dass ein Schatz am besten geschützt ist, wenn es nicht viele Mitwisser um seine Existenz und sein Versteck gibt, ist anzunehmen, dass er von seinem Besitzer so lange geheim gehalten wird, bis Bedarf an der zumindest teilweisen Hebung des Schatzes besteht. Erfolgt diese nicht zu Lebzeiten des Besitzers und gibt dieser sein Wissen um Schatz und Versteck nicht an seine Angehörigen oder an Vertraute weiter, gerät der Schatz nach dem Tod des Besitzers in Vergessenheit. Dieser Sachverhalt könnte prinzipiell auf die Mehrzahl der überlieferten Schatzfunde zutreffen, was anhand der Quellen jedoch kaum nachzuweisen ist. Erst mit zunehmender Parallelüberlieferung in der frühen Neuzeit verdichten sich in Einzelfällen die Hinweise auf eine diesbezügliche Interpretation, wie beispielsweise im Fall des nach 1655 deponierten Schatzfundes von Munkebo (Syddanmark, DK)[957]. Die neuzeitlichen Beispiele belegen, dass der Aspekt des Vergessens als Grund für das Belassen eines Schatzes in seinem Versteck generell nicht allein aus den archäologischen Quellen zu erschließen ist, sondern allenfalls in Kombination mit aussagekräftiger Schriftüberlieferung zur wirtschaftlichen Situation des Schatzbesitzers beziehungsweise seiner Angehörigen. Für Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters existiert in der Regel keine diesbezüglich aussagekräftige personen- oder fundortbezogene Schriftüberlieferung.

Die Ursachen für das Belassen von Schätzen in ihren Verstecken werden gegenüber den Deponierungsmotiven weniger kontrovers diskutiert. Es besteht weitgehend Einigkeit in der Ansicht, dass vielerlei potenzielle Gründe in Betracht kommen[958]. Insbesondere werden individuelle ereignisgeschichtliche Faktoren angenommen, deren Nachweisbarkeit quellenbedingt erheblich eingeschränkt ist[959], sodass die Ursache für das Belassen einzelner Schatzfunde in ihren Verstecken meist spekulativ bleibt. Selbst bei einer ungewöhnlich günstigen Quellenlage, wie im Fall des Schatzfundes von Passau (Kr. Passau, Hort-Nr. 319)[960] oder des Schatzfundes von Bokel (Hort-Nr. 49)[961] bleibt der konkrete Überlieferungsgrund letztlich vieldeutig. Die Problematik der fehlenden Nachweismöglichkeit zeichnet sich in der einschlägigen Literatur deutlich ab: Mit 235 von 324 erfassten Schatzfunden findet sich für die überwiegende Mehrzahl der Deponierungen (73 %) keine Angabe zur mutmaßlichen Ursache des Verbleibens in deponiertem Zustand.

957 Lindahl 1988, 116-119, Kat.-Nr. 15; Geißlinger 2004, 486. 480 Anm. 68. – Der Schatz wird aufgrund der Initialen CHS AMD 1648 auf mehreren Geschirrteilen dem Kirchspielpfarrer Claus Hansen (CHS) Naschou als letztem Eigentümer zugeordnet. Dieser wurde laut Schriftüberlieferung 1659 von schwedischen Plünderern grausam ermordet. Seine Witwe Anna Mathiasdatter (AMD) Moth lebte nach dem »Karl-Gustav-Krieg« (1657-1660) arm und verschuldet. Die Hebung des Schatzes mit einem Gesamtgewicht von 974,4 g Silber hätte ihre wirtschaftliche Situation sicherlich verbessert. Es ist anzunehmen, dass die verarmte Witwe erheblichen Aufwand zur Auffindung des Schatzes betrieb, vorausgesetzt, sie wusste um dessen Existenz. Seine archäologische Überlieferung deutet darauf hin, dass ihr zumindest die Position des Schatzverstecks unbekannt war.

958 Vgl. Pauli 1985, 196 am Beispiel bronzezeitlicher Deponierungen.

959 Bühnen 2003, 512-513. – Vgl. Gutscher 2005. – Geschwinde 2003.

960 Zum Schatzfund von Passau, der als privates Vermögen von Dompropst Wilhelm III. von Aham interpretiert wird und zu dessen umfangreich überlieferter Lebensgeschichte: Mittermeier 1997.

961 Zum Schatzfund von Bokel, der dem Wunderheiler Otbert von Bokel zugewiesen wurde, der, nachdem die Burg Bremervörde eingenommen worden war, nach Stade und weiter nach Lübeck und Riga floh, wo er starb: Bachmann/Bachmann 1980, 22. Kritisch dazu beispielsweise Krabath 2004b.

Auffindung

Mit der Verbergung von Schätzen geht seit jeher deren mehr oder weniger zufällige Entdeckung durch glückliche Finder, Räuber oder Raubgräber einher. Die zur Entdeckung der Schätze führenden Umstände sind in der Regel wenig detailliert dokumentiert. Sie werden meist kurz zusammengefasst dem jeweiligen Fundbericht einleitend vorangestellt. Für die Mehrzahl der Schatzfunde sind die Fundumstände jedoch gänzlich unbekannt beziehungsweise nicht publiziert. Lediglich für 146 von 324 Fundkomplexen (45 %) fanden sich diesbezügliche Angaben in der Literatur[962]. Für die quantitative Auswertung wurden die in der Literatur mitunter unterschiedlichen Bezeichnungen für gleichartige Fundumstände in der Datenbank vereinheitlicht und zu den folgenden sechs Gruppen zusammengefasst:

1. Landwirtschaftliche Tätigkeiten. Diese Gruppe umfasst sämtliche Tätigkeiten der Feld- und Gartenarbeit sowie sonstige bodeninvasive Tätigkeiten, die der landwirtschaftlichen Tier- und Lagerhaltung dienen.
2. Bauarbeiten. Unter den Baumaßnahmen führen insbesondere Ausschachtungsarbeiten für Fundamente, Leitungs- und Abwassergräben, Straßen- und Wegebau sowie Abbruch- und Renovierungsarbeiten zur Entdeckung von Schatzfunden.
3. Zufallsfund. Unter dieser Gruppenbezeichnung sind sämtliche Schatzfunde subsummiert, die zufällig entdeckt wurden, deren Fundumstände sich jedoch keiner der anderen Gruppen zuordnen lassen. Dabei kann die Bezeichnung »Zufallsentdeckung« in der Literatur durchaus bedeuten, dass bei detaillierterer Kenntnis der Fundumstände, der entsprechende Fundkomplex den Gruppen 1 oder 2 zuzuordnen wäre. Denkbar ist zudem, insbesondere bei Raubgrabergut, dass unter dem Begriff »Zufallsfund« die wahren Fundumstände verschleiert wurden.
4. Archäologische Ausgrabung. Diese Gruppe umfasst sowohl systematische Forschungsgrabungen, Rettungsgrabungen im Zuge oder im Vorfeld von Baumaßnahmen sowie Nachgrabungen nach Zufallsentdeckungen oder Raubgrabungen an Geländedenkmalen.
5. Raubgrabungen. Hierunter werden sämtliche unautorisiert durchgeführten Grabungen verstanden, die mit der Zielsetzung der Aufdeckung von Altertümern durchgeführt wurden.
6. Sonstige. In dieser Gruppe sind diejenigen Schatzfunde zusammengefasst, zu deren Fundumständen sich keine Angaben in der Literatur finden ließen oder deren Fundumstände gänzlich unbekannt sind.

Insgesamt wurden 65 der erfassten Schatzfunde im Zuge von Bauarbeiten zufällig entdeckt und geborgen (**Abb. 135**). Dabei handelt es sich überwiegend um Entdeckungen bei Abbrucharbeiten oder beim Ausheben von Baugruben. Auch bei Renovierungs- und Umbaumaßnahmen wurden Schatzfunde entdeckt, beispielsweise beim Einbau von Fußbodenheizungen in den Kirchen von Bremerhaven-Wulsdorf (Kr. Bremen, Hort-Nr. 291), Hágby (Småland/S, Hort-Nr. 154) und Særslev (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 93). Ebenso wurden mehrere Schatzfunde im Zuge des Straßen- und Wegebaus freigelegt, beispielsweise die Fundkomplexe von Liesborn (Kr. Warendorf, Hort-Nr. 218) und Klinta (Öland/S, Hort-Nr. 358), sowie bei Kanalarbeiten und beim Verlegen von Gas- und Wasserleitungen. Der Schatzfund von Saivo (Norrbottens län/S, Hort-Nr. 367) wurde beim Eisenbahnbau entdeckt.

Die mit 35 Entdeckungen nächst größere Bedeutung kommt landwirtschaftlichen Tätigkeiten zu. Die Schatzfunde wurden überwiegend bei bodeninvasiven Maßnahmen der Feld- und Gartenarbeit zufällig entdeckt, insbesondere beim Pflügen. Ebenso führte die Urbarmachung bis dahin ungenutzter Flächen zur Entdeckung von Schatzfunden, beispielsweise bei Planierungs- und Rodungsarbeiten oder dem Anlegen von Entwässerungsgräben. Der Schatzfund von Eltang II (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 98) wurde beim Torfstechen entdeckt (**Abb. 136**).

962 **Tab. 33**: Schatzfunde nach Fundumständen.

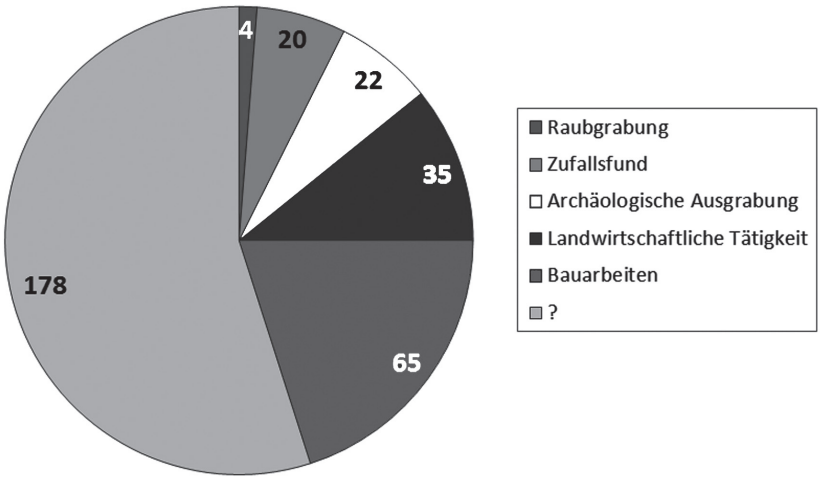


Abb. 135 Anzahl Schatzfunde nach Fundumständen. – (Diagramm O. Börder, Entwurf A. Scholz).

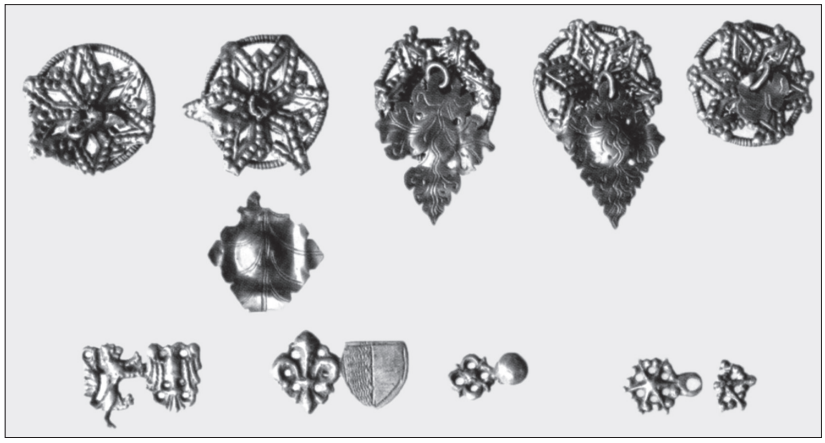


Abb. 136 Der Schatzfund von Eltang, Vejle amt (DK). – (Nach Krabath u. a. 2006, 44 Abb. 26).

Lediglich 22 der 324 Fundkomplexe (7 %) wurden im Zuge archäologischer Ausgrabungen entdeckt. Planmäßige Forschungsgrabungen, die zur Entdeckung von Schatzfunden führten, setzen zunächst an besonderen Fundplätzen ein, wie den Opferplätzen von Räppe (Kronobergs län/S, Hort-Nr. 350) und Rautasjaure (Norrbottens län/S, Hort-Nr. 170). Hinzu treten besonders seit den 1970er Jahren Rettungsgrabungen in Verbindung mit der Etablierung des Denkmalschutzes und der Mittelalterarchäologie in Mitteleuropa. Insbesondere Baumaßnahmen in historischen Stadtkernen verursachten vorhergehende Rettungsgrabungen, die zur Entdeckung mittelalterlicher Schatzfunde führten, beispielsweise in London (GB, Hort-Nr. 360), Ladenburg (Rhein-Neckar-Kreis, Hort-Nr. 174) und Szczecin (PL, Hort-Nr. 78). Gewissermaßen sekundäre Fundumstände sind in Nachgrabungen zu sehen, die an Fundstellen bereits entdeckter Schatzfunde durchgeführt wurden[963]. Sie führen in der Regel nicht zur Entdeckung neuer Fundkomplexe, sondern dienen primär der vollständigen Bergung der bei Bauarbeiten, landwirtschaftlicher Tätigkeit oder durch sonstige Umstände mehr oder weniger zufällig entdeckten Schatzfunde und nach Möglichkeit der Dokumentation des Fundkontextes. Auch Schatzfundentdeckungen von Raubgräbern führen unter Umständen zu archäologischen Nachgrabungen, wie die Fundkomplexe von Bäsksjö (Västerbottens län/S, Hort-Nr. 371) und Unna Saiva (Norrbottens län/S, Hort-Nr. 169) belegen. Voraussetzung ist, dass die Fundkomplexe inklusive der Fund-

963 **Tab. 34**: Schatzfundentdeckungen mit archäologischen Nachgrabungen.

964 Dass insgesamt nur vier bei Raubgrabungen entdeckte Schatzfunde erfasst wurden, bestätigt gewissermaßen die hohe Dunkelziffer.

stelle der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bekannt werden[964] und anhand des Fundkontextes potenziell noch detailliertere Erkenntnisse zu den Deponierungsverhältnissen des Schatzfundes zu gewinnen sind[965]. Von den 13 Schatzfunden, deren Entdeckung archäologische Ausgrabungen nach sich zog, stammen sieben von schwedischen Fundplätzen. Der sich hierin spiegelnde hohe archäologische Forschungsstand zu Schatzfunden ist vor allem auf das in Schweden bereits sehr früh bestehende staatliche Interesse am Erwerb von Bodenaltertümern zurückzuführen[966].

Zu einer zufälligen Entdeckung mittelalterlicher Schatzfunde führen diverse (Freizeit-)Aktivitäten, besonders in Verbindung mit Erdarbeiten, die gezielte Schatzsuche mittels Metalldetektor ausgenommen. Für zehn Schatzfunde findet sich in den entsprechenden Publikationen lediglich der Hinweis, dass es sich um zufällige Entdeckungen handelt, ohne nähere Charakterisierung der Fundumstände. Demnach ist nicht auszuschließen, dass es sich zumindest in Einzelfällen um Zufallsfunde bei der Ausübung landwirtschaftlicher Tätigkeit oder bei Bauarbeiten handelt. Von den drei Schatzfunden, die sicher bei der Ausübung von Freizeitaktivitäten entdeckt wurden, handelt es sich bei zwei Fundkomplexen um Gewässerfunde. Der Schatzfund aus dem Fluss Thame bei Mansfield (Nottinghamshire/GB, Hort-Nr. 127) wurde von Spaziergängern im Flussschlamm entdeckt, der Schatzfund von Veiby (Sjælland/DK, Hort-Nr. 125) am Strand von einem Schuljungen beim Surfen. Der Schatzfund von Badeboda (Kronobergs län/S, Hort-Nr. 152) wurde schließlich von spielenden Kindern unter einem Steinhaufen gefunden.

Die überwiegend zufällige Entdeckung und die in der Regel unmittelbar darauf folgende, aus archäologischer Perspektive unsachgemäße, ausschließlich objektorientierte Bergung der Schatzfunde bedingt eine meist spärliche Kenntnis des Fundkontextes, der in der Regel nur bei archäologischen Ausgrabungen detailliert beobachtet und dokumentiert wird, abgesehen von der Bergung durch geschichtsbewusste Laien. Dagegen zeigt sich vor allem bei von den Findern unterschlagenen Fundkomplexen, die erst über den Kunsthandel bekannt gemacht wurden, dass die Fundumstände häufig verheimlicht oder verschleiert wurden. Insbesondere die Verschleierung der tatsächlichen Fundumstände birgt die Gefahr der Fehlinterpretation, wenn diese auf einer falschen Angabe des Fundortes oder der Fundstelle aufbauen. Zudem wird der Sachverhalt der Verschleierung in den seltensten Fällen dokumentiert, weshalb er schwer nachzuweisen oder zu erkennen ist[967]. Außergewöhnlich gut überliefert ist der Vorgang im Fall des Schatzfundes von Weißenfels (Hort-Nr. 33). In einer im Stadtarchiv von Weißenfels verwahrten Chronik berichtet Superintendant Gustav Heinrich Heydenreich über sagenhafte Fundumstände, die zur Entdeckung des Schatzes geführt haben sollen. Demnach träumte die Ehefrau des Tagelöhners Kaufmann im Wochenbett von einem am Ufer der Saale in der Nähe des Hospitals St. Laurentius versteckten Schatz. Im Mai 1823 soll sie an besagter Stelle eine Vielzahl von Münzen und einen goldenen Ring gefunden haben. Die Fundgeschichte wird bereits vom Chronisten als Schatzsage ausgewiesen, da wenige Jahre zuvor Tagelöhner von der Fundstelle Erde für Straßenbauarbeiten abgegraben hatten[968]. Mit der gebotenen Vorsicht ist zu vermuten, dass der Schatz bei den Bauarbeiten entdeckt wurde, zumal der Thüringisch-Sächsische Verein zur Erforschung des vater-

965 Beim Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) unterblieb die archäologische Nachuntersuchung der Fundstelle aufgrund der großflächigen Zerstörung des Fundkontextes bei der Bergung des Schatzfundes und eines daher als zu niedrig eingeschätzten Erkenntnisgewinns. Nach Angaben des Finders hatte dieser nach der Entdeckung des Fundkomplexes mittels Metalldetektor den Boden in konzentrischen Kreisen mit einem Radius von etwa 5 m um die Erstfundstelle solange durchsucht, bis kein Fundobjekt mehr zu Tage trat. Daher ist davon auszugehen, dass etwaige Hinweise auf die Deponierungsverhältnisse bei der flächendeckenden Durchsuchung des Bodens weitestgehend zerstört wurden. Zur Fundgeschichte des Schatzfunds von Fuchsenhof: Prokisch u. a. 2004b, 12-14.

966 Isaksson 1984, 8. – Montelius 1876, Vorwort. Siehe ausführlicher dazu im Kapitel Anzahl der entdeckten und gemeldeten Schatzfunde über die Zeit.

967 Daher sind Fundortangaben aus dem Kunsthandel mit Vorsicht zu genießen, vgl. Haupt 2001, 17.

968 Dräger 2001.

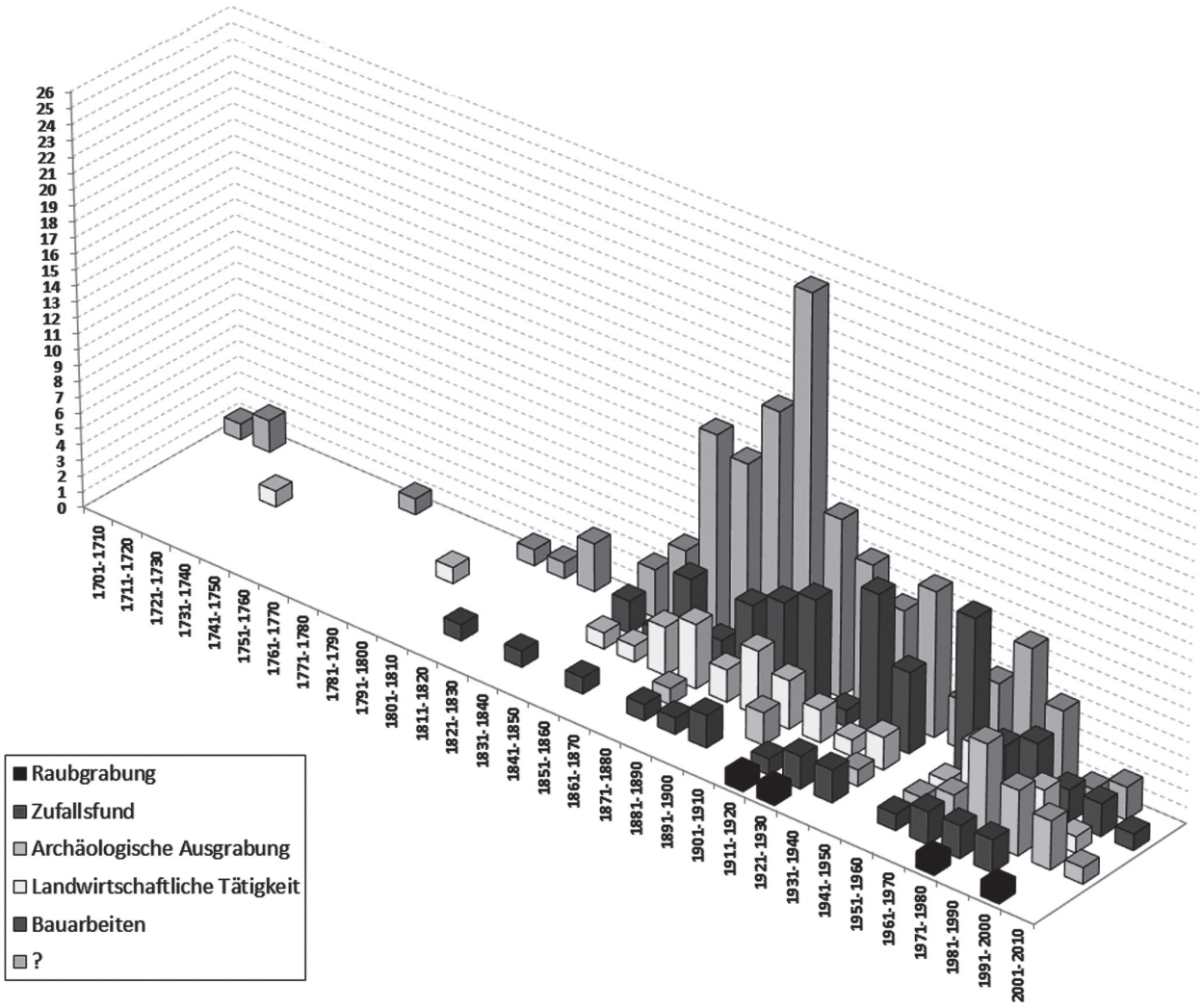


Abb. 137 Anzahl Schatzfunde nach Fundumständen über die Zeit. – (Fundortnachweis **Tab. 35**). – (Diagramm O. Börder, Entwurf A. Scholz).

ländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale nach Ankauf einiger Schmuckstücke[969] im Jahr 1826 eine erfolgreiche Nachgrabung veranlasste. Die exakte Lage der Fundstelle sowie der Fundkontext wurden allerdings nicht dokumentiert und sind folglich unbekannt. Die Verschleierung von Fundumständen führt im Extremfall zur Fälschung der Fundgeschichte, wie der Fall des »Giselaschmucks« dokumentiert[970]. Die relativ detaillierte Beschreibung des angeblichen Fundkontextes[971] verleitete zu Aussagen über die Funktion, den ehemaligen Besitzer sowie den mutmaßlichen Grund für das Belassen des Schatzes in seinem Versteck, die nach heutiger Kenntnis der Fundgeschichte hinfällig sind[972].

Größtmöglichen Erkenntnisgewinn zur Funktion eines Schatzes, dem zur Deponierung führenden Motiv sowie dem Überlieferungsgrund versprechen bei archäologischen Ausgrabungen entdeckte Schatzfunde,

969 Der Verein kaufte im April 1826 »unter gefälliger Vermittelung des Hrn. Geheimen Regierungsraths Lepsius zu Naumburg« (Wiggert 1844, 86) einige Schmuckstücke, die »nicht lange vorher in oder bei Weißenfels ausgegraben waren« (Sauerlandt 1919, 519).

970 Krug 1999.

971 In der Kellernische eines alten Hauses unter der Stadthausstraße/Ecke Schusterstraße in Mainz (Wiedergegeben in Schulze-Dörrlamm 1991, 15) mit angeblich bei der Fundstelle beobachteten Brandspuren (Schulze-Dörrlamm 1991, 111).

972 Zu den diversen Interpretationsansätzen Schulze-Dörrlamm 1991, 110-114, bes. 111.

da hier von einer vollständigen Erfassung der Fundkomplexe und einer verlässlichen Dokumentation des Fundkontextes inklusive etwaiger Hinweise auf die Deponierungsverhältnisse auszugehen ist.

Fundumstände über die Zeit

In der Anzahl entdeckter und gemeldeter Schatzfunde pro Jahrzehnt, farblich gegliedert nach Fundumständen (**Abb. 137**)[973], sind deutliche Veränderungen in den Fundumständen über die Zeit zu erkennen, das heißt, die einzelnen Kategorien der Umstände, die zur Entdeckung mittelalterlicher Schatzfunde führten, hatten variablen Anteil am Fundaufkommen.

Bis in die 1850er Jahre wurden die Fundumstände nur vereinzelt publiziert. Von 20 Schatzfunden, die vor 1850 entdeckt wurden, sind lediglich für sieben die Fundumstände näher bekannt. Das Verhältnis von Schatzfundentdeckungen mit bekannten zu solchen mit unbekannten Fundumständen kehrt sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg um. Seit den 1950er Jahren werden in den Publikationen mehrheitlich die Fundumstände angegeben. Ein Zusammenhang besteht einerseits mit der Herausbildung der Numismatik als moderne historische Wissenschaft und andererseits mit der flächenhaften Etablierung der Denkmalpflege, die ein effizienteres Kontrollsystem bei der Erfassung von Funden darstellt.

Der Anstieg der Schatzfundentdeckungen in den 1860er Jahren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ist einerseits auf eine Zunahme der Bautätigkeit und andererseits auf die Intensivierung der Landwirtschaft zurückzuführen, insbesondere auf das Tiefpflügen, das seit dem späteren 19. Jahrhundert in größerem Stil betrieben wurde[974]. Das Bewusstsein für die Notwendigkeit von Agrarreformen wurde unter anderem durch den wachsenden Bevölkerungsdruck seit der Mitte des 18. Jahrhunderts geweckt mit dem Ziel, durch eine Ausweitung der Anbauflächen und die Intensivierung des Ackerbaus eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion zu erreichen[975]. Indem bisher unbewirtschaftete Flächen in größerem Umfang unter den Pflug genommen und die bereits bewirtschafteten Felder tiefgründiger beackert wurden, stieg die Wahrscheinlichkeit zufälliger Schatzfundentdeckungen signifikant an. Die Zahl der vor allem bei bodeninvasiver Bautätigkeit entdeckten Schatzfunde bleibt dagegen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre relativ konstant.

Waren bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nahezu sämtliche Schatzfunde im Zuge von Baumaßnahmen und landwirtschaftlicher Tätigkeit entdeckt worden[976], tritt im Jahr 1909 eine Veränderung bezüglich der Fundumstände ein: Zwei von drei Schatzfunden wurden bei archäologischen Ausgrabungen entdeckt, folglich direkt gemeldet und in Fachzeitschriften publiziert[977]. Bei den Untersuchungen der beiden schwedischen Fundplätze Räppe und Rautasjaure handelt es sich jeweils um archäologische Forschungsgrabungen[978].

973 Im Diagramm nicht berücksichtigt sind diejenigen Schatzfunde, deren Funddatum unbekannt bzw. in der Literatur nicht angegeben ist. Dabei handelt es sich um 37 von 324 Schatzfunden: **Tab. 36**: Schatzfunde mit unbekanntem Funddatum. Schatzfunde, die in mehreren Etappen geborgen wurden und für die folglich diverse Fundjahre in der Literatur angegeben sind, wurden mit dem Jahr der Erstentdeckung im Diagramm erfasst. Schatzfunde, für deren Entdeckung lediglich ein Zeitraum benannt ist, wurden mit dem ersten Jahr des genannten Zeitraums erfasst.

974 Leider sind für die Mehrzahl der im späteren 19. Jh. entdeckten Schatzfunde die Fundumstände unbekannt oder nicht publiziert.

975 Henn 1985, 10.

976 Mit Ausnahme des Schatzfunds von Ernesthaza (SRB, Hort-Nr. 177), der 1880 bei archäologischen Ausgrabungen entdeckt wurde: Pîrvulescu 1993.

977 Es handelt sich um die Schatzfunde von Räppe (S, Hort-Nr. 350) und Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170). – Der ebenfalls 1909 entdeckte Schatzfund von Gransee (Hort-Nr. 44) wurde bei Bauarbeiten entdeckt.

978 Unweit von Räppe in Småland wurde von Knut Kjellmark ein ehemals von einem Grabhügel überdecktes Steinkistengrab untersucht, an dessen Südende der Silberschatz des 13. Jhs. angetroffen wurde: Kjellmark u. a. 1939. – Der samische Opferplatz von Rautasjaure in Lappland wurde von G. Hallström untersucht: Fornvännen 1909, 295-296; Serning 1956, 11-12.

Während die Entdeckung des Schatzfundes von Räppe zufällig bei der Untersuchung eines frühgeschichtlichen Grabhügels erfolgte, war die Ausgrabung des samischen Opferplatzes Rautasjaure von vornherein auch auf die Entdeckung geopferter (Edel-)Metallobjekte ausgerichtet. Auch wenn es für erstgenannten Fundplatz nicht nachgewiesen ist, so ist doch allgemein in der Frühphase der Archäologie für die Wahl der Ausgrabungsorte an markanten Plätzen wie Grabhügeln, Opferplätzen oder beispielsweise auch Burgen mit einer Kombination aus wissenschaftlichem Interesse und sagenhafter Schatzüberlieferung zu rechnen[979].

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn der 1930er Jahre steigt die Zahl der Schatzfunde mit bekannten Fundumständen kontinuierlich an, wobei der Trend in den Jahren 1910-1919 eine Unterbrechung erfährt. Dennoch überwiegt die Zahl der ohne Angaben zu den Fundumständen bekannt gewordenen Schatzfunde, worin sich die Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorherrschende, stark objektbezogene Forschungs- und Publikationspraxis widerspiegelt. Kurz vor und während des Ersten Weltkriegs (1914-1918) wurden 18 der erfassten Schatzfunde entdeckt, wovon sechs Entdeckungen allein auf das Fundjahr 1910 zurückgehen. Bei den Fundumständen tritt die landwirtschaftliche Tätigkeit gegenüber Baumaßnahmen von nun an stärker in den Hintergrund[980]. Eine mögliche Erklärung ist, neben einer allmählichen Erschöpfung des Bodenarchivs, in der zunehmenden Mechanisierung der Landwirtschaft zu sehen. Bei der Bodenbearbeitung mit schweren Geräten fallen archäologische Fundobjekte weit weniger auf, zumal wenn es sich um relativ kleine Gegenstände wie Münzen oder Schmuckstücke handelt. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs dominieren Bauarbeiten, vor allem im privaten Wohnungsbau unter den Fundumständen.

Die 1940er Jahre stellen eine deutliche Zäsur im Diagramm dar. Von vier Schatzfunden sind lediglich für denjenigen aus dem Fluss Thame bei Mansfield (GB, Hort-Nr. 127) die Fundumstände bekannt. Hierbei handelt es sich um eine Zufallsentdeckung beim Spazierengehen. Derart zufällig, meist im Rahmen von Freizeitaktivitäten entdeckte Schatzfunde sind ab der Mitte des 19. Jahrhunderts relativ gleichmäßig über die Jahrzehnte verteilt. Die Zahl der bei Bautätigkeiten entdeckten Schatzfunde erreicht in den 1950er Jahren ihren Höhepunkt, einhergehend mit dem Wiederaufbau der kriegszerstörten Städte. In diesen Zeitraum fällt beispielsweise auch die Entdeckung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster (Hort-Nr. 30). Die allgemein hohe Bautätigkeit spiegelt sich bis in die 1970er Jahre in der Anzahl der Schatzfundentdeckungen wider. Ab 1980 haben Baumaßnahmen kaum noch Anteil am Fundaufkommen, vermutlich resultierend aus dem Zusammenspiel einer abnehmenden Bautätigkeit vor allem in den Altstädten, einer Erschöpfung des Quellenbestands unter der Annahme, dass die Mehrzahl der in mittelalterlichen Gebäuden deponierten Schatzfunde bis dahin bereits geborgen wurden und der Möglichkeit, dass bei Baumaßnahmen zutage geförderte Schatzfunde in größerem Umfang als bisher verheimlicht worden sein könnten.

Dagegen steigt die Anzahl der bei archäologischen Ausgrabungen geborgenen Schatzfunde deutlich an und erreicht ihren Höhepunkt in den 1970er Jahren. Dies ist zumindest teilweise auf die Zunahme von Stadtkerngrabungen, in Verbindung mit geänderten Denkmalschutzgesetzen[981], die Etablierung der Mittelalterarchäologie in weiteren Teilen Europas und auf den etwa seit den 1980er Jahren verstärkten Einsatz

979 Schatzsagen wurden und werden teilweise auch heute noch als Hinweise auf verborgene Altertümer gedeutet. Beispielsweise beinhaltet der »Bericht an die Mitglieder des sächsischen Vereines zur Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer« (Bd. 1, 1825, 16f. zitiert nach Schmidt 2004, 10) Interpretationen bestimmter Elemente der Schatzsagen, die auf Versteckplätze hindeuten sollen: Bei Orten der Geistererscheinung könne man sicher auf einen heidnischen Begräbnisplatz schließen und die als Schatzfeuer gedeuteten »blauen Flämmchen« vieler Sagen erklärten sich aus der Oxidation metallener Gegenstände im Boden. – Mündlich überlieferte Schatzsagen führten auf Gotland (S) in einigen Fällen zur erfolgreichen Bergung von Schätzen durch Archäologen: Liebgott 1992, 128. – Zum Quellenwert von Schatzsagen und Flurnamen für die Numismatik: Klüßendorf 1991, bes. 319-323.

980 Zu beachten ist jedoch, dass lediglich bei sieben der 18 Schatzfunde die Fundumstände bekannt sind.

981 Wobei die Bundesrepublik Deutschland im Gegensatz zu den meisten europäischen Staaten in der Nachkriegszeit eine sehr uneinheitliche und erst in den 1970er Jahren flächendeckende Gesetzgebung aufweist. Hierzu ausführlicher Planck 2000, 238 und Neugebauer 2005.

von Metalldetektoren zurückzuführen, womit das Auffinden vergrabenen (Edel-)Metalls auch bei archäologischen Ausgrabungen nicht mehr unbedingt den Charakter des Zufälligen behält[982]. Der ab den 1970er Jahren deutlich gesteigerte Anteil archäologischer Ausgrabungen unter den Fundumständen ist demnach hauptsächlich auf eine verstärkte Grabungsaktivität an mittelalterlichen Fundplätzen, insbesondere in Stadtgebieten zurückzuführen sowie auf verfeinerte Grabungs- und Prospektionsmethoden, vor allem durch den Einsatz von Metalldetektoren. Die archäologischen Grabungsprojekte, die zur Entdeckung mittelalterlicher Schatzfunde führten, umfassen sowohl Forschungsgrabungen als auch Rettungsgrabungen im Vorfeld von Baumaßnahmen sowie Nachgrabungen, initiiert durch Zufalls- oder Raubgräberentdeckungen.

Insgesamt wurden lediglich vier der 324 Schatzfunde durch Raubgrabungen zutage gefördert, was zu der Vermutung führt, dass die tatsächliche Zahl der durch Raubgräber entdeckten und nicht gemeldeten Schatzfunde um ein Vielfaches höher liegen dürfte[983]. Im Fall der samischen Opferplätze von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169) und Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) führten systematische Plünderungen der Fundstellen zwar letztlich zu umfassenden Forschungsgrabungen[984], die Schatzfunde von Lundby Krat (Nordjylland/DK, Hort-Nr. 79) und vom Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) wurden jedoch ausschließlich von Raubgräbern geborgen und der jeweilige Befundkontext durch die akribische Suche nach Funden mit hoher Wahrscheinlichkeit vollständig zerstört[985]. Aus diesem Grund und die durch den Fund in der Region aufgeheizte »Goldgräberstimmung« wurde im Fall des Schatzfundes von Fuchsenhof auf archäologische Nachgrabungen verzichtet. Die exakte Fundstelle wird in solchen Fällen häufiger verschwiegen, einerseits von behördlicher Seite, um unerlaubtes Nachsuchen zu erschweren und andererseits von Seiten der Raubgräber, um strafrechtlichen Konsequenzen vorzubeugen und eventuelle Konkurrenten fern zu halten.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnet sich in den einschlägigen Publikationen zunehmend eine detailliertere Beobachtung der Fundkontexte ab, lediglich unterbrochen durch die Jahrzehnte der beiden Weltkriege. Von 1950 bis 1989 sinkt der Anteil der Schatzfunde ohne dokumentierte Fundumstände auf durchschnittlich 28 % pro Jahrzehnt, um in den Folgejahren annähernd gegen Null zu tendieren. Diese positive Entwicklung etwas relativierend ist zu berücksichtigen, dass von einer hohen Dunkelziffer nicht bekannt gewordener Schatzfundentdeckungen auszugehen ist, mutmaßlich vor allem durch Metallsondengänger und Raubgräber in den letzten 30 Jahren verursacht. Die drei zu einem wesentlichen Anstieg der Anzahl entdeckter Schatzfunde führenden Faktoren sind:

1. eine zunehmende Bau- und Sanierungstätigkeit, besonders deutlich in den 1950er Jahren ausgeprägt,
2. die Intensivierung der Landwirtschaft, insbesondere durch die Ausweitung landwirtschaftlicher Nutzflächen in Verbindung mit der Praxis des Tiefpflügens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts,
3. die besonders seit den 1970er Jahren stark zunehmende Verbreitung von Metallsuchgeräten, in Verbindung mit der gezielten Suche nach Schatzfunden beziehungsweise Edelmetallobjekten.

Letztgenannter Faktor zeigt allerdings kaum Auswirkungen auf die Datenbasis vorliegender Studie, da hier lediglich die in wissenschaftlichen Fachpublikationen veröffentlichten Schatzfunde erfasst wurden. Demnach ist davon auszugehen, dass die weit überwiegende Mehrzahl der bei Raubgrabungen entdeckten Schatzfunde der wissenschaftlichen Öffentlichkeit gänzlich unbekannt bleibt.

982 Zum Einsatz von Metalldetektoren in Archäologie und Denkmalpflege: Bérenger 2002, bes. 65-66.

983 Ausführlicher dazu Kapitel Anzahl der entdeckten und gemeldeten Schatzfunde über die Zeit.

984 Serning 1956, 13.

985 Zur Fundgeschichte des Schatzfunds vom Fuchsenhof gab der Finder an, er habe den Boden »in konzentrischen Kreisen um die Erstfundstelle solange durchsucht, bis kein Fundobjekt mehr zu entdecken war; die Fläche des durchsuchten Bereiches betrug etwa 5 m im Radius«: zitiert nach Prokisch u. a. 2004b, 12.

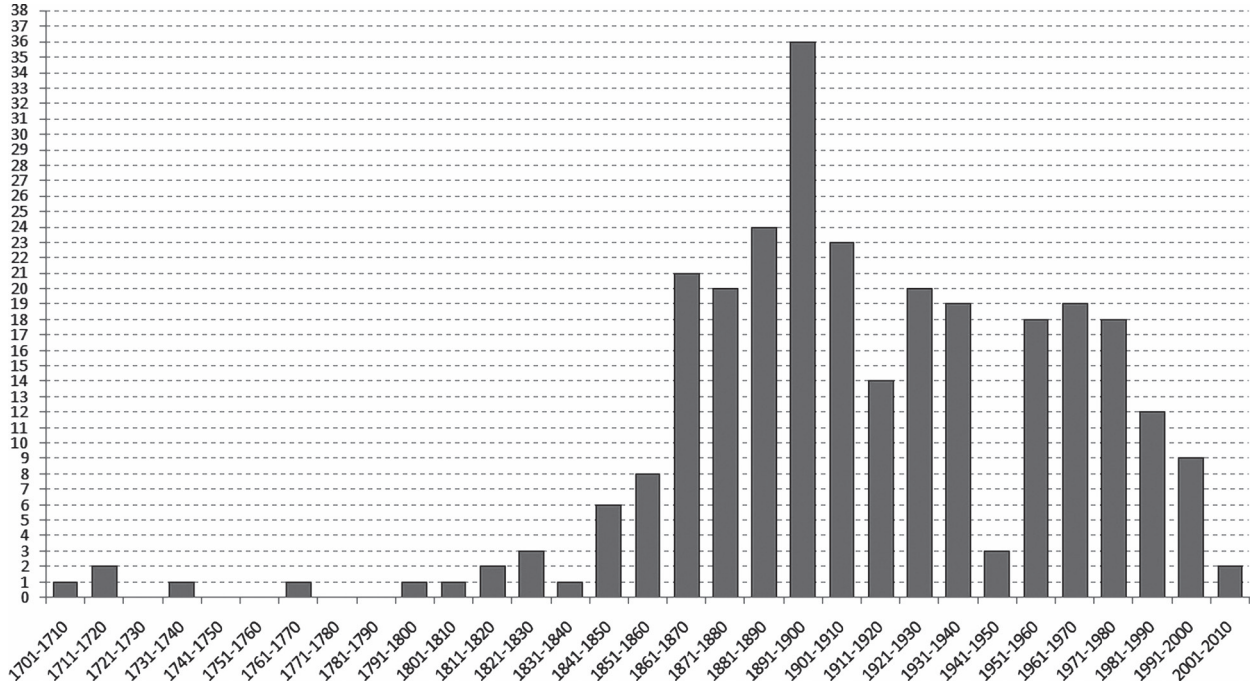


Abb. 138 Anzahl Schatzfunde über die Zeit (Fundortnachweis **Tab. 35**). – (Diagramm O. Börder, Entwurf A. Scholz).

Anzahl der entdeckten und gemeldeten Schatzfunde über die Zeit

Bei einer Betrachtung der Anzahl entdeckter und gemeldeter Schatzfunde über die Zeit fallen signifikante Schwankungen auf, die nicht allein auf veränderte Fundumstände zurückzuführen sind, sondern vielmehr auf Veränderungen im Umgang mit Schätzen nach deren Entdeckung und Bergung.

Abbildung 138 zeigt die Anzahl der Schatzfundentdeckungen pro Jahrzehnt. Die Gruppierung nach Jahrzehnten bietet gegenüber einer jahrgenauen Darstellung den Vorteil, dass säkulare Trends deutlicher hervortreten. Entsprechend Abbildung 137 sind in Abbildung 138 ebenfalls die 37 Schatzfunde nicht berücksichtigt, deren Funddatum unbekannt oder in der Literatur nicht angegeben ist. Schatzfunde, die in mehreren Etappen geborgen wurden und für die folglich diverse Fundjahre in der Literatur angegeben sind, wurden mit dem Jahr der Erstentdeckung im Diagramm erfasst. Schatzfunde, für deren Entdeckung lediglich ein Zeitraum benannt ist, wurden mit dem ersten Jahr des genannten Zeitraums aufgenommen. Aus der eingeschränkten, dem Diagramm zugrunde gelegten Datenbasis resultiert eine gewisse Unschärfe in der Darstellung. Anzunehmen ist, dass bei exakter Kenntnis sämtlicher Fundjahre einzelne Peaks deutlicher hervortreten könnten. Statistisch wäre dieser Fehlerquotient zwar auszugleichen, indem die unberücksichtigten Schatzfunde in der Darstellung gleichmäßig über die Jahrzehnte verteilt würden. Allerdings wurde hiervon abgesehen, da sich dies lediglich quantitativ und nicht qualitativ auf die Auswertung auswirken würde. Die der Darstellung zugrunde liegende Datenmenge umfasst nicht sämtliche der entdeckten Schatzfunde mit bekanntem Funddatum, sondern lediglich die in Fachpublikationen eingegangenen Fundkomplexe, die im Rahmen vorliegender Arbeit erfasst wurden. Es ist nicht auszuschließen, jedoch naturgemäß auch nicht zu belegen, dass die Verteilung der nicht berücksichtigten Schatzfunde grundsätzlich anders ausfallen könnte. Aus Gründen der Darstellbarkeit beginnt das Diagramm mit dem Jahr 1700 was nicht bedeutet, dass zuvor keine Schatzfunde geborgen oder nicht veröffentlicht wurden. Allerdings fanden sich unter den aufgenommenen lediglich zwei Schatzfunde, die vor dem Jahr 1700 entdeckt und hinreichend detailliert publiziert

worden sind[986]. »Seit Münzen geprägt werden, [...] werden sie gehortet, verborgen und auch als Schatz wiederentdeckt«[987]. Diese Aussage wird gestützt durch die Analyse schriftlicher Quellen, insbesondere historiographischer Texte und Heiligenviten der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters im Hinblick auf Aussagen zum Verbergen und Auffinden von Schätzen[988]. Sie belegen, dass bereits im frühen Mittelalter im Boden vergrabene Reichtümer entdeckt wurden, wobei Geschirr und Geld aus Edelmetall besondere Erwähnung finden[989]. Allerdings sind diesen »Fundberichten«, ebenso wie solchen aus schriftlichen Quellen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, meist nur allgemeine und insgesamt spärliche Informationen zu entnehmen. Beispielsweise überliefern die Annalen von Colmar für das Jahr 1303: »In Mainz fanden Landleute, welche einen Keller gruben, 600 Mark Silber in großen Pfennigen, von denen jeder mehr als 12 heller werth gewesen sein sollen«[990]. Ein Hinweis auf Schatzsucher aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist den Akten des Stadtarchivs Koblenz[991] zu entnehmen, wonach der Simmerner Truchseß Thyrion berichtet, er habe im Schloss Wildburg im Soonwald folgende Beobachtung gemacht: »Solches Schloss Wildburg, dessen eingefallene Keller und Gewölber sind vor ohngefehr 30 Jahren, wie ich damalen aus Curiosität selbsten den Augenschein eingenohmen, in Suchung eines Schatzes durchwühlt worden«[992].

Gleichfalls belegen die im Mittelalter erlassenen Gesetze bezüglich des Rechtes an Schatzfunden, dass deren Entdeckung nicht selten war[993]. Die dennoch allgemein geringe Anzahl bekannter Schatzfunde, die vor dem 19. Jahrhundert entdeckt wurden, könnte auf deren häufige Verheimlichung zurückzuführen sein. Schließlich wurden glückliche Finder nicht selten abergläubisch-religiöser Praktiken bei der Schatzsuche verdächtigt und hatten im Falle einer Verurteilung schwere Strafen zu befürchten[994]. Die Annahme findet eine gewisse Bestätigung durch das Beispiel eines spätrömischen Schatzfundes, der 1628 in Trier, auf dem Gelände eines Jesuitenklosters von Novizen entdeckt wurde[995]. Ungewöhnlich ist die detaillierte schriftliche Dokumentation des Schatzfundes und seiner einzelnen Bestandteile, bevor der Fundkomplex vollständig eingeschmolzen wurde. Denkbar wäre, dass die Novizen relativ unbesorgt ihren Forschungen nachgehen konnten, da sie nicht der Gefahr unterlagen, abergläubischer Schatzsucherpraktiken verdächtigt zu werden. Zudem gehörten sie dem privilegierten Bevölkerungsteil an, der überhaupt befähigt war, derartige Forschungsprojekte durchzuführen.

Die Masse der entdeckten und den zuständigen Behörden gemeldeten Schatzfunde wurde bis ins fortgeschrittene 19. Jahrhundert undokumentiert eingeschmolzen und das Edelmetall der Staatskasse zuge-

986 Der im 14. Jh. entdeckte Schatzfund von Fedorovskoje (RUS, Hort-Nr. 233) und der 1434 entdeckte Schatzfund von Paderborn (Hort-Nr. 62).

987 Krüger 2005a, 467.

988 Hardt 2001a.

989 Ebenda 259.

990 Das Zitat verdanke ich H. Kenzler (Bamberg).

991 Abt. 4, Nr. 2682, Bl. 18.

992 Zitiert nach Wagner 1967.

993 Exemplarisch sei auf die Gesetzeslage im Deutschen Reich verwiesen: Berwinkel 2003, 79-81; Fischer zu Cramburg 2001, 59-77, sowie auf die dänische Gesetzgebung: Jørgensen u. a. 1998, 11-13.

994 Noch im Jahr 1831 wurde zu dem vom »Bürger und Mäusefänger Jacob Knoblich in dem Boden seines eigenthümlichen Hofraums« in Kusterdingen, Kreis Tübingen gefundenen kleinen Goldmünzenschatz ein gemeinderätliches Attest ausgestellt, das bescheinigte, dass Knoblich bei der Auffindung des Schatzes »keine abergläubischen und verbotenen Künste getrieben hat« (Mannsperger 1991, 22). – Hilfe bei der Suche nach Schätzen versprach man sich insbesondere vom Nothelfer St. Christophorus, mittels eines besonderen Gebetes, des sog. Christophorus- oder Christophel-Gebetes (Wortlaut zitiert bei Stollenwerk 1967, 63). Das Sprechen des Gebetes sollte mit der Versprengung von Weihwasser, der Rezitierung des Ave Maria, des Vater unser, des Johannesevangeliums und der Litanei verbunden sein. Prozessakten überliefern, dass es sich bei der Anwendung des Christophel-Gebetes zur Schatzsuche nach Ansicht der Behörden um einen groben Fall von Aberglauben handelte, der mit harten Strafen geahndet wurde. Beispielsweise wurde 1789 Egidius Rodenkirch in Manderscheid, Kr. Bernkastel-Wittlich, verhaftet, nachdem er von seinem Sohn angezeigt worden war. Da bei Rodenkirchs Verhaftung zwei Bücher und ein Schreiben mit den Formeln des Christophelgebetes, eingenäht in seinen Rocksaum, gefunden wurden, verurteilte ihn die kurfürstliche Regierung in Ehrenbreitstein zu acht Tagen Haft »bey Wasser und Brod« sowie zur Begleichung der Prozesskosten: Stollenwerk 1967, 66. – Magische Aspekte der Schatzsuche sind ebenfalls in Bildquellen des späten Mittelalters programmatisch wiedergegeben: Klinkhammer 2007. – Zu Schatzmagie und ihrer Verfolgung allgemein: Tuczay 2007.

995 Hobbs 2006, 10.

führt[996]. Als weitere Ursache für die insgesamt geringe Anzahl der vor dem 19. Jahrhundert entdeckten und publizierten Schatzfunde ist die unvollständige Überlieferung schriftlicher Quellen, beispielsweise Aktennotizen von Fundmeldungen und juristischen Verfahren, in Betracht zu ziehen beziehungsweise die nicht systematische Erfassung und Aufarbeitung der Schriftüberlieferung, bezogen auf spezifische Fragestellungen, in diesem Fall Meldungen von Schatzfundentdeckungen[997]. Zudem sind vor allem die früh entdeckten Schatzfunde häufiger an abgelegener Stelle publiziert, beispielsweise in seltenen und daher schwer zugänglichen Zeitschriftenartikeln, weshalb sie leicht übersehen werden und so in Vergessenheit geraten können.
Während bereits in Humanismus und Renaissance ein gesteigertes (Sammler-)Interesse an der Antike und ihren materiellen Hinterlassenschaften inklusive römischer (Münz-)Horte bestand[998], trifft dies für das Mittelalter als »der heimischen Vorzeit«[999] erst in der Romantik zu. Die acht erfassten Schatzfunde, deren Entdeckung in den Zeitraum vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fällt, stammen bis auf den 1434 geborgenen und urkundlich überlieferten Schatzfund von Paderborn (Kr. Paderborn, Hort-Nr. 62) sowie den 1792 in Øster Vang (Hovedstaden/DK, Hort-Nr. 108) und den im 14. Jahrhundert in Fedorovskoje (Tverskaya Oblast'/RUS, Hort-Nr. 233) entdeckten Schatzfund sämtlich aus Schweden. Dieser bemerkenswerte Umstand könnte darauf zurückzuführen sein, dass in Schweden bereits sehr früh ein staatliches Interesse am Erwerb von Bodenaltertümern bestand. O. Montelius schreibt im Vorwort zu seinem 1876 in Hamburg auf deutsch erschienenen Führer durch das Museum Vaterländischer Alterthümer in Stockholm: »Das von der Vormünderregierung des Königs Carl XI im Jahre 1666 gestiftete »Antiquitets-Collegium«, welches außer anderen ihm auferlegten Pflichten den Auftrag erhalten hatte »einen Bewahrungsraum für die Schätze der Vorzeit, welche etwa im Erdboden gefunden werden könnten, herzurichten«, begann alsbald sowohl in der Erde gefundene Alterthumsgegenstände als andere Denkmäler aus alten Zeiten, die sich erwerben ließen zu sammeln«[1000]. Bereits 1684 mussten auf königlichen Erlass sämtliche Bodenaltertümer aus Gold, Silber und Kupfer gemeldet werden. Ein im Jahr 1734 erlassenes Gesetz sicherte dem Finder von Bodenaltertümern aus Edelmetall beim Ankauf durch den Staat ein Achtel des Metallwerts zu[1001]. Sowohl die Sammlungen des »Antiquitets-Collegiums« wie auch des königlichen Münzkabinetts wurden 1865 in das Nationalmuseum in Stockholm (Statens Historiska Museet) überführt. Die ersten Ankäufe in den 1570er Jahren waren einige mittelalterliche Münzen, die sich im königlichen Münzkabinett befinden. Durch dieses staatliche Interesse an Bodenaltertümern wurden in Schweden bereits sehr früh die Voraussetzungen geschaffen für eine systematische Sammlung von Schatzfunden sowie deren wissenschaftliche Bearbeitung und Publikation im Umfeld des Nationalmuseums in Stockholm.
Allgemein setzt die wissenschaftliche Erfassung und Publikation hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde verstärkt im 19. Jahrhundert ein, in Zusammenhang mit den zunehmenden Sammlungen der Münz- und Raritätenkabinette diverser Geschichts- und Altertumsvereine, Museen und Privatpersonen[1002]. Publiziert wurden die Fundkomplexe vornehmlich in einschlägigen Fachzeitschriften, wobei der Schwerpunkt der wis-

996 Vgl. Kapitel Wissenschaftliche Erfassung und Auswertung sowie am Beispiel Dänemarks Jørgensen u. a. 1998, 17.

997 Eine systematische Durchsicht der Schriftquellen nach Schatzfundmeldungen ist bisher nur in Einzelfällen und für regional begrenzte Gebiete erfolgt. Beispielsweise lassen sich nach Krüger 2005a, 467 für Pommern und Mecklenburg spätestens seit dem 16. Jh. Entdeckungen von Schatzfunden nachweisen. – In größerem Umfang wurden die Aktenbestände des dänischen Nationalmuseums in Kopenhagen recherchiert und systematisch geordnet. Hier reichen die frühesten überlieferten Schatzfundentdeckungen ebenfalls in das 16. und 17. Jh. zurück: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 109-113.

998 Haupt 2001, 34 verzeichnet beispielsweise 38 römische Münzhorte des 3. Jhs. in Gallien und den germanischen Provinzen, die zwischen 1570 und 1750 entdeckt wurden.

999 Fehring 2000, 3.

1000 Montelius 1876, Vorwort.

1001 Isaksson 1984, 8. – Montelius 1876, Vorwort.

1002 Cunz 1996, bes. 11-12. – In Dänemark beispielsweise setzte die systematische Registrierung und Inventarisierung mittelalterlicher Schatzfunde mit der Gründung der Königlichen Kommission zum Erhalt von Altertümern 1807 ein, wobei es vor allem dem Engagement C. J. Thomsens und J. J. A. Worsaaes zu verdanken ist, dass zahlreiche Objekte aus mittelalterlichen Schatzfunden bereits im 19. Jh. publiziert wurden: Lindahl 1992, 109; Jensen 1992b, 110.

senschaftlichen Bearbeitung auf der Bestimmung und Beschreibung der einzelnen Objekte, insbesondere der einzelnen Münztypen, lag. Dagegen wurde die Überlieferung archäologisch relevanter Informationen wie der Fundumstände und des Befundkontextes nicht als wesentlich erachtet. Wenn überhaupt, so wurden sie allenfalls als Randnotiz erwähnt[1003].

In den 1860er bis zum Ende der 1890er Jahre zeichnet sich ein signifikanter Anstieg der Schatzfundentdeckungen ab. Daran anschließend zeigt sich eine relativ gleichförmige Verteilung bis zu den 1940er Jahren. Der Anstieg der Schatzfundentdeckungen in den 1860er Jahren kann, wie im vorhergehenden Kapitel gezeigt, einerseits auf die Intensivierung der Landwirtschaft in Europa zurückgeführt werden. Andererseits spiegelt sich im Diagramm die Anzahl der gemeldeten Fundkomplexe wider. Dass diese deutlich zunehmen, könnte ursächlich mit dem größer werdenden Käuferkreis in Verbindung stehen, der nicht zuletzt aus dem Interesse der diversen Kunst- und Altertumsvereine an einer Vergrößerung ihrer Sammlungsbestände resultierte. Das allgemein hohe Interesse des Bürgertums an Bodenfunden, insbesondere aus Edelmetall, führte zu deren Beachtung durch die Regierungen, die nun Vorschriften und Gesetze zur Regelung der Eigentumsverhältnisse archäologischen Fundmaterials erließen. Beispielsweise wurde auf dem Deutschen Juristentag im Jahr 1904 darüber diskutiert, ein im gesamten Deutschen Reich einheitliches Schatzregal einzuführen, wobei zu diesem Zeitpunkt praktisch überall bereits Regelungen bestanden, »die zumindest die Meldung archäologischer Funde vorschrieben«[1004]. Für den signifikanten Anstieg gemeldeter Schatzfunde im 19. Jahrhundert sind im Wesentlichen drei Faktoren verantwortlich: erstens ein enorm gesteigertes Interesse des zum Teil neu entstanden Bildungsbürgertums am »vaterländischen« Altertum, zweitens eine bereitwillige rechtliche und finanzielle Förderung des öffentlichen Interesses durch Regierungen und Bodenaltertümer sammelnde Institutionen und drittens eine hohe Disziplin bei der Meldung von Funden durch »die obrigkeitsfürchtigen Finder«[1005].

Vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum Beginn der 1940er Jahre zeichnet sich eine Abnahme in der Anzahl gemeldeter Schatzfunde ab. P. Haupt[1006] kommt zu einer ähnlichen Beobachtung für die römischen Münzhorte des 3. Jahrhunderts in Gallien und den germanischen Provinzen, allerdings ist die Anzahl der Schatzfunde hier bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rückläufig. Anhand der Fundumstände erschließt Haupt[1007] als Ursache »die Abnahme der durch land-, forst- oder gartenwirtschaftliche Arbeiten gefundenen und gemeldeten Horte«, in Zusammenhang mit einem nun etablierten Münz- und Antikenhandel, der es ermöglicht, Edelmetallobjekte schnell und problemlos über den Kunsthandel zu verkaufen sowie die Möglichkeit einer zeitweiligen Erschöpfung des Bodenarchivs, das heißt die Mehrzahl der Schatzfunde könnte durch Baumaßnahmen und landwirtschaftliche Tätigkeiten auf den hierfür zur Verfügung stehenden Flächen bereits entdeckt worden sein. Eine gewisse zeitliche Korrelation des Rückgangs in der Anzahl erfasster Schatzfunde besteht mit der schweren wirtschaftlichen Notlage, in der sich ein Großteil der Bevölkerung Europas während des Ersten Weltkriegs und der nachfolgenden Weltwirtschaftskrise befand. Wenn auch kein zwingend kausaler Zusammenhang zwischen Krieg, Rezession und dem Rückgang der gemeldeten Schatzfunde anzunehmen ist, so dürfte doch eine häufiger fehlende Bereitschaft der Finder, die geborgenen Edelmetallobjekte einer staatlichen Stelle zu überlassen, mit verantwortlich sein. Wahrscheinlich ist dies angesichts der damals allgemein unsicheren Stimmung, die persönliche und wirtschaftliche Zukunft betreffend, zumal die Mehrzahl der Schatzfunde nach wie vor von Mitgliedern der einkommensschwäch-

1003 Dies gilt sowohl für mittelalterliche als auch beispielsweise römische Schatzfunde, vgl. Haupt 2001, 34. – Die dahinter stehende Motivation könnte, wie auch heute noch, einerseits in der Angst vor einer Heimsuchung und Zerstörung des Fundplatzes durch Raubgräber begründet sein, oder bei von Raubgräbern entdeckten Schatzfunden könnten die knappen und teilweise widersprüchlichen Angaben zur Tarnung der Raubgräberaktivitäten dienen: vgl. Klüßendorf 1991, 313-314.

1004 Haupt 2001, 36. – Zum Schatzrecht im 19. Jh. auch Fischer zu Cramburg 2001, 95-100.

1005 Haupt 2001, 36.

1006 Ebenda.

1007 Ebenda.

sten Bevölkerungsschichten, vor allem Bauern und Arbeitern, gefunden wurde, in Verbindung mit einem mangelnden Vertrauen weiter Bevölkerungsteile in die Regierungen[1008].

Lediglich fünf Schatzfunde wurden im Zeitraum vom Ende des Ersten Weltkriegs bis 1920 entdeckt, wovon drei[1009] von schwedischen Fundplätzen stammen. In den 1920er Jahren fällt eine leichte Zunahme der erfassten Schatzfunde auf, korrespondierend mit den von wirtschaftshistorischer Seite als solche bezeichneten »Goldenen Zwanziger Jahren«. Diese fanden ihr Ende mit der Weltwirtschaftskrise, die 1929 in den Industrienationen einsetzte. Von 1928 bis 1937 stagniert die Anzahl der Schatzfunde im Diagramm auf durchschnittlich 1,5 pro Jahr.

Der Situation vor und während des Ersten Weltkriegs entsprechend, steigt die Zahl der entdeckten und gemeldeten Schatzfunde vor und zu Beginn des Zweiten Weltkriegs kurzzeitig leicht an. Das Ansteigen der gemeldeten Fundkomplexe besonders in den Jahren 1938-1940 könnte aus einem wachsenden beziehungsweise wiederhergestellten Vertrauen der Bevölkerung Europas in die Regierungen und einer allgemein positiveren Sicht auf die wirtschaftliche Zukunft resultieren[1010]. Die postulierte Abhängigkeit der Anzahl gemeldeter Schatzfunde von der wirtschaftlich-sozialen Lage der Personen, die sie gefunden haben sowie deren Vertrauen in die Staatsführung findet eine gewisse Bestätigung in der sich im Diagramm abzeichnenden großen Fundlücke zwischen 1942 und 1950. Weiterhin können sich ein verbreitetes obrigkeitsfürchtiges Pflichtgefühl und ein, bei entsprechender Entschädigungsregelung, finderfreundliches Schatzregal positiv auf die Anzahl der Fundmeldungen auswirken. Beispielsweise hatte in Deutschland nach der Machtergreifung der NSDAP und den Umwälzungen des Verfassungsrechtes 1933 und 1934 das Reich die Gesetzgebungskompetenz für Denkmalschutz und -pflege inne[1011]. Der Entwurf eines Reichsdenkmalschutzgesetzes vom Mai 1938 bezog unter anderem Bodenaltertümer mit ein, wobei ein Regal zugunsten des Reiches statuiert wurde: »Bei Zufallsfunden bleiben die Vorschriften des Bürgerlichen Rechts über den Eigentumserwerb unberührt. Die Denkmalschutzbehörde kann jedoch die Übereignung der Funde an das Reich verlangen. Sie kann als Ersatz etwaiger Aufwendungen und als Anerkennung eine angemessene Vergütung gewähren. Besitzt der Fund einen erheblichen Stoffwert, so ist dieser Wert angemessen zu vergüten«[1012].

Ab 1950 bleibt die Anzahl der entdeckten Schatzfunde im Diagramm auf einem einheitlichen Niveau von maximal drei Schatzfunden pro Jahr. Der leichte Anstieg der gemeldeten Schatzfundentdeckungen bis in die 1970er Jahre fällt in den Zeitraum der Etablierung der Bodendenkmalpflege und der Einrichtung neuer Forschungsstellen in Universitäten, Ämtern und Museen. Dass sich weder der Wiederaufbau kriegszerstörter Städte, etwa von 1945 bis in die 1960er Jahre, noch das deutsche »Wirtschaftswunder« in den 1950er Jahren und gleichfalls der Aufbau ostdeutscher Innenstädte nach dem Fall der Berliner Mauer 1989 in einem signifikanten Anstieg der erfassten Schatzfunde widerspiegeln, ist vor allem auf die dem Diagramm zugrunde gelegte Datenauswahl zurückzuführen[1013]. Eine mögliche Erklärung für das Ausbleiben einer Fundzunahme im Zuge großflächiger archäologischer Untersuchungen im Vorfeld von Stadtsanierungen, insbesondere in Osteuropa nach dem Ende des Kalten Krieges, bietet sich zwar mit der Annahme, dass

1008 Haupt 2001, 36. – Vgl. Ilisch 1980a, 12.

1009 Die Schatzfunde von Tøre (Norrbottens län/S, Hort-Nr. 158), Gullunge (S, Hort-Nr. 147) und Unna Saiva (Norrbottens län/S, Hort-Nr. 169).

1010 Entsprechendes stellt Haupt 2001, 37 für die von ihm erfassten Schatzfunde fest.

1011 Allerdings wurde im Zeitraum von 1938 bis 1940 mit dem Schatzfund von Sonneborn (Hort-Nr. 63) lediglich ein Fundkomplex aus Deutschland erfasst.

1012 Entwurf eines Reichsdenkmalschutzgesetzes vom Mai 1938, §19 (2), zitiert nach Fischer zu Cramburg 2001, 112. – Absatz 1 desselben Paragraphen legte fest, dass »bei planmäßigen Grabungen entdeckte bewegliche Bodenaltertümer« in das Eigentum des Reiches fallen, ohne dass der Grundstückseigentümer Anspruch auf Ersatz des Wertes hatte. Zur Geschichte der Bodendenkmalpflege im nationalsozialistischen Deutschland bzw. deren Einordnung »in das kulturpolitische Kompetenzchaos des totalitären Führerstaates« ausführlicher Strobel 2000, hier 223.

1013 Beispielsweise verzeichnet Ilisch 1980a, 12 einen deutlichen Anstieg der Anzahl entdeckter Münzschatzfunde in Westfalen in Zusammenhang mit dem Wiederaufbau kriegszerstörter Städte nach 1945.

die Mehrzahl der in mittelalterlichen Städten deponierten Schätze spätestens während des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg bereits gefunden und in der Regel von den Findern unterschlagen wurden. Dem entgegen steht jedoch beispielsweise die Beobachtung J. Krügers[1014], wonach vor allem der seit 1990 andauernde Bauboom und die damit verbundenen archäologischen Untersuchungen zu einer hohen Anzahl von Neufunden führten: »Seit 1990 wurden in den Altstädten Vorpommerns und Mecklenburgs nicht weniger als elf mittelalterliche und frühneuzeitliche Münzschatzfunde entdeckt und geborgen«[1015].

Der sich im Diagramm abzeichnende signifikante Rückgang gemeldeter Schatzfunde seit den 1980er Jahren korreliert auffallend mit der besonders seit den 1970er Jahren stark zunehmenden Verbreitung von Metallsuchgeräten, die nicht nur bei archäologischen Ausgrabungen eingesetzt werden, sondern in größerem Umfang von nicht autorisierten Privatpersonen, die neutral Sondengänger genannt werden, sich selbst jedoch häufiger als »Schatzsucher« bezeichnen[1016], woraus ihre hauptsächliche Motivation hervorgeht: Die gezielte Suche insbesondere nach Edelmetallobjekten. Waren es in Deutschland anfänglich vor allem hier stationierte US-amerikanische Soldaten, die sich in ihrer Freizeit mit Minensuchgeräten auf die Suche nach archäologischen Objekten machten, so kamen rasch auch Metallsuchgeräte für den zivilen Gebrauch auf den Markt[1017]. Dass sich trotz der mit dem Einsatz von Metalldetektoren anzunehmenden gestiegenen Anzahl an Entdeckungen kein Anstieg der Schatzfunde im Diagramm abzeichnet, dürfte darin begründet sein, dass Schatzfunde aus Raubgrabungen meist unterschlagen werden und ohne Benachrichtigung der zuständigen Behörden über den Schwarzmarkt in den Kunsthandel gelangen[1018]. Ein Blick in die diversen Auktionskataloge oder Internetauktionsportale zeigt, dass eine große Zahl von Raubgräbergut, darunter auch spätmittelalterliche Münzen und Schmuckstücke, die mit hoher Wahrscheinlichkeit zumindest teilweise aus Schatzfunden stammen, in den Kunsthandel gelangt[1019]. Demnach dürften die meisten der durch unautorisierte Metallsondengänger entdeckten und geborgenen Schatzfunde der Öffentlichkeit und damit auch der Fachwelt weitgehend unbekannt bleiben, weshalb die Fundkomplexe keinen Eingang in die Fachliteratur finden und sich daher im Diagramm nicht abzeichnen. Eine die Regel bestätigende Ausnahme ist im Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) zu sehen[1020].

Der starke Rückgang der erfassten Schatzfunde seit den 1980er Jahren könnte zudem auf organisatorische Ursachen bei deren wissenschaftlicher Erfassung und Auswertung zurückzuführen sein, die mitunter zu einer erheblichen Verzögerung der Publikation führen[1021]. Die Zeitspanne von der Auffindung bis zur umfassenderen Publikation mittelalterlicher Schatzfunde variiert zwischen einem Jahr und mehreren Jahrzehnten[1022].

Die bedingt durch die Datenauswahl begrenzte Aussagefähigkeit des Diagramms kann durch die Einbeziehung vergleichbarer Untersuchungen in die Betrachtung ergänzt werden. Das bislang einzige direkt vergleichbare Diagramm wurde für die mittelalterlichen Schatzfunde Dänemarks publiziert[1023]. Das Diagramm

1014 Krüger 2005a, 467.

1015 Krüger 2005a, 467.

1016 Verwiesen sei hier auf die zahlreichen Schatzsucherforen im Internet. – Zur Problematik ausführlicher Bérenger 2002, 64.

1017 Fischer zu Cramburg 2001, 25.

1018 Schätzungen zufolge beläuft sich das Verhältnis von gemeldeten zu nicht gemeldeten Schatzfunden in Ländern mit sehr humanem Schatzregal für den Finder auf etwa 9:1. In Ländern mit strengem Schatzregal und weitgehender Enteignung des Finders dürfte das Verhältnis in etwa umgekehrt sein. – Zur Verheimlichung von Funden in Abhängigkeit von der gesetzlichen Regelung der Eigentumsverhältnisse Fischer zu Cramburg 2001, 203-207 und Klüßendorf 1991, 314-315.

1019 Zur Problematik der Fundunterschlagung und Hehlerei: Gumprecht 2005, 20.

1020 Zur Fundgeschichte des Schatzfunds von Fuchsenhof: Prokisch u. a. 2004b, 12-14. – Ein weiteres, die Situation der Bodendenkmalpflege bezüglich gut organisierter Raubgräber bezeichnendes Beispiel ist in der Fundgeschichte des keltischen Münzschatzes aus der Gegend von Györ (H) zu sehen, ausführlich beschrieben in Haupt u. a. 1997, 41-43.

1021 Ausführlich dazu im Kapitel Wissenschaftliche Erfassung und Auswertung von Schatzfunden.

1022 Huth 1997, 64 stellt entsprechendes für westeuropäische Horte der Spätbronzezeit fest. Ein Durchschnittswert war nicht zu ermitteln, da nicht in jedem Fall das Datum der Erstpublikation zu ermitteln war.

1023 Grinder-Hansen 1992, 33 Abb. 4.

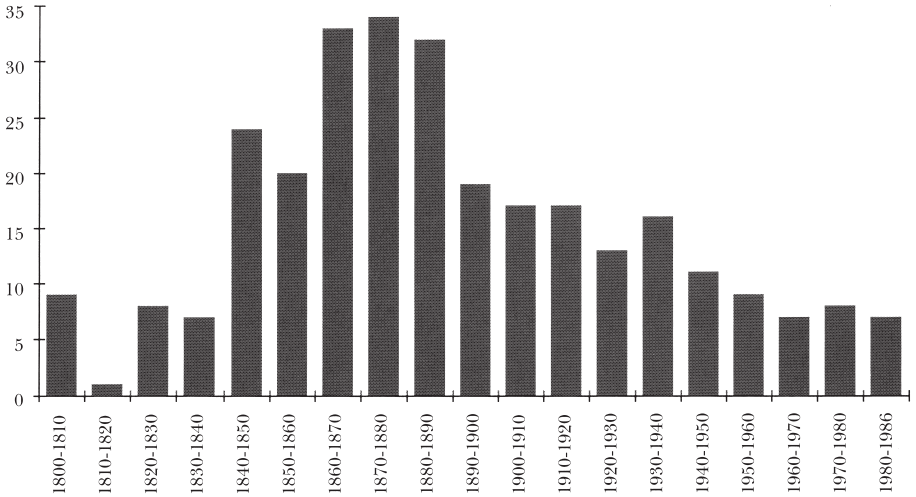


Abb. 139 Anzahl der in Dänemark zwischen 1050 und 1550 deponierten Schatzfunde, nach Jahrzehnten. – (Nach Jensen u. a. 1992, 33 Abb. 4).

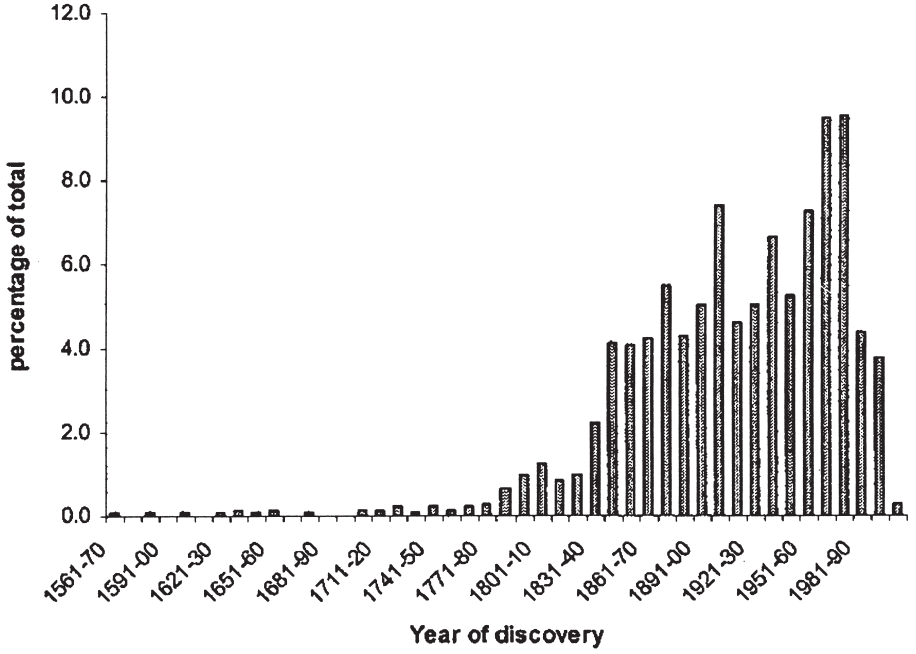


Abb. 140 Anzahl der von Hobbs 2006 erfassten römischen Schatzfunde nach dem Jahr ihrer Entdeckung über die Zeit. – (Nach Hobbs 2006, 11 Abb. 1).

(Abb. 139) zeigt die Anzahl entdeckter und gemeldeter Schatzfunde, inklusive reiner Münzschätze, die zwischen 1050 und 1550 auf dem Gebiet des heutigen Dänemark deponiert und zwischen den Jahren 1800 und 1986 entdeckt wurden. Die Zeitachse ist in 10-Jahres-Abschnitte unterteilt. Der Anstieg erfasster Schatzfunde am Anfang des 19. Jahrhunderts spiegelt den Beginn der systematischen Erfassung von Schatzfunden im Münzkabinett in Kopenhagen wider[1024]. Deutlich zu erkennen ist auch hier ein signifikanter Anstieg in der Anzahl von Schatzfunden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem Höhepunkt um 1870/1880. Verantwortlich ist, entsprechend den Verhältnissen in Gesamteuropa, die Ausdehnung landwirtschaftlicher Nutzflächen und deren intensivere Beackerung. Dementsprechend stammt die Mehrzahl der Funde mit der Fundortangabe »auf freiem Feld« oder »in Sümpfen und Mooren« aus dieser Periode[1025]. Der Höhepunkt der Schatzfundentdeckungen wird auf einen Bauboom in den dänischen Marktorten zurückgeführt und insbesondere auf eine vermehrte Grabungsaktivität in mittelalterlichen Kirchhöfen, in Verbindung mit deren Neuorganisation. Die Anzahl der pro Jahrzehnt gefundenen Schatzfunde fällt von 1890

1024 Grinder-Hansen 1992, 123-124.

1025 Ebenda 124.

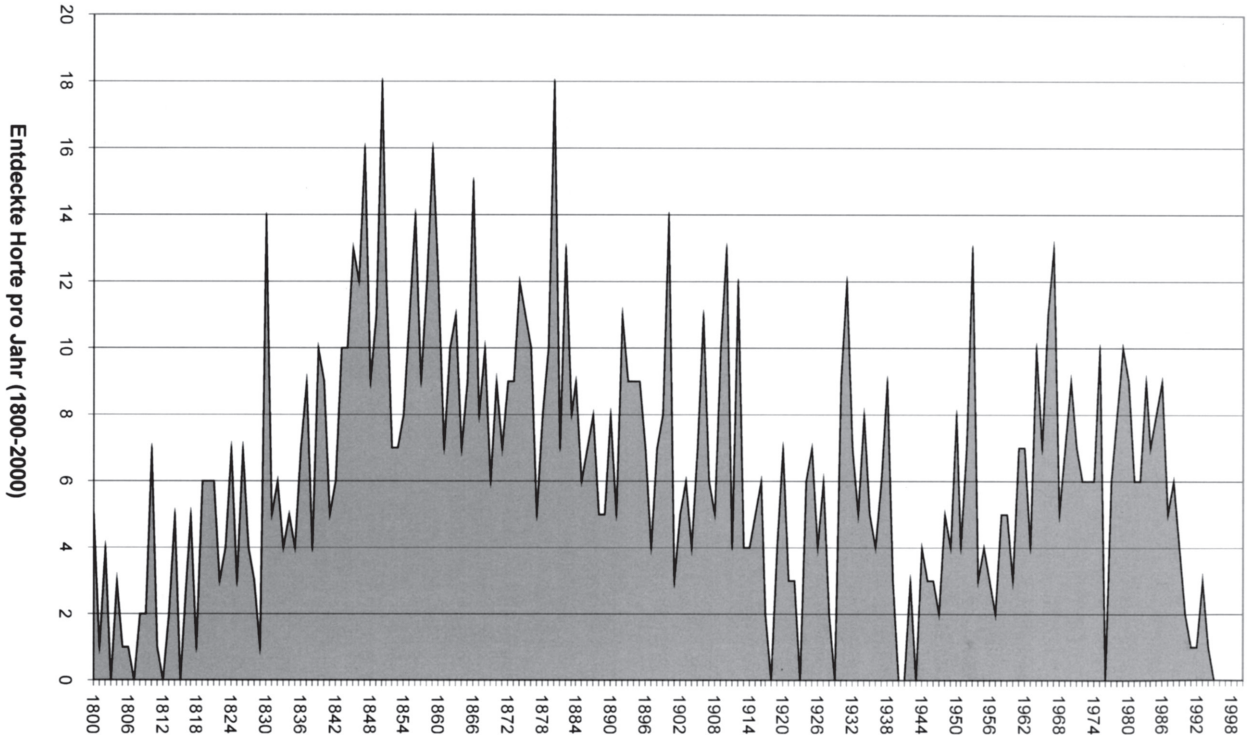


Abb. 141 Anzahl der von Haupt 2001 erfassten römischen Schatzfunde nach dem Jahr ihrer Entdeckung über die Zeit. – (Nach Haupt 2001, 35 Diagramm 1).

bis 1960 kontinuierlich ab, bevor sie sich von 1960 bis 1986 auf einem relativ gleichförmigen Niveau von sechs bis sieben Schatzfunden pro Jahrzehnt einpendelt. Worauf dieser Rückgang hauptsächlich zurückzuführen ist, wird von K. Grinder-Hansen[1026] nicht weiter thematisiert.

Weitere vergleichbare Untersuchungen beziehen sich in zwei Fällen auf römische Schatzfunde[1027] und in einem Fall auf westeuropäische Horte der späten Bronzezeit[1028].

Die Diagramme (Abb. 140-142) zeigen durchweg einen Anstieg der entdeckten und gemeldeten Fundkomplexe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und einen relativ starken Rückgang in den 1980er Jahren. Im Gegensatz zu den mittelalterlichen Schatzfunden zeichnet sich für die römischen und spätbronzezeitlichen Hortfunde ein weiterer Höhepunkt in der Anzahl entdeckter und gemeldeter Fundkomplexe zwischen 1950 und 1980 ab. Dieser wird mit der allgemein stabilen politischen und wirtschaftlichen Situation in Mitteleuropa erklärt[1029], könnte jedoch auch auf ein gegenüber mittelalterlichen Fundkomplexen erhöhtes wissenschaftliches Interesse an römischen und bronzezeitlichen Horten zurückzuführen sein, das zu einer potenziell höheren Rate wissenschaftlich erfasster und publizierter Fundkomplexe führte.

Wissenschaftliche Erfassung und Auswertung

Die wissenschaftliche Erfassung und Auswertung von mittelalterlichen Schatzfunden setzte seitens der Numismatik ein. Die vor dem Jahr 1800 entdeckten mittelalterlichen und neuzeitlichen Schatzfunde wurden in der Regel bereits kurz nach ihrer Bergung komplett eingeschmolzen, da lediglich der Metallwert von

1026 Grinder-Hansen 1992, 124.
1027 Hobbs 2006, 11 Abb. 1 und Haupt 2001, 35 Diagramm 1.
1028 Huth 1997, 65 Abb. 1.1.
1029 Haupt 2001, 37.

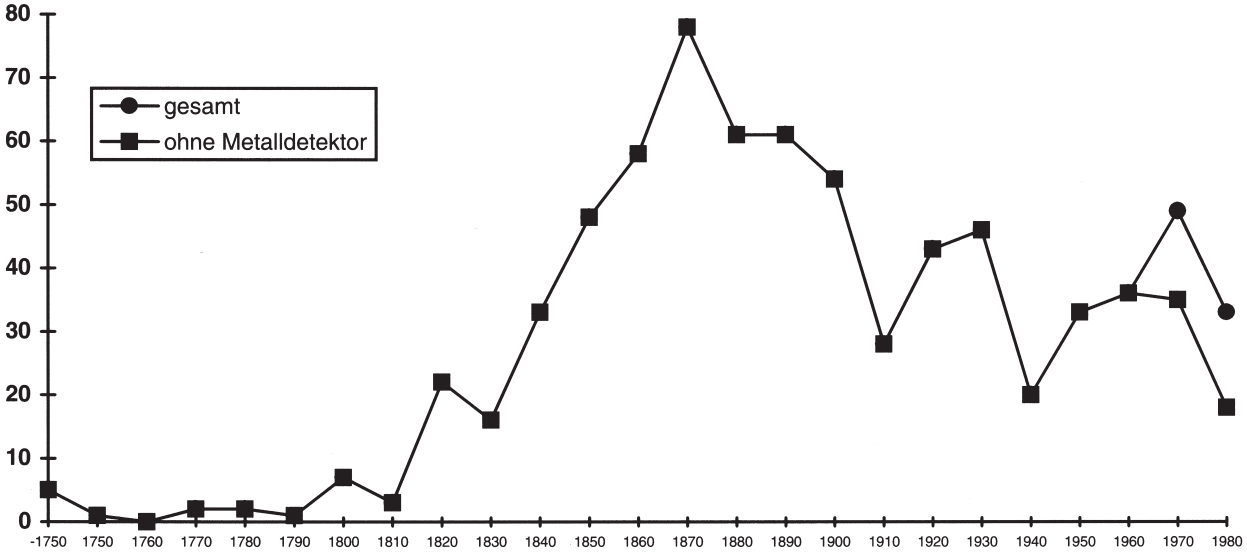


Abb. 142 Anzahl der von Huth 1997 erfassten bronzezeitlichen Horte nach dem Jahr ihrer Entdeckung über die Zeit. – (Nach Huth 1997, 75 Abb. 5.2).

Interesse war[1030]. Auch die ersten privaten Münzsammler und staatlichen Münzkabinette ließen die Mehrzahl der Fundstücke einschmelzen, da ihr Fokus lediglich auf bislang unbekannten und gut erhaltenen Münztypen lag[1031]. Schatzfunde mit bereits als typisch erkannter Zusammensetzung erregten somit wenig Aufsehen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stieg das antiquarische Interesse an Schatzfunden seitens der Münzsammler, allerdings ohne dass Schatzfunde in größerem Umfang verzeichnet oder gar publiziert wurden. Zahlreiche Fundkomplexe wurden aufgekauft, weiterverhandelt und meist über mehrere private und öffentliche Sammlungen zerstreut, ohne sie vorher zu dokumentieren[1032]. Die meist protokollartig abgefassten Fundmeldungen des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts können »Verwechslungen aller Art« beinhalten, sowohl einzelne Münzen betreffend, als auch die Fundorte: »Münzen mehrerer Fundplätze wurden bisweilen unter einem einzigen zusammengezogen; vereinzelt wurden sogar Fundorte regelrecht »erdichtet« [...]«[1033].

Erst allmählich, verstärkt ab den 1950er Jahren, fanden Schatzfunde als historische Quelle Beachtung, woraus das vermehrte Bemühen seitens der Münzkabinette resultierte, die Fundkomplexe als geschlossene Ensembles zu inventarisieren. Diesem Bemühen steht die Tatsache entgegen, dass früher wie heute eine beträchtliche Anzahl der Schatzfunde über den Kunsthandel teilweise in diverse Sammlungen gelangen, sie also wenn überhaupt erst nachträglich der Wissenschaft bekannt gemacht und die Fundumstände meist geheim gehalten werden. Nicht selten ist der Verbleib von Schatzfunden gänzlich unbekannt. Dies erschwert

1030 Ilisch 1980a, 14-15; 1991, 5.

1031 Beispielhaft sei auf die Sammlungsgeschichte des dänischen Nationalmuseums in Kopenhagen verwiesen: Jensen 1992a, 113, sowie auf den Schatzfund von Aschersleben (Hort-Nr. 42), dessen zahlreiche böhmische Groschen kurz nach der Entdeckung eingeschmolzen wurden, da sie laut Bahrfeldt 1890, 421 nur die »gewöhnlichen Typen« enthielten.

1032 Am Beispiel des Schatzfundes von Opole (PL, Hort-Nr. 43), der aufgrund zu hoher Entschädigungsansprüche des Finders in dessen Privatbesitz blieb, verweist K. Masner 1904, 72 darauf, »wie notwendig eine gesetzliche Organisation zur Bergung von Altertumsfunden für die wissenschaftliche Forschung geworden ist. Denn bis jetzt bleibt es bei uns [gemeint ist Schlesien, Anm. Verf.] dem Zufall überlassen, ob eine wirklich berufene, wissenschaftliche Stelle von einem Funde, der von höchster Bedeutung sein kann, Kenntnis erhält oder ob er in dem trüben Strome des Antiquitätenhandels verschwindet. Es besteht für den Finder keine Anzeigepflicht an die Behörde, für diese keine Anzeigepflicht an bestimmte größere Museen und für die Museen keine Möglichkeit, sich bei einem eigensinnigen und misstrauischen Besitzer auch nur die flüchtige Besichtigung oder das genaue Studium geschweige denn die käufliche Erwerbung eines Fundes zu erzwingen«.

1033 Klüßendorf 1991, 313.

die Aufstellung eines umfassenden Kataloges sämtlicher mittelalterlicher und neuzeitlicher Münzfunde, wie ihn sich beispielsweise die 1950 gegründete Numismatische Kommission der Länder in der Bundesrepublik Deutschland zum Ziel gesetzt hat[1034]. Verzeichnis und Dokumentation der Schatzfunde werden wesentlich durch die Interessenlage der wissenschaftlichen Bearbeiter wie auch durch das Interesse und Verständnis des jeweiligen Finders determiniert. P. Berghaus[1035] bemerkt diesbezüglich: »Funde antiker Münzen werden sehr oft verzeichnet, Funde mittelalterlicher Münzen schon weniger, Funde moderner Münzen begegnen oft geringem Interesse [...]«.

Die wissenschaftliche Erfassung von Schatzfunden steht heute im öffentlichen Interesse. Demnach verpflichten die Denkmalschutzgesetze der meisten Bundesländer in Deutschland dazu, solche Funde zu melden[1036]. Zur Frage des Besitzrechtes an einem Schatzfund in den deutschen Bundesländern bestehen derzeit im wesentlichen zwei normierte Prinzipien mit Gesetzeskraft. Das Prinzip der Hadrianischen Teilung[1037] bildet das Grundmodell einer ausschließlich an privaten Interessen orientierten Lösung, das in Form des § 984 in das Bürgerliche Gesetzbuch einging: »Wird eine Sache, die solange verborgen gelegen hat, dass der Eigentümer nicht mehr zu ermitteln ist (Schatz) entdeckt und infolge der Entdeckung in Besitz genommen, so wird das Eigentum zur Hälfte von dem Entdecker, zur Hälfte von dem Eigentümer der Sache erworben, in welcher der Schatz verborgen war.« Bei bestimmten, materiell und wissenschaftlich besonders wertvollen Funden muss der Übergang des oder der Objekte in das Eigentum der Allgemeinheit durch ein gesondertes Enteignungsverfahren herbeigeführt werden[1038]. In der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Bundesländer[1039] gilt dagegen ein Schatzregal[1040], das in mehr oder weniger stark ausgeprägtem Gegensatz zur bundesgesetzlichen Regelung steht und die staatlichen Ansprüche auf einen (wissenschaftlich wertvollen) Schatzfund geltend macht.

Der wissenschaftliche Quellenwert der (Münz-)Schatzfunde vor allem für die Geld-, aber auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte wurde erst im Zuge der Verfeinerung numismatischer Untersuchungsmethoden erkannt[1041]. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts wurden gewöhnlich nur die monetären Bestandteile eines Fundkomplexes publiziert, eventuell in Schatzfunden enthaltene Schmuckbestandteile und sonstige Objekte, beispielsweise Geschirr, fanden dagegen keine Berücksichtigung[1042]. Auch in späteren numismatisch geprägten Publikationen werden nichtmonetäre Schatzbestandteile häufig allenfalls erwähnt oder kurz beschrieben[1043]. Diese sind, allerdings mit erheblich zeitlicher Verzögerung, Gegenstand kunsthistorischer Forschungen[1044]. Hierbei bleiben die Schatzfunde als Gesamtkomplexe wiederum meist unberücksichtigt. Münzen dienen lediglich als wichtiges Kriterium zur Datierung der Goldschmiedeobjekte und damit

1034 Das geographische Arbeitsgebiet derartiger Fundinventare ist meist an modernen Ländergrenzen orientiert, hierzu Jensen 1992d, 115-118. – Zum Zentralkatalog der deutschen Münzfunde für Mittelalter und Neuzeit: Stefke 2000.

1035 Berghaus 1954, 2.

1036 Wobei z. T. erhebliche Unterschiede der Rechtslage zu konstatieren sind. In Nordrhein-Westfalen legen BGB § 984 und Denkmalschutzgesetz beispielsweise fest, dass je die Hälfte an einem Bodenfund dem Finder und dem Grundstückseigentümer gehören: Schmidt 2004, 11; Ilisch 1991, 5; Fischer zu Cramburg 2001, 115-138. Entsprechend gehört der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen (Hort-Nr. 30) je zur Hälfte dem Land Nordrhein-Westfalen und der Stadt Münster als Grundstückseigentümerin, freundliche Auskunft von P. Ilisch (Münster).

1037 Die Hadrianische Teilung geht rechtsgeschichtlich auf einen Erlass Kaiser Hadrians (117-138 n. Chr.) zurück, wonach »der Finder selbst sich aneignen durfte, was er auf seinem eigenen Grund und Boden gefunden hatte; bei Funden auf fremdem Boden hatte er die Hälfte dem Grundeigentümer zu geben, die Funde auf Staatsgelände zu gleichen Bedingungen mit dem Fiskus zu teilen«: Fischer zu Cramburg 2001, 19.

1038 Lehmann 1993, 73-74.

1039 Lediglich Bayern, Hessen und Nordrhein-Westfalen haben derzeit noch kein Schatzregal, weshalb hier die Hadrianische Teilung nach dem BGB gilt: Fischer zu Cramburg 2001, 20.

1040 Zur Problematik der Begriffsdefinition ausführlich Fischer zu Cramburg 2001, 30-45, bes. 44-45.

1041 Kluge 1981, 221. – Zum besonderen Quellenwert von Münzen in Schatzfunden gegenüber Einzelfunden: Ilisch 1980a, 15.

1042 Muhl u. a. 2003, 81.

1043 Beispielsweise wurden in Chirila u. a. 1980, Chirila u. a. 1072 sowie Mirnik 1981 ausschließlich Münzen berücksichtigt.

1044 Eine Zusammenstellung von meist katalogartigen Überblicksdarstellungen zu mittelalterlichem Schmuck bietet Chadour 1985, 65-67, bes. 67.

der zentralen Fragestellung nach der stilistischen Entwicklung einzelner Objekttypen sowie der Entstehung und Verbreitung bestimmter Goldschmiedetechniken[1045].

Die Aufteilung der Schatzfunde in monetäre und nichtmonetäre Bestandteile und deren getrennte Bearbeitung innerhalb verschiedener Wissenschaftsdisziplinen führte dazu, dass für die überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde bisher keine Gesamtauswertung erfolgte[1046]. Die Münzen wurden meist bereits kurz nach der Auffindung beziehungsweise dem Bekantwerden der Fundkomplexe umfassend ausgewertet und in numismatischen Zeitschriften publiziert. Dagegen finden sich detailliertere Beschreibungen von Schmuckstücken und sonstigen nichtmonetären Edelmetallobjekten aus Schatzfunden in der Regel als Einzelobjekte in Publikationen von Sammlungsbeständen[1047], Ausstellungskatalogen oder sonstigen, auf bestimmte Objektgruppen ausgerichteten Publikationen.

»Schätze« und »Schatzkunst« waren und sind vielfach Aufhänger für Ausstellungen[1048]. Beispielsweise fand 1957 in Wiesbaden eine Sonderausstellung zu Schatzfunden statt, veranstaltet von der Sammlung Nassauischer Altertümer. Auch in Dauerausstellungen wirken Schatzfunde häufig als Publikumsmagnet. Verwiesen sei hier beispielhaft auf die Sammlung des Berliner Kunstgewerbemuseums[1049]. In diesem Zusammenhang ist der sog. Mainzer Schatz der Kaiserin Agnes beziehungsweise »Giselaschmuck« besonders erwähnenswert, dessen Fundgeschichte zudem ein außergewöhnlich gut dokumentiertes Beispiel dafür ist, dass über den Kunsthandel nicht nur Schatzfunde verloren gehen, sondern umgekehrt auch neue Schatzfunde generiert werden können. Letzteres ist jedoch eher als Ausnahmeerscheinung anzusehen. Das im Jahr 1912 für die Preußischen Museen in Berlin aus Privatbesitz erworbene, ursprünglich 26 Einzelteile umfassende Schmuckensemble gilt noch heute als eines der bedeutendsten des 10. und 11. Jahrhunderts in Westeuropa (**Abb. 143**). Durch die bereits 1913 vorgelegte Publikation von O. von Falke[1050] wurde der Fundkomplex zunächst als »Mainzer Goldschmuck der Kaiserin Gisela« (um 990-1043) bekannt. In der späteren Forschung wurde der Schmuck mit Kaiserin Theophanu (ca. 955-991) und schließlich mit Kaiserin Agnes (um 1025-1077) in Verbindung gebracht[1051]. Aus den in diversen Archiven[1052] überlieferten Fundakten geht hervor, dass es sich ursprünglich nicht um einen zusammen gehörenden mittelalterlichen Schatzfund handelt, sondern um mehrere (Einzel-)Funde, die im Verlauf mehrerer Jahre gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Mainz und Wiesbaden im Kunsthandel auftauchten[1053]. Demnach stammen die Schmuckstücke höchstwahrscheinlich von verschiedenen Fundorten, wurden jedoch zu einem, angeblich in Mainz in der Kellernische eines alten Hauses unter der Stadthausstraße/Ecke Schusterstraße bei Kanalarbeiten[1054] entdeckten Fundkomplex zusammengefasst. Die hinter der Fälschung der Fundgeschichte stehende Motivation war, den ideellen und wissenschaftlichen Wert der Objekte zu steigern mit dem Ziel, den angeblichen »deutschen Kaiserinnenschmuck« als Grundstock für eine Sammlung früher deutscher Kunst in dem von

1045 Fritz 1982, 19; vgl. Lambacher 2006b, 23.

1046 Vor Abschluss des Manuskripts lagen Publikationen umfassender Gesamtauswertungen für die Schatzfunde von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171), Pritzwalk (Hort-Nr. 35) und Colmar (F, Hort-Nr. 31) vor. Nach Abschluss des Manuskripts erschienen entsprechende Publikationen für die Schatzfunde von Erfurt (Hort-Nr. 34) und Wiener Neustadt: Ostritz 2010a und b, 2011; Hofer 2014. Auch die Schmuckstücke im Schatzfund von Salzburg (A, Hort-Nr. 46) wurden inzwischen umfassender publiziert: Theune 2010.

1047 Zahlreiche Sammler publizierten ihre Bestände selbst in mehr oder weniger ausführlicher Katalogform. Zu nennen sind beispielsweise V. Gays' »Glossaire Archéologique« (Paris 1887-1928), H.-R. d'Allemagnes »Les Accessoire du Costume et du Mobilier« (Paris 1928), der Ausstellungskatalog des Schmuckmuseums Pforzheim »Ein Sammler stellt aus« (Pforzheim 1972) und H.-U. Haedekes, »Schmuck aus drei Jahrtausenden« (Köln 2000). – Eine erste Erfassung des überlieferten Bestandes an gotischen Goldschmiedewerken erfolgte im Rahmen historischer Ausstellungen und darauf aufbauend seit den 1880er Jahren im »Inventar der deutschen Bau- und Kunstdenkmäler«, wobei der Schwerpunkt auf liturgischem Gerät lag: Fritz 1982,19.

1048 Berghaus 1961, 31.

1049 Lambacher 2006a.

1050 von Falke 1913.

1051 Zur Forschungsgeschichte: Schulze-Dörrlamm 1991, bes. 17-18. 110-114.

1052 Auflistung der Archive bei Krug 1999, 8.

1053 Zur Fund- und Erwerbsgeschichte auf Grundlage dieser Akten: Krug 1999.

1054 Schulze-Dörrlamm 1991, 15. – Krug 1999, 10.

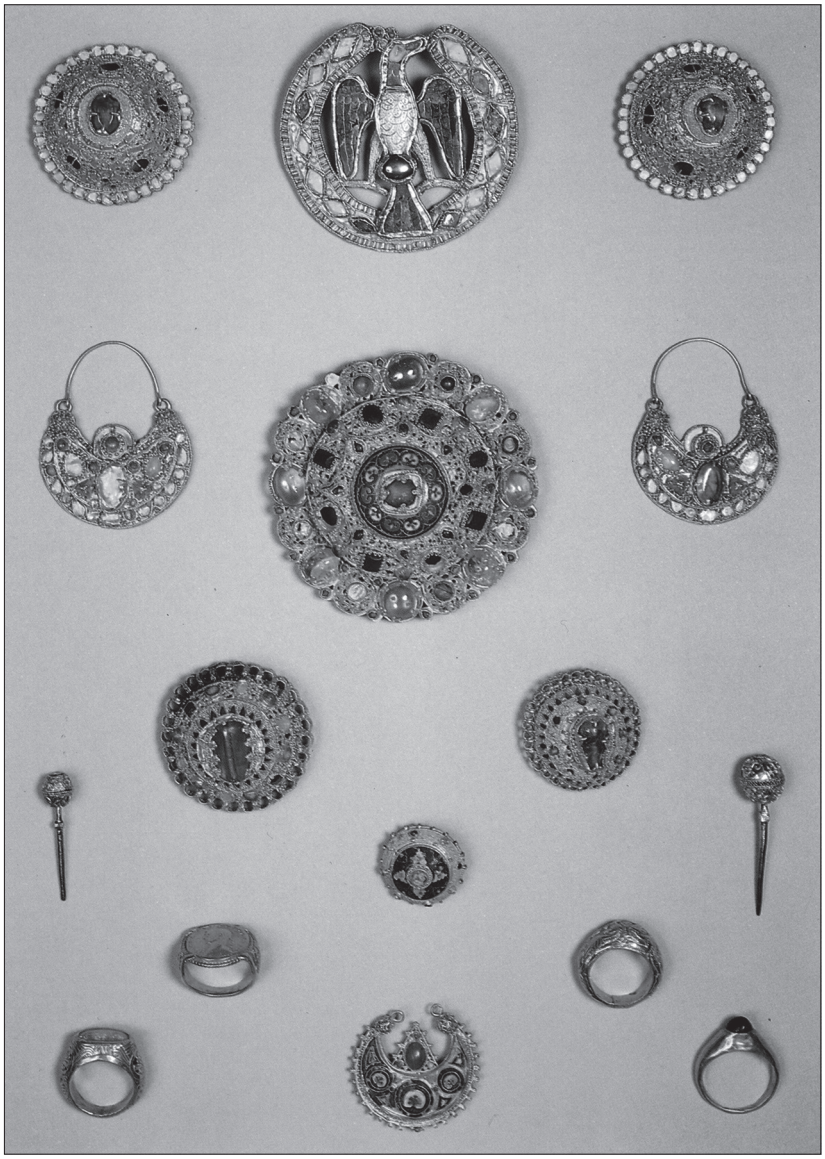


Abb. 143 Eine Auswahl von Schmuckstücken aus dem sog. Giselaschmuck. – (Nach Schulze-Dörrlamm 1991, 9 Tafel 1).

Wilhelm von Bode geplanten »Museum für ältere deutsche Kunst«[1055] in Berlin zu erwerben und auszustellen.

Im Rahmen von Ausstellungen wurden und werden auch heute noch Schatzfunde oder darin enthaltene Objekte primär in kunsthistorische Zusammenhänge eingeordnet oder als kostbare Einzelstücke gezeigt. Die Frage nach ihrer ursprünglichen Funktion in der Lebenswelt sowie ihrer Aufbewahrung wurde bisher selten thematisiert. So wurde letztgenannte Fragestellung auch bei der Präsentation der Schatzfunde aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen (Hort-Nr. 30), vom Neupfarrplatz in Regensburg, aus Briviesca (Prov. Burgos/ES, Hort-Nr. 39-40), Weißenfels (Hort-Nr. 33), Colmar (F, Hort-Nr. 31), Erfurt (Hort-Nr. 34) und Lingenfeld (Hort-Nr. 32) in der Ausstellung »Europas Juden im Mittelalter« im Historischen Museum der Pfalz in Speyer vom 19. November 2004 bis zum 20. März 2005 und im Deutschen Historischen Museum in Berlin vom 23. April bis 28. August 2005 wenig reflektiert[1056].

1055 Dieses von Wilhelm von Bode als »eine Notwendigkeit für die Reichshauptstadt« angepriesene Museum konnte durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs und das Ende des Kaiserreichs nicht mehr verwirklicht werden, weshalb die Schmuckobjekte nach ihrem Ankauf im Berliner Kunstgewerbemuseum verblieben: Krug 1999, 22-24.

1056 Siehe die zur Ausstellung erschienene Begleitpublikation: Katalog Speyer 2004.

Die fachspezifisch objektorientierten Forschungsansätze führten zu einer häufig nach Objektgruppen getrennten Erfassung und Bearbeitung der Schatzfunde, wobei die vergleichende Auswertung mehrerer Fundkomplexe vom jeweiligen Forschungsinteresse und den Fragestellungen abhängt. B. Thordeman[1057] und J. D. A. Thompson[1058] legten den Schwerpunkt ihrer Untersuchungen auf die Erfassung der mittelalterlichen Münzen und Münzschätze Schwedens und Großbritanniens, I. Zachrisson[1059] und I. Serning[1060] widmeten sich den lappischen beziehungsweise samischen Metalldepots. Ü. Tamla[1061] erfasste die mittelalterlichen Schatzfunde Estlands, N. Parádi[1062] diejenigen Ungarns, wobei der Schwerpunkt auf schmuckführenden Deponierungen lag. Kostümgeschichtlichen Fragestellungen auf Grundlage münzdatierter Schmuckstücke widmeten sich L. Dumitriu[1063], J. G. Callander[1064] sowie E. und H. Hildebrand[1065]. N. Bauer[1066], A. Loehr[1067] und P. Lauerwald[1068] erfassten die barrenführenden Fundkomplexe, A. Andersson[1069] diejenigen mit Trinkschalen in Schweden. H.-J. Stoll[1070] legte den Schwerpunkt auf die Erfassung von Münzschatzgefäßen, S. Krabath[1071] auf dem Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171) beziehungsweise Pritzwalk (Hort-Nr. 35) vergleichbare Fundkomplexe. Die umfassendste Zusammenstellung von Schatzfunden einer Region stellt bislang der zweibändige Katalog der mittelalterlichen Schatzfunde Dänemarks[1072] dar.

Bei den Überblicksdarstellungen handelt es sich vorwiegend um objektbezogene Forschungsarbeiten mit Museumsbeständen unter kunsthistorischen und numismatischen Fragestellungen. Da Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters in Mitteleuropa erst in den letzten Jahren vermehrt Gegenstand archäologischer Forschung sind, mangelt es bislang an einer systematischen Auswertung von Schatzfunden unter archäologischen Fragestellungen. Auch interdisziplinär ausgerichtete Gesamtauswertungen einzelner spätmittelalterlicher und neuzeitlicher Schatzfunde und deren Einordnung in einen weiteren historischen Kontext liegen bislang nur vereinzelt vor, nehmen jedoch in Zusammenhang mit dem verstärkten Interesse seitens der archäologischen Forschung in letzter Zeit zu. Der den Gesamtauswertungen zugrunde liegende archäologisch orientierte Forschungsansatz zeichnet sich vor allem durch die vollständige Erfassung der Fundkomplexe, die systematische Kategorisierung des Inventars nach funktionalen und typologischen Kriterien, die Berücksichtigung von Gebrauchsspuren und Herstellungstechniken, den umfassenden Vergleich mit anderen Schatzfundkomplexen sowie die Einbeziehung des Fundkontextes beziehungsweise eine möglichst präzise Rekonstruktion der Fundumstände und Deponierungsverhältnisse bei Altfunden aus[1073]. Die theoretischen und methodischen Ansätze stammen vor allem aus der ur- und frühgeschichtlichen sowie der numismatischen Forschung, worin bereits ein interdisziplinäres Vorgehen bei der Gesamtauswertung von Schatzfunden mit heterogener Zusammensetzung begründet ist[1074]. Als Beispiel für ein interdisziplinär angelegtes Forschungsprojekt sei auf den Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt in Oberösterreich (Hort-Nr. 171) verwiesen, dessen Abschluss Ende Oktober 2004 Anlass für die Durchführung der internationalen Tagung »Vom Umgang mit Schätzen« des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Krems (A) war[1075].

Voraussetzung um weitergehende kulturhistorische Erkenntnisse zu gewinnen, ist die Auswertung der Fundkomplexe in deren historischem Kontext auf der Basis einer möglichst detailliert dokumentierten Fund-

1057 Thordeman 1936.
1058 Thompson 1956.
1059 Zachrisson 1984.
1060 Serning 1956.
1061 Tamla u. a. 2005.
1062 Parádi 1975.
1063 Dumitriu 2001.
1064 Callander 1924.
1065 Hildebrand 1878 und 1892.
1066 Bauer 1929.
1067 Loehr 1931.
1068 Lauerwald 1996.
1069 Andersson 1983.
1070 Stoll 1985.
1071 Krabath 2004a und Krabath 2006.
1072 Jensen u. a. 1992.
1073 Lambacher 2006b, 23.
1074 Zu Horten als urgeschichtliche Quelle: Eggert 2001, 78-82. – Zu Möglichkeiten und Grenzen der interdisziplinären Forschung von Archäologie und Numismatik: Klüßendorf 2005.
1075 Hierzu das Vorwort von T. Kühtreiber in Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007.

situation. Eine detaillierte Dokumentation des Fundkontextes erfolgt nahezu ausschließlich in Verbindung mit archäologischen Ausgrabungen. Lediglich für 34 der 324 Schatzfunde wurde die jeweilige Fundstelle archäologisch untersucht, wovon 22 Fundkomplexe bei archäologischen Forschungsgrabungen entdeckt wurden, sieben im Zuge von Rettungsgrabungen und in fünf Fällen wurden archäologische Ausgrabungen durch die Entdeckung von Schätzen initiiert[1076]. Die Fundgeschichte des Schatzfundes von Erfurt II (Hort-Nr. 34) stellt gewissermaßen einen Sonderfall dar: Die Entdeckung erfolgte nach Abschluss archäologischer Ausgrabungen, die der Erforschung des ehemaligen jüdischen Viertels von Erfurt galten, bei den vorbereitenden Bauarbeiten für die Grundsteinlegung eines Neubaukomplexes im Hofbereich des Grundstücks Michaelisstraße 43[1077]. Trotz der mit dem Bagger erfolgten Freilegung des Schatzfundes und dessen Bergung durch Bauarbeiter konnten durch eine unmittelbar anschließende archäologische Nachuntersuchung der Fundstelle noch genauere Erkenntnisse zur Fundsituation gewonnen werden, die Rückschlüsse auf die Deponierungsverhältnisse erlauben[1078]. In keinem der erfassten Fälle führte die Entdeckung eines Schatzfundes zu ausgedehnteren Forschungsgrabungen im Bereich der Fundstelle zur Klärung und Dokumentation des historischen Kontextes. Vielmehr erfolgten die archäologischen Nachuntersuchungen jeweils mit einer engen räumlichen und zeitlichen Begrenzung[1079].

Von den 324 Schatzfunden liegt lediglich für den bei archäologischen Forschungsgrabungen entdeckten Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (Ar Raqqah/SYR, Hort-Nr. 159) eine umfassende Dokumentation des Fundkontextes in der monographischen Publikation[1080] vor. In den weiteren bislang erschienenen Monographien zu den Schatzfunden von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171)[1081], Pritzwalk (Hort-Nr. 35)[1082], Colmar (F, Hort-Nr. 31)[1083], Flintbek (Lkr. Rendsburg-Eckernförde, Hort-Nr. 64)[1084], Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36)[1085] und Erfurt II (Hort-Nr. 34)[1086] finden sich, bedingt durch die jeweiligen Fundumstände, weit weniger detaillierte Befundbeschreibungen. Die Publikation der restlichen 318 erfassten Schatzfunde erfolgte bislang in Form von Fundmeldungen, Vorberichten, Aufsätzen, Katalogbeiträgen oder im Rahmen regionaler und musealer Inventare, ohne oder mit nur spärlichen Angaben zur jeweiligen Fundsituation und daraus hervorgehenden Hinweisen auf die Deponierungsverhältnisse.

Entsprechend dürftig sind die Angaben zur Fundgeschichte respektive den Überlieferungsbedingungen für die Mehrzahl der Schatzfunde, ausgenommen diese sind ungewöhnlich komplex, in den Museumsakten detailliert verzeichnet und aufgearbeitet. Beispiele hierfür sind die Fundgeschichten der Schatzfunde von Pritzwalk[1087] und Colmar[1088]. Da solche jedoch eher eine Ausnahme darstellen, ist für die Masse der Schatzfundkomplexe nicht zu ermitteln, ob sie vollständig geborgen und überliefert wurden[1089]. Von den 324 Schatzfunden wurden 21 sicher vollständig und neun Fundkomplexe nicht vollständig geborgen. Bei 294 Fundkomplexen geht aus den Publikationen nicht hervor, ob sie vollständig oder unvollständig geborgen wurden. Der Anteil der Schatzfunde, die bekanntermaßen im Anschluss an die Bergung unvollständig überliefert wurden fällt mit 40 Schatzfunden deutlich höher aus gegenüber den bereits unvollständig geborgenen. Lediglich zwölf Schatzfunde wurden nach ihrer Bergung sicher vollständig überliefert, für 272 Schatzfunde ist

1076 **Tab. 33**: Schatzfunde nach Fundumständen.

1077 Sczech u. a. 2007.

1078 Die diversen Wertgegenstände waren nach Objektgruppen getrennt in verschiedenen Behältnissen unter der westlichen Mauer des ältesten Kellerzugangs eines Steingebäudes vergraben worden: Sczech u. a. 2007.

1079 Neben den allgemein begrenzten finanziellen wie personellen Kapazitäten archäologischer Institutionen, können diverse Umstände eine umfangreichere archäologische Ausgrabung im Bereich der Fundstelle verhindern, beispielsweise einer Bauverzögerung entgegen wirkende Interessen von Bauherren, die bestehende Bebauung auf privatem Grund respektive die landwirtschaftliche Nutzung eines Geländes sowie denkmal- und landschaftspflegerische Interessen.

1080 Ulbert 1990.

1081 Prokisch u. a. 2004a.

1082 Krabath u. a. 2006.

1083 Katalog Colmar 1999.

1084 Wiechmann 1996.

1085 Pietrusiński 1996.

1086 Ostritz 2010.

1087 Lambacher 2006b.

1088 Taburet u. a. 1984, 89. 101. – Leroy 1999, 12.

1089 **Tab. 37**: Schatzfunde nach Überlieferungsbedingungen.

unbekannt, ob sie vollständig oder unvollständig überliefert wurden. Die möglichen Ursachen für den Verlust einzelner Objekte oder Objektgruppen nach ihrer Bergung reichen von der Aufteilung der Fundkomplexe unter mehreren Findern und dem Verschwinden in Privatsammlungen über Verschellen und Diebstahl bis hin zum Einschmelzen. Gewissermaßen eine Sonderform von Diebesgut stellt Kriegsbeute dar. Auch wenn die hoch- und spätmittelalterlichen Silberschatzfunde im Gegensatz zu zeitgenössischen hochwertigeren Goldschmiedeerzeugnissen nicht in größerem Umfang der Beutekunst angehörten, so kam es doch in Kriegszeiten auch unter den profanen Silberschätzen zu erheblichen Verlusten. Besonders gut sind die Verluste in der Schmucksammlung des Berliner Kunstgewerbemuseums während des Zweiten Weltkriegs und in der ersten Nachkriegszeit dokumentiert[1090]. Von den 432 Schmuckstücken des Schatzfundes von Pritzwalk (Hort-Nr. 35) gingen sechs mit hoher Wahrscheinlichkeit während der kriegsbedingten Verlagerungen des Fundkomplexes verloren, wohingegen zwei besonders aufwendig gearbeitete Ringspangen, die in Pariser Privatbesitz gelangt waren, 1958 wieder an den Westberliner Sammlungsteil des Museums zurückgegeben wurden. Eine größere Anzahl von Bruchstücken und Einzelteilen waren bis 1998 in den Depots des Ostberliner Kunstgewerbemuseums verschollen[1091]. Die Überlieferungsgeschichte des Schatzfundes von Pritzwalk bezeugt zudem die Möglichkeit, dass Schatzfunde kriegsbedingt auf mehrere Museen verstreut werden können, auch wenn mit der Aufteilung Berlins unter den Besatzungsmächten hier besondere Verhältnisse herrschten.

Die überwiegende Mehrzahl der 27 erfassten, ursprünglich zusammen gehörenden und heute auf mehrere Sammlungen verteilten Schatzfundkomplexe[1092] gelangte durch die stück- und portionsweise Veräußerung über den Kunsthandel an die diversen Aufbewahrungsorte. Ein Paradebeispiel stellt die Überlieferungsgeschichte des Schatzfundes von Colmar (F, Hort-Nr. 31) dar[1093]. Der Schatzfund wurde im Mai 1863 bei Abbrucharbeiten im Fundamentbereich des Hauses an der Ecke Rue de Weinemer und Rue des Juifs von Bauarbeitern entdeckt und geborgen. Die Arbeiter teilten den Fundkomplex[1094] untereinander auf und veräußerten ihn an Colmarer Antiquitätenhändler sowie Sammler. Den größten Teil des Schatzes kaufte der Sammler J.-B. Demangeont, dessen Sohn ihn im Jahr 1923 wiederum an das Musée de Cluny in Paris verkaufte. Eine erst später im Kunsthandel wieder auftauchende edelsteinbesetzte Fibel und ein Doppelkopf gelangten dagegen in das Musée d'Unterlinden in Colmar. Zudem befinden sich einige Münzen in der dortigen Stadtbibliothek, sodass der Schatzfund heute auf drei verschiedene Standorte verteilt ist. Die Aufteilung der Fundkomplexe auf mehrere Sammlungen erschwert allein bereits aufgrund des zu betreibenden höheren organisatorischen Aufwands die wissenschaftliche Erfassung und Auswertung der Schatzfunde.

Wie sich nicht zuletzt bei der Detailanalyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen gezeigt hat, sind umfassende, interdisziplinär ausgerichtete Gesamtauswertungen sehr aufwendig und kostspielig. Zwar besteht häufiger, angesichts des hohen Interesses der Öffentlichkeit an Schatzfunden, die Bereitschaft seitens der verantwortlichen Institutionen beziehungsweise deren Vertretern, entsprechende Fundkomplexe aus ihren Sammlungsbeständen einer Gesamtauswertung zuzuführen[1095], allerdings stellen vor allem umfangreiche Schatzfunde Prestigeobjekte musealer Sammlungen dar, deren Bearbeitung in der Regel als von den Verantwortlichen vertrauenswürdig eingestuften Personen vorbehalten bleibt, nicht zuletzt wegen des hohen Edelmetall- und Versicherungswertes. Aufgrund eines geringeren Materialwertes meist weniger bedeutende Fundkomplexe, wie die Mehrzahl der erfassten Schatzfunde, verbleiben häufiger in den Sammlungen, ohne dass eine umfassendere Auswertung erfolgt. Verantwortlich dürften hierfür eine

1090 Lambacher 2006b, 8.
1091 Ebenda 21-22.
1092 **Tab. 38**: Schatzfunde mit mehreren Aufbewahrungsorten.
1093 Taburet u. a. 1984, 89. 101. – Leroy 1999, 12.
1094 Bei dem heute 349 Münzen sowie 52 Schmuckstücke und Geräte umfassenden Fundkomplex handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit lediglich um einen Teil des ursprünglichen Ensembles.
1095 Insbesondere im Hinblick auf eine publikumswirksame Präsentation des jeweiligen Fundkomplexes in seinem historischen Kontext.

ungünstige Kosten-Nutzen-Kalkulation und zu knappe personelle wie finanzielle Ressourcen der verantwortlichen Institutionen sein.
Die Fundgeschichte des »Giselaschmucks«, auf die in diesem Kapitel bereits ausführlicher eingegangen wurde, ist ein Paradebeispiel für den um ein Vielfaches höher eingeschätzten ideellen und wissenschaftlichen Stellenwert eines Schatzfundkomplexes gegenüber Einzelfunden, zumal wenn dieser in einen historischen Funktionskontext gestellt und damit die Zuweisung der Schmuckstücke zu einer »deutschen« Kaiserin und folglich ein nationales Interesse an den Funden begründet wird[1096].

HORTSTRUKTUR

Seit Beginn der Erforschung hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde ist bei deren Auswertung die Analyse des Hortinventars von zentraler Bedeutung, nicht zuletzt aufgrund der häufig, aus archäologischer Sicht, unsachgemäßen Bergung und den daraus resultierend spärlichen Kenntnissen um die Deponierungsverhältnisse. Hinzu tritt ein seitens der numismatischen und kunsthistorischen Forschung traditionell fachspezifisch objektorientiertes Interesse, das zu einer nach Objektgruppen getrennten Auswertung und Publikation von Schatzfunden führte. Archäologische Interpretationen basieren dagegen auf einer vollständigen Erfassung und umfassenden Auswertung der Fundkomplexe. Dabei dient die Struktur von Schatzfunden, das heißt deren Umfang und Zusammensetzung, neben den aus Beobachtungen des Fundkontextes hervorgehenden Deponierungsverhältnissen, als Indikator für die Funktion des Hortes sowie die zur Deponierung führende Motivation.
Allerdings ist, angesichts der mit der Überlieferung einhergehenden vielfältigen Manipulationsmöglichkeiten, die zu erheblichen Veränderungen am ursprünglichen Objektbestand führen können, davon auszugehen, dass Umfang und Zusammensetzung von Schatzfunden in der Regel nicht ausschließlich durch historische Auswahlprozesse generiert wurden. Neben bestandsgefährdenden Einflüssen kann die Kontamination mit ursprünglich nicht zum Fundkomplex gehörenden Objekten zu einer erheblichen Verzerrung des überlieferten Informationsgehaltes führen[1097]. Eindeutige Erkenntnisse über die historischen, die Struktur von Schatzfunden primär beeinflussenden Faktoren sind demnach allenfalls anhand vollständig, in ihrem ursprünglichen Objektbestand überlieferter oder zumindest dokumentierter Fundkomplexe zu gewinnen. Ein wesentlicher historischer Faktor ist die Verfügbarkeit überschüssigen Kapitals, als notwendige Voraussetzung für die Bildung von Edelmetallhorten[1098]. Anderenfalls würden die wertvollen Objekte zur Sicherung des Lebensstandards beziehungsweise des Lebensunterhalts veräußert werden. Demnach hängen Umfang und Zusammensetzung der Schatzfunde als wertbestimmende Merkmale primär von der wirtschaftlichen Situation des Hortenden ab. Hinzu tritt das von persönlichen Interessen geleitete Motiv zur Bildung eines Hortes, das die Funktion desselben bestimmt und damit Einfluss auf dessen Zusammensetzung nimmt. Bei den gehorteten Objekten handelt es sich folglich um eine subjektiv bestimmte Auswahl aus einem potenziell für den Hortenden erreichbaren Objektbestand.

1096 Auch wenn der historische Funktionskontext in diesem speziellen Fall erfunden, d. h. vorsätzlich gefälscht wurde.

1097 Die Möglichkeit der Kontamination mit jüngerem Material setzt nach der Deponierung ein, vor allem an öffentlich zugänglichen Plätzen mit hoher Verlustfrequenz (Liebgott 1992, 131), und reicht bis zur Inventarisierung in Museumsbeständen.

1098 Dabei muss es sich nicht zwingend um Münzgeld handeln, sondern gleichfalls kommen sämtliche Tauschmittel mit anerkannter Kaufkraft in Betracht, denen eine gewisse monetäre Funktion zukommen kann, wie für bronzezeitliche Objekte diskutiert wird: Pauli 1985; Huth 1997.

Die aus zeitgenössischen Schrift- und Bildquellen hervorgehenden und im Hinblick auf Analogien sowohl aus älteren als auch jüngeren Epochen anzunehmenden Hortbildungsmotive können zu den allgemeinen Funktionsbereichen Sparen, Sammeln und Weihen beziehungsweise Opfern zusammengefasst werden. Dem entsprechen folgende übergeordnete funktionale Hortkategorien: Sparhorte, Haushaltshorte, Verwahrhorte, Opfer- oder Weihehorte, Grabhorte und »Verlorene Horte«, letztere als nicht mit einer Deponierungsabsicht verbundener Sonderfall[1099]. Angesichts diverser, von individuellen Gegebenheiten abhängiger Faktoren, die den Umfang und die Zusammensetzung von Schatzfunden potenziell beeinflussen, stellen vorgenannte Funktionstypen primär heuristische Konstrukte dar, die nicht in jedem Fall eindeutig voneinander zu unterscheiden sind, zumal die Möglichkeit der anhand archäologischer Quellen nur schwer nachzuweisenden Zweckänderung eines Hortes besteht[1100]. Der Differenzierung diverser Funktionstypen liegt die Prämisse zugrunde, dass sich Horte entsprechender oder zumindest ähnlicher Funktion durch charakteristische Merkmale respektive Merkmalskombinationen auszeichnen. Dabei ist zu beachten, dass sich die zur Hortbildung führende Motivation und die Funktion während der Hortung allenfalls sekundär in der Struktur von Schatzfunden widerspiegelt, aufgrund der Überlieferung im, an die Phase der Hortung anschließenden, deponierten Zustand. Der Informationsgehalt der archäologischen Quellen bezieht sich folglich primär auf die vom Deponierungsmotiv abhängige Funktion des Hortes bei dessen Deponierung, die nicht zwingend der Funktion während der Hortung entspricht. Im Folgenden wird dem Fragenkomplex nachgegangen, welche charakteristischen Merkmale oder Merkmalskombinationen zum Nachweis funktionaler Horttypen aus der vergleichenden Analyse des Umfangs und der Zusammensetzung der 324 erfassten Schatzfunde zu gewinnen sind, inwieweit diese als Indikatoren der Funktion, der Deponierungsmotive und der mutmaßlichen Überlieferungsursache zu betrachten sind und welche Faktoren den diesbezüglichen Erkenntnisgewinn beeinträchtigen.

Umfang

Allgemein tritt der Umfang von Schatzfunden gegenüber deren Zusammensetzung als Untersuchungskriterium im Rahmen vergleichender Studien zu Schatz- beziehungsweise Hortfunden stark in den Hintergrund[1101]. Bemerkungen zum Umfang der Fundkomplexe und dessen historischem Informationsgehalt finden sich meist in knapper Form in die ausführliche Betrachtung der Zusammensetzung integriert. Hierin spiegelt sich die mit der Bestimmung des Umfangs von Schatzfunden verbundene Problematik wider. Diese resultiert nicht allein aus der überwiegend unvollständigen Überlieferung der Fundkomplexe, sondern zudem können diverse Bezugsgrößen der Bestimmung des Umfangs dienen. Eine historische Bezugsgröße besteht zwar im ursprünglichen Wert der Fundkomplexe, allerdings ist eine rückwirkende Wertbestimmung allenfalls näherungsweise möglich. Als objektives Kriterium zur Ermittlung des ursprünglichen Wertes ist die ehemalige Kaufkraft gegeben, die eine direkte Vergleichbarkeit gewährleisten würde. Jedoch ist die ehemalige Kaufkraft bereits für mittelalterliche Münzen nur eingeschränkt nachweisbar, in Abhängigkeit von einer ausreichend aussagekräftigen Schriftüberlieferung zum Münz- und Währungssystem sowie zu

1099 In der einschlägigen Literatur finden sich z. T. speziellere Differenzierungen der Funktionstypen, beispielsweise Geißlinger 1984, 328-333; Steuer 2004, 598-601; Haupt 2001, 13-15; Grinder-Hansen 1992, 121-122; Sarvas 1981, 4, jeweils mit ausführlicheren Erläuterungen.

1100 Ein für die spontane Verwendung vorgesehener Haushaltshort kann beispielsweise beim Erlangen einer größeren Barschaft zum Sparhort werden, an dem kein unmittelbarer Bedarf besteht. Dieser kann wiederum aus Furcht vor Räubern oder Plünderung zum Verwahrhort werden: Haupt 2001, 14.

1101 So bei Jensen u. a. 1992, Hårdh 1976, Krabath 2007. – Dagegen berücksichtigt Huth 1997 die Fundgröße, Haupt 2001, 63 Gewichtsbereiche.

Preisverläufen und Lohnentwicklungen[1102]. Ein Vergleich des Umfangs von Schatzfunden bezogen auf die jeweilige Kaufkraft würde die Umrechnung sämtlicher Münzen in eine einheitliche Währung voraussetzen, was aufgrund der Vielzahl stark differierender Währungssysteme im mittelalterlichen Europa beim derzeitigen Forschungsstand bestenfalls für Schatzfunde innerhalb eines einheitlichen Währungs- und Wirtschaftsraums möglich erscheint[1103]. Bei der Ermittlung der Kaufkraft nichtmonetärer Objekte kommt erschwerend hinzu, dass diese einer stark subjektiv geprägten Wertschätzung unterliegen. Zwar genießen insbesondere Gegenstände aus edlen Materialien eine allgemeine Anerkennung als Tauschmittel, der Tauschwert entspricht jedoch in der Regel nicht dem reinen Materialwert, sondern wird durch diverse individuelle Faktoren beeinflusst. Nach dem ökonomischen Prinzip der Preisbildung[1104], wonach Angebot und Nachfrage als maßgebliche regulierende Kriterien gelten, ist als Minimalwert eines Objektes dessen Materialwert zuzüglich der Kosten für die Aufbereitung zur Weiterverarbeitung des Materials anzusehen. Individuelle Objekteigenschaften, wie beispielsweise eine aufwendige und qualitativ hochwertige handwerkliche oder künstlerische Gestaltung, können zu einer erheblichen Wertsteigerung führen. Ebenso kann die rein ideell begründete Wertschätzung eines Objektes dessen materiellen Wert um ein Vielfaches übersteigen. Unabhängig von der ideellen Bewertung stellen Edelmetalle in jedweder Form eine vergleichsweise wertstabile Kapitalanlage dar, deren Umfang letztlich von der wirtschaftlichen Situation des Besitzers abhängig ist. Der ursprüngliche Wert eines Schatzfundes bietet somit potenziell die Möglichkeit, auf die wirtschaftliche Stellung des Besitzers rückzuschließen[1105]. Allerdings ist davon auszugehen, dass ein Schatzfund nur einen Teil der Vermögenswerte einer oder mehrerer Personen darstellt, sodass aus dem Umfang der Wohlstand des oder der ehemaligen Besitzer nicht unmittelbar hervorgeht.

Zur Rekonstruktion des ursprünglichen Wertes werden möglichst objektive Messkriterien benötigt, mit Hilfe derer der Umfang der angesammelten Vermögenswerte zu bestimmen ist. Als von der subjektiven Wertschätzung relativ unabhängige Bezugsgröße bietet sich das Gewicht von Schatzfunden an, insbesondere wenn nach Materialgruppen getrennte Gewichtsangaben eine wertdifferenzierte Betrachtung ermöglichen. Von den erfassten Fundkomplexen, die Objekte aus diversen Materialien führen, liegen jedoch bislang lediglich für den Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) nach Metallarten getrennte Gewichtsangaben vor[1106]. Insgesamt ist das Gewicht hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde nur selten in der Literatur angegeben, so lediglich für 30 von 324 Schatzfunden[1107]. Die große Zahl der Fundkomplexe und deren schwere Zugänglichkeit verhindern es, fehlende Gewichtsangaben durch Wiegen selbst zu ermitteln. Gleichfalls ist die Berechnung des Gesamtgewichts aus der Objektanzahl und Angaben des Gewichts einzelner Objekte nicht möglich, da sich die Gewichtsangaben in den entsprechenden Publikationen ohne Angabe des Gesamtgewichts lediglich auf einzelne, primär interessierende Objekte beziehen. Beispielsweise bezieht sich die Gewichtsangabe bei den Schatzfunden von Dresden (Hort-Nr. 292), Nordhausen (Lkr. Nordhausen, Hort-Nr. 66), Gleina (Burgenlandkreis, Hort-Nr. 72), Gotha (Lkr. Gotha, Hort-Nr. 73) und Teistungen (Lkr. Eichsfeld, Hort-Nr. 67) jeweils auf Silberbarren, wohingegen der Anteil der mit den Barren gefundenen Münzen weder nach der Anzahl noch dem Gewicht bekannt ist. Selbst wenn die Anzahl und die im Fundkomplex enthaltenen Münztypen bekannt sind, ist das Gesamtgewicht nicht exakt zu berechnen, da Edel-

1102 Eine entsprechende Untersuchung liegt beispielsweise für Norddeutschland in der späten Hansezeit vor: North 1990. – Kritisch zur Ermittlung des Tauschwertes beispielsweise Ilisch 1980a, 12 Anm. 51.

1103 Siehe die Studien von North 1990 und Wiechmann 1996, 40 am Beispiel des Flintbeker Münzfundes. – Am Beispiel frühneuzeitlicher Schatzfunde Krüger 2005b.

1104 Dazu beispielsweise Baßeler/Heinrich/Koch 1990, 162-180. – Varian 1991, 1-17.

1105 Wie es z. B. Wiechmann 1996, 40 für den Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) versucht.

1106 Prokisch u. a. 2004a, 44, 46, 234. – Beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster war das Metallgewicht nicht exakt zu bestimmen, aufgrund der zahlreichen Dekorelemente aus unterschiedlichen Materialien, deren Gewichtsanteile aus dem Gesamtgewicht des jeweiligen Objektes herausgerechnet werden müssten.

1107 **Tab. 39**: Schatzfunde mit angegebenem Gesamtgewicht.

metallgehalt und Gewicht der Münzen in der Regel nicht über mehrere Jahre stabil waren, selbst nicht diejenigen aus einer Münzstätte. Zudem müssten fragmentierte Münzen bei der Ermittlung des Gesamtgewichts entsprechend berücksichtigt werden, deren Gewicht jedoch ebenso wie bei fragmentierten nichtmonetären Objekten nur in seltensten Fällen erhoben wurde. Dennoch wurde für die Mehrzahl der Schatzfunde mit in der Literatur angegebenem Gesamtgewicht dieses mittels Hochrechnung durchschnittlicher Münzgewichte bestimmt, da vor allem bei Fundkomplexen mit einer großen Anzahl an Münzen wie Erfurt II (Hort-Nr. 34), Salzburg (A, Hort-Nr. 46), Aschersleben (Salzlandkreis, Hort-Nr. 42), Burge (Gotland/S, Hort-Nr. 165), Gransee (Lkr. Oberhavel, Hort-Nr. 44) und Gryfino (Voi. Gryfino/PL, Hort-Nr. 55) aufgrund mangelnder Zeit- und Arbeitskapazitäten nicht sämtliche Münzen bei der Auswertung einzeln gewogen werden. Bei der Auswertung von Altfunden stellt sich zudem die Problematik, dass nicht selten nur eine repräsentative Auswahl der Münzen inventarisiert wurde. Ungewöhnlich exakt wurden die Gewichtsangaben sowohl für die Münzen, als auch die nichtmonetären Objekte im Schatzfund vom Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) erhoben und publiziert[1108].

Der Umfang der Fundkomplexe mit jeweils ermitteltem Gesamtgewicht variiert zwischen sechs Schmuckstücken mit einem Gesamtgewicht von 273 g im Schatzfund von Gåtebo (S, Hort-Nr. 272) und über 3741 Objekten mit einem Gesamtgewicht von mehr als 23,5 kg im Schatzfund von Erfurt II (Hort-Nr. 34). Weitergehende historische Erkenntnisse sind nicht zuletzt aufgrund vorgenannter Faktoren und der häufig unvollständigen Überlieferung der Schatzfunde[1109] aus einer vergleichenden Analyse der Gesamtgewichte kaum zu gewinnen[1110].

Die Anzahl der in einem Schatzfund enthaltenen Objekte ohne Berücksichtigung der Objekttypen als Bezugsgröße zur Ermittlung des Umfangs, erlaubt gegenüber dem Gewicht weit weniger konkrete Aussagen zum ursprünglichen Wert der Objektsammlung und stellt damit lediglich eine Verlegenheitsgröße dar[1111]. Dabei führt nicht nur die unvollständige Überlieferung der Fundkomplexe zu einer verzerrten Wiedergabe der historischen Verhältnisse, sondern zudem suggerieren Schatzfunde mit zahlreichen geringwertigen Objekten einen höheren Wert als diejenigen mit wenigen hochwertigen Objekten, sodass sich gegebenenfalls ein umgekehrtes Verhältnis zur einstigen Realität widerspiegelt. Die Unterteilung in Größenklassen wie sie C. Huth[1112] für bronzezeitliche Hortfunde vorschlägt, stellt demnach ein rein mentales Konstrukt dar, das die einstigen realen Verhältnisse nur sehr abstrakt wiedergibt. Für die 324 erfassten Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters beträgt das arithmetische Mittel 995 Objekte, allerdings mit einer hohen Standardabweichung. Die Spannbreite der Objektzahlen reicht von mindestens zwei vergesellschafteten geringwertigen Objekten bis hin zu sehr umfangreichen Kollektionen von einigen tausend hochwertigen Objekten[1113]. **Tabelle 15** zeigt die Einteilung der Objektzahlen nach Größenklassen und deren jeweiligen Anteil an den erfassten Schatzfunden.

Die Zahlenwerte verweisen auf deutliche Unterschiede im Objektumfang der angesammelten Vermögenswerte, wobei die Festlegung der Größenklassen nicht auf historischen Faktoren beruht, sondern lediglich ein methodisches Hilfsmittel darstellt. Konkrete Aussagen zur Differenzierung der Vermögenswerte sind folglich anhand der Darstellung nicht zu gewinnen, jedoch zeichnen sich allgemeine Tendenzen ab[1114]. Mit 85 von 324 Schatzfunden besteht mehr als ein Viertel (26 %) der Fundkomplexe aus sehr kleinen, maximal zehn Objekte umfassenden Kollektionen. Mit Ausnahme des Schatzfundes von Drobeta Turnu Severin-

1108 Prokisch u. a. 2004a, 44, 46, 234.

1109 Von den erfassten Schatzfunden mit publizierten Gewichtsangaben wurden lediglich diejenigen von Erfurt II (Hort-Nr. 34) und Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) vollständig überliefert.

1110 Vgl. mit ähnlich problematischen Voraussetzungen Huth 1997, 104.

1111 Vgl. ebenda.

1112 Ebenda.

1113 **Tab. 40**: Schatzfunde nach Gesamtobjektzahlen.

1114 Vgl. Huth 1997, 104 mit ähnlichen Ergebnissen.

Tab. 15 Anzahl der Edelmetallobjekte nach Größenklassen und deren Anteil an den 324 erfassten Schatzfunden. – Zwölf Schatzfunde, für die keine konkreten Angaben zur Objektzahl in der Literatur zu finden waren, wurden in der Aufstellung nicht berücksichtigt.

Anzahl der Edelmetallobjekte	Anzahl der Schatzfunde
2-10	85
11-50	65
51-100	22
101-500	64
501-1000	22
1001-5000	40
5001-10000	7
> 10000	7

Schela Cladovei (Jud. Mehedinți/RO, Hort-Nr. 122), der mit sieben goldenen Schmuckstücken und einer unbekannten Anzahl an Münzen einen durchaus beachtlichen Wert dargestellt haben dürfte, handelt es sich bei den Schatzfunden dieser Größenklasse um Objektkollektionen, deren ursprünglicher Wert als gering zu veranschlagen ist. Mit jeweils sieben Schatzfunden, die zwischen 5000 und 10000 beziehungsweise mehr als 10000 Objekte umfassen, beträgt der Anteil der höchsten Größenklassen lediglich 2 % der erfassten Fundkomplexe. Dass es sich hierbei jeweils um beachtliche Vermögenswerte handelt, geht bereits aus der Vielzahl der Edelmetallobjekte mit einem entsprechend hohen Edelmetallgewicht der Fundkomplexe hervor. Mit zunehmendem Umfang der Objektsammlungen deuten sich allgemein geringer werdende Möglichkeiten respektive Notwendigkeiten zur Hortung und Deponierung noch umfangreicherer Vermögenswerte an, beziehungsweise eine deutlich geringere Überlieferungswahrscheinlichkeit gegenüber geringwertigeren Ansammlungen. Die Verteilung der Schatzfunde über die Größenklassen lässt keine systematischen Unterschiede erkennen, die auf Standards bezüglich der Mindest- und Höchstmenge gehorteter beziehungsweise deponierter Objekte hindeuten könnten. Vielmehr scheint der Umfang nach Objektzahlen entsprechend dem Umfang nach Gewicht von individuellen Voraussetzungen und Möglichkeiten bei der Hortung und Deponierung der Vermögenswerte abhängig gewesen zu sein.

Zusammensetzung

Gegenüber der vergleichenden Untersuchung des Umfangs von Schatzfunden bieten sich bei der vergleichenden Betrachtung hinsichtlich ihrer Zusammensetzung mehrere Kriterien an, die eine differenzierte Unterscheidung der Fundkomplexe und die Identifizierung charakteristischer Merkmale als Indikatoren der Funktion, der Deponierungsmotive und der Überlieferungsursachen erlauben. Diverse Analyseansätze, insbesondere seitens der numismatischen Forschung, mit unterschiedlicher Gewichtung der Kriterien, führten zu verschiedenen Klassifikationssystemen. Die in Verbindung mit ökonomischen Motiven aufgestellten Funktionstypen Sparhorte, Haushaltshorte und Rücklagen beziehungsweise Reserven beziehen sich zwar primär auf Münzschätze, können jedoch auf sämtliche Objektkollektionen bezogen werden, die im Warenverkehr akzeptierte Tauschmittel mit anerkannter Kaufkraft darstellten. Seitens der archäologischen Erforschung ur- und frühgeschichtlicher Horte, vor allem der Bronze- und Urnenfelderzeit, setzt die Analyse der Hortzusammensetzung bereits Ende des 19. Jahrhunderts ein[1115]. Vergleichende Untersuchungen zielen hier ebenfalls auf die Kategorisierung der Horte hinsichtlich ihrer Funktion und den damit verbundenen Deponierungsmotiven. Sowohl numismatische, als auch der ur- und frühgeschichtlichen Forschung entspringende Analyseansätze können aufgrund vergleichbarer Kriterien in die Auswertung hoch- und spätmittel-

1115 Eggert 2001, 78.

alterlicher Schatzfunde einbezogen werden. Der damit verfolgte interdisziplinäre Ansatz verspricht einen beim derzeitigen Forschungsstand größtmöglichen Erkenntnisgewinn.
Ein grundlegendes Ordnungskriterium stellen die in den Fundkomplexen enthaltenen Objektgruppen dar, die im Vergleich bereits deutliche Unterschiede in der Zusammensetzung der angesammelten Vermögenswerte aufzeigen. Eine weitergehende Differenzierung ermöglicht die nach Materialgruppen getrennte Betrachtung, die durch die Einbeziehung eines objektiven Wertmaßstabes, in Form von Edelmetallanteilen, Unterschiede im ursprünglichen Wert der Objektsammlungen deutlicher hervortreten lässt. Charakteristische Kombinationen bestimmter Objekttypen, wie auch der Zustand der Objekte, unterliegen zwar einer subjektiven Wertschätzung, können jedoch ebenfalls als Bewertungskriterien dem qualitativen Vergleich von Schatzfunden dienen.
Generell ist die Auswahl bestimmter Objekte aus einem für den Hortenden potenziell erreichbaren Objektbestand durch allgemeine und individuelle Faktoren beeinflusst, die charakteristische Auswirkungen auf die Zusammensetzung von Schatzfunden zeigen können. Der strukturelle Vergleich von Schatzfunden ähnlicher geographischer und zeitlicher Stellung dient der Unterscheidung allgemeiner und individueller Merkmale beziehungsweise Merkmalskombinationen, die Rückschlüsse auf die genuin die Zusammensetzung von Schatzfunden beeinflussenden Faktoren ermöglichen[1116].

Objektgruppen

Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung werden Schatzfunde allgemein in drei Hauptkategorien unterteilt: ausschließlich Münzen führende Münzschätze, ausschließlich nichtmonetäre Objekte enthaltende Schatzfunde und sowohl Münzen, als auch nichtmonetäre Gegenstände beinhaltende Schatzfunde[1117]. Reine Münzschatzfunde wurden bei der vergleichenden Analyse nicht berücksichtigt. Bezogen auf die Zusammensetzung der 324 erfassten Schatzfunde zeichnen sich zwei Hauptkategorien ab: Schatzfunde, die ausschließlich funktional ähnliche Objekte umfassen und Schatzfunde, die Objekte unterschiedlicher Funktion beinhalten. Zu beachten ist, dass die Funktion eines gehorteten Objektes nicht notwendigerweise dessen Funktion im ursprünglichen Gebrauchskontext entspricht, beispielsweise können Schmuck und Edelmetallgefäße als reine Kapitalanlage gehortet werden, womit ihnen eine ausschließlich monetäre Funktion zukommt.
Unter den Schatzfunden mit funktional einheitlichem Inventar ist die Gruppe der Schmuckdepots mit 54 Schatzfunden am häufigsten vertreten, gefolgt von 25 Schatzfunden, die ausschließlich Barren enthalten. Reine Geschirrkollektionen sind mit fünf Schatzfunden vertreten und zwei Fundkomplexe umfassen ausschließlich Kultgegenstände beziehungsweise Sakralgeräte[1118]. Mit 238 von 324 Fundkomplexen bestehen diese zu 73 % aus Objekten unterschiedlicher Funktion. 129 Schatzfunde beinhalten Münzen und Schmuck, 41 Fundkomplexe führen Münzen und Barren, wovon für fünf Fundkomplexe die Vergesellschaftung mit Münzen nicht sicher nachgewiesen ist[1119]. In sechs Schatzfunden sind Münzen mit Geschirr vergesellschaftet, in vier Schatzfunden Münzen mit Geräten und im Schatzfund von Großenehrich (Kyffhäuserkreis, Hort-Nr. 337) fanden sich neben Münzen vier Schachfiguren aus Walrosszahn.
Von den Schatzfunden, die neben Münzen mehrere funktionale Objektkategorien enthalten, beinhalten 19 Fundkomplexe Münzen, Barren und Schmuck, 15 Fundkomplexe setzen sich aus Münzen, Schmuck und Geschirr zusammen, jeweils drei Fundkomplexe umfassen Münzen, Barren, Schmuck und Geschirr oder

1116 Vgl. Grinder-Hansen 1992, 121.
1117 Ebenda 119.
1118 **Tab. 41**: Schatzfunde nach Objektgruppen.
1119 In der Literatur finden sich zwar diesbezüglich vage Aussagen der Finder, die sich jedoch einer Überprüfung entziehen, da die Münzen nicht überliefert wurden.

Werkzeug respektive Münzen, Schmuck und Geräte beziehungsweise Reitzubehör oder Rohmaterial. Hinzu treten der Münzen, Barren und Geschirr enthaltende Schatzfund von Ribe I (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 87) und der Münzen, Schmuck, Geräte und Geschirr beinhaltende Schatzfund von Dune (Gotland/S, Hort-Nr. 149). Unter den Schatzfunden, die sich aus funktional unterschiedlichen Objektkategorien zusammensetzen und keine Münzen enthalten, bestehen zwölf Fundkomplexe aus Schmuck und Geschirr sowie jeweils einer aus Schmuck, Geschirr und Gerät beziehungsweise Schmuck und Gerät oder Schmuck und Barren.

Die Betrachtung der in den Schatzfunden enthaltenen Objektgruppen zeigt, dass vor allem solche Gegenstände gehortet und deponiert wurden, deren Volumen in einem angemessenen Verhältnis zum Tauschwert steht, sodass eine dem Volumen und Gewicht nach möglichst kompakte Ansammlung der Vermögenswerte zu erzielen ist. Die am häufigsten vertretene Objektgruppe ist diejenige der Schmuckstücke, die sich in 239 von 324 Fundkomplexen (74 %) findet, dicht gefolgt von den Münzen, die in 223 Schatzfunden (69 %) vertreten sind. Das Verhältnis der beiden Objektgruppen ist jedoch bezogen auf die Gesamtheit mittelalterlicher Schatzfunde, inklusive der reinen Münzschätze, umgekehrt zueinander. Der Anteil der übrigen Objektgruppen am Fundaufkommen fällt dagegen deutlich geringer aus. Barren sind in 90 Fundkomplexen (28 %) vertreten, Geschirr ist Bestandteil von 43 Schatzfunden (13 %). Lediglich 14 Fundkomplexe (4 %) führen Geräte und sonstige Gegenstände, die vorgenannten Objektgruppen nicht zuzuordnen sind. Letztere können allerdings, da sie häufiger aus unedlen Materialien bestehen und damit weitaus ungünstigeren Überlieferungsbedingungen unterliegen, aufgrund sekundärer Auswahlprozesse im Fundmaterial deutlich unterrepräsentiert sein[1120].

Die geographische und zeitliche Verteilung der in den Schatzfunden enthaltenen Objektgruppen zeigt keine ausgeprägten Differenzen, die Rückschlüsse auf Veränderungen im Verhalten bei der Hortung und Deponierung beziehungsweise im erreichbaren Objektbestand zuließen. Vielmehr zeichnen sich im hohen und späten Mittelalter europaweit ähnliche Verhältnisse ab. Unterschiede sind eher auf einen regional stark differierenden Forschungs- und Publikationsstand sowie die unvollständige Überlieferung und Erfassung von Schatzfunden zurückzuführen, als auf historische Auswahlprozesse, wie das gehäufte Vorkommen der barrenführenden Fundkomplexe in Deutschland, Russland und der Ukraine exemplarisch belegt[1121]. Zeitliche Häufungen von Schatzfunden mit sich entsprechenden Zusammensetzungen nach Objektgruppen sind primär auf eine ungenaue Datierung zurückzuführen, wie insbesondere aus den gehäuft auftretenden nicht münzdatierten Schatzfunden zum Beginn der Jahrhunderte hervorgeht[1122].

Eine differenziertere Sicht auf das anteilige Verhältnis der in den Schatzfunden enthaltenen Objektgruppen zueinander und damit eine nähere Charakterisierung der Zusammensetzung der angesammelten Vermögenswerte gewährt die vergleichende Betrachtung der Anzahl an Münzen und nichtmonetären Objekten. Bei 156 der 224 münzführenden Schatzfunde (70 %) überwiegt die Anzahl der Münzen deutlich gegenüber der Anzahl enthaltener nichtmonetärer Objekte[1123]. Die größte Differenz besteht im Schatzfund von Systofte (Sjælland/DK, Hort-Nr. 92), der neben 30 258 Silbermünzen lediglich eine Glasperle und eine Eisentrense beinhaltet. Auch die jeweils mehr als 10 000 Münzen enthaltenden Schatzfunde von Salzburg (A, Hort-Nr. 46), Tutbury (Staffordshire/GB, Hort-Nr. 131), Gransee (Hort-Nr. 44), Bokel bei Bevern (Hort-Nr. 49) und Aschersleben (Hort-Nr. 42) beinhalten nur wenige nichtmonetäre Objekte, die mit fünf Schmuckstü-

1120 Die sekundären Auswahlprozesse reichen von der Verwitterung bzw. Korrosion der Objekte in der Deponierungsphase bis hin zum bewussten Aussortieren bei der Inventarisierung der Fundkomplexe.

1121 Loehr 1931 zog in seine Betrachtung vor allem in Deutschland gefundene Barren ein. – Bauer 1929 beschränkte sich auf die Erfassung der russischen und ukrainischen Silberbarren.

1122 Die stilistisch in ein Jh. datierten Fundkomplexe wurden mit dem *terminus post quem* 1101, 1201, 1301 bzw. 1401 erfasst, woraus sich eine gegenüber den historischen Verhältnissen verzerrte Darstellung ergibt.

1123 **Tab. 40**: Schatzfunde nach Gesamtobjektzahlen.

cken und 103 Silberbarren im Schatzfund von Mihail Kogălniceanu I (Jud. Constanța/RO, Hort-Nr. 112) vergleichsweise zahlreicher vertreten sind. Von 47 Schatzfunden, die jeweils zwischen 1000 und 10000 Münzen enthalten, führen lediglich diejenigen von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171), Erfurt II (Hort-Nr. 34) und Burge (S, Hort-Nr. 165) größere Kollektionen von Schmuckstücken, Geschirr und Barren. Bei den 71 jeweils 100-1000 Münzen enthaltenden Fundkomplexen weisen diejenigen von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99), Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170), Szczecin (PL, Hort-Nr. 78) und Körmend (Kom. Vas/H, Hort-Nr. 321) eine verhältnismäßig große Anzahl nichtmonetärer Objekte auf. Der Schatzfund von Gråträsk (Norrbottens län/S, Hort-Nr. 168) zeigt mit 1198 Schmuckobjekten zu 165 Münzen ein umgekehrtes quantitatives Verhältnis der Objektgruppen zueinander. Die Vergesellschaftung großer Münzansammlungen mit einer größeren Anzahl nichtmonetärer Objekte ist somit unter den erfassten Schatzfundkomplexen spärlich vertreten.
In den 60 Fundkomplexen, die jeweils eine bis 100 Münzen beinhalten, nimmt der Anteil größerer nichtmonetärer Objektkollektionen deutlich zu. Die Schatzfunde von Schinetea (Jud. Vaslui/RO, Hort-Nr. 188), Erfurt I (Hort-Nr. 323), Jezreel-Tal (HaẔafon/IL, Hort-Nr. 328), Muhu (Moonsund-Inseln/EST, Hort-Nr. 280), Meldorf (Kr. Dithmarschen, Hort-Nr. 56) und Boitwarden (Hort-Nr. 54) enthalten jeweils eine höhere Anzahl nichtmonetärer Objekte als Münzen, wobei der größte quantitative Unterschied von 314 Schmuckstücken zu 36 Münzen im Schatzfund von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169) besteht. 27 Schatzfunde beinhalten jeweils weniger als zehn Münzen. Der mit den Münzen vergesellschaftete Anteil nichtmonetärer Bestandteile reicht von vereinzelten Objekten in den Schatzfunden von Vindinge kirke (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 90), Lõhavere Aare (Maak. Viljandi/EST, Hort-Nr. 287), Paußnitz (Hort-Nr. 77), Pivogole (Aps. Vilnius/LT, Hort-Nr. 253) und Bjerre Banke (Midtjylland/DK, Hort-Nr. 81) bis hin zu großen Objektkollektionen von über hundert bis mehreren hundert Objekten in den Schatzfunden von Pritzwalk (Hort-Nr. 35), Dune (S, Hort-Nr. 149), Amunde (S, Hort-Nr. 150) und Mörtträsket (Västerbottens län/S, Hort-Nr. 167). Bei 40 Schatzfunden waren den Angaben der Finder zufolge ursprünglich Münzen enthalten, die jedoch nicht überliefert und weder nach Typen noch der Anzahl bekannt sind. Schließlich wurden 101 Schatzfunde erfasst, die keine Münzen enthielten. Der Umfang dieser Objektkollektionen reicht von zwei Objekten bis hin zu 400 Schmuckstücken und Geschirrteilen im Schatzfund von Karlštejn bei Prag (PL, Hort-Nr. 325).
Tendenziell zeichnet sich ein von der geographischen und zeitlichen Verbreitung der Schatzfunde unabhängiger Trend zu einer nach Objektgruppen differenzierten Hortung und Deponierung ab. Schatzfunde mit einer großen Anzahl an Münzen enthalten in der Regel verhältnismäßig weit weniger nichtmonetäre Objekte. Umgekehrt ist mit einer großen Anzahl nichtmonetärer Objekte auffallend häufig nur eine geringe Anzahl an Münzen vergesellschaftet. Weder räumlich noch zeitlich fixierte breite Übergangsbereiche zwischen den Extremen des Zahlenverhältnisses der Objektgruppen zueinander und die Regel bestätigende Ausnahmen, in Form von Schatzfunden mit jeweils beachtlichen Anteilen an Münzen und nichtmonetären Objekten, zeigen ein Nebeneinander unterschiedlicher Ansammlungen von Vermögenswerten im hoch- und spätmittelalterlichen Europa an. Damit scheinen sich eher individuelle Möglichkeiten und Grenzen bei der Hortung und Deponierung auf die Zusammensetzung der Schatzfunde auszuwirken, denn allgemein wirksame Faktoren, die vor allem aus wirtschafts- und währungsgeschichtlichen Entwicklungen abzuleiten sind[1124]. Kulturspezifische Einflüsse, die ebenfalls zu differierenden Zusammensetzungen von Schatzfunden führen könnten, gehen aus der vergleichenden Untersuchung der in den Schatzfunden enthaltenen Objektgruppen nicht hervor. Im Gegenteil entsprechen diese sowohl denjenigen in neuzeitlichen Schatzfunden, beispielsweise dänischen Schatzfunden des 17. Jahrhunderts[1125], als auch in römischen Schatzfunden[1126].

1124 Beispielsweise nennt Grinder-Hansen 1992, 120 als allgemeine Faktoren Umfang und Ausprägung des Münzumlaufs sowie die Inflationsrate bzw. sonstige konjunkturelle Einflüsse während der Hortung und zum Zeitpunkt der Deponierung.

1125 Lindahl 1988.

1126 Steuer 2004, 607.

Materialien

Die vergleichende Untersuchung der in den Schatzfunden enthaltenen Materialien zeigt unterschiedliche Edelmetallgehalte und ermöglicht damit eher einen wertdifferenzierten Vergleich der angesammelten Vermögenswerte, als die Betrachtung der Objektgruppen nach anteiligen Zahlenverhältnissen, allerdings mit den methodischen Schwierigkeiten verbunden, die sich bei der Ermittlung des Umfangs der Schatzfunde bereits stellten.

Das Inventar der erfassten Schatzfunde umfasst insgesamt 281 115 Gegenstände aus Silber, 2994 Gegenstände aus Gold sowie 2369 Objekte aus anderen Materialien. Bei letztgenannten handelt es sich um Gegenstände aus Bronze, Kupfer, Zinn, Messing, Blei, Eisen und Glas sowie geschliffene Edelsteine und vereinzelt auftretende Objekte aus Flint, Elfenbein[1127] und eine kleine Majolika-Vase[1128]. Die Gegenstände tragen teilweise Dekorationen aus diversen Materialien, die unter Umständen zu einer erheblichen Wertsteigerung der Objekte führen können. Unter den Dekormaterialien tritt die Vergoldung am häufigsten auf, gefolgt von Edelsteinen, Niello, Email und Glassteinen mit abnehmender Häufigkeit: Vergoldete Objekte treten in 66 Schatzfunden auf, Gegenstände mit Edelsteinbesatz in 51 Schatzfunden, niellierte Gegenstände in 25 Schatzfunden, emaillierte Objekte in 20 Schatzfunden und elf Schatzfunde beinhalten mit Glassteinen verzierte Objekte.

Gegenstände aus Nichtedelmetall sind in 58 der 324 Schatzfunde enthalten[1129]. In den aus samischen Fundkontexten stammenden Schatzfunden von Saivo (S, Hort-Nr. 367), Vindelgransele (Västerbottens län/S, Hort-Nr. 370), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371), Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) und Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) überwiegt die Zahl der Objekte aus unedlen Werkstoffen deutlich gegenüber der Anzahl an Edelmetallobjekten, wohingegen im Schatzfund von Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170) 238 Silbermünzen und 25 Silberobjekte sowie 139 Objekte aus Eisen, Bronze, Zinn und Glas enthalten sind. Die als samische Opferhorte gedeuteten Fundkomplexe von Saivo, Rautasjaure, Vindelgransele, Bäsksjö und Unna Saiva beinhalten vor allem Gegenstände aus Bronze, Eisen, Zinn und Glas, die mit diversen Steinobjekten, Glimmer sowie Rentierknochen und -geweihen vergesellschaftet sind. Unter der Annahme, dass ein repräsentatives Spektrum der deponierten Objekte überliefert wurde, zeigt sich, dass überwiegend materiell geringwertige Gegenstände geopfert wurden[1130]. Überwiegt in den samischen Opferhorten des 12. Jahrhunderts der Anteil geopferter Gegenstände aus Eisen gegenüber bronzenen, so ist das Verhältnis der beiden Werkstoffe in den Opferhorten des 13. und 14. Jahrhunderts umgekehrt zueinander. Ob sich darin primär eine Veränderung der Tauschwerte von Eisen und Bronze und damit wirtschaftliche Entwicklungen widerspiegeln oder eine auf rituelle Konventionen zurückzuführende Veränderung der Opfergaben, ist beim derzeitigen Forschungsstand nicht zu entscheiden.

Im Gegensatz zu den Fundkomplexen aus samischen Fundkontexten beinhalten die restlichen 51 Schatzfunde mit Nichtedelmetallobjekten einen durchweg quantitativ höheren Anteil an Edelmetallobjekten gegenüber Gegenständen aus unedlen Materialien. Erst bei sehr kleinen Fundkomplexen, die aus weniger als fünf Objekten bestehen, ist ein annähernd ausgeglichenes Verhältnis zu verzeichnen[1131]. Bei den jeweils mehr als zehn Nichtedelmetallobjekten in den Schatzfunden von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) und Gullunge (Stockholms län/S, Hort-Nr. 147) handelt es sich überwiegend um geschliffene Edelsteine

1127 Dabei handelt es sich um die vier Schachfiguren aus Walrosszahn im Schatzfund von Großenehrich (Hort-Nr. 337).

1128 Im Schatzfund von St. Pölten (A, Hort-Nr. 58).

1129 **Tab. 42**: Schatzfunde mit Gegenständen aus Nichtedelmetall.

1130 Zur ideellen Bedeutung der Objekte: Kapitel Hortstruktur – Objekttypen. – Zur Zusammensetzung von Opferhorten ausführlicher: Kapitel Fundinhalt als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1131 Bei den Schatzfunden von Nysted kirkegard (DK, Hort-Nr. 109) und Großenehrich (Hort-Nr. 337) ist die Anzahl der ursprünglich enthaltenen Münzen allerdings unbekannt.

sowie Perlen aus Edelstein und Glas. Im Schatzfund von Mehntack (Maak. Ida-Viru/EST, Hort-Nr. 160) sind dagegen 16 Hanseschalen aus Bronze enthalten. In den sieben Schatzfunden mit jeweils fünf bis zehn Nichtedelmetallobjekten nimmt der Anteil an Glasperlen und Gegenständen aus unedlen Materialien gegenüber Edelsteinen deutlich zu. Bei den jeweils zwei bis vier Nichtedelmetallobjekten in 13 Schatzfunden und je einem in 28 Schatzfunden handelt es sich mehrheitlich um Bronzegegenstände, die mit Edelmetallobjekten vergesellschaftet sind, seltener Edelsteine und Gegenstände aus Glas, Kupfer, Blei, Eisen und Flint. Weder aus der geographischen noch der zeitlichen Verbreitung der Schatzfunde mit Nichtedelmetallobjekten gehen deutliche Unterschiede hinsichtlich der gehorteten Materialien hervor. Das vergleichsweise häufigere Auftreten von Fundkomplexen mit Gegenständen aus unedlen Materialien in Nord- und Osteuropa ist primär auf unterschiedliche Überlieferungsbedingungen zurückzuführen, mit Ausnahme der samischen Fundkomplexe, deren Zusammensetzung durch rituelle Konventionen bestimmt ist. In Schweden, Dänemark und Estland ist bereits seit Beginn der Erforschung mittelalterlicher Schatzfunde das Bestreben zu erkennen, die Fundkomplexe möglichst vollständig zu erfassen, auszuwerten und zu publizieren, wohingegen in Mittel- und Westeuropa die Forschungsinteressen traditionell auf Edelmetallobjekte fokussiert sind. Die geringere Überlieferungswahrscheinlichkeit für Nichtedelmetallobjekte erschwert generell Aussagen zu deren Anteil an den ursprünglich gehorteten Gütern und indiziert deren dauerhafte Deponierung als ungewöhnlicher gegenüber Edelmetallobjekten[1132].

Die Ansicht von I. Fingerlin[1133], wonach Gegenstände aus minder wertvollen Materialien wie Bronze oder Messing selten in Schatzfunden mit Edelmetallobjekten vergesellschaftet sind, findet eine gewisse Bestätigung. Von den 324 Schatzfunden führen 25 Fundkomplexe Bronzeobjekte, 17 Gegenstände aus Edelsteinen, 15 Glasgegenstände, zehn führen Kupferobjekte, acht Eisenobjekte, sieben Gegenstände aus Zinn, vier Messingobjekte, drei Bleiobjekte und in neun Schatzfunden sind Objekte aus sonstigen Werkstoffen mit Edelmetallobjekten vergesellschaftet. S. Krabath[1134] geht von einer üblicherweise getrennten Deponierung von Edelmetall und Nichtedelmetall aus, unter Hinweis auf die Hortfunde von Köln-Junkersdorf, Köln-Müngersdorf und von der Burg Eberbach (Rhein-Neckar-Kreis). Die hier gehorteten Werkzeuge, Geräte und Haushaltsgegenstände, vorwiegend aus Eisen und Buntmetall, setzten aufgrund ihres umfangreichen Volumens einen höheren zu betreibenden Aufwand bei der Deponierung voraus, das heißt sie sind weniger einfach unauffällig zu verbergen als kleinere Objekte mit entsprechender oder höherer Kaufkraft. Angesichts der vergleichsweise geringen Wertdichte erscheint eine längerfristige Deponierung von Nichtedelmetallobjekten als Kapitalanlage wenig sinnvoll, zumal in Abhängigkeit vom umgebenden Milieu bestandsgefährdende Umwelteinflüsse relativ schnell zu einem erheblichen Wertverlust führen können. Lediglich bei geopferten oder aus profanen Gründen dauerhaft entsorgten Objekten sind vorgenannte Kriterien aus Sicht des Verbergenden irrelevant.

Die vergleichende Betrachtung der in den Schatzfunden enthaltenen Materialien über die Zeit zeigt gewisse quantitative Veränderungen vom 12. bis 15. Jahrhundert, wobei die Quantität der deponierten Silbergegenstände durchweg dominiert (**Abb. 144**)[1135].

Von den 54 Schatzfunden des 12. Jahrhunderts führen 32 Fundkomplexe ausschließlich Silbergegenstände, 13 Fundkomplexe beinhalten Silberobjekte und Gegenstände aus Nichtedelmetall, drei führen Objekte aus Silber, Gold und Nichtedelmetall und vier Fundkomplexe beinhalten Silber- und Goldgegenstände. Lediglich die Schatzfunde von Plan (Argyll and Bute/GB, Hort-Nr. 313) und Hasselt (Prov. Limburg/B, Hort-Nr. 184) bestehen ausschließlich aus vier beziehungsweise drei Goldobjekten.

1132 Die geringere Überlieferungswahrscheinlichkeit setzt mit den schlechteren Erhaltungsbedingungen ein und reicht bis zum unbewussten oder bewussten Aussortieren bei der Bergung und Erfassung der Fundkomplexe.

1133 Fingerlin 1971, 15.

1134 Krabath 2007, 117.

1135 **Tab. 43**: Objektanzahl nach Materialien über die Zeit.

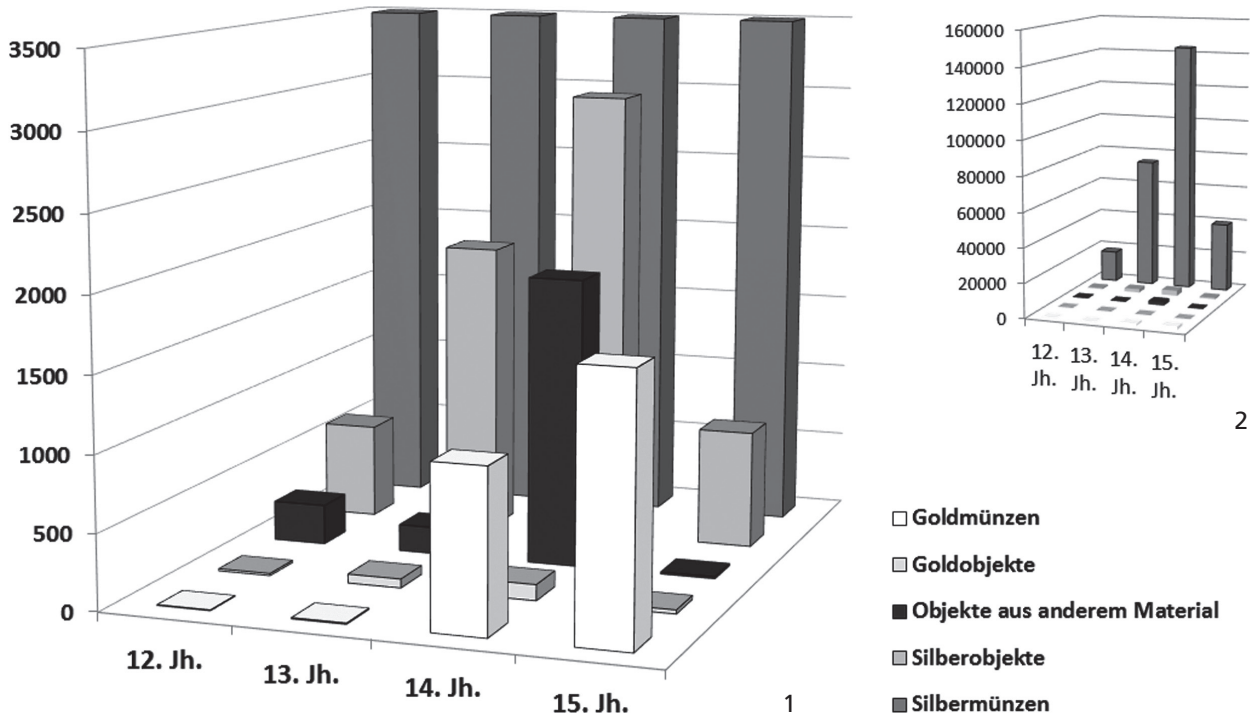


Abb. 144 Im linken Diagramm (**1**) gehen die Säulen der Silbermünzen weit über die Skala hinaus. Diagramm rechts oben (**2**) veranschaulicht die absoluten Zahlenverhältnisse zwischen den Silbermünzen und den restlichen Objekt-/Materialgruppen. – (Diagramm O. Börder, Entwurf A. Scholz).

Von den 104 Fundkomplexen des 13. Jahrhunderts bestehen 80 ausschließlich aus Silbergegenständen, 13 beinhalten neben Objekten aus Silber solche aus unedlen Materialien, vier führen zusätzlich Goldobjekte und fünf Schatzfunde bestehen jeweils aus Silber- und Goldobjekten. Ausschließlich Goldobjekte enthalten lediglich die Schatzfunde von Iona II (Argyll & Bute Council/GB, Hort-Nr. 312) und Goranu (Jud. Vâlcea/RO, Hort-Nr. 117), wobei es sich um drei beziehungsweise zwei goldene Schmuckstücke handelt.
Von den 117 Fundkomplexen des 14. Jahrhunderts bestehen 76 ausschließlich aus Silbergegenständen, Zwölf beinhalten zusätzlich Gegenstände aus unedlen Materialien. Sieben Schatzfunde führen Objekte aus Silber, Gold und Nichtedelmetallen. 17 Fundkomplexe beinhalten Gegenstände aus Silber und Gold. Wiederum nur zwei Schatzfunde bestehen ausschließlich aus Goldobjekten, wovon der Schatzfund von Landsgrav Mark (Sjælland/DK, Hort-Nr. 103) zwei Schmuckstücke umfasst, der Schatzfund von Limburg (Lkr. Limburg-Weilburg, Hort-Nr. 41) dagegen 136 Goldmünzen und einen Goldbarren. Für die Schatzfunde von Simferopol (Krym/UA, Hort-Nr. 357), Buruieneşti-Doljeşti (Jud. Neamț/RO, Hort-Nr. 176) und Cap Caliacra (Dobrudscha/BG, Hort-Nr. 331) fanden sich keine Materialangaben in der Literatur.
Von den 48 Schatzfunden des 15. Jahrhunderts führen 29 ausschließlich Silberobjekte, vier beinhalten zusätzlich Objekte aus unedlem Metall, wobei für den Schatzfund von London (GB, Hort-Nr. 360) aus der Publikation nicht hervorgeht, ob ausschließlich Messingobjekte enthalten sind. Drei Fundkomplexe beinhalten jeweils Gegenstände aus Silber, Gold und unedlen Materialien, zehn Schatzfunde führen jeweils Silber- und Goldobjekte. Ausschließlich Goldobjekte sind in den Schatzfunden von Højstrup (Hovedstaden/DK, Hort-Nr. 106) und Fishpool (Greater Manchester/GB, Hort-Nr. 126) enthalten. Für den Schatzfund von Drobeta Turnu Severin-Schela Cladovei (RO, Hort-Nr. 122) ist unklar, aus welchem Material die mit den sieben Schmuckstücken vergesellschafteten Münzen bestehen.

Von den Schatzfunden nach Jahrhunderten nehmen reine Silberdepots jeweils mehr als 50 % ein, wohingegen der Anteil reiner Golddepots jeweils unter 5 % liegt. Bei den Fundkomplexen, die verschiedene Materialien führen fällt auf, dass der Anteil an Silber und Nichtedelmetall beinhaltenden Schatzfunden vom 12. bis zum 15. Jahrhundert kontinuierlich abnimmt, während der Anteil an Silber und Gold enthaltenden Schatzfunden im 14. und 15. Jahrhundert deutlich ansteigt. Der Anteil an Silber, Gold und Nichtedelmetall führenden Fundkomplexen beträgt dagegen relativ konstant um 5 %. Die ausschließlich Silber oder Gold führenden Fundkomplexe nehmen jeweils mehr als 60 % der Schatzfunde pro Jahrhundert ein, womit sich eine überwiegend getrennte Hortung und Deponierung von Gegenständen aus Silber und Gold abzeichnet.

Aus ökonomischer Perspektive hängt die Quantität gehorteter und deponierter Edelmetallobjekte einerseits von der wirtschaftlichen Situation des Besitzers ab und andererseits von der allgemeinen Verfügbarkeit der Werkstoffe. Folglich können quantitative Veränderungen über die Zeit auf Unterschiede in der allgemeinen Verfügbarkeit der Edelmetalle hindeuten. Als Bezugsgröße für die vergleichende Untersuchung dient die nach Material und Objektgruppen getrennte Gesamtzahl der in den Schatzfunden enthaltenen Gegenstände[1136]. Die Anzahl der Objekte schwankt kontinuierlich vom 12. bis zum 15. Jahrhundert zwischen einigen wenigen bis hin zu einigen tausend Objekten. In den Schatzfunden des 12. Jahrhunderts variiert die Anzahl der Silbermünzen zwischen zwei und 3882 Münzen im Schatzfund von Tingby (Kalmar län/S, Hort-Nr. 274), die Anzahl der Silberobjekte variiert zwischen einem und 92 Objekten im Schatzfund von Burge (S, Hort-Nr. 165). Dem gegenüber wurden lediglich jeweils zwei Goldmünzen in den Schatzfunden von Kyjiv (Kiev) I (UA, Hort-Nr. 227) und Devica (Mykolayivs'ka Oblast'/UA, Hort-Nr. 225) erfasst, sowie jeweils ein Goldobjekt in den Schatzfunden von Fulda (Lkr. Fulda, Hort-Nr. 76), Haraldsborg slotsbanke (Sjælland/DK, Hort-Nr. 84), Østergård bei Hyrup (Sønderjylland/DK, Hort-Nr. 172) und Græse (Hovedstaden/DK, Hort-Nr. 83), drei Goldobjekte im Schatzfund von Hasselt (B, Hort-Nr. 184) sowie vier Goldobjekte im Schatzfund von Plan (GB, Hort-Nr. 313).

Die Anzahl der Silbermünzen in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts variiert zwischen einer Münze und 28343 Münzen im Schatzfund von Salzburg (A, Hort-Nr. 46), die Anzahl der Silberobjekte variiert zwischen einem und 554 Silbergegenständen im Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171). An Goldmünzen wurden lediglich jeweils zwei Exemplare in den Schatzfunden von Fuchsenhof und Oțeleni (RO, Hort-Nr. 178) erfasst, sowie drei Exemplare im Schatzfund von Preslav (Šumen Oblast/BG, Hort-Nr. 156). Die Anzahl der nichtmonetären Goldobjekte in den zehn goldführenden Schatzfunden schwankt zwischen einem und 29 Gegenständen im Schatzfund von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171).

In den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts variiert die Anzahl der Silbermünzen zwischen einer Münze und 30258 Münzen im Schatzfund von Systofte (DK, Hort-Nr. 92), die Anzahl der Silberobjekte variiert zwischen einem und 599 Silbergegenständen im Schatzfund von Erfurt II (Hort-Nr. 34). 14 Schatzfunde führen zwischen einer und 420 Goldmünzen, die Anzahl der in 21 Schatzfunden enthaltenen nichtmonetären Goldobjekte variiert zwischen einem und 24 Schmuckstücken im Schatzfund von Chalkida (Euböa/GR, Hort-Nr. 166).

Die Anzahl der Silbermünzen in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts variiert zwischen zehn und 7618 Münzen im Schatzfund von Gryfino (PL, Hort-Nr. 55), die Anzahl der Silberobjekte variiert zwischen einem und 157 Silbergegenständen im Schatzfund von Schinetea (RO, Hort-Nr. 188). 13 Schatzfunde führen zwischen vier und 1237 Goldmünzen im Schatzfund von Fishpool (GB, Hort-Nr. 126), die Anzahl der in sechs

1136 Neu entdeckte Fundkomplexe und eine der Auswertung zugrunde gelegte umfangreichere Datenbasis können nicht nur zu Veränderungen der absoluten Zahlenwerte führen, sondern potenziell auch zu abweichenden Entwicklungstendenzen.

Jh.	Anzahl Schatz-funde	Anzahl Silbermünzen		Anzahl Silberobjekte		Anzahl Goldmünzen		Anzahl Goldobjekte	
		absolut	Ø	absolut	Ø	absolut	Ø	absolut	Ø
12.	54	17610	326	632	11	4	<1	14	<1
13.	104	74144	712	1955	18	7	<1	59	<1
14.	117	143559	1227	3018	27	1061	9	105	<1
15.	48	39406	820	784	16	1714	35 (6)	26	<1

Tab. 16 Nach Materialgruppen getrennte Übersicht der in den erfassten Schatzfunden enthaltenen Münzen und nichtmonetären Objekte nach absoluten und durchschnittlichen Gesamtzahlen pro Jahrhundert. Der in Klammern gesetzte Durchschnittswert für Goldmünzen im 15. Jahrhundert bezieht sich auf den Durchschnittswert bei Nichtberücksichtigung des Schatzfundes von Fishpool (GB, Hort-Nr. 126). – Kommastellen wurden bei der Angabe des Arithmetischen Mittels nicht berücksichtigt. Die Münz- und Objektanzahlen verstehen sich als Mindestangaben, aufgrund der häufig unvollständigen Überlieferung der Fundkomplexe und da einige Schatzfunde ohne konkrete Anzahl der Münzen und Objekte bzw. ohne Materialangaben publiziert sind. Diese mit »?« im Report Edelmetallobjekte gekennzeichneten Werte blieben bei der Berechnung unberücksichtigt.

Schatzfunden enthaltenen nichtmonetären Goldobjekte variiert zwischen einem und zehn, im Schatzfund von Fishpool enthaltenen, Schmuckstücken.

Aus der hohen Variabilität der Objektzahlen geht ein kontinuierliches Nebeneinander unterschiedlicher deponierter Vermögenswerte hervor. Zur Verdeutlichung allgemeiner Tendenzen wurden Durchschnittswerte errechnet[1137], auf Grundlage der in **Tabelle 16** angegebenen Gesamtzahlen.

Die durchschnittliche Anzahl deponierter Silbermünzen pro Schatzfund steigt von 326 Münzen in den Schatzfunden des 12. Jahrhunderts auf 712 Münzen in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts. Die Schatzfunde des 14. Jahrhunderts enthalten durchschnittlich 1227 Silbermünzen, wohingegen in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts mit durchschnittlich 820 Silbermünzen der Münzumfang annähernd auf den Durchschnittswert der Schatzfunde des 13. Jahrhunderts zurückfällt. Nichtmonetäre Silberobjekte sind gegenüber den Silbermünzen in den Fundkomplexen zwar generell weniger zahlreich vertreten, zeigen jedoch eine ähnliche Entwicklung der Durchschnittswerte über die Zeit. Die durchschnittliche Anzahl enthaltener Silberobjekte steigt von 11 Objekten in den Schatzfunden des 12. Jahrhunderts auf 18 Objekte in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts und 25 Objekte in den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts. In den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts fällt der Wert der durchschnittlich enthaltenen Silberobjekte auf 16 zurück. Bei den nichtmonetären Goldobjekten ist eine tendenziell ähnliche Entwicklung festzustellen. Auch hier ist eine Zunahme der Durchschnittswerte bis zum 14. Jahrhundert und deren anschließender Rückgang in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts zu beobachten[1138]. Acht von 54 Schatzfunden des 12. Jahrhunderts beinhalten insgesamt 14 Goldobjekte, in zehn von 104 Schatzfunden des 13. Jahrhunderts sind insgesamt 59 Goldobjekte enthalten. 21 von 117 Schatzfunden des 14. Jahrhunderts beinhalten insgesamt 105 Goldobjekte, und sechs von 48 Schatzfunden des 15. Jahrhunderts enthalten insgesamt 26 Goldobjekte.

1137 Berechnet wurde das arithmetische Mittel. Bei der Auswertung ist die hohe Standardabweichung zu berücksichtigen. Angegeben sind ganze Zahlen, Nachkommastellen wurden nicht berücksichtigt.

1138 Die Durchschnittswerte für Gegenstände aus Gold betragen weniger als eines pro Schatzfund vom 12. bis 15. Jh., daher werden im Folgenden die Gesamtzahlen angeführt.

Dagegen zeigen die in den Schatzfunden vertretenen Goldmünzen eine abweichende quantitative Entwicklung. Mit jeweils zwei Goldmünzen in zwei von 54 Schatzfunden des 12. Jahrhunderts und insgesamt sieben Goldmünzen in drei von 104 Schatzfunden des 13. Jahrhunderts bleiben die Durchschnittswerte vergleichbar gering. Mit insgesamt 1061 Goldmünzen in 14 von 117 Schatzfunden des 14. Jahrhunderts zeichnet sich ein deutlicher Anstieg der in den Schatzfunden gehorteten Goldmünzen ab, der sich mit insgesamt 1714 Goldmünzen in 13 von 48 Schatzfunden des 15. Jahrhunderts fortsetzt. Relativierend wirkt sich auf den Durchschnittswert der in Schatzfunden des 15. Jahrhunderts enthaltenen Goldmünzen jedoch aus, dass allein 1400 Goldmünzen auf den Schatzfund von Fishpool (GB, Hort-Nr. 126) entfallen. Die Nichtberücksichtigung dieses Fundkomplexes hätte ein deutliches Absinken des Durchschnittswertes der in Schatzfunden des 15. Jahrhunderts enthaltenen Goldmünzen (von 35 auf 6 Münzen) gegenüber denjenigen in Schatzfunden des 14. Jahrhunderts (durchschnittlich 9 Münzen) zur Folge.

Die Quantität deponierter Edelmetalle dient in wirtschaftshistorischen Untersuchungen als Parameter zur Rekonstruktion ökonomischer Prozesse, ergänzend zu den aus der Schriftüberlieferung hervorgehenden Informationen. Trotz der durch die selektive Erfassung bedingt stark eingeschränkten Datenbasis zeigen die quantitativen Veränderungen der deponierten Edelmetalle über die Zeit charakteristische Tendenzen an, die in groben Zügen der allgemeinen Entwicklung im mittelalterlichen Europa nach dem derzeitigen Forschungsstand entsprechen[1139]. Im 13. Jahrhundert ist nicht nur ein Anstieg in der Anzahl erfasster Schatzfunde gegenüber derjenigen des 12. Jahrhunderts zu verzeichnen, sondern zugleich eine quantitative Zunahme der durchschnittlichen Edelmetallgehalte, insbesondere durch eine stark erhöhte Zahl gehorteter Silbermünzen. Dies korrespondiert mit der deutlichen Erhöhung von Menge und Wert des umlaufenden Geldes in Europa im 13. Jahrhundert, als Reaktion auf das gesteigerte Handelsvolumen und den steigenden Geldbedarf der europäischen Staaten[1140]. Die gesamteuropäische Vermehrung des Silbergeldes im 13. und 14. Jahrhundert steht nicht zuletzt auch in Zusammenhang mit der Erschließung neuer Silbervorkommen, die seit dem ausgehenden 12. und besonders im 13. und 14. Jahrhundert im Erzgebirge, im Harz, auf Sardinien, in Ungarn und Tirol ausgebeutet wurden[1141]. Aus dem Anstieg des verfügbaren Silbers könnte sich ebenfalls die quantitative Zunahme gehorteter nichtmonetärer Silberobjekte in Schatzfunden des 13. Jahrhunderts erklären, zumal angesichts des gegenüber der Silberfördermenge schneller wachsenden Geldbedarfs, der insgesamt zu einer Silberknappheit in Europa führte. Vor allem in Regionen ohne eigene Silbervorkommen erfolgten als Reaktion auf die Mangelsituation Münzverschlechterungen, woraus die ersten Geldkrisen des Mittelalters resultierten[1142]. Die Hortung von Edelmetall in jedweder Form kann im Zuge inflationärer Entwicklungen der Kapitalsicherung durch Vermeidung von Verlusten dienen.

1139 Von numismatischer Seite führen »Fülle, Vielfalt, Probleme und Widersprüchlichkeit des numismatischen Materials« (Kluge 2005, 18) zu einer Scheu vor regional und zeitlich übergreifenden Darstellungen der mittelalterlichen Geldgeschichte. – Von wirtschaftshistorischer Seite wirkt die Konzentration der Forschungen auf die industrielle Zeit negativ auf den Forschungsstand zur Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters: Denzel 2004, 8; F. Irsigler, Wirtschaftsgeschichte und deutsche Mediävistik. Für die Tagung »Forschungsstand und Perspektiven der deutschen Mediävistik« in Rom vom 19.-20. Februar 2004 vorgesehener Beitrag. http://geschichte.uni-trier.de/fileadmin/user_upload/Landeskunde[Irsigler]/Wirtschaftsgeschichte_und_deutsche_Mediaevistik_2007 (23.5.2007).

1140 Der zunehmende Geldbedarf vor allem des westeuropäischen Handels steht nicht zuletzt in Zusammenhang mit der Entwicklung der Städte zu Hauptträgern der wirtschaftlichen Macht. Um dem Geldbedarf zu genügen, wurden neue Münzen mit einem hohen Silbergehalt eingeführt, die als überregionales Zahlungsmittel größere Akzeptanz finden sollten. Die erforderliche Münzreform ging von Venedig aus, wobei sich die Zwangslage zur Entwicklung eines eigenen brauchbaren Geldsystems aus dem Verlust der Vormachtstellung von Byzanz im östlichen Mittelmeerraum durch den 4. Kreuzzug ergab, der 1204 mit der Eroberung und Plünderung Konstantinopels endete und eine grundlegende Veränderung der Handelsbilanz zwischen Ost und West zur Folge hatte: Porteous 1969, 83-85. – Zudem dienten im Spätmittelalter höhere Münzemissionen, nicht selten in Verbindung mit einer Münzverschlechterung, zur Finanzierung erhöhter Staatsausgaben in Kriegs- und Krisenzeiten, was zu den ersten gravierenden Geldkrisen und Bankrotten führte: Kluge 2005, 28.

1141 Kluge 2005, 28. – North 1996, 426.

1142 Kluge 2005, 28.

In den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts setzt sich der Trend einer quantitativ deutlich zunehmenden Edelmetallhortung fort, wobei nun ein signifikanter Anstieg in der durchschnittlichen Anzahl gehorteter Goldmünzen zu verzeichnen ist. Dieser steht in Zusammenhang mit der im 13. Jahrhundert in Italien einsetzenden Emission von Goldmünzen. Diese resultierte einerseits aus einem Bedürfnis nach handlichen Münzen mit hoher Zahlkraft und andererseits aus der Anhäufung von Goldreserven der italienischen Städte durch den Handel mit nordafrikanischen Regionen. Das im Silber- und Salzhandel mit Nordafrika erworbene Gold konnte mittels Goldmünzen im europäischen Handel gewinnbringend abgesetzt werden, da Gold in Europa gegenüber dem Silber einen erheblich besseren Kurswert besaß[1143]. Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts ist fast überall in Europa gekennzeichnet durch einen Anstieg der Münzproduktion, was in Verbindung mit der Ausgabe höherwertiger Nominale zu einer erheblichen Vergrößerung des Geldvolumens führte[1144].

Der Zeitraum etwa vom 11. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zeichnet sich durch ein allseitiges Wirtschaftswachstum mit fortgesetzten Preiserhöhungen[1145], Gewinnsteigerung und dementsprechender Kapitalanhäufung aus, letztere begünstigt durch das Aufkommen der handlichen Groß-Silbermünzen im 13. und 14. Jahrhundert sowie der Goldprägungen im 14. Jahrhundert[1146]. In den 1330er Jahren kehrte sich die wirtschaftliche Entwicklung gewissermaßen in eine Schrumpfung um, die bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts anhielt, bedingt durch Überbevölkerung, Missernten, eine drückende Finanzpolitik und andauernde Währungsunruhen, nicht zuletzt infolge zahlreicher Kriege und schließlich auch der Pestwelle um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Nach den Bevölkerungs- und Währungskatastrophen des 14. Jahrhunderts entspannten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Europa und erlangten ein neues Gleichgewicht[1147]. Dieses spiegelt sich gewissermaßen im Absinken der durchschnittlichen Edelmetallgehalte in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts wider, die, mit Ausnahme des Anteils an Goldmünzen, in etwa auf den jeweiligen Zahlenwert der Schatzfunde des 13. Jahrhunderts zurückfallen.

Aus dem überregionalen Vergleich der Schatzfunde über die Zeit wird deutlich, dass der direkte Vergleich von Schatzfunden hinsichtlich ihres Edelmetallgehalts die einstigen Verhältnisse zu stark abstrahiert wiedergibt. Beispielsweise können kleinere Ansammlungen von Edelmetallobjekten im 12. Jahrhundert höherwertiger sein, als größere Ansammlungen im 14. Jahrhundert. Quantitative Unterschiede sind folglich in Relation zu den jeweiligen wirtschaftlichen Gegebenheiten zu beurteilen.

Der Vergleich der durchschnittlichen Edelmetallgehalte der Schatzfunde über die Zeit zeigt eine gewisse Abhängigkeit von allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklungen an. Als allgemein den Umfang der Hortung von Edelmetallen im hohen und späten Mittelalter beeinflussende Faktoren kommen vor allem die allgemeine Verfügbarkeit der Rohmaterialien, die Quantität der Münzemission und der Geldwert in Betracht, wobei der jeweilige Korrelationskoeffizient überlieferungsbedingt nicht exakt zu bestimmen ist[1148]. Inwieweit allgemeine ökonomische Bedingungen die Motivation zur Bildung und Deponierung angesammelter Vermögenswerte in der Bevölkerung beeinflussten, ist allenfalls für regional und zeitlich einheitliche Wirtschafts-

1143 Zu Handel und Finanzpolitik der italienischen Städte, besonders Genua, Florenz und Venedig: Kluge 2005, 24-25; Porteous 1979, 85-86. – Insbesondere der Florentiner Gulden war nördlich der Alpen derart begehrt, dass er häufig nachgeahmt wurde. Vor allem der ab 1320/1325 ausgegebene ungarische Goldgulden wurde aufgrund der ungarischen Goldvorkommen in großer Zahl emittiert und nahm eine bedeutende Rolle im europäischen Handel ein: Kluge 2005, 25.

1144 Ebenda 31.

1145 Von etwa 30 % zwischen 1150 und dem Anfang des 14. Jhs.

1146 Bernard 1983, 177. – North 1996, 426.

1147 Bernard 1983, 177-178.

1148 Nicht zuletzt da die Schatzfunde selbst als Quelle zur Rekonstruktion wirtschaftshistorischer Prozesse dienen.

räume näherungsweise nachzuvollziehen[1149]. Auch wenn ein wertdifferenzierter Vergleich der Schatzfunde eines Währungs- und Wirtschaftsraumes in gewissem Rahmen möglich erscheint[1150], sind aus quantitativen Unterschieden der Edelmetallansammlungen nur eingeschränkt Hinweise auf die Funktion der Horte und die Deponierungsmotive zu gewinnen. Bei der Darstellung sozialer Phänomene in volkswirtschaftlichen Modellen werden Menschen als rational handelnde Individuen betrachtet, deren Handlungen vom Optimierungsprinzip geleitet sind. Es wird unterstellt, dass die Menschen typischerweise das tun werden, was für sie am besten ist[1151]. In der Realität ist das Erkennen und Einschätzen wirtschaftlicher Tendenzen problematisch, zumal diese nicht völlig unabhängig von politischen und sozialen Entwicklungen zu betrachten sind. Somit ist davon auszugehen, dass auch ökonomisch gesehen irrationale Motive zur Hortung und Deponierung von Edelmetallansammlungen geführt haben können. Folglich sind Schatzfunde nicht per se als deponierte Kapitalrücklagen in wirtschaftlich schweren Zeiten zu betrachten. Die Ursachen, weshalb die Edelmetalle dauerhaft dem Materialkreislauf entzogen blieben, finden in allgemeinen wirtschaftlichen Gegebenheiten und damit verknüpften rationalen Motiven der Schatzbesitzer keine unmittelbare Erklärung. Angesichts der durchweg hohen Nachfrage nach Edelmetallen im Mittelalter erscheint eine bewusste Nichtbergung der Objekte durch den Besitzer oder in Schatz und Versteck eingeweihte Dritte als ökonomisch irrationales Vorgehen. Demzufolge kommen individuelle Ursachen und Motive in Betracht, die nicht allein wirtschaftlichen Gegebenheiten entspringen.

Objekttypen

Bei der vergleichenden Betrachtung nach Objektgruppen und Materialien wurde bereits ersichtlich, dass vorzugsweise leicht zu transportierende und einfach zu verwahrende, möglichst wertbeständige Objekte gehortet und deponiert wurden, vor allem Münzen, Barren, Edelsteine, Schmuck und sonstige Gegenstände aus Edelmetall. Auch wenn diese insgesamt aufgrund besserer Überlieferungsbedingungen gegenüber Objekten aus unedlen Materialien im archäologischen Fundbild überrepräsentiert sein könnten, so zeichnet sich dennoch die Tendenz zu einer nach Objektgruppen und Materialien getrennten Deponierung ab. Die vergleichende Betrachtung der vergesellschafteten Objekttypen ist auf die Fragestellung ausgerichtet, ob sich signifikante Unterschiede erkennen lassen, die auf eine funktionale Differenzierung der Horte zurückzuführen sein könnten.

Münzen

Den mit Abstand größten Anteil an den gehorteten Objekten nehmen Münzen ein. Von den 324 Schatzfunden beinhalten 223 Fundkomplexe (69 %) insgesamt 312 899 Münzen. Damit wird deutlich, dass Münzen einen wesentlichen Teil des beweglichen Kapitals ausmachten. **Tabelle 17** zeigt, dass der prozentuale Anteil

1149 Handel und Besitz von Edelmetall war zwar im mittelalterlichen Europa streng reglementiert, allerdings mit einer hohen lokalen und regionalen Diversität. Daraus resultierend konnten die Preise kleinräumig und zudem in kurzen Zeitintervallen z. T. erheblich schwanken. Selbst für Regionen mit außergewöhnlich gutem Forschungsstand sind die Vermögensverhältnisse der Bevölkerung nicht exakt zu rekonstruieren, wie das Beispiel des südlichen Oberrheingebietes zeigt. B. Breyvogel (2003) untersuchte die konjunkturelle Entwicklung des Silberpreises, d. h. Angebot und Nachfrage von Silber im 15. Jh. anhand der Münzfunde und schriftlicher Quellen. Der Mangel an aussagekräftigen Schriftquellen bedingt, dass der Silberpreis wie auch der Kurswert einzelner Münzen nur näherungsweise, d. h. nicht absolut zu bestimmen sind. – H. Buszetto untersuchte den Zusammenhang zwischen Teuerungsrate und Hungersnot am Ober- und Hochrhein zwischen ca. 1300 und 1800: H. Buszetto, in: Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur, 2, 2007, 32-71.

1150 Zum Problem der rückwirkenden Wertbestimmung ausführlich Kapitel Hortstruktur – Umfang.

1151 Vgl. Varian 1991, 17.

Tab. 17 Anteil münzführender Schatzfunde über die Zeit.

Jh.	Gesamtzahl Schatzfunde	Anteil münzführende Schatzfunde	
		absolut	%
12.	54	36	66
13.	104	68	65
14.	117	83	70
15.	48	36	75

der münzführenden Schatzfunde über die Zeit ein durchweg hohes Niveau einnimmt, mit zunehmender Tendenz.

Allerdings sind europaweit einheitliche Verhältnisse bezüglich der Quantität der umlaufenden Münzen und der Verfügbarkeit der Nominale nicht vorauszusetzen. Zwar traten einhergehend mit der fortschreitenden Differenzierung und Intensivierung des Handels im Verlauf des Mittelalters die Vorteile gemünzten Edelmetalls immer stärker hervor, jedoch verlief der Monetarisierungsprozess regional stark unterschiedlich. Der Tauschhandel blieb im spätmittelalterlichen Europa von großer Bedeutung, auch wenn der Warenaustausch zwischen Produzenten und Konsumenten immer stärker über einen festgelegten Wertmesser, meist in Form gemünzten Edelmetalls, abgewickelt wurde und damit die Münzen eine zunehmend alltägliche Verwendung in der Bevölkerung fanden[1152]. Dennoch gab es bis zum Ende des Mittelalters weiterhin einen größeren Bevölkerungsteil, dessen Angehörige ihren Lebensunterhalt ohne Bargeld bestritten und nur ausnahmsweise mit Münzen in Berührung kamen, was insbesondere in ländlichen Gebieten anzunehmen ist[1153].

Aus der Nominal- und Altersstruktur des Münzspektrums von Schatzfunden können Hinweise auf Handelsaktionen abgeleitet werden, die zur Bildung der Horte beigetragen haben können und in gewissem Rahmen Rückschlüsse auf deren Funktion erlauben. Für die vergleichende Betrachtung der Nominalstruktur wurde das Münzspektrum der Schatzfunde in den Kategorien »Regionale Währungen« und »Überregionale Währungen« erfasst, soweit dies anhand der publizierten Angaben zum jeweiligen Münzspektrum ersichtlich wurde. Zwar bedingt der hohe Abstraktionsgrad zwangsläufig eine gewisse Unschärfe bei der Datenerfassung und birgt die Gefahr der verzerrten Wiedergabe einst realer Verhältnisse, jedoch erschien aufgrund der großen Zahl und des ungleichen Publikationsstandes die Erfassung und Auswertung der einzelnen Münzen als zu aufwendig und wenig zielführend im Hinblick auf die hier interessierende Fragestellung.

Von den 221 erfassten münzführenden Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters lagen für 97 Fundkomplexe publizierte Angaben zum Münzspektrum vor, anhand derer auf den jeweiligen Anteil regionaler und überregionaler Währungen zu schließen war[1154]. Für elf Schatzfunde bezogen sich die Angaben lediglich auf einen Teil des ursprünglichen Münzspektrums, sodass hier keine Aussagen zum Verhältnis der Währungen zueinander möglich sind. Regionale Währungen überwiegen in 45 Schatzfunden, wovon 20 Fundkomplexe ausschließlich regionale Gepräge führen. In 49 Schatzfunden dominieren überregionale Währungen, die in 38 Fundkomplexen ausschließlich vertreten sind. Ein relativ ausgeglichenes Verhältnis von regionalen zu überregionalen Geprägen weisen lediglich die Schatzfunde von Fulda (Hort-Nr. 76), Köln-Dünnwald (Hort-Nr. 37) und Tune kirke (Sjælland/DK, Hort-Nr. 95) auf.

1152 In der Salierzeit (1024-1125) war Münzgeld noch nicht im alltäglichen Gebrauch, sondern fand vor allem als Silber in gemünzter Form im Handel mit Wikingern und Slawen Verwendung. (»Periode des Fernhandelsdenars« im deutschen Münzwesen.) Der Geldverkehr war gekennzeichnet durch hohe Exportquoten des Münzgeldes und einen vergleichsweise schwachen binnenländischen Geldumlauf. In staufischer Zeit kam es zu einer Ausweitung des inneren Geldverkehrs im Deutschen Reich: Kluge 1991 und 1993. – Ab dem 11. Jh. liefen in immer kleiner werdenden Gebieten bestimmte Münzen um, meist unterschiedliche Pfennig-Typen (»Zeit der Regionalpfennige«), womit auch die ländliche Bevölkerung zunehmend Bargeld für die erbrachten Leistungen erhielt: Kluge 1991, 60; Wiechmann 1996, 16.

1153 Kluge 2005, 31.

1154 **Tab. 44**: Münzspektren.

Die Münzspektren zeigen ein Nebeneinander unterschiedlicher angesammelter Barschaften an, in Abhängigkeit von der Vermögenslage des Hortenden. Bei den regionalen Währungen handelt es sich meist um kleinere Nominale, die der Abwicklung kleinerer Handelsgeschäfte dienten und entsprechend einen relativ geringen Silber- und Nominalwert verkörperten. Das Kleingeld war breiteren, vor allem auch niederen sozialen Schichten zugänglich. Dagegen repräsentierten überregional anerkannte Währungen in der Regel einen höheren materiellen und nominellen Wert, weshalb sie als Geld der vermögenderen Bevölkerungsschichten gelten. Sie dienten als Zahlungsmittel im überregionalen Warenverkehr beziehungsweise als handliches Kapital bei der Abwicklung größerer finanzieller Transaktionen[1155]. Neben höherwertigen Silbermünzen nahmen besonders die im 13. Jahrhundert eingeführten Goldmünzen als relativ wertstabile Zahlungsmittel die Funktion von Fernhandelsmünzen ein, da sie weithin als Zahlungsmittel akzeptiert wurden[1156].

Die Münzspektren der erfassten Schatzfunde deuten einen gewissen Trend zur Hortung überregional als Zahlungsmittel anerkannter Münzen, deren Wertstabilität allgemein größeres Vertrauen fand, an. Aufgrund des vergleichsweise höheren und stabileren Feingehaltes über die Zeit waren sie zur mittel- bis längerfristigen Kapitalansparung eher geeignet als die regional und zeitlich nur begrenzt anerkannten Währungen. Schließlich konnten sie unproblematischer und mit geringerem Wertverlust bei Bedarf veräußert werden. Zudem konnten mit höherwertigen Münzen größere Geldbeträge in komprimierter Form gehortet werden, sodass eine unauffälligere und damit sicherere Deponierung der Vermögenswerte möglich war. Dass trotz dieser Vorteile vergleichsweise selten Goldmünzen in Schatzfunden überliefert sind, könnte neben den mit der Entdeckung einsetzenden bestandsgefährdenden Formationsprozessen auf die gegenüber Silbermünzen geringere Verfügbarkeit für weitere Bevölkerungsteile[1157] und die in der Regel durch den Besitzer oder autorisierte Dritte erfolgte Bergung von Goldmünzendepots zurückzuführen sein.

Aus der beachtlichen Anzahl regionaler Münzen in den Schatzfunden geht hervor, dass trotz der regional und zeitlich eingeschränkten Gültigkeit[1158] kleinere Nominale ebenfalls in größerem Umfang gehortet wurden. Unabhängig vom anerkannten Nominalwert behielten diese Münzen ihren Silberwert und waren damit auch außerhalb ihres Gültigkeitsbereiches für Zahlungen oder späteren Umtausch verwendbar, indem die Verrechnung letztlich jederzeit nach dem Edelmetallgewicht erfolgen konnte. Vor allem für umfangreichere Ansammlungen geringwertiger Münzen ist zu vermuten, dass diese aus mehreren kleinen Verkaufsgeschäften resultieren[1159].

Theoretisch könnte anhand der Prägedaten der Zeitraum ermittelt werden, in dem die Münzen zusammengetragen wurden. Allerdings stellt sich hierbei die Problematik der Datierung mittelalterlicher Münzen,

1155 Die regional umlaufenden Münzen waren dagegen bei überregionalen Handelsaktionen eher hinderlich, denn das Geld musste gegebenenfalls in die geläufige Währung eines anderen Handelsgebietes eingetauscht werden, was mit Wechselgebühren verbunden war. Im Spätmittelalter entstanden daher Münzvereine zwischen mehreren Städten oder Territorien, die einer gemeinsam festgelegten Hauptmünze einen größeren Geltungsbereich sicherten und damit den Handel erleichterten. Münzvereine legten das Gewicht und den Feingehalt der Münzen fest und verhinderten das Aufkommen fremder minderwertiger Münzen im einheimischen Geldumlauf: Wiechmann 1996, 16 am Beispiel des »Wendischen Münzvereins«.

1156 Zu den mittelalterlichen Goldprägungen ausführlicher Kluge 2005, 24-27.

1157 Der Geldwert eines Florens, der ab 1252 in Florenz ausgegebenen Goldmünze, entsprach im 14. Jh. etwa dem Monatslohn eines einfacheren Arbeiters: Kluge 2005, 24-25.

1158 Besonders im 12. und 13. Jh., der »Periode des Regionalpfennigs«, bestand eine Vielzahl kleinräumiger Währungsgebiete, in denen jeweils nur die einheimischen Münzen galten und fremde Währungen durch den Währungszwang (Wechselzwang) ferngehalten wurden. Die zeitliche Gültigkeitsbeschränkung bestand in Form der sog. Verrufungen, wodurch die alten Münzen in periodischen Abständen (in der Regel jährlich) gegen neue Münzen eingetauscht werden mussten. Allerdings ist unklar, inwieweit dieses System in der Realität durchsetzbar und kontrollierbar war. Schließlich belegen die Münzspektren der Schatzfunde, die nicht nur den jeweils gültigen Münztyp enthalten, dass nicht das gesamte Geld zum Umtausch abgeliefert wurde, sondern es deutet sich eher an, dass nur das für zeitnahe Ausgaben benötigte Kapital eingetauscht wurde: Kluge 2005, 21-22.

1159 So z. B. für den 1984 entdeckten »Großen Lübecker Münzschatzfund«, der zu über 98 % aus Kleinsilbergeld besteht: Gläser 2005, 101.

die erst ab dem späten 15. Jahrhundert zunehmend regelmäßig Jahreszahlen tragen[1160]. Münzen mit unbekannten Prägedaten können gegebenenfalls anhand der Vergesellschaftung mit datierten Münzen und unter Berücksichtigung der durch Gebrauchs- beziehungsweise Abnutzungsspuren zu ermittelnden Umlaufdauer relativchronologisch datiert werden[1161]. Zudem wurden Münzbilder, Herrschernamen und Jahreszahlen mitunter über Jahrzehnte unverändert beibehalten, um das Vertrauen der Bevölkerung in die Wertstabilität einer Münze nicht zu gefährden, oder um Wertminderungen zu tarnen. Derartige Praktiken sind allerdings am numismatischen Material schwer nachzuweisen[1162]. Schließlich ist neben der Bestimmung des Prägezeitraums die Datierung der Umlaufzeit von Münzen problematisch. Zwar gibt der umlaufbedingte Abnutzungsgrad einer Münze Hinweise auf eine kürzere oder längere Zeitspanne, in der die Münze nach ihrer Prägung umgelaufen ist, allerdings ist in der Regel keine konkrete Angabe der Umlaufzeit eines Münztyps abzuleiten. Es ist davon auszugehen, dass die Umlaufzeiten der verschiedenen Münztypen stark variieren, wobei eine Zeitspanne von über einem Jahrhundert keine Seltenheit darstellt[1163]. Schriftlich überlieferte Münzordnungen geben zwar gegebenenfalls Auskunft über den Zeitpunkt der Verrufung eines Münztyps, zu dem dessen offiziell anerkannte Zahlkraft endete, ein Teil der Münzen blieb jedoch darüber hinaus in Umlauf oder wurde im Hinblick auf eine spätere Verwendung, beispielsweise als Gewichtsgeld, gehortet. Dies geht nicht zuletzt aus den Münzspektren der Schatzfunde hervor, die in der Regel verschiedene und nicht ausschließlich die aktuell gültigen Münztypen enthalten[1164]. Die in den erfassten Schatzfunden enthaltenen Münzen mit bekannten Prägedaten repräsentieren in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fundkomplexe einen Zeitraum, der deutlich über eine Generation hinaus reicht[1165]. Dem mit Abstand kürzesten Prägezeitraum entstammen die 411 Silbermünzen im Schatzfund von Smolensk (Smolenskaya Oblast'/RUS, Hort-Nr. 254), die sämtlich zwischen den Jahren 1300 und 1305 geprägt wurden. Die Münzspektren der Schatzfunde von Store Frigård (Hovedstaden/DK, Hort-Nr. 80), Erfurt I (Hort-Nr. 323) und Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) beinhalten dagegen Prägungen, die eine Zeitspanne von mehr als einem Jahrtausend umfassen. Dieses Phänomen erklärt sich aus der Vergesellschaftung mittelalterlicher mit antiken Münzen. Aus dem vereinzelten Auftreten letztgenannter ist zu vermuten, dass sie nicht in ihrer Funktion als Zahlungsmittel gehortet wurden, sondern eher als Sammlungsobjekte[1166].

Die Analyse der Altersstruktur des Münzspektrums eines Schatzfundes kann zwar durch die Abgrenzung älterer und jüngerer Fundanteile mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf eine schrittweise Thesaurierung hindeuten, letztlich ist es jedoch nur in Ausnahmefällen möglich, auf die Funktion der angesammelten Münzen zum Zeitpunkt der Hortung und Deponierung zurückzuschließen. In Abhängigkeit von individuellen Gegebenheiten kann die Zusammenstellung eines Münzensembles langfristig oder spontan erfolgen. Beispielsweise können einem Komplex langfristig angesparter Münzen kurz vor dem Zeitpunkt der Deponierung weitere Münzen hinzugefügt werden. Unter Umständen ließe sich zwar der ältere Anteil der Münzen als in Etappen angespartes Vermögen ansprechen, eine solche Interpretation wäre jedoch nur sicher möglich, wenn ursprünglich an anderer Stelle thesaurierte ältere Münzen nie in den Geldumlauf zurückgeflossen wären und somit nicht mehr zur neuerlichen Hortung zur Verfügung gestanden hätten[1167].

1160 Klüßendorf 2005, 77.

1161 Grinder-Hansen 1992, 122.

1162 Vgl. Klüßendorf 2005, 78.

1163 Ebenda 77.

1164 Vgl. Kluge 2005, 22.

1165 **Tab. 44**: Münzspektren. – Der angegebene Zeitraum umfasst jeweils die Zeitspanne vom Beginn der Prägung des ältesten Münztyps bis zum Ende der Prägezeit des jüngsten Münztyps, soweit diese bekannt sind.

1166 Bei den antiken Münzen des Schatzfunds von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) könnte es sich um einen antiken Hort handeln, der dem mittelalterlichen Schatzfund hinzugefügt wurde. Nicht auszuschließen ist jedoch, dass die Münzen einzeln in den Besitz des Hortenden gelangten: Alram u. a. 2004, 48.

1167 Vgl. Haupt 2001, 95 am Beispiel römischer Münzhorte.



Abb. 145 Als Schnalle umgearbeitete Turnose, Fundort: Kramerhof, Lkr. Nordvorpommern. – (Nach Ostritz 2011, 16 Abb. 4).

Zudem können Münzen nicht nur in ihrer ökonomischen Funktion als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel gehortet werden, sondern auch als Sammel- und Schmuckobjekt. Auf letztere Funktion deuten insbesondere Lochung oder Henkelung von Münzen hin[1168] sowie zu Schmuckstücken umgearbeitete Münzen (**Abb. 145**)[1169]. Vor allem die Brakteaten des 12. Jahrhunderts, die aufgrund ihrer künstlerischen Qualität und ihres Bilderreichtums eine Besonderheit der deutschen Münzgeschichte darstellen[1170], könnten als Sammel- und Schmuckobjekt, beispielsweise in den Schatzfunden von Fuchsenhof (A, Hort-Nr. 171), Hildesheim (Hort-Nr. 173), Ladenburg (Hort-Nr. 174) und Liège (Prov. Liège/B, Hort-Nr. 181), gehortet worden sein. Schließlich kam Münzen im Edelmetallkreislauf auch die Funktion als Rohmaterial für Goldschmiede und Münzmeister zu, sodass insbesondere auch ältere Münzen in entsprechender Funktion gehortet werden konnten. Für eine Hortung in der Funktion als Rohmaterial oder Gewichtsgeld sprechen insbesondere halbierte oder geviertelte Münzen[1171].

Barren

Entsprechend den höherwertigen Münzen erleichterten Barren aus Edelmetall größere finanzielle Transaktionen. Für die Verwendung als Zahlungsmittel wurden sie gewogen und nach ihrem Gewicht in die entsprechende Geldsumme umgerechnet. Gegenüber einer größeren Anzahl an Münzen konnte das Vorwiegen durch die Handlichkeit der Barren erheblich effizienter erfolgen. Silberbarren spielten im hoch- und spätmittelalterlichen Zahlungsverkehr eine bedeutende Rolle, insbesondere im überregionalen Warenverkehr. In Barrenform waren größere Silberwerte einfacher zu transportieren und gleichfalls ohne großen Aufwand zu deponieren, schließlich ist das Risiko des Verlierens gegenüber einzelnen Münzen deutlich geringer. Entsprechend bietet das Horten größerer Silberwerte in komprimierter Form als Barren Vorteile.

Von den 324 erfassten Schatzfunden enthalten 94 Fundkomplexe Edelmetallbarren[1172]. Mit Ausnahme eines Goldbarrens im Schatzfund von Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) handelt es sich ausschließlich um Silberbarren beziehungsweise Teilstücke solcher. Mit der Zerteilung der Barren, häufiger in Viertel oder Hälften, bestand die Möglichkeit, auch kleinere Beträge in Barrensilber zu begleichen oder zu horten. **Tabelle 18** zeigt die Anzahl der barrenführenden Schatzfunde und die Gesamtzahl der enthaltenen Barren nach Jahrhunderten.

1168 Dazu Klüßendorf 2005, 77 und ausführlicher Kœnig 1995, 167-169. – Gelochte Münzen treten z. B. in den Schatzfunden von Flintbek (Hort-Nr. 64) und Meldorf (Hort-Nr. 56) auf.

1169 Zu Schmuckstücken umgearbeitete Münzen sind beispielsweise in den Schatzfunden von Pritzwalk (Hort-Nr. 35), Slagelse (DK, Hort-Nr. 99), Weißenfels (Hort-Nr. 33) und Opole (PL, Hort-Nr. 43) vertreten. – Weitere Beispiele von Schmuckstücken mit eingearbeiteten Münzen bei Krabath 2004a, 280. 287-288.

1170 Kluge 2005, 22-23.

1171 Dazu ausführlicher Kapitel Hortstruktur – Zustand der Objekte.

1172 **Tab. 45**: Schatzfunde mit Barren. – Die ab dem 12. Jh. mehr oder weniger halbkugelförmig gegossenen Barren werden als Gusskönige oder Gusskuchen bezeichnet.

Tab. 18 Anzahl der barrenführenden Schatzfunde nach Jahrhunderten. – Die Gesamtzahl der Barren schließt sowohl ganze Barren als auch Teilstücke ein, wobei ursprünglich zusammengehörende Teilstücke eines Barrens mit dem Wert 1 erfasst wurden.

	Gesamtzahl der Schatzfunde	Anzahl barren-führende Schatzfunde	Gesamtanzahl der Barren
12. Jh.	54	14	137
13. Jh.	104	36	620
14. Jh.	117	32	418
15. Jh.	48	12	218

Sowohl die Anzahl der barrenführenden Schatzfunde als auch die Gesamtzahl der enthaltenen Barren über die Zeit deuten auf eine im 13. Jahrhundert stark zunehmende Gebräuchlichkeit von Barrensilber in weiteren Gebieten Europas hin. Unter den Schatzfunden des 12. Jahrhunderts häufen sich die barrenführenden Fundkomplexe im Norden Europas sowie in Russland und der Ukraine. In diesen Gebieten waren Silberbarren als prämonetäre Geldform gebräuchlich. Während der Norden und Osten Europas im 11. und 12. Jahrhundert allmählich zur Münzgeldwirtschaft und zu eigenen Münzprägungen übergingen, blieben in der Kiewer Rus Barren in ihrer prämonetären Funktion auch über das 12. Jahrhundert hinaus gebräuchlich. Bis zum Ende des 14. Jahrhunderts gab es hier keine eigene Münzprägung. Finanzielle Transaktionen wurden bis dahin mit ungemünztem Silber oder mit importierten fremden Währungen abgewickelt[1173]. Entsprechend finden sich unter den 36 Schatzfunden aus Russland und der Ukraine lediglich drei Fundkomplexe des 14. Jahrhunderts mit regionalen Geprägen[1174]. Während von den 137 in den Schatzfunden des 12. Jahrhunderts enthaltenen Barren 103 allein in den nordeuropäischen Schatzfunden von Burge (S, Hort-Nr. 165) und Lundby krat (DK, Hort-Nr. 79) enthalten waren, ist das quantitative Verhältnis der Barrenzahlen in nordeuropäischen und russischen/ukrainischen Schatzfunden des 13. Jahrhunderts umgekehrt zueinander. Letztere beinhalten 443 der 620 insgesamt in Schatzfunden des 13. Jahrhunderts erfassten Barren. Während sich die barrenführenden Fundkomplexe des 13. Jahrhunderts weiterhin in Russland und der Ukraine häufen, wurde mit dem Schatzfund von Ribe I (DK, Hort-Nr. 87) nur noch ein barrenführender Schatzfund aus Nordeuropa erfasst. Ein weiterer Verbreitungsschwerpunkt bildet sich nun mit zwölf Schatzfunden in Deutschland, die insgesamt 40 Barren beinhalten. Während sich unter den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts der Verbreitungsschwerpunkt in Deutschland mit 208 Barren in 17 Schatzfunden sowohl hinsichtlich der Anzahl barrenführender Fundkomplexe als auch der Gesamtzahl enthaltener Barren verdichtet, fallen in Russland und der Ukraine die Anzahl barrenführender Schatzfunde auf 10 und die Gesamtzahl der Barren auf 63 zurück. Insbesondere im niedersächsischen Zahlungsverkehr erreichten Silberbarren im 14. Jahrhundert ihre Blütezeit[1175]. In durch Lagerstätten oder Handelsüberschüsse edelmetallreichen Gebieten boten Silberbarren den Vorteil, dass Silber im Vergleich zur aufwendigeren Münzprägung in größeren Mengen schnell und kostensparend abgesetzt werden konnte.

Im 14. und 15. Jahrhundert waren Silberbarren im Hanseraum ein verbreitetes Medium, vor allem im Handel mit Nowgorod[1176]. Dies korrespondiert mit der Verbreitung der barrenführenden Schatzfunde des 15. Jahrhunderts. Von den sämtlich ins erste Drittel des 15. Jahrhunderts datierten Fundkomplexen stammen vier mit insgesamt 17 Barren aus Nordeuropa, wohingegen aus Russland und der Ukraine acht Fundkomplexe mit insgesamt 201 Barren erfasst wurden. Das Fehlen von Barren in Schatzfunden des fortgeschrittenen 15. Jahrhunderts korrespondiert mit der Verdrängung der Silberbarren durch die nun weiter verbreiteten Goldmünzen aus dem Zahlungsverkehr[1177]. Angesichts der gesamteuropäischen Vermehrung des Silber-

1173 Kluge 2005, 21. – Lindahl u. a. 1992, 147.

1174 Die Schatzfunde von Pot'ma (RUS, Hort-Nr. 247), Terechovo (Belgorodskaya Oblast/RUS, Hort-Nr. 248) und Tambovka (Rostovskaya Oblast'/RUS, Hort-Nr. 241).

1175 Die Konzentration entsprechender Funde wird damit erklärt, dass Niedersachsen als ein Kerngebiet der Barrensilberherstellung gilt: Lauerwald 1996, 4.

1176 Vgl. Lindahl u. a. 1992, 147.

1177 Vgl. Lauerwald 1996, 4.

geldes und der besonders in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erfolgten Vergrößerung des Geldvolumens durch die Ausgabe höherwertiger Nominale, nicht selten in Verbindung mit Münzverschlechterungen[1178], scheinen Silberbarren im 14. und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts noch ein beliebtes Medium zur Hortung relativ krisenfesten Kapitals gewesen zu sein. Ab dem 14. Jahrhundert auf Barren zu findende städtische Stempel garantierten den Feingehalt der Silberlegierung, der sich auch beim Barrensilber gegen Ende des 14. Jahrhunderts verschlechterte[1179]. Damit sinkt die Attraktivität der Silberbarren gegenüber Goldmünzen als wertstabiles Hortgut. Zudem bestand bei der Hortung von Goldmünzen prinzipiell die Möglichkeit der Kapitalsteigerung, da der Kurswert von Goldmünzen nicht fix, sondern vom Verhältnis der Verfügbarkeit gegenüber Silber abhängig war[1180].
Die insgesamt gute Korrelierbarkeit der zeitlichen und geographischen Verbreitung der barrenführenden Schatzfunde mit geldgeschichtlichen Entwicklungen deutet darauf hin, dass Barren in der Regel als Gewichtsgeld und weniger als Rohmaterialvorrat von Goldschmieden gehortet wurden. Die 24 ausschließlich Barren beinhaltenden Schatzfunde stammen sämtlich aus Gebieten, wo deren Gebrauch als prämonetäre Geldform bis zum Ende des Mittelalters belegt ist[1181]. Mit 45 Schatzfunden ist die Vergesellschaftung von Barren und Münzen am häufigsten vertreten, wohingegen lediglich 29 Fundkomplexe Barren und andere Objekte, überwiegend Schmuck, enthalten. Auch der überwiegend geringe Fragmentierungsgrad der vergesellschafteten Objektkollektionen deutet auf die gebräuchlichere Hortung von Barren als Gewichtsgeld hin.

Schmuck
Schmuckstücke nehmen nach den Münzen den größten Anteil unter den gehorteten Gegenständen ein. In 239 der erfassten Schatzfunde sind Schmuckstücke enthalten, wovon 54 Fundkomplexe reine Schmuckdepots darstellen[1182]. Über die Jahrhunderte betrachtet nimmt die prozentuale Häufigkeit schmuckführender Schatzfunde tendenziell deutlich ab. Während in 89 % der Schatzfunde des 12. Jahrhunderts Schmuckstücke enthalten sind, fällt der Anteil unter den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts auf 67 % zurück. Zwar ist bei den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts eine leichte Zunahme auf 69 % zu verzeichnen, jedoch sinkt der Wert unter den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts weiterhin auf 65 % ab. **Tabelle 19** zeigt eine Übersicht der Schatzfunde und darin enthaltener Schmucktypen nach Gesamtzahlen über die Zeit[1183].
Den am häufigsten in Schatzfunden des 12. bis 15. Jahrhunderts vertretenen Schmucktyp stellen Anhänger dar, gefolgt von Knöpfen, Appliken, Gürtelbestandteilen, Spangen, Haken- und Ösenverschlüssen, Perlen, Fingerringen, Ohrringen, Armbändern/-ringen, Halsketten/-ringen, Schläfenringen, Fibeln, Kopfbändern beziehungsweise Diademen und Schellen in abnehmender Häufigkeit. Während Anhänger in Schatzfunden des 12. Jahrhunderts vergleichsweise häufig vertreten sind, sinkt die Anzahl der Anhänger in Schatzfunden des 13. Jahrhunderts ab, bevor sie in den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts den mit Abstand höchsten Wert erreicht und in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts auf den tiefsten Wert zurückfällt. Eine tendenziell vergleichbare Entwicklung über die Zeit zeigen die Gesamtzahlen von Perlen, Halsketten/-ringen und Fibeln. Dagegen sind Knöpfe in keinem der Schatzfunde des 12. Jahrhunderts enthalten, wohingegen ihre Anzahl in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts bereits einen beachtlichen und in den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts den höchsten Wert erreicht. In den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts sinkt die absolute Anzahl enthaltener Knöpfe entsprechend der geringeren Anzahl erfasster Schatzfunde ab, wobei die durch-

1178 Siehe Kapitel Hortstruktur – Materialien.
1179 Vgl. Ilisch 1995, 363 am Beispiel von Barren aus Braunschweig.
1180 Vgl. Kluge 2005, 25. – Allerdings unterlagen Goldmünzen im Spätmittelalter z.T. ebenfalls einer Verschlechterung in Feingehalt und Gewicht: Kluge ebenda 26.
1181 14 Fundkomplexe stammen aus Russland, einer aus der Ukraine, einer aus Weißrussland und acht aus Norddeutschland.
1182 **Tab. 41**: Schatzfunde nach Objektgruppen.
1183 Die Gesamtzahlen wurden anhand der in **Tab. 78**: Schmuck-Kombinationstabelle angegebenen Werte errechnet.

Tab. 19 Anzahl der Schatzfunde und darin enthaltener Schmucktypen nach Gesamtzahlen über die Zeit. (*) Die geringere Gesamtzahl schmuckführender Schatzfunde resultiert aus einem unzureichenden Publikationsstand der Schmuckstücke in den Schatzfunden von Simferopol (UA, Hort-Nr. 357), Kyjiv I (UA, Hort-Nr. 227), Laski (PL, Hort-Nr. 210), Čigiroba (RUS, Hort-Nr. 228), Devica (UA, Hort-Nr. 225), Pot'ma (RUS, Hort-Nr. 247) und Liesborn (Hort-Nr. 218). – Da hier mangels einer differenzierten Ansprache die Schmucktypen nicht bestimmt werden konnten, wurden sie in der den Gesamtzahlen zugrunde liegenden Kombinationstabelle nicht berücksichtigt. Der Schatzfund von Treuenbrietzen (Hort-Nr. 47) wurde wegen unklarem Deponierungszeitpunkt ebenfalls nicht berücksichtigt.

	Gesamtzahl	12. Jh.	13. Jh.	14. Jh.	15. Jh.
Schatzfunde	324	54	104	117	48
schmuckführende Schatzfunde	231*	48	70	81	31
Schmucktypen:					
Anhänger	835	75	58	682	20
Knöpfe	776	0	75	491	210
Appliken	764	43	93	528	100
Gürtelteile	701	2	168	249	282
Spangen	686	38	282	348	18
Haken-/Ösenverschlüsse	542	0	55	441	46
Perlen	538	187	87	264	0
Fingerringe	493	49	196	196	52
Ohrringe	242	7	95	121	19
Armbänder/-ringe	207	39	81	75	12
Halsketten/-ringe	174	31	17	122	4
Schläfenringe	47	0	29	11	7
Fibeln	45	17	3	20	5
Kopfschmuck	17	3	5	5	4
Schellen	2	0	0	1	1

schnittliche Anzahl[1184] enthaltener Knöpfe sowohl in Schatzfunden des 14. als auch des 15. Jahrhunderts sechs beträgt. Eine ähnliche Entwicklung über die Zeit zeigen die Gesamtzahlen von Appliken, Spangen, Haken- und Ösenverschlüssen, Ohrringen sowie Fingerringen und Kopfbändern beziehungsweise Diademen, wobei für die beiden letztgenannten Schmucktypen die Gesamtzahl in den Schatzfunden des 13. und 14. Jahrhunderts gleich bleibt, das heißt der durchschnittliche Wert in Schatzfunden des 14. Jahrhunderts geht leicht zurück.

Armbänder beziehungsweise Armringe finden sich vergleichsweise zahlreich in Schatzfunden des 12. Jahrhunderts. Ihre Anzahl erreicht den höchsten Wert bereits in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts, wohingegen in den Schatzfunden des 14. und 15. Jahrhunderts eine fortschreitende Abnahme zu verzeichnen ist. Eine ähnliche Entwicklung über die Zeit zeigt die Anzahl der in Schatzfunden enthaltenen Schläfenringe, wobei diese erst ab dem 13. Jahrhundert in den erfassten Schatzfunden vertreten sind.

Bestandteile von Gürteln in Form von Gürtelschnallen oder Spangen, Riemenzungen, Bortenstreckern oder Beschlägen sind in Schatzfunden des 12. Jahrhunderts noch spärlich vertreten, ihre Anzahl nimmt jedoch in den Schatzfunden des 13., 14. und 15. Jahrhunderts kontinuierlich deutlich zu.

Mit jeweils einem Exemplar in je einem Schatzfund des 14. und 15. Jahrhunderts sind Schellen ein generell selten in den Schatzfunden vertretener Schmucktyp.

Die Mehrzahl der Schmucktypen ist im hoch- und spätmittelalterlichen Europa weit verbreitet. Schmuckstücke sind allgemein einem wechselnden Modegeschmack unterworfen. Kulturspezifische Unterschiede sind nicht nur in der Gestalt der Schmucktypen, sondern auch in deren Vergesellschaftung zu erwarten. Besonders Kleidungsaccessoires wie Spangen, Fibeln, Haken- und Ösenverschlüsse, Gürtel und Knöpfe zeigen eine gewisse Abhängigkeit von der Entwicklung der Kleidermode. Das Fehlen von Knöpfen in Schatzfunden des 12. Jahrhunderts entspricht den bis zum 13. Jahrhundert nur vereinzelten Knopffunden aus anderweitigen Fundkontexten[1185]. Erst mit dem Aufkommen körperbetonter Kleidung im 13. Jahrhundert

1184 Errechnet wurde das arithmetische Mittel. Angegeben sind ganze Zahlen, Nachkommastellen wurden nicht berücksichtigt.

1185 Vor allem in wikingerzeitlichen Gräbern und im Großmährischen Reich treten seit dem 9. Jh. vereinzelte Knöpfe auf: Nachweise bei Krabath 2004a, 256.



Abb. 146 Grabmal König Kasimirs III. des Großen († 1370), Kraków, Kathedrale. – (Nach Krabath u. a. 2006, 115 Abb. 75).

finden Knöpfe nicht nur in Schatzfunden eine weitere Verbreitung. Davon zeugen nicht allein Bodenfunde, sondern gleichfalls bildliche Darstellungen und schriftliche Quellen, vor allem Rechnungsbücher (**Abb. 146**)[1186]. Mit der kostümgeschichtlichen Entwicklung im 13. Jahrhundert bietet sich ebenfalls eine Erklärungsmöglichkeit für das Fehlen von Haken- und Ösenverschlüssen in Schatzfunden des 12. Jahrhunderts, und deren allmähliches Aufkommen in Schatzfunden des 13. Jahrhunderts[1187]. Auch die Anzahl der in den Schatzfunden enthaltenen Gürtelbestandteile zeigt eine gewisse Korrelation mit dem Modewandel. Das gehäufte Auftreten ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts steht in Zusammenhang mit dem Aufkommen überlanger Gürtel, deren Borte durch metallene Besatzglieder fast vollständig verdeckt wird (**Abb. 147**)[1188]. Durch die Vielgliedrigkeit des Bortenbesatzes steigt die Zahl der in Schatzfunden enthaltenen Gürtelbestandteile rapide an, wie die Schatzfunde von Esztergom-Szent Király földek (Gran) (Kom. Komárom-Esztergom/H, Hort-Nr. 301), Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) und Salzburg (A, Hort-Nr. 46) mit jeweils einer größeren Anzahl an Bortenstreckern belegen. Dagegen ist das Fehlen von Schläfenringen in Schatzfunden des 12. Jahrhunderts ebenso wie die geringe Anzahl an Ohrringen nicht direkt mit einem Modewandel zu begründen. Gleichfalls unklar bleibt die Ursache für das Fehlen von Perlen aus Metall oder Schmuckstein in Schatzfunden des 15. Jahrhunderts. Somit ist keine generell kausale Abhängigkeit gehorteter Schmucktypen von allgemeinen Modetrends zu konstatieren.

Die Mehrzahl der europaweit gebräuchlichen Schmuckformen findet sich auch in Schatzfunden, wobei sich kulturspezifische Unterschiede in zeitlich und regional differierenden Vergesellschaftungen der Schmucktypen äußern können, wie **Tabelle 78**[1189] zeigt. Die Anordnung der Fundkomplexe erfolgte nach Regionen über die Zeit, nach Jahrhunderten getrennt, das heisst die aufeinander folgenden Sortierkriterien zur Gruppierung innerhalb eines Jahrhunderts sind Regionen nach den heutigen Ländergrenzen und das Jahr der frühestmöglichen Deponierung in aufsteigender Reihenfolge. Die vergleichende Betrachtung basiert auf 231 der 239 erfassten schmuckführenden Schatzfunde, für die sich in der Literatur ausreichende Hinweise auf die Zugehörigkeit der Schmuckstücke zu den Schmucktypen fanden. Bei den Schatzfunden

1186 In Auswahl bei Krabath 2004a, 258 zitiert.
1187 Vgl. Krabath 2006, 82-86 mit ausgewählten Bodenfunden, bildlichen und schriftlichen Quellen.
1188 Fingerlin 1971, 84.
1189 **Tab. 78**: Schmuck-Kombinationstabelle.



Abb. 147 Zwei »kluge Jungfrauen« mit überlangen Gürteln am Nordwestportal des Triangels am Erfurter Mariendom (1. H. 14. Jh.). – (Nach Stürzebecher 2010, 119 Abb. 27).

von Čigiroba (RUS, Hort-Nr. 228), Devica (UA, Hort-Nr. 225), Kyjiv (Kiev) I (UA, Hort-Nr. 227), Laski (Woj. Westpommern/PL, Hort-Nr. 210), Liesborn (Hort-Nr. 218), Pot'ma (Penzenskaya Oblast'/RUS, Hort-Nr. 247) und Simferopol (UA, Hort-Nr. 357) fanden sich weder die Schmucktypen definierende Beschreibungen noch Abbildungen, sodass diese bei der folgenden Auswertung nicht berücksichtigt werden konnten. Ebenfalls unberücksichtigt ist der Schatzfund von Treuenbrietzen (Lkr. Potsdam-Mittelmark, Hort-Nr. 47) aufgrund der möglicherweise erst im 17. Jahrhundert erfolgten Deponierung. Somit sind die in der Tabelle eingetragenen Werte als Mindestwerte zu verstehen, zumal nicht für jeden der Schatzfunde bislang sämtliche Schmuckstücke detailliert publiziert vorliegen und die unvollständige Überlieferung zahlreicher Fundkomplexe zu berücksichtigen ist.

Tendenziell zeichnet sich eine häufigere Deponierung umfang- und typenreicher Schmuckkomplexe in Nord- und Osteuropa ab, mit der größten Häufung in Schweden im 14. Jahrhundert. Nach der geographisch weitesten Verbreitung schmuckführender Deponierungen im 14. Jahrhundert, verschiebt sich deren Verbreitungsschwerpunkt unter den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts ausschließlich in osteuropäische

Regionen, wobei die Typenspektren in den Schatzfunden allgemein europaweit gegenüber denjenigen in Schatzfunden des 13. und 14. Jahrhunderts reduziert sind. Verglichen mit den nord- und osteuropäischen Schatzfunden weisen die Schmuckkomplexe in mittel- und vor allem westeuropäischen Schatzfunden mehrheitlich einen geringeren Umfang und eine geringere Typenvielfalt auf. Lediglich die Schatzfunde des 14. Jahrhunderts, in Mitteleuropa bereits diejenigen des 13. Jahrhunderts, enthalten umfangreichere Schmuckkomplexe mit einer größeren Typenvielfalt. Der Schmuckkomplex im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Hort-Nr. 30) enthält mit Fibeln, Spangen, Fingerringen, Gürtelbestandteilen und einer Perle die in mitteleuropäischen Schatzfunden des 14. Jahrhunderts häufiger vertretenen Schmucktypen, wobei das Fehlen von Appliken, Knöpfen sowie Haken- und Ösenverschlüssen möglicherweise auf die unvollständige Überlieferung zurückzuführen sein könnte.

Dem gehäuften Auftreten umfang- und typenreicher Schmuckspektren in nord- und osteuropäischen Schatzfunden entspricht der Verbreitungsschwerpunkt reiner Schmuckdepots in Nord- und Osteuropa[1190]. Auffallend ist die durchgehend geringe Anzahl schmuckführender Schatzfunde in südeuropäischen Regionen. Einschränkend ist anzumerken, dass lediglich die überlieferten Schatzfunde dieses Verbreitungsbild suggerieren und somit die Möglichkeit besteht, dass ursprünglich die Schmucktypen allgemein eine weitere Verbreitung fanden und auch häufiger deponiert wurden als sich dies in den erfassten Schatzfunden widerspiegelt.

Hinsichtlich deren Kombinationen sind keine charakteristischen Unterschiede in der Auswahl gehorteter Schmucktypen erkennbar, die auf ein kulturspezifisch differierendes Deponierungsverhalten oder eine funktionale Differenzierung schmuckführender Schatzfunde hindeuten. Vielmehr sind die sich im überregionalen Vergleich abzeichnenden Unterschiede in der Verbreitung bestimmter Schmucktypen auf differierende Entwicklungen in der Schmuck- und Kleidermode zurückzuführen. Während Fingerringe und Spangen im hohen und späten Mittelalter europaweit häufig in den Schatzfunden vertreten sind, finden sich Fibeln in nordeuropäischen Schatzfunden nur im 12. Jahrhundert häufiger, in Ost- und Mitteleuropa dagegen im 14. Jahrhundert. In den westeuropäischen Schatzfunden sind sie generell selten vertreten. Appliken sind in nord- und osteuropäischen Schatzfunden häufig enthalten, in Mitteleuropa ab dem 13. Jahrhundert, in Westeuropa lediglich im 14. Jahrhundert. Ebenso sind Gürtelbestandteile in westeuropäischen Schatzfunden nur im 14. Jahrhundert häufiger Bestandteil, in Ost- und Mitteleuropa ab dem 13. Jahrhundert. Knöpfe und gleichfalls Haken- und Ösenverschlüsse sind in Nord- und Mitteleuropa nur im 14. Jahrhundert zahlreicher vertreten, in Osteuropa auch noch im 15. Jahrhundert, wohingegen sie in Westeuropa generell selten in Schatzfunden auftreten. Anhänger, Halsketten, Perlen und Armbänder/-ringe treten in mittel- und westeuropäischen Schatzfunden nur vereinzelt auf, wohingegen sie in nord- und osteuropäischen Schatzfunden vor allem im 12. und 14. Jahrhundert häufiger enthalten sind. Ohrringe, Schläfenringe und Kopfbänder/Diademe finden sich lediglich in osteuropäischen Schatzfunden ab dem 13. Jahrhundert häufiger, worin sich der auch in den Münzspektren erkennbare byzantinische Einfluss auf die Zusammensetzung der Schatzfunde vor allem in Südosteuropa äußert[1191].

Unter der Annahme, dass die allgemein gebräuchlichen Schmucktypen auch gehortet und in Schatzfunden überliefert wurden, worauf münzdatierte Schmuckfunde im Vergleich mit Darstellungen in der zeitgenössischen Bild- und Schriftüberlieferung hindeuten, stellen Schatzfunde eine wichtige Quelle der Schmuck- und Kostümgeschichte dar[1192]. Die Mehrzahl der Schmucktypen ist in regional unterschiedlicher stilistischer Aus-

1190 **Tab. 41**: Schatzfunde nach Objektgruppen.

1191 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt S. Krabath 2004, 297, der als charakteristisches Element die Armbänder/-ringe besonders herausstellt. – Charakteristische Unterschiede in den Münzspektren sind auf die strukturell unterschiedlichen Münzgeldsysteme in Europa, Byzanz und dem Kalifat und in deren jeweiligen Einflussbereichen zurückzuführen: vgl. Kluge 2005, 19.

1192 Vgl. Blaschitz/Krabath 2004, 737.

führung in den Schatzfunden europaweit verbreitet, wobei einzelne Typen nicht in selbem Umfang in den Schatzfunden auftreten, wie sie in Gebrauch waren. Beispielsweise sind Gürtelbestandteile unter den westeuropäischen Schatzfunden des 15. Jahrhunderts lediglich in demjenigen von London (GB, Hort-Nr. 360) enthalten, obgleich nach Ausweis der Schrift- und Bildüberlieferung Gürtel nach wie vor als Kleidungsaccessoire getragen wurden. Entsprechend ist das singuläre Auftreten eines Fingerrings im Schatzfund von Iona II (Hort-Nr. 312) unter den westeuropäischen Schatzfunden des 13. Jahrhunderts zu bewerten, wobei wiederum die unvollständige Überlieferung der Schatzfunde zu berücksichtigen ist.
Aus dem quantitativen Verhältnis der in Schatzfunden überlieferten Schmucktypen ist somit nicht direkt auf das Verhältnis der Schmucktypen im Gebrauch zurückzuschließen. Folglich handelt es sich entsprechend den in Schatzfunden enthaltenen Münzen um eine subjektive Auswahl aus dem jeweils verfügbaren Angebot. Im Vergleich der Typenspektren auf regionaler Ebene wird deutlich, dass die Auswahl der Typen und deren Kombination in einem Schatzfund primär von individuellen Faktoren bei der Hortung und Deponierung beeinflusst ist, vor allem vom persönlichen Geschmack und den finanziellen Möglichkeiten des oder der Besitzer. Der stark variierende Umfang und die erheblich differierende Zusammensetzung zeitgleicher Schmuckkollektionen einer Region bedingen, dass die in Schatzfunden enthaltenen Schmucktypen und deren Kombination nicht als eindeutige Kriterien zur funktionalen Differenzierung von Schatzfunden respektive Horttypen heranzuziehen sind.

Tafelgeschirr und Besteck

Im Vergleich zu Münzen, Barren und Schmuck ist Tafelgeschirr und Besteck wesentlich seltener in hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden enthalten, so in 61 der 324 Fundkomplexe (19 %)[1193]. Von den acht geschirrführenden Schatzfunden des 12. Jahrhunderts fanden sich fünf in Schweden und je einer in Dänemark, Estland und der Schweiz, womit sich ein deutlicher Verbreitungsschwerpunkt in Nordeuropa abzeichnet. Dieser verlagert sich in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts nach Osteuropa, woher sechs der elf geschirrführenden Schatzfunde stammen. Lediglich zwei Fundkomplexe wurden in Nord- und Mitteleuropa sowie einer in Westeuropa erfasst. Im 14. Jahrhundert finden geschirrführende Schatzfunde ihre weiteste Verbreitung. Von den 27 Fundkomplexen stammen wiederum sechs aus Osteuropa, neun aus Nordeuropa, acht aus Mitteleuropa, drei aus Westeuropa und einer aus Südeuropa. Die Anzahl geschirrführender Schatzfunde sinkt im 15. Jahrhundert auf 13 Fundkomplexe ab, die eine ähnliche Verbreitung zu jenen des 14. Jahrhunderts aufweisen. Vier Schatzfunde stammen aus Nordeuropa, fünf aus Osteuropa, drei aus Westeuropa und einer aus Mitteleuropa.
Im Vergleich zu Münzen und Schmuck sind umfang- und typenreiche Geschirrensembles selten in Schatzfunden enthalten. Lediglich neun Fundkomplexe beinhalten mindestens drei Geschirrtypen. Meist treten Geschirr und Besteck in geringerer Stückzahl mit Münzen, Schmuck und Barren vergesellschaftet auf, wobei vor allem Edelmetallgefäßen häufig eine kombinierte Funktion als Wertobjekt und Hortbehältnis für Schmuck und Münzen zukommt[1194]. Lediglich die Schatzfunde von Abberley (Worcestershire/GB, Hort-Nr. 132), Maldegem (Prov. Oost-Vlaanderen/B, Hort-Nr. 185), Coëffort (Dép. Sarthe/F, Hort-Nr. 183), Ariège (Dép. de l' Ariège/F, Hort-Nr. 329) und Šumen (Šumen Oblast/BG, Hort-Nr. 300) enthalten ausschließlich Geschirr und/oder Besteck.
Der mit 84 Exemplaren in 20 Schatzfunden am häufigsten vertretene Gefäßtyp ist derjenige der Schalen und Schüsseln, die als universell einsetzbare Behältnisse vom 12. bis 15. Jahrhundert gebräuchlich waren. Aus den elf Schatzfunden, die Schalen respektive Schüsseln als einzigen Geschirrtyp enthalten, sticht der

1193 **Tab. 46**: Schatzfunde mit Geschirr.

1194 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse – Schatzbehälter.



Abb. 148 Die silberne Kanne im Schatzfund von Erfurt. – (Nach Ostritz 2010a, 218 Abb. 3a).

Schatzfund von Mehntack (EST, Hort-Nr. 160) mit 16 Hanseschalen hervor, nicht nur die hohe Anzahl der Schalen betreffend, sondern auch deren Material. Im Gegensatz zu der weit überwiegenden Mehrzahl der in Schatzfunden enthaltenen Schalen bestehen die Hanseschalen aus Bronze und nicht aus Silber. Auffallend ist die häufigere Vergesellschaftung von Schalen mit Löffeln und Trinkgeschirr in jeweils neun Schatzfunden, wobei Schalen teilweise funktional differenziert als Trinkschalen in der Literatur angesprochen werden.

Als eindeutig dem Trinkgeschirr zuzuordnende Gefäßtypen finden sich mit 22 Exemplaren in elf Schatzfunden vor allem Becher sowie mit sechs beziehungsweise vier Exemplaren in jeweils vier Schatzfunden seltener Kelche und Doppelköpfe. Singulär ist der Pokal im Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159). Das in Schatzfunden enthaltene Trinkgeschirr besteht mit Ausnahme eines Kupferbechers im Schatzfund von Šumen (BG, Hort-Nr. 300), eines Emailglasbechers im Schatzfund von Verona (I, Hort-Nr. 38) und eines goldenen Doppelkopfes im Schatzfund von Erfurt I (Hort-Nr. 323) aus Silber (**Abb. 148**). Gegenüber dem vereinzelten Auftreten von Bechern in Schatzfunden des 13. und 15. Jahrhunderts sind diese in Schatzfunden des 14. Jahrhunderts zahlreich vertreten. Doppelköpfe finden sich ausschließlich in Schatzfunden des 14. Jahrhunderts, wohingegen Kelche vom 12. bis 15. Jahrhundert zwar in niedriger Anzahl jedoch durchgängig vertreten sind. Dass Kelche ausschließlich in Kombination mit Patenen in Schatzfunden auftreten entspricht deren Vergesellschaftung in Bischofsgräbern[1195] und Kirchenschätzen und deutet auf einen sakralen Funktionskontext hin. Kelch und Patene werden als Vasa sacra bei der Eucharistiefeier beziehungsweise beim Abendmahl verwendet. Neben ihrem hohen materiellen Wert kommt ihnen damit ein besonderer ideeller Wert zu.

Abgesehen von Patenen als besondere Form des Tellers ist dieser mit insgesamt zwölf Exemplaren in fünf Schatzfunden des 14. Jahrhunderts vertreten sowie mit einem Exemplar im nach 1480 deponierten Schatzfund von Olteni (Jud. Mehedinți/RO, Hort-Nr. 120), wobei in letztgenanntem Fall der starke Fragmentierungsgrad keine sichere Typenzuweisung zulässt. Während der Schatzfund von Maldegem (B, Hort-Nr. 185) ausschließlich aus vier Tellern besteht, sind diese meist mit Münzen und Schmuck vergesellschaftet, im

[1195] Zu Grabfunden aus Bischofsgräbern: Gilchrist/Sloane 2005, 170.



Abb. 149 Der Schatzfund 3 von Briviesca, Burgos. – (Nach Katalog Speyer 2004, 188).

Schatzfund von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) zudem mit Trinkgeschirr. Die im Schatzfund von Briviesca III (ES, Hort-Nr. 39) mit Münzen vergesellschafteten vier Teller und zwei Löffel werden als Teil eines Geschirrs für das Pessach-Fest gedeutet, nicht zuletzt aufgrund der Deponierung im jüdischen Siedlungskontext (**Abb. 149**).
Die in Schatzfunden enthaltenen Teller bestehen sämtlich aus Silber. Ebenso Löffel, die mit insgesamt 66 Exemplaren in 20 Schatzfunden zahlreich vertreten sind. In neun Schatzfunden sind Löffel als einziger Geschirrtyp enthalten und überwiegend mit Schmuck und/oder Münzen, seltener mit Barren vergesellschaftet. Der Schatzfund von Abberley (GB, Hort-Nr. 132) besteht ausschließlich aus fünf Löffeln. In mehrere Geschirrtypen führenden Fundkomplexen finden sich Löffel überwiegend in Kombination mit Schalen und Trinkgeschirr. Lediglich in den Schatzfunden von Amunde (S, Hort-Nr. 150) und Dune (S, Hort-Nr. 149) findet sich die Kombination von Löffeln und Messerbeschlägen.
Mit einem Löffel in einem Schatzfund des 12. Jahrhunderts und insgesamt neun Löffeln in drei Schatzfunden des 13. Jahrhunderts sind Silberlöffel bis zum 14. Jahrhundert verhältnismäßig spärlich vertreten. Im 14. Jahrhundert erreicht der Löffel mit 29 Exemplaren in elf Schatzfunden seine weiteste Verbreitung. Während die Gesamtzahl der Löffel in Schatzfunden des 15. Jahrhunderts mit 27 Exemplaren auf einem vergleichbar hohen Niveau verharrt, halbiert sich die Anzahl löffelführender Schatzfunde.
Von 66 insgesamt erfassten Löffeln stammen 57 aus nord- und westeuropäischen Schatzfunden, womit sich die Verbreitung der Löffelfunde mit der Schriftüberlieferung deckt. Silberlöffel werden hier häufig und nicht selten in größeren Stückzahlen in Testamenten aufgeführt, was auf eine hohe Wertschätzung hindeutet. Aufgrund der häufigen Nennung von Silberlöffeln in Testamenten kirchlicher Würdenträger vermutet F. Lindahl[1196], dass Silberlöffel als liturgisches Gerät ebenso gebräuchlich waren wie in profaner Verwendung als Essbesteck. Die durch die Schriftüberlieferung suggerierte überwiegende Verwendung in sakralem Kontext könnte aus einer selektiven Überlieferung der Schriftquellen resultieren, zumindest stammen die Löffel aus Schatzfunden sowohl aus kirchlichem als auch bürgerlichem Milieu. In den Schatzfunden von Mirepoix (Dép. Ariège/F, Hort-Nr. 182) und Ariège (F, Hort-Nr. 329) deutet die Vergesellschaftung von Löffeln mit Kelchen und Patenen auf die Verwendung der Löffel als Vasa sacra hin.
Im Gegensatz zu Löffeln, die bis auf die beiden Exemplare im Schatzfund von Vang (Bornholm/DK, Hort-Nr. 107)[1197] vollständig erhalten sind, wurden lediglich zwölf vollständige Messer erfasst. Dabei handelt es sich um acht Eisenmesser und vier Flintmesser, die mit Ausnahme eines Eisenmessers im Schatzfund von Nysted kirkegård (DK, Hort-Nr. 109) sämtlich aus schwedischen Schatzfunden des 12. bis 14. Jahrhunderts

1196 Lindahl u. a. 1992, 147.

1197 Hier sind nur die Stile ohne Laffen überliefert.



Abb. 150 Die Gefäße im Schatzfund von Erfurt. – (Nach Katalog Speyer 2004, 221 unten).

stammen. Ansonsten sind lediglich 19 silberne Messerbeschläge in sieben Schatzfunden ab dem 13. Jahrhundert überliefert. Die unvollständige Überlieferung der Messer in den Schatzfunden könnte auf das Bestehen der Messerklingen aus Nichtedelmetall, meist wohl Eisen[1198], zurückzuführen sein. Ob ursprünglich lediglich die materiell wertvollen Beschläge den Schatzfunden beigegeben wurden oder das Fehlen der Messerklingen auf ungünstigere Überlieferungsbedingungen für Nichtedelmetallobjekte nach der Deponierung zurückzuführen ist, bleibt wegen mangelnder Dokumentation der Fundsituation unklar. Die sich tendenziell abzeichnende überwiegend getrennte Deponierung von Edelmetall- und Nichtedelmetallobjekten könnte mit der gebotenen Vorsicht für die erstgenannte Annahme sprechen.

In neun Schatzfunden sind Messer oder Messerbeschläge als einziger Geschirrtyp mit Münzen, Barren, Schmuck und/oder Geräten kombiniert. Lediglich in den beiden schwedischen Schatzfunden von Amunde (S, Hort-Nr. 150) und Dune (S, Hort-Nr. 149) sind Messer mit zwei Löffeln beziehungsweise neun Schalen und sieben Löffeln vergesellschaftet.

Mit zwei Exemplaren sind Gießgefäße in Form von Kannen insgesamt spärlich in Schatzfunden vertreten. Im Schatzfund von Erfurt II (Hort-Nr. 34) ist eine Kanne in Kombination mit acht Bechern, einem Doppelkopf und einer Schale enthalten, im Schatzfund von Coëffort (F, Hort-Nr. 183) mit 16 Schalen, 13 Löffeln und nur einem Becher (Abb. 150).

In der geografischen Verbreitung der in Schatzfunden enthaltenen Geschirrtypen zeigen sich deutliche Unterschiede (Tab. 20). Schalen sind in Schatzfunden Nord-, Ost-, Mittel- und Westeuropas gegenüber Bechern deutlich zahlreicher vertreten. Löffel finden sich häufig in nord- und westeuropäischen, Messer oder Messerbeschläge in nordeuropäischen Schatzfunden. Teller sind am zahlreichsten in mitteleuropäischen Schatzfunden enthalten. Doppelköpfe und Kannen wurden in geringer Anzahl ausschließlich in mittel- und westeuropäischen Schatzfunden erfasst. Während in den nordeuropäischen Schatzfunden Becher fehlen,

1198 Entsprechend einem vollständigen Messer, das bei Ausgrabungen in der Altstadt von Lund (S) geborgen wurde: Krabath 2004a, 283 mit weiterem Beispiel und Literaturverweisen.

Europa	Anzahl Schatzfunde	Schalen	Becher	Doppelköpfe	Kelche	Patenen	Teller	Löffel	Messer / -beschläge	Kannen	Sonstige
Nord-	23	26	–	–	3	3	2	30	19	–	1
Ost-	8	15	2	–	–	–	1	2	4	–	–
Mittel-	18	26	15	3	–	–	5	2	8	1	9
West-	10	39	4	1	1	2	3	32	–	1	–
Süd-	1	–	1	–	–	–	–	–	–	–	–

Tab. 20 Geschirrtypen in Schatzfunden nach Gesamtzahlen und Regionen: Nordeuropa (S, DK), Osteuropa (RUS, BG, SRB, RO), Mitteleuropa (A, D, B, CH, CZ, H, PL, EST), Westeuropa (GB, F, E), Südeuropa (I).

sind es in den westeuropäischen Messer und Messerbeschläge sowie in den mitteleuropäischen Kelche und Patenen. Die geringe Anzahl südeuropäischer Schatzfunde mit Geschirr erlaubt keine allgemeinen Aussagen zu anteiligen Verhältnissen der Geschirrtypen.

In der Kategorie »Sonstige« wurden Gefäßformen erfasst, die nicht direkt dem Tafelgeschirr zuzuordnen sind. Dazu zählen die im Schatzfund von Olteni (RO, Hort-Nr. 120) enthaltenen Fragmente, die mutmaßlich eine Platte oder einen Teller repräsentieren, der im Schatzfund von Älvkarleby Kirchspiel (Uppsala län/S, Hort-Nr. 148) enthaltene Deckel sowie der ursprünglich als Kochgeschirr verwendete Kupferkessel im Schatzfund von Mutzschen (Lkr. Leipzig, Hort-Nr. 318), der zusammen mit landwirtschaftlichen Geräten wohl der Tarnung des darunter vergrabenen Münzschatzes diente. Die oberirdisch deponierten Geräte dürften demnach keinen höheren Wert für den Besitzer dargestellt haben, anderenfalls hätte er vermutlich größere Anstrengungen unternommen, um die Gerätschaften geschützter zu deponieren.

Für die drei Miniaturgefäße in Form eines Bronzegefäßes, einer Majolika-Vase und eines Glasfläschchens im Schatzfund von St. Pölten (Bez. St. Pölten/A, Hort-Nr. 58) vermutet S. Krabath[1199], aufgrund des mutmaßlich geringen Eigenwertes der Gefäße, deren ursprüngliche Verwendung als Behälter wertvoller Essenzen, Gewürze oder Reliquien. Den Nachweis könnte allenfalls eine Analyse anhaftender Reste des Gefäßinhaltes erbringen, allerdings ist die Deponierung der Miniaturgefäße mit Münzen und einer Goldkette als Schatzfund nicht zweifelsfrei erwiesen[1200]. Mangelnde Kenntnisse um Fundumstände und Fundsituation lassen offen, ob die Objekte gemeinsam deponiert oder lediglich in räumlicher Nähe zueinander aufgefunden wurden. Zumindest der Majolika-Vase könnte als Importgut durchaus eine höhere Wertschätzung zugekommen sein.

Entsprechend den Schmucktypen ist aus der Verbreitung der Geschirrtypen in Schatzfunden nicht direkt auf die Verbreitung der in Gebrauch befindlichen Geschirrtypen zurückzuschließen, da hier lediglich thesauriertes, dem eigentlichen Gebrauchskontext entzogenes Geschirr überliefert ist. Dieses stellt entsprechend der thesaurierten Münzen und Schmuckstücke eine subjektive Auswahl aus dem allgemein erreichbaren Typenspektrum dar. Im Vergleich mit den in Bild- und Schriftquellen, insbesondere Inventaren, Rechnungsbüchern, Testamenten und Goldschmiedeordnungen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit

1199 Krabath 2004a, 297.

1200 Dworschak 1923a, 233 sieht das Fundensemble als ursprünglich nicht zusammengehörig an.



Abb. 151 Der silberne Schlüssel im Schatzfund von Colmar. – (Nach Katalog Colmar 1999, 54 Kat.-Nr. 32).

überlieferten Geschirrtypen[1201] zeigt sich jedoch eine erstaunliche Übereinstimmung hinsichtlich der Quantität überlieferter Geschirrtypen. Sowohl in Schatzfunden als auch der Parallelüberlieferung dominiert Trinkgeschirr aus Edelmetall bei weitem. Dazu zählen neben Bechern und Doppelköpfen als Sonderform des Bechers ebenfalls Schalen, die als multifunktionale Gefäßform häufig als Trinkschale dienten. Teller, Löffel, Messer und Gießgefäße aus Edelmetall sind entsprechend der geringeren Anzahl in Schatzfunden auch in der Parallelüberlieferung in geringerem Umfang verzeichnet. Während Bild- und Schriftquellen ebenso wie obertägig überlieferte Goldschmiedewerke nahezu ausschließlich die Sachkultur der höchsten Gesellschaftsschichten vermitteln, enthalten die Schatzfunde überwiegend das in der gehobenen Mittelschicht gebräuchliche Edelmetallgeschirr. Damit und angesichts der in Schriftquellen meist nur numerischen Aufzählung der Objekte ohne anschauliche Beschreibung ergänzen sich die Quellengruppen in ihrem Aussagewert bezüglich des allgemein gebrauchten Edelmetallgeschirrs[1202].
Die insgesamt geringe Anzahl geschirrführender Schatzfunde entspricht einerseits der aus Bildquellen hervorgehenden üblichen Verwahrung derart repräsentativer Nutz- und Prestigeobjekte im Gebrauchskontext[1203] und andererseits deren aus Testamenten hervorgehenden üblichen Vererbung an Hinterbliebene. Auf vorgenannte Faktoren sowie die schriftlich überlieferte Gepflogenheit, voluminöse Edelmetallgegenstände zur Deckung akuten Geldbedarfs zu veräußern, woraufhin sie meist zur Rohmetallgewinnung eingeschmolzen und damit der Überlieferung entzogen wurden[1204], ist die vergleichsweise selten dauerhaftere Deponierung und Überlieferung von Edelmetallgeschirr im archäologischen Kontext zurückzuführen.

Geräte

In der Kategorie »Geräte« wurden sämtliche in den Schatzfunden enthaltenen Objekte, die nicht den Kategorien Geschirr, Schmuck, Barren und Münzen zuzuordnen sind, zusammengefasst[1205]. Die Objekte entstammen somit unterschiedlichen Funktionsbereichen im Gebrauchskontext und finden sich lediglich in ge-

1201 Vgl. z. B. Richter 2006. – Fritz 1982, 60. – Ungerer 1913. – Zentralinstitut für Kunstgeschichte 1967. – Schürer 1985, 77. – Mosler-Christoph 1998, 207-238.

1202 Vgl. Peine 1995, 261.

1203 Dazu ausführlicher Kapitel Fundinhalt als Indikator der Deponierungsmotive.

1204 Zum Einschmelzen von Goldschmiedeerzeugnissen: Fritz 1982, 21-29. Benvenuto Cellini berichtet beispielsweise vom Bau eines Ofens in der Engelsburg zum Einschmelzen des päpstlichen Schatzes: Brinckmann 1867, 112.

1205 **Tab. 47**: Schatzfunde mit Geräten.

ringer Stückzahl in Schatzfunden, deren Hauptbestandteile Münzen und/oder Schmuck umfassen.

Das Motiv für die Hortung ist bei den aus Edelmetall bestehenden Gegenständen primär in deren Materialwert zu sehen. Die Schatzfunde von Langhope (Scottish Borders/GB, Hort-Nr. 135), Mnichovice (Středočeský kraj/CZ, Hort-Nr. 344), Szczecin (PL, Hort-Nr. 78) und Brezniţa-Jidostiţa (com. Brezniţa-Ocol/RO, Hort-Nr. 119) enthalten Silbernadeln, in letztgenanntem Fall als Haarnadeln angesprochen. Der Schatzfund von Dumfries (GB, Hort-Nr. 133) beinhaltet einen kleinen silbernen Bügel, der möglicherweise als Taschengriff gedient haben könnte. Im Schatzfund von Fishpool (GB, Hort-Nr. 126) ist ein kleines goldenes Vorhängeschloss enthalten, im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) ein Silberschlüssel (**Abb. 151**), mutmaßlich von einem abschließbaren Kästchen stammend, sowie ein vergoldeter Bronzebeschlag, eventuell ebenfalls von einem Kästchen, und ein silberner Schreibgriffel (**Abb. 152**). Als außergewöhnliche Schatzfundbestandteile fallen die im Schatzfund von Großenehrich (Hort-Nr. 337) enthaltenen vier Schachfiguren aus Walrosselfenbein und der mit Goldfäden durchwirkte Geweberest im Schatzfund von Gogoşu (RO, Hort-Nr. 116) auf, die ebenfalls wegen ihres hohen materiellen Wertes gehortet worden sein dürften. In schriftlich überlieferten Schatzinventaren sind häufiger kostbare Stoffe als Schatzbestandteile aufgeführt. Dass im Gegensatz dazu lediglich einer der 324 Schatzfunde ein solches Gewebe beinhaltet, dürfte einerseits auf die ungünstigen Überlieferungsbedingungen für Textilien im archäologischen Fundzusammenhang zurückzuführen sein. Andererseits kann zumindest weiteren Teilen der Bevölkerung im Mittelalter ein Bewusstsein für die Vergänglichkeit organischer Materialien unter ungünstigen Lagerungsverhältnissen unterstellt werden, womit es plausibel erscheint, dass kostbare Stoffe nur in Ausnahmefällen unterirdisch deponierten Schätzen beigegeben wurden. Dies steht nicht im Gegensatz zur Schriftüberlieferung, da sich die schriftlich überlieferten Schatzinventare in der Regel auf obertägig deponierte Schätze, meist Kirchen- oder Herrscherschätze, beziehen.



Abb. 152 Der silberne Schreibgriffel im Schatzfund von Colmar. – (Nach Katalog Colmar 1999, 54 Kat.-Nr. 33).

War bei Gegenständen aus edlen Materialien vermutlich der hohe Materialwert für die Hortung beziehungsweise Deponierung ausschlaggebend, so ist für Objekte aus unedlem Material eine höhere ideelle Wertschätzung durch den Besitzer zu unterstellen. Derart mit einem hohen Gebrauchs- und Prestigewert verbundene persönliche Gegenstände liegen mit den beiden Siegelstempeln aus den Schatzfunden von St. Valentin (Bez. Amstetten/A, Hort-Nr. 374) und Passau (Hort-Nr. 319) vor. Hinzu treten eine Münzwaage im Schatzfund von Passau und eine bronzene Kapsel für Gewichte im Schatzfund von Kumna (Maak. Harju/EST, Hort-Nr. 264). Mit einer religiösen Konnotation versehene Objekte wurden häufig in kombinierter Funktion als heilbringende Schmuckobjekte verwendet, womit ihnen eine über den teilweise beachtlichen Materialwert hinausgehende ideelle Wertschätzung zukam. Derartige Objekte wurden mit dem Thebalring im Schatzfund von Bokel (Hort-Nr. 49) (**Abb. 153**), mit den Agnus Dei-Anhängern in den Schatzfunden von Edåsa (S, Hort-Nr. 157) und Babice (Jihomoravský kraj/CZ, Hort-Nr. 162) sowie mit den häufiger in Schatzfunden vertretenen Kruzifixanhängern erfasst. Hinzu kommen die Reliquienbehälter in den Schatzfunden von Gåtebo (Öland/S, Hort-Nr. 272), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188), Markova Varoš (Opst. Prilep/MK, Hort-Nr. 343) und Charroux (Dép. Allier/F, Hort-Nr. 316), ein silberner Votivnagel im Schatzfund von Prokuplje (Toplički ok-



Abb. 153 Der Thebalring im Schatzfund von Bokel. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 797 Abb. 68.7).

rug/SRB, Hort-Nr. 265) und ein Pilgerzeichen aus Blei im Schatzfund von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131), wobei in letztgenanntem Fall die ursprüngliche Zugehörigkeit zum Fundkomplex nicht sicher nachzuweisen ist[1206]. Die fünf Fragmente vergoldeter Kupferbeschläge im Schatzfund von Haraldsborg slotsbanke (DK, Hort-Nr. 84) und der Bronzeschlüssel im Schatzfund von Vindinge kirke (DK, Hort-Nr. 90) verweisen dagegen nicht direkt auf eine höhere ideelle, zur Deponierung führende Wertschätzung durch den Besitzer.

Die hohe Zahl der materiell geringwertigen, von samischen Opferplätzen stammenden Gegenstände erklärt sich aus der zur Hortbildung führenden Intention, bei der die Auswahl der Objekte primär religiösen Konventionen unterlag. Im Schatzfund von Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) befinden sich neben 16 Schmuckstücken und Fragmenten aus unedlen Materialien lediglich drei Silbermünzen, im Schatzfund von Saivo (S, Hort-Nr. 367) sind vier Silberschmuckstücke und 88 Objekte aus unedlen Materialien enthalten und im Schatzfund von Vindelgransele (S, Hort-Nr. 370) ein Silberschmuckstück und 90 Objekte aus unedlen Materialien. Die Schatzfunde von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169) und Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170) beinhalten mit 36 Silbermünzen, 16 Silberschmuckstücken und 499 Gegenständen aus unedlen Materialien beziehungsweise 400 Silbermünzen, 25 Silberschmuckstücken und 139 Gegenständen aus unedlen Materialien vergleichsweise höhere Anteile an Edelmetallobjekten. Im Gegensatz zu den drei erstgenannten Fundkomplexen wurden letztere wohl weniger stark geplündert, worauf auch die weniger stark gestörten Befundkontexte hindeuten. Sämtliche der als samische Opferhorte gedeuteten Fundkomplexe beinhalten neben Schmuckstücken aus edlen und unedlen Metallen diverse Objekte, Fragmente, Draht- und Blechreste aus Buntmetall sowie Glimmerbrocken und vor allem Rentierknochen und -geweihe in großer Zahl. Mit Ausnahme des Schatzfundes von Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) sind Eisenpfeilspitzen, Eisen- und/oder Flintmesser ebenfalls regelhaft vertreten

Der als Diebesgut von samischen Opferplätzen interpretierte Schatzfund von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) beinhaltet 165 Silbermünzen, 60 Silberschmuckstücke und 1138 Schmuckstücke, Beschläge, Fragmente, Blech- und Drahtreste aus Bronze, Messing, Kupfer und Zinn sowie drei Flintmesser. Demgegenüber wird der aus einer Silbermünze, zwölf Silberschmuckstücken und 246 Schmuckstücken, Beschlägen, Fragmenten und Blechresten aus Buntmetall bestehende Schatzfund von Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) als samisches Händlerdepot gedeutet.

Landwirtschaftliche Geräte und Werkzeuge, deren Gebrauchswert gegenüber dem Materialwert als deutlich höher einzuschätzen ist, sind in Schatzfunden selten enthalten. Während die Eisensense im Schatzfund von

1206 Der beim Abgraben einer Schotterbank des Flusses Dove bei Tutbury entdeckte Schatzfund umfasst neben besagtem Pilgerzeichen rund 20 000 Goldmünzen und einen goldenen Fingerring. Da die Bergung ohne genauere Befundbeobachtung erfolgte, bleibt offen, ob der Fundkomplex in der Schotterbank bewusst vergraben wurde oder ob es sich um eine strömungsbedingte, zufällige Ablagerung von mehreren Gewässerfunden handelt.

Dune (S, Hort-Nr. 149), die steinerne Axt im Schatzfund von Räppe (S, Hort-Nr. 350) und die eiserne Axt im Schatzfund von Hagby kyrka (Uppland län/S, Hort-Nr. 154) möglicherweise aufgrund einer ihnen im Volksglauben zugeschriebenen apotropäischen Schutzfunktion zusammen mit den gehorteten Edelmetallobjekten deponiert wurden[1207], dienten die landwirtschaftlichen Geräte und der Kupferkessel im Schatzfund von Mutzschen (Hort-Nr. 318) mutmaßlich der obertägigen Tarnung des eigentlichen Schatzverstecks. Der bei archäologischen Nachgrabungen beobachtete Fundkontext deutet darauf hin, dass drei mit insgesamt 4814 Silbermünzen gefüllte Tongefäße im Wirtschaftsteil eines Fachwerkhauses unter dem Lehmestrichboden vergraben und anschließend die Geräte darüber gelegt und mit Stroh abgedeckt worden waren[1208]. Im Gegensatz zu vorgenannten Werkzeugen ist für die Fragmente zweier Eisentrensen im Schatzfund von Systofte (DK, Hort-Nr. 92), den Kupfernagel im Schatzfund von Älvkarleby Kirchspiel (S, Hort-Nr. 148) und den Flintmeißel im Schatzfund von Glumsø Indelukke (Sjælland/DK, Hort-Nr. 85) keine spezielle Funktion bei der Deponierung zu erschließen.
Insgesamt gehen aus der vergleichenden Betrachtung der in hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden enthaltenen Objekttypen und deren Kombination keine charakteristischen Merkmale hervor, die für eine eindeutige funktionale Differenzierung der Fundkomplexe heranzuziehen sind und Rückschlüsse auf das Deponierungsmotiv sowie den Grund der Überlieferung gewähren.

Zustand der Objekte

Der Zustand der Objekte, das heißt deren herstellungstechnischer Entwicklungsstand, Abnutzungs- und Fragmentierungsgrad, ist ein wichtiger Indikator für die Funktion der Gegenstände zum Zeitpunkt ihrer Deponierung. Für die weit überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde finden sich allenfalls spärliche Informationen zum Zustand der Objekte in der Literatur. Diese beziehen sich meist auf den Fragmentierungsgrad, wohingegen Angaben zu Abnutzungs- beziehungsweise Gebrauchsspuren und identifizierten Rohmaterialien, Halbfertigprodukten und Produktionsausschuss äußerst selten sind. Lediglich für die Schatzfunde aus dem Stadtweinhaus in Münster (Hort-Nr. 30), von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171), Pritzwalk (Hort-Nr. 35) und Erfurt (Hort-Nr. 34) liegen bislang Gebrauchsspurenanalysen beinhaltende Auswertungen vor. Die Mehrzahl der in vorgenannten Schatzfunden enthaltenen Objekte weisen Gebrauchsspuren auf, deren Spektrum von leichten Abnutzungserscheinungen bis hin zum Funktionsverlust reicht. Gebrauchsspuren deuten darauf hin, dass die Gegenstände primär ihrer Funktion entsprechend gebraucht und in sekundärer Verwendung gehortet und deponiert wurden. Auch wenn der Nachweis bislang mangels entsprechender Untersuchungen aussteht, ist für die Mehrzahl der in den Schatzfunden enthaltenen Objekte eine mehr oder weniger lang andauernde Nutzungsphase vor der Deponierung zu unterstellen, zumal bedingt durch die Materialeigenschaften von Gold und Silber in der Regel bereits nach kurzer Gebrauchszeit deutliche Gebrauchsspuren zu erkennen sind[1209].
Von den 324 Fundkomplexen sind in 273 (84 %) überwiegend unbeschädigte Objekte enthalten, deren Hortung und Deponierung nicht direkt mit dem Verlust ihrer ursprünglichen Funktion in Verbindung zu bringen ist. Die Hortung funktionsfähiger Objekte deutet auf eine im Anschluss an die Deponierung vorgesehene Verwendung oder Veräußerung der Gegenstände in ihrer ursprünglichen Funktion hin. Eine leichte Zugänglichkeit zum Depot vorausgesetzt, können die Gegenstände zur Verwendung kurzfristig entnom-

1207 Ausführlicher dazu Kapitel Deponierungsverhältnisse – Schatzversteck.
1208 Spehr 1998. – Arnold 1991, 264-265.
1209 Zur Bestimmung der Gebrauchszeit von Schmuckstücken: Krabath 2004a, 300-301.

men und nach Gebrauch wieder deponiert werden, womit ihnen eine kombinierte Funktion als Gebrauchsgegenstand und Kapitalanlage zukommen kann. Die zur Deponierung führende Motivation ist unabhängig vom auslösenden Ereignis in einer sicheren Verwahrung der Objekte zu sehen, deren Wert in Abhängigkeit von der ideellen Wertschätzung, der Qualität der handwerklichen Ausführung und den verwendeten Dekormaterialien den reinen Materialwert weit übersteigen kann.

Dagegen enthalten 48 (15 %) der Fundkomplexe überwiegend stark beschädigte und durch den Verlust der ursprünglichen Funktion weitgehend auf den Materialwert reduzierte Objekte[1210]. Für diese ist anzunehmen, dass sie als reine Kapitalanlage oder als Rohmaterial für die Herstellung neuer Edelmetallobjekte vorgesehen waren. Überflüssig, unbrauchbar oder unmodern gewordene Edelmetallobjekte jedweder Form, insbesondere Münzen, Schmuck und Geschirr, wurden durch Einschmelzen neuerlich dem Edelmetallkreislauf zugeführt. Entsprechend der bei Wikingern und Slawen gebräuchlichen Gewichtsgeldwirtschaft konnten Silber- und Goldobjekte in jeder Form auch im hohen und späten Mittelalter als Zahlungsmittel eingesetzt und als wertstabile Kapitalanlage gehortet werden. Unter den schwedischen Schatzfunden mit überwiegend stark fragmentierten Objekten fällt auf, dass diese mit Ausnahme des Schatzfundes von Ocksarve (Gotland/S, Hort-Nr. 320), der nach 1120 deponiert als einer der spätesten wikingerzeitlichen Hacksilberfunde Schwedens gilt, sämtlich aus samischen Fundkontexten stammen. In Dänemark, Ost- und Mitteleuropa sind stark fragmentierte Schatzfundkomplexe vom 12. bis 15. Jahrhundert zwar nicht sehr häufig jedoch auch nicht ungewöhnlich selten vertreten.

Ob die Beschädigung der Objekte bereits vor der Deponierung erfolgte oder erst bei beziehungsweise nach deren Bergung ist nicht in jedem Fall sicher nachzuweisen. Eine absichtliche, zum Verlust der Gebrauchsfunktion führende Zerstörung eines Objektes kann zum Zweck der Degradierung zu Altmetall erfolgen, das heißt zur Gewährleistung, dass das Objekt nicht weiter in seiner ursprünglichen Form von Dritten verwendet oder zu einem höheren Preis als dem Materialwert entsprechend veräußert wird. Eine nicht nur an den Schmuckstücken im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Hort-Nr. 30)[1211] häufig zu beobachtende Form intentionaler Zerstörung stellt das Ausbrechen gefasster Edelsteine dar. Diese konnten ungefasst als Wertobjekte gehortet, verkauft oder neuerlich gefasst auf anderen Objekten angebracht werden. In letztgenannter Verwendung kommt ihnen die Funktion von zur Weiterverarbeitung vorgesehenem Rohmaterial zu. Entsprechend ist für die häufiger in Schatzfunden enthaltenen, meist geschliffenen Edelsteine und Glasperlen nicht zu entscheiden, ob sie als Schmuck, Wertobjekt und/oder Rohmaterial gehortet wurden.

Ebenfalls uneindeutig ist die funktionale Ansprache von Blechfragmenten und Drahtresten, für die letztlich nicht zu entscheiden ist, ob die Hortung als Rohmaterial, Produktionsabfall oder Halbfertigprodukt erfolgte. Blechfragmente sind in den Schatzfunden von Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167), Utike (Maak. Võru/EST, Hort-Nr. 290) und Pritzwalk (Hort-Nr. 35) enthalten, die Schatzfunde von Amunde (S, Hort-Nr. 150), Gräsgärde (Kalmar län/S, Hort-Nr. 276), Lingenfeld (Hort-Nr. 32), Iona II (GB, Hort-Nr. 312), Lõhavere Käsitöövakk (Maak. Viljandi/EST, Hort-Nr. 288), Kerepes (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 302), Weißenfels (Hort-Nr. 33), Bokel (Hort-Nr. 49) und Lundby Krat (DK, Hort-Nr. 79) enthalten Drähte oder Drahtreste. Sowohl Draht- als auch Blechfragmente sind in den Schatzfunden von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168), Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170), Store Frigård (DK, Hort-Nr. 80), Nagykamarás-Bánkút (Kom. Békés/H, Hort-Nr. 205), Münster (Hort-Nr. 30) und Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) enthalten, wobei in letztgenanntem Fall Goldfolien hinzutreten. Überwiegend handelt es sich um Reste von Silberdrähten und Fragmente von Silberblechen, mit Ausnahme der in Schatzfunden aus samischen Fundkontexten enthaltenen, die sämtlich aus unedlen Metallen bestehen. Hinzu tritt ein Bronzedraht im Schatzfund von Amunde sowie

1210 **Tab. 48**: Schatzfunde mit hohem Fragmentierungsgrad.

1211 Siehe Kapitel Qualität der Schmuckstücke – Intentionale Zerstörungen.

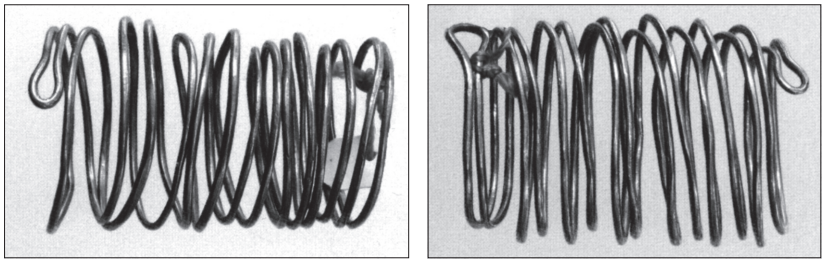


Abb. 154 Die beiden Golddrahtspiralen im Schatzfund von Weißenfels. – (Nach Krabath u. a. 2006, 43 Abb. 24).

zwei Golddrahtspiralen im Schatzfund von Weißenfels (**Abb. 154**). Bei letzteren handelt es sich vermutlich um prähistorische Fundstücke der jüngeren Bronzezeit/frühen Eisenzeit[1212], wobei nicht auszuschließen ist, dass sie ursprünglich nicht zu dem nach 1310 deponierten Schatz gehörten. Möglich erscheint, dass bei der Bergung des Schatzfundes die beiden Golddrahtspiralen als zufällig in räumlicher Nähe befindliche Bodenfunde frei gelegt und dem Fundkomplex sekundär hinzugefügt wurden. Von vorgenannten 19 Fundkomplexen sind in elf die Drähte und Bleche mit überwiegend stark fragmentierten Münzen und Schmuckstücken vergesellschaftet, was für die Interpretation als Altmetalldepot eines Händlers oder Goldschmieds sprechen könnte. Allerdings deuten die von samischen Opferplätzen stammenden Fundkomplexe und gleichfalls die Vergesellschaftung mit intakten oder allenfalls wenig fragmentierten Objekten in acht Schatzfunden darauf hin, dass Drahtreste und Blechfragmente auch in religiösen und privaten Funktionskontexten gehortet wurden. Die Kombination von Drähten, Blechen und Barren in den Schatzfunden von Bokel, Lundby Krat, Store Frigård und Fuchsenhof bei Freistadt indiziert zwar die Deutung als Ansammlung von Rohmaterialien, diese könnten jedoch auch in der Funktion als wirtschaftliche Rücklage gehortet und deponiert worden sein.

Die insgesamt hohe Anzahl und weite Verbreitung barrenführender Schatzfunde spricht für die allgemein gebräuchliche Hortung von Barren als Zahlungsmittel beziehungsweise wertstabile Kapitalanlage[1213]. Der häufig fragmentarische Zustand der Barren steht dem nicht entgegen, da Teilstücke von Barrensilber zur Begleichung geringerer Beträge verwendet werden konnten. Angesichts des anzunehmenden Abwiegens beim Bezahlvorgang, ist bei der Gewichtsminderung der Barren keine betrügerische Absicht zu unterstellen. Gleichfalls stellen fragmentierte Münzen in Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters keine Seltenheit dar. Die Halbierung von Münzen war ein gängiges Mittel, um das Gewicht der Münzen zu verändern, ohne dass der Geldcharakter zwangsläufig verloren ging. Die Teilstücke entsprachen einem geringeren Nominalwert und konnten für die Zahlung kleiner Beträge verwendet werden. Dagegen wird für die Beschneidung von Münzrändern diskutiert, ob es sich um eine reguläre oder illegale Münzmanipulation handelt[1214]. Die Faltung von Münzen, die eine spezielle Form der Demonetarisierung darstellt, ist lediglich bei einigen Münzen in den Schatzfunden von Gryfino (PL, Hort-Nr. 55) und Flintbek (Hort-Nr. 64) beobachtet worden[1215]. Die Lochung von Münzen deutet auf deren Verwendung als Schmuckobjekt, entweder als Anhänger oder Kleiderzierrat. In letzterer Funktion weisen die Münzen häufiger mehrere randliche Lochungen auf, entsprechend einiger Münzen in den Schatzfunden von Flintbek (Hort-Nr. 64) und Meldorf (Hort-Nr. 56) (**Abb. 155**)[1216]. Mit dem durch die Lochung einhergehenden Gewichtsverlust war in jedem Fall eine Änderung des Nominalwertes verbunden, wohingegen bei gefassten oder anderweitig zu Schmuckobjekten umgearbeiteten Münzen nicht zwangsläufig eine Gewichtsreduktion erfolgte.

1212 Sauerlandt 1919, 519. – Krabath 2007, 136.
1213 Siehe Kapitel Hortstruktur – Barren.
1214 Kœnig 1995, 163-164.
1215 Zu häufigeren Funden gefalteter Münzen bei Kirchengrabungen: ebenda 169-170.
1216 Zu gelochten Münzen: Wiechmann 1996, 35.



Abb. 155 Applikationen aus Münzen im Schatzfund von Meldorf. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 829 Abb. 108.3).

Nur selten wurden bislang in Schatzfunden enthaltene Objekte als Halbfertigprodukte oder Produktionsausschuss identifiziert. Ein Fingerring im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Kat-Nr. 29) ist anhand fehlender Gebrauchsspuren und sichtbar belassener Hammerspuren als Halbfertigprodukt zu erkennen, ebenso die Gürtelbeschläge im Schatzfund von Kerepes (H, Hort-Nr. 302), deren Nietstifte nicht verhämmert sind und demnach nie auf einer Gürtelborte fixiert waren[1217]. Im Schatzfund von Colmar (F, Hort-Nr. 31) ist ein im Rohguss belassener Schlüssel enthalten, im Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) mehrere Rohgüsse von Spangenrahmen (**Abb. 156**). Der Schatzfund von Voineşti-Iaşi (RO, Hort-Nr. 179) enthält drei Bleche, die vermutlich ursprünglich zu Armreifen ausgearbeitet werden sollten. Entsprechend könnte es sich bei dem Goldblechband im Schatzfund von Środa Śląska II (PL, Hort-Nr. 36) um ein zur Weiterverarbeitung, beispielsweise zu einem Kopfband, vorgesehenes Halbfertigprodukt handeln. Der Schatzfund von London (GB, Hort-Nr. 360) besteht schließlich großteils aus halbfertigen Gürtelschnallen und Riemenzungen.

Als Produktionsausschuss beziehungsweise Fehlproduktion ist das Fragment eines Spangenrahmens im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Kat.-Nr. 15) zu deuten, aufgrund charakteristischer Beschädigungen, die mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits bei der Herstellung verursacht wurden. Dafür spricht ebenfalls das Fehlen eines durch eine aufliegende Nadelspitze verursachten Abriebs auf dem Spangenrahmen woraus zu schließen ist, dass die Spange nicht fertiggestellt werden konnte.

Die zu Paketen zusammengefassten Schnittreste von Blechen und anderweitigen Silberfragmenten im Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) stellen ebenfalls Produktionsausschuss dar, der in komprimierter Form leichter zu verwahren und zu transportieren ist. Die hohe Anzahl von 217 als Rohmaterial und Halbzeuge identifizierten Objekten, vor allem Barren beziehungsweise Gusskuchen und Schmelzen, Profilstäbe, Goldfolien, Silberbleche sowie Gold- und Silberdrähte, spricht für die Interpretation als Hort eines Goldschmiedes[1218], wobei es sich der Deutung des Schatzfundes von Münster entsprechend gleichfalls um den Hort eines Edelmetallhändlers handeln könnte[1219].

1217 Fingerlin 1971, 16.

1218 Krabath 2004a, 289-293. 304.

1219 Siehe Kapitel Interpretation des Schatzfundes – Funktionale Deutung und ehemaliger Besitzer.

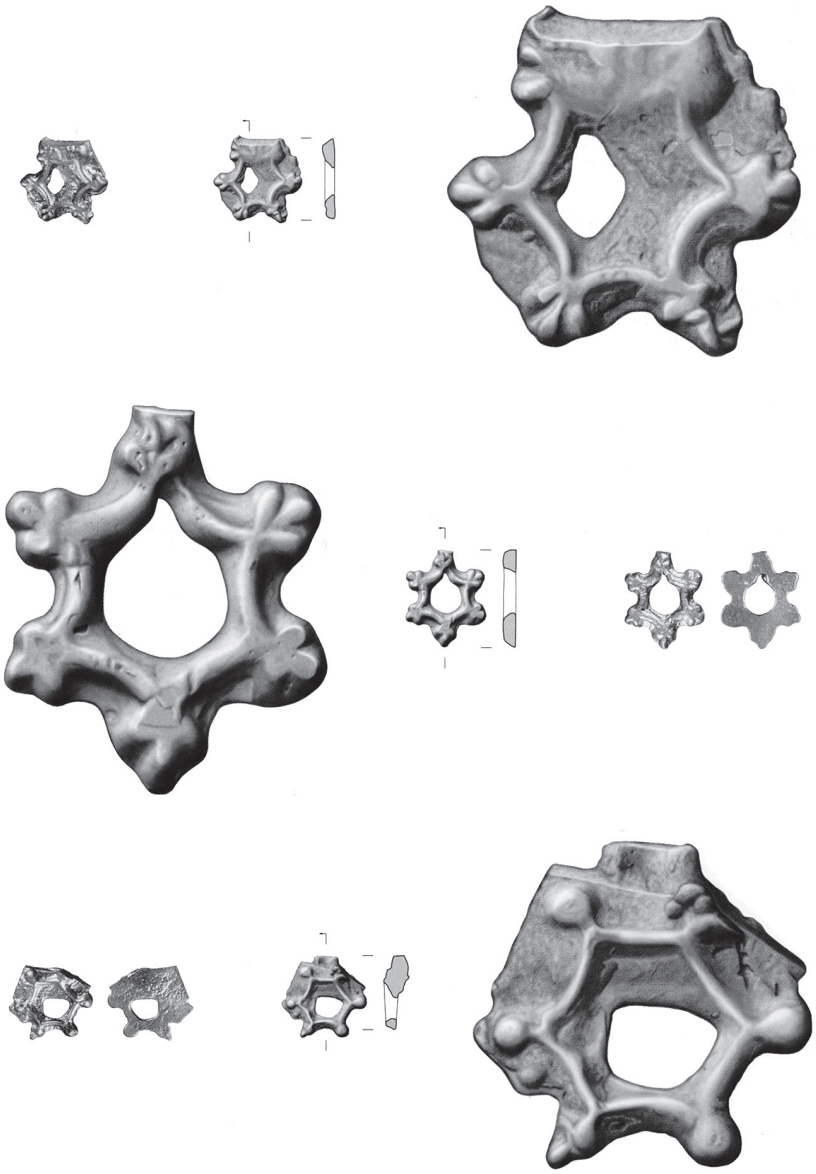


Abb. 156 Fehlgüsse silberner, sternförmiger Spangenrahmen im Schatzfund von Fuchsenhof. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 511 Kat.-Nrn. 134-136).

Anhand des Zustands der Objekte ergeben sich somit Hinweise darauf, ob es sich um Ansammlungen gebrauchsfähiger oder zum Einschmelzen vorgesehener Gegenstände handelt und ob diese aufgrund ihres Gebrauchswertes, einer ideellen Wertschätzung oder ihres Materialwertes gehortet wurden. Stark ausgeprägte Gebrauchsspuren bis hin zu deutlichen Abnutzungen ohne Funktionsverlust sprechen nicht zwingend für die Interpretation als Altmetalldepot, da sie aus einer hohen ideellen Wertschätzung des Besitzers in Verbindung mit einem häufigen Gebrauch resultieren und bei gegebenem Anlass zum Schutz vor Diebstahl unzugänglicher verwahrt werden können. Dagegen ist für Gegenstände, deren Zustand auf einen Funktionsverlust beziehungsweise einen gegen Null tendierenden Gebrauchswert hindeutet die Hortung als dem Materialwert entsprechendes Gewichtsgeld oder in letzter Verwendung als zum Recycling vorgesehenes Altmetall unzweifelhaft.

Fundinhalt als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung

Der Fundinhalt beziehungsweise die Zusammensetzung eines Hortes respektive Schatzfundes gilt neben der Fundsituation, das heißt den Deponierungsverhältnissen, als Indikator der Hortfunktion. Die häufig ausbleibende Beobachtung des Fundkontextes bei der Bergung von Schatzfunden und die folglich mangelnden Kenntnisse um die Deponierungsverhältnisse führen dazu, dass für die Mehrzahl der Schatzfunde lediglich deren Inhalt und Zusammensetzung als Indikator für die funktionale Deutung heranzuziehen sind. Die Kategorisierung von Schatzfunden mittels unterschiedlicher funktionaler Typen basiert auf heuristischer Ebene auf der funktionalen Differenzierung der allgemein zur Bildung und Deponierung von Horten führenden Motive. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass sich Hortbildungs- und Deponierungsmotiv zwar entsprechen können, jedoch nicht zwangsläufig, sodass sie als grundsätzlich unabhängig voneinander zu betrachten sind. Schließlich kann mit der Deponierung eines Hortes dessen Funktionswandel einhergehen.
Der funktionalen Differenzierung der Hortbildungsmotive entspringen die Funktionskategorien Haushaltshorte, Sparhorte, Rücklagen beziehungsweise Reserven, Sammlungen sowie Weihe- und Opferhorte. Die von numismatischer Seite aufgestellten profanen Funktionstypen Haushaltshort, Sparhort und Rücklage/Reserve beziehen sich zwar primär auf Münzschätze als gängigste Form bereitgestellter Devisen, können jedoch auf sämtliche Kollektionen von Objekten bezogen werden, die im Warenverkehr akzeptierte Tauschmittel mit anerkannter Kaufkraft darstellten, beispielsweise auch Edelmetallschmuck oder sonstige Gegenstände aus Edelmetall[1220].
Als Haushaltshorte sind für den baldigen bis mittelfristigen Verbrauch bereitgestellte Güter anzusehen[1221]. Die gängigste Form derart bereitgestellter Devisen stellen Münzschätze dar, wobei einem Haushaltshort sämtliche (Wert-)Objekte mit anerkannter Kaufkraft angehören können. Insbesondere Gegenstände aus Edelmetall können durch Verkauf oder Verpfänden problemlos in Bargeld umgewandelt werden. Ebenso besitzt das Altmetalldepot eines Schmiedes oder Händlers den Charakter eines Haushaltshortes, indem er für eine gewisse Zeit Rohmaterial liefert beziehungsweise ähnlich den wikingerzeitlichen Hacksilberschätzen als Gewichtsgeld gedient haben könnte. Primäres Kennzeichen eines Haushaltshortes ist eine für den Besitzer leicht zugängliche Verwahrung, um bei Bedarf spontan darauf zugreifen zu können. Folglich ist eine nicht zu aufwendig gesicherte Deponierung zu unterstellen und ebenso, angesichts der relativ leichten Zugänglichkeit, dass bei Erreichen eines zu hohen Wertes der Haushaltshort zumindest teilweise einer Funktionsänderung unterworfen war, indem überschüssige Wertobjekte dem Hort entnommen und beispielsweise als Sparhort oder Rücklage anderweitig, das heißt sicherer deponiert wurden. Demnach ist für Haushaltshorte eher ein begrenzter Umfang der Vermögenswerte anzunehmen. Bei den zahlreichen Schatzfunden, die nur wenige Edelmetallobjekte beinhalten, könnte es sich zwar um Haushaltshorte handeln, allerdings sind aus deren Inhalt und Zusammensetzung keine funktionsspezifischen Merkmale zu gewinnen. Ausgenommen als solche verwahrte Altsilberdepots ist für die in einem Haushaltshort enthaltenen Münzen zwar zu unterstellen, dass sie den aktuell gültigen Währungen entsprechen, jedoch wurde für die überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde das Münzspektrum bislang nicht im Vergleich zum jeweiligen Geldumlauf ausgewertet. Somit bleibt der Anteil überlieferter Haushaltshorte an den erfassten Schatzfunden beim derzeitigen Forschungsstand spekulativ.
Für Sparhorte ist grundsätzlich eine Haushaltshorten ähnliche Zusammensetzung zu erwarten. Je nach Dauer des Ansparens wird Kapital über einen mehr oder weniger langen Zeitraum akkumuliert, entsprechend können die angesammelten Wertobjekte einer langen oder kürzeren Zeitspanne entstammen. Die

1220 Zu den Funktionstypen: Haupt 2001, 13-15. 59-67. – Sarvas 1981, 4.

1221 Haupt 2001, 13 zieht den Vergleich mit dem Guthaben auf einem modernen Girokonto.

chronologische Verteilung der Objekte kann durchaus Unregelmäßigkeiten aufweisen, da Phasen intensiver Spartätigkeit mit Phasen ohne erwirtschaftetem Sparkapital abwechseln können. Zudem kann einem Sparhort bei Erlangen einer größeren Barschaft oder eines größeren Edelmetallkomplexes, beispielsweise durch Erbschaft, bezüglich der Altersstruktur der Objekte sehr heterogenes Material spontan hinzugefügt werden. Die Analyse der Altersstruktur der in einem Schatzfund enthaltenen Objekte kann zwar auf einen durch Spartätigkeit akkumulierten Hort hindeuten, wie die Auswertung des als Sparhort einer reichen Person beziehungsweise als Pfandleiherhort gedeuteten Schatzfundes von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) exemplarisch zeigt. Die Münzen und Schmuckstücke entstammen einer längeren Zeitspanne, wobei die älteren Objekte gegenüber den jüngeren deutlich überwiegen[1222]. Jedoch ergibt sich aus der Altersstruktur kein Hinweis auf die Dauer der Hortbildung, da die Zusammenstellung einer Objektkollektion im Extremfall spontan unmittelbar vor der Deponierung erfolgen kann. Deutlichere Hinweise als aus der zeitlichen Verteilung der Schatzfundkomponenten gehen aus deren räumlicher Verteilung beziehungsweise den Deponierungsverhältnissen hervor[1223].

Theoretisch zeichnen sich Rücklagen oder Reserven gegenüber Sparhorten durch eine längerfristig angelegte Deponierung aus. Grundsätzlich ist anzunehmen, dass die derartige Hortbildung in einer finanziell potenten Zeit erfolgte und vom Eigentümer für die Überwindung eventuell erwarteter wirtschaftlich schlechterer Zeiten beziehungsweise zur finanziellen Absicherung in der Zukunft vorgesehen war. Der Aspekt einer möglichst sicheren Verwahrung steht bei derart auf unbestimmte Zeit angelegten Horten über demjenigen der leichten Zugänglichkeit zum Depot, im Gegensatz zu Sparhorten, die durch ein je nach Bedarf wiederholtes Hinzufügen oder Entnehmen von Wertobjekten gekennzeichnet sind. Die Motivation zum Anlegen eines Sparhortes dürfte auch im Mittelalter häufiger mit einer geplanten Anschaffung verbunden gewesen sein. Zielgerichtetes Sparen ist auf das Erreichen eines bestimmten Geldwertes ausgerichtet. Ist dieser erreicht, wird die angestrebte Anschaffung getätigt und im Zuge dessen der Sparhort aufgelöst. Ein Sparhort kann allerdings auch zu einer Rücklage oder Reserve werden, wenn die geplante Ausgabe hinfällig wird und das Angesparte auf zunächst unbestimmte Zeit weiterhin verwahrt wird, was nicht zwangsläufig mit einer neuerlichen Deponierung einhergehen muss[1224].

Dass zwischen den Funktionskategorien Haushaltshort, Sparhort und Rücklage/Reserve keine ausgeprägten Unterschiede in der Struktur vorauszusetzen sind, äußert sich nicht zuletzt darin, dass bei der Kategorisierung von Schatzfunden in der Regel nicht zwischen vorgenannten Funktionstypen unterschieden wird. So führen beispielsweise J. D. A. Thompson (1956, xvi), P. Sarvas (1981, 4) und K. Grinder-Hansen (1992,121) lediglich die Kategorie »vergrabene Ersparnisse« (saving hoards) an, in der vorgenannte Funktionstypen subsummiert sind[1225]. Sowohl für Sparhorte als auch Rücklagen/Reserven ist anzunehmen, dass die gehorteten Objekte möglichst wertbeständig über die Zeit bleiben oder bestenfalls eine Wertsteigerung erfahren sollten. Demnach beinhalten sie, abhängig von der Verfügbarkeit für den Hortenden, möglichst hochwertige Münzen und sonstige Edelmetallgegenstände. Der Umfang der angesammelten Vermögenswerte wird einerseits durch die wirtschaftliche Situation der hortenden Person determiniert und andererseits durch deren individuelle Lagebeurteilung im Hinblick auf die wirtschaftliche Situation in der Zukunft. P. Haupt schließt anhand auffallender Unterschiede im Gewicht römischer Münzhorte des 3. Jahrhunderts darauf, dass nicht nur der Umfang von Sparhorten zweckgebunden ist, sondern gleichfalls der Umfang von Rücklagen/Reserven. Die Größe eines Notgroschens wird demnach durch den Zweck, das heißt den »für wahrscheinlich einzutreten erachtete[n, Anm. Verf.] Notfall«[1226] bestimmt.

1222 Grinder-Hansen 1992, 121.

1223 Siehe im Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1224 Vgl. Haupt 2001, 64.

1225 Diese Kategorisierung geht auf die von P. Grierson in seiner Einführung in die Numismatik (Numismatics, London 1975) vorgenommene Einteilung von Schatzfunden zurück.

1226 Haupt 2001, 63.

Die Heterogenität in Umfang und Zusammensetzung der Schatzfunde ohne ausgeprägte Regelmäßigkeiten betont die individuellen Voraussetzungen zur Hortung in sämtlichen Funktionskategorien als primär beeinflussende Faktoren. Die als Sparhorte gedeuteten Schatzfunde von Burge (S, Hort-Nr. 165), Lundby krat (DK, Hort-Nr. 79), Slagelse (DK, Hort-Nr. 99), St. Pölten (A, Hort-Nr. 58) und Peine (Lkr. Peine, Hort-Nrn. 50-51) entsprechen sich beispielsweise lediglich darin, dass sie Münzen enthalten. Mit Ausnahme des Schatzfundes von St. Pölten enthalten die Fundkomplexe zudem Barren und mit Ausnahme des Schatzfundes von Peine II Schmuckobjekte. Sowohl bezüglich der Objekttypen als auch der Objektanzahl bestehen deutliche Unterschiede. Die Anzahl der nichtmonetären Objekte variiert zwischen vier und 134 Gegenständen, die der Münzen zwischen 237 und 3000 Exemplaren, deren Prägedaten Zeiträume zwischen 30 und 561 Jahren angeben. Zu unterstellen ist eine in Verbindung mit ökonomischen Hortbildungsmotiven bewusste Auswahl derartiger Objekte, die möglichst wertbeständig über die Zeit blieben, was insbesondere für die Münzen im Spätmittelalter nur eingeschränkt gilt[1227]. Die deutlichen Unterschiede in Umfang und Zusammensetzung der Objektkollektionen verweisen darauf, dass in Abhängigkeit vom wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Status nicht sämtliche Wertgegenstände gleichermaßen für die Hortenden erreichbar waren.

Eine bewusste Auswahl bestimmter Objekte, die neben wirtschaftlichen Aspekten auch mit einer ideellen Wertschätzung verbunden ist, liegt Sammlungen zugrunde. Sowohl in aus religiösen als auch profanen Motiven angelegten Sammlungen enthaltenen Edelmetallobjekten kann neben ihrem hohen materiellen Wert auch ein ideeller Wert beigemessen werden, der unter Umständen höher geachtet wird als der materielle Wert. Derart hoch geschätzte Objekte können zum Gegenstand privater oder professionell angelegter Sammlungen werden. Die Zusammensetzung einer Objektsammlung im privaten Bereich wird im Wesentlichen von individuellen Neigungen und der finanziellen Potenz der sammelnden Person bestimmt. Unterschieden werden kann zwischen systematischen Sammlungen, die auf eine möglichst vollständige Erfassung bestimmter Objekttypen abzielen und unsystematischen Sammlungen, in die alles einfließen kann, was der sammelnden Person gefällt. Die zum Anlegen einer Sammlung führenden Motive reichen von reiner Freizeitbeschäftigung über Kapitalanlage bis zur Demonstration von Status und Macht, wobei im Fall angesammelter Edelmetallobjekte erstgenannter Faktor weitgehend zu vernachlässigen sein dürfte. Verwiesen sei hier auf die Funktion von Staats- und Kirchenschätzen, die immer auch wirtschaftliche und politische Macht demonstrieren sollten[1228]. Auf privater, bürgerlicher Ebene findet sich eine gewisse Entsprechung in zur Schau gestellten Ansammlungen von Schmuck und Geschirr aus Edelmetall[1229].

Die Nachweisbarkeit von als Schatzfund überlieferten Sammlungen ist begrenzt, nicht zuletzt da Sammlungen normalerweise obertägig und leicht zugänglich verwahrt werden, sodass die gesammelten Objekte jederzeit betrachtet, gezeigt und verwendet werden können. In der Funktion als wirtschaftliche Rücklage werden wertvolle Sammlungen bei Bedarf verpfändet oder veräußert, womit die Objekte in anderen Sammlungen aufgehen oder als Altmetall dem Edelmetallkreislauf wieder zugeführt werden. Angesichts einer akuten Gefahrensituation, die zum unbeabsichtigten Verlust gesammelter Wertobjekte führen könnte, erscheint eine vorübergehende sichere Deponierung als zweckmäßig. Demnach könnten unbeschädigte oder wenig beschädigte Schmuck- und Geschirrkollektionen in Schatzfunden durchaus Sammlungsbestände repräsentieren, wie in den als Privatvermögen einer Person oder Familie gedeuteten Fundkomplexen[1230], das Tafelsilber des Hôtel Dieu im Schatzfund von Coëffort (F, Hort-Nr. 183) und die aus Kirchenschätzen stammenden Gegenstände in den Schatzfunden von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159), Mirepoix (F,

1227 Angesichts der regional und zeitlich begrenzten Gültigkeit zahlreicher Prägungen: Kluge 2005, 21-22.

1228 Am Beispiel des Basler Münsterschatzes: von Müller 2001; Groebner 2001. – Zu Herrscherschätzen am Beispiel Burgunds: Dünnebeil 2007. – Zur Funktion von Herrscherschätzen in der frühgeschichtlichen Gesellschaft und im Frühmittelalter: Hardt 2001b und Hardt 2004b, 235-299.

1229 Bůžek 2007. – Blaschitz/Krabath 2004. – Richter 2006.

1230 **Tab. 49**: Schatzfunde mit funktionaler Deutung.

Hort-Nr. 182) und Abberley (GB, Hort-Nr. 132). Mit der sicheren Deponierung tritt die Funktion der Sammlung gegenüber der Rücklage in den Hintergrund. Die Heterogenität in der Typenzusammensetzung und im Abnutzungsgrad der Gegenstände in den meisten Schatzfunden deutet darauf hin, dass eine gemeinsame Deponierung von Sammlungsbeständen und anderweitigen Wertobjekten nicht unüblich gewesen zu sein scheint.

Die rituellen Hortbildungsmotiven entspringenden Opfer- und Weihehorte stellen ebenfalls Sammlungen bestimmter Objekte mit besonderer Wertschätzung dar. Die Auswahl der Weihe- beziehungsweise Opfergaben wird durch rituelle Konventionen bestimmt, wobei die ideelle Wertschätzung der Objekte den materiellen Wert in der Regel weit übersteigt. Allgemein wird angenommen, dass mit der Durchsetzung des Christentums rituelle Deponierungen wertvoller Objekte weitestgehend aufgegeben wurden. Spezielle Formen ritueller Deponierungen werden in christianisierten Gebieten dennoch bis in heutige Zeit praktiziert, wie beispielsweise Bauopfer und der Brauch, Münzen in Brunnen und Schächte zu werfen, belegen[1231]. Hierin sind wohl Rudimente älterer religiöser Anschauungen zu sehen, wobei einzelne aus heutiger Sicht abergläubische Riten historisch-heidnische Bräuche nachahmen. Dabei bleibt offen, ob derartige Rituale das ununterbrochene Fortleben heidnischen Volksglaubens widerspiegeln oder ob es sich um eine künstliche Wiederbelebung nach dessen Vorbild handelt[1232]. Die Weihe- oder Opfergaben, in heutiger Zeit meist in Form einzelner Münzen, werden an den Opferplätzen zum Teil in großen Stückzahlen kumuliert, in Folge kollektiven menschlichen Verhaltens. Ein ähnlicher Vorgang dürfte zur Entstehung großer Gewässerfunde in Antike und Mittelalter geführt haben, insbesondere an Flussübergängen und Quellen[1233]. Ebenso stellen die von samischen Opferplätzen stammenden Schatzfunde von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170), Saivo (S, Hort-Nr. 367), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) und Vindelgransele (S, Hort-Nr. 370) über einen längeren Zeitraum kumulierte Einzeldeponierungen dar, wobei rückwirkend nicht mehr zu bestimmen ist, ob eventuell mehrere Objekte von einer oder mehreren Personen gleichzeitig deponiert wurden. Hierüber könnte allenfalls eine detaillierte Beobachtung der Fundvergesellschaftung zum Zeitpunkt der Auffindung Auskunft geben, die jedoch in keinem der erfassten Fälle hinreichend erfolgte.

In der Regel handelt es sich bei hoch- und spätmittelalterlichen Opfer- und Weihegaben um materiell geringwertige Objekte, entsprechend der geringen Anzahl an Edelmetallgegenständen in samischen Opferhorten, wobei nicht auszuschließen ist, dass sie durch Plünderung und Diebstahl in größerem Umfang entwendet wurden und daher möglicherweise in den Fundkomplexen sekundär unterrepräsentiert sind[1234]. Die Auswahl der geopferten Gegenstände bezieht sich primär auf Objekte mit magisch-religiöser Bedeutung im Volksglauben, in den samischen Opferhorten hauptsächlich Rentierknochen und -geweihe, Glimmerbrocken, Steingeräte und bis Mitte des 14. Jahrhunderts diverse Metallgegenstände wie Anhänger, Spangen und Fibeln, Finger- und Armringe, Gürtelbeschläge, Kettenglieder, Perlen, Münzen, Blech-, Draht und sonstige Fragmente überwiegend aus Bronze, Kupfer, Zinnlegierungen und Eisen, seltener aus Silber[1235]. Die Metallobjekte bestehen nicht nur weit überwiegend aus unedlen Metallen, sondern sind darüber hinaus

1231 Eines der bekanntesten Beispiele moderner »Brunnenopfer« ist in dem Brauch zu sehen, eine Münze über die Schulter in den Trevi-Brunnen zu werfen und damit eine Rückkehr nach Rom sicherzustellen.

1232 Hierzu am Beispiel des Trevi-Brunnens: Wünsch 1900.

1233 Zu römischen Weihehorten: Haupt 2001, 73-76.

1234 Der Verdacht besteht jedenfalls bei dem von einem samischen Opferplatz stammenden Fundkomplex von Atjekaiva, der keine Edelmetallobjekte enthält und daher nicht als Schatzfund erfasst wurde. Zudem wurden an der Mehrzahl der archäologisch untersuchten Opferplätze ausgeprägte Plünderungsspuren beobachtet.

1235 Die gegenüber den Tierknochen weniger häufig auftretenden Metallgegenstände datieren in den Zeitraum von ca. 1000 bis 1350 n. Chr. Das sich im archäologischen Fundbild um 1350 abzeichnende abrupte Ende der Sitte, Metallgegenstände an samischen Opferplätzen zu deponieren, wird von Zachrisson 1984, 124-125 in Zusammenhang mit den sozialen Veränderungen im Zuge der Pestepidemie und der Agrarkrise in Norwegen um die Mitte des 14. Jhs. erklärt. – Zu den geopferten Gegenständen und religiösen Bedeutungsinhalten ausführlicher Serning 1956, 168-170.

meist stark fragmentiert. Auffallend ist die große Zahl eiserner Pfeilspitzen in den Opferhorten von Rautasjaure, Saivo, Unna Saiva und Vindelgransele, die gleichfalls den weniger häufig vertretenen Harpunen, Eisen- und Flintmessern an die im 3. und 4. Jahrhundert in Mooren im westlichen Ostseegebiet deponierten Waffensammlungen erinnern[1236].

Eine weiträumiger verbreitete Kategorie ritueller Deponierungen ist mit Bauopfern gegeben, die, im Gegensatz zu vorgenannten Fundkomplexen von Opferplätzen, Geschlossene Horte im Sinne von gleichzeitig niedergelegten Objektsammlungen darstellen[1237]. Bei Bauopfern handelt es sich meist um Tieropfer, überwiegend Katzen, einzelne Tierknochen oder Schuhe, »als Ersatz und Symbol für den Menschen«[1238]. Die Deponierung von Edelmetallgegenständen als Bauopfer ist dagegen seltener nachgewiesen. Einem gotischen Reliquienkreuz im Dom zu Paderborn[1239] entsprechend, wird der achtzehn Silbermünzen und eine Silberapplikation beinhaltende Schatzfund von Tune kirke (DK, Hort-Nr. 95) anhand der Deponierungsverhältnisse als Bauopfer gedeutet[1240]. Demnach könnte es sich bei den beiden in der Vermauerung einer Arkade in der alten Abtei von Charroux (F, Hort-Nr. 316) entdeckten Reliquiaren ebenfalls um ein Bauopfer handeln. Mit dem im Altar deponierten Schatzfund von Vindinge (DK, Hort-Nr. 90) zeigt auch der zweite als Opferfund gedeutete Schatzfund aus kirchlichem Kontext mit acht Silbermünzen und einem Bronzeschlüssel keine charakteristische Zusammensetzung, die aus sich heraus die Interpretation als Opfer eindeutig gewährt.

Der Nachweis einer Deponierung von Edelmetallgegenständen mit der Intention des Opferns oder Weihens erfolgt anhand des Fundkomplexes selbst allenfalls über Beifunde eindeutig magisch-religiöser Bedeutung, die jedoch mit Ausnahme der samischen Opferhorte in keinem der erfassten Fälle nachgewiesen sind[1241]. Die durch den Fundkontext charakterisierten Opfer- und Weihehorte zeigen entsprechend schriftlich überlieferter und mündlich tradierter Analogien aus der Frühen Neuzeit[1242] und der Moderne, dass potenziell eine Vielfalt an Edelmetallobjekttypen rituell deponiert werden konnte.

Aus dem Vergleich des Umfangs und der Zusammensetzung der 324 erfassten Schatzfunde gehen keine charakteristischen Merkmale hervor, die als Kriterien einer eindeutigen funktionalen Differenzierung profaner Horttypen zugrunde gelegt werden könnten. Solche sind für Funktionstypen, die aus theoretischen Erwägungen zu den allgemein zur Hortung von Edelmetallen führenden Motiven resultieren, nicht zwingend vorauszusetzen, da sich in Schatzfunden primär die Funktion eines Hortes bei dessen Deponierung widerspiegelt, die nicht zwangsläufig der Funktion während der Hortung entspricht. Ein Funktionswandel mit einhergehenden Veränderungen in der Struktur einer Objektsammlung ist möglich, jedoch rückwirkend in der Regel nicht konkret nachzuweisen. Die mit der funktionalen Deutung von Schatzfunden verbunde-

1236 Diese vor allem Schwerter, Schilde, Lanzen und Speere beinhaltenden Waffensammlungen werden als »eroberte Kriegsbeute, die nach siegreichen Gefechten einer Gottheit geopfert« (Gebühr 2007, 40) wurden gedeutet, unter Bezugnahme auf einen Bericht des römischen Historikers Orosius aus dem 5. Jh. – Eine entsprechende Deutung scheidet bei den samischen Opferhorten allerdings allein bereits aufgrund der nicht erkennbaren militärischen Struktur der Waffensammlungen aus, trotz weiterer Parallelen in der Struktur der Opferhorte, beispielsweise der hohe Fragmentierungsgrad und die Vergesellschaftung mit Bronzeschmuck.

1237 Zum Konzept des Geschlossenen Hortes: Eggert 2001, 79.

1238 Fingerlin 2005, 18 mit Beispielen des 17. und 18. Jhs. – Zwei Bauopfer des 14. Jhs. aus Göttingen mit Katzenskelett bzw. Tierknochen in Katalog Braunschweig 1985, Bd. 1, 172, Kat.-Nr. 110a, b [S. Schütte]. – Zur Fundgruppe der Tiermumien, insbesondere Katzen aus Gebäudehohlräumen als Relikte frühneuzeitlicher Magievorstellung: Schad 2005. – Die Verbergung von Schuhen in Verbindung mit abergläubischen Praktiken ist insbesondere auf den Britischen Inseln belegt: J. Swann, Interpreting Concealed Shoes and Associated Finds. In: Ericsson u. a. 2005a, 115-119.

1239 LexMA I (1980) 1669-1670 s. v. Bauopfer [C. Daxelmüller].

1240 Ausführlicher dazu im Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1241 Die bis in heutige Zeit vor allem bei der Grundsteinlegung größerer Bauwerke deponierten Objekte umfassen häufiger Münzen und ähnlich materiell wertvollen Objekte, vergesellschaftet mit heilbringenden, magischen Dingen wie Knochen, Kränzen oder Johanniskraut. In heutiger Zeit in gleicher Tradition und als Zeitzeugen deponierte Tageszeitungen, Urkunden, Weinflaschen und Kursmünzen werden vor der Verbergung gesegnet, womit den Objekten dann ebenfalls eine heilbringende Funktion zukommt: Fingerlin 2005, 18.

1242 Beispiele bei Geißlinger 2004, 465-466, bes. Anm. 40.

nen Schwierigkeiten äußern sich nicht zuletzt in einer meist ausbleibenden, so für 70 % (226 von 324) der erfassten Schatzfunde, oder unspezifischen Ansprache profan gedeuteter Schatzfunde im Hinblick auf vorgenannte Funktionstypen. Häufiger findet sich statt dessen eine am ehemaligen Besitzer orientierte funktionale Deutung. Generell kann eine Objektsammlung von einem Individuum angelegt werden, oder von einem Kollektiv mehrerer Personen. Allgemein besteht die Neigung, größere Objektkollektionen eher nicht als Besitz einer Einzelperson, sondern einer Gruppe oder größeren Gemeinschaft zu deuten[1243]. Allerdings mangelt es in der Regel an diesbezüglich eindeutigen Kriterien. Im Extremfall entspricht die Anzahl der Objekte in einem Schatzfund der Anzahl ursprünglicher Besitzer, wenn die beteiligten Personen jeweils ein Objekt dem Hort hinzufügen. Eine derartige 1:1-Beziehung ist jedoch überlieferungsbedingt nicht nachzuweisen. Umgekehrt können sehr viele Objekte einer Einzelperson gehören (n:1-Beziehung) oder ein Objekt kann mehrere Besitzer haben (1:n-Beziehung), was aus den überlieferten Quellen gleichfalls in der Regel nicht hervorgeht.

Die gemeinschaftliche Deponierung von Wertobjekten mehrerer Besitzer setzt im profanen, privaten Bereich ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen den Beteiligten voraus, was am ehesten innerhalb familiärer Beziehungen anzunehmen ist. Die schmuckführenden ungarischen Schatzfunde des 13. Jahrhunderts[1244] deutet N. Parádi aufgrund der Schmucktypen und der Anzahl der Schmuckstücke als »Besitz einer kleineren Gemeinschaft« beziehungsweise »einzelner Familien«[1245]. Ähnliche Argumente finden sich bei V. Hrubý[1246], der die Schatzfunde der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus Mähren[1247] als Privat- oder Familienbesitz größerer oder kleinerer Feudalherren deutet. C. R. af Ugglas[1248] interpretiert die Schatzfunde von Amunde (S, Hort-Nr. 150), Dune (S, Hort-Nr. 149) und Kyrkebinge (Gotland/S, Hort-Nr. 151) als über mehrere Generationen angesammelten Besitz von Hofgemeinschaften, wobei er sich auf die Anzahl deponierter Objekte und insbesondere deren Altersstruktur bezieht (**Abb. 157**). Das Vorkommen älterer Objekttypen in einem Schatzfund ist jedoch kaum als stichhaltiges Argument gegenüber Händler-, Handwerker- oder Pfandleiherhorten zu werten, da nicht davon auszugehen ist, dass nicht mehr dem gängigen Modegeschmack entsprechende Objekte, sobald sie aus privatem Besitz ausgeschieden sind, jedenfalls direkt eingeschmolzen wurden.

Die mit einer auf uneindeutige Kriterien gestützten Interpretation verbundenen Schwierigkeiten zeigen sich besonders deutlich bei Schatzfunden, die jüdischen Funktionskontexten zugeordnet werden. Die Schatzfunde von Erfurt II (Hort-Nr. 34), Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41), Briviesca I und III (ES, Hort-Nrn. 39-40) werden als Besitz jüdischer Familien gedeutet, hauptsächlich aufgrund der Lokalisierung der jeweiligen Fundstelle in mittelalterlichen jüdischen Stadtvierteln. Im Vergleich der Fundkomplexe zeigen sich deutliche Unterschiede in Umfang und Zusammensetzung, entsprechend der aus Schriftquellen hervorgehenden unterschiedlichen finanziellen Potenz innerhalb der jüdischen Bevölkerung[1249]. Einzig im Hinblick auf den Zustand der Objekte besteht eine weitgehende Entsprechung. Mit Ausnahme des Schatzfundes von Briviesca III enthalten die Fundkomplexe ausschließlich wenig beschädigte Objekte.

1243 Steuer 2004, 602. – Vgl. Haupt 2001, 11-12.

1244 Darunter die Schatzfunde von Abony (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 189), Akasztó-Pusztaszentimre (H, Hort-Nr. 190), Bajót (Kom. Komárom-Esztergom/H, Hort-Nr. 191), Balmazújváros (Kom. Hajdú-Bihar/H, Hort-Nr. 192), Budapest (H, Hort-Nr. 193), Gödöllo-Babat (H, Hort-Nr. 194), Hajdúszaboszló-Aranyszeg (Kom. Hajdú-Bihar/H, Hort-Nr. 195), Karcag határa (Kom. Jász-Nagykun-Szolnok/H, Hort-Nr. 196), Nyírmártonfalva-Gut (Kom. Hajdú-Bihar/H, Hort-Nr. 198), Pátroha (H, Hort-Nr. 199), Pécel (H, Hort-Nr. 200), Tápiógyörgye (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 201), Tyukod-Bagolyvár (Kom. Szabolcs-Szatmár-Bereg/H, Hort-Nr. 202), Oros (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 203), Tiszaörvény-Templomdomb (Kom. Jász-Nagykun-Szolnok/H, Hort-Nr. 204) und Nagykamarás-Bánkút (H, Hort-Nr. 205).

1245 Parádi 1975, 160.

1246 Hrubý 1960, 105.

1247 Darunter die Schatzfunde von Střelice (CZ, Hort-Nr. 161), Babice (CZ, Hort-Nr. 162) und Veselí nad Moravou (CZ, Hort-Nr. 163).

1248 Ugglas 1936. – Vgl. Krabath 2007, 123 und Fingerlin 1971, 16.

1249 Vgl. beispielsweise zwei Urkunden in Berlin aus dem Jahr 1320: W. Schich, Der Berliner Jude Meyer als Kreditgeber, in: Katalog Berlin 1987, 234-237.



Abb. 157 Der Schatzfund von Dune. – (Nach Länsmuseet Gotlands Fornsal, Treasures – Gotland [Visby 1999]).

Während die Interpretationen vorgenannter Schatzfunde die Frage nach der beruflichen Tätigkeit des Hortbesitzers offen lassen, den als Hort einer jüdischen Händlerfamilie gedeuteten Schatzfund von Erfurt II[1250] ausgenommen, wurde für die Schatzfunde von Colmar (F, Hort-Nr. 31), Weißenfels (Hort-Nr. 33), Lingenfeld (Hort-Nr. 32), Środa Śląska II (PL, Hort-Nr. 36) und Münster (Hort-Nr. 30) jeweils die Deutung als jüdischer Pfandleiherhort in Erwägung gezogen. Die Schatzfunde beinhalten Münzen und Schmuck in unterschiedlichem Umfang und differierender Typenzusammensetzung, wobei alle einen beachtlichen Vermögenswert verkörpern. Edelmetallgeschirr beinhaltet der Schatzfund von Colmar mit einem Doppelkopf, einer Schale und einem Silberbarren sowie der Schatzfund von Lingenfeld mit vier Bechern, einem Doppelkopf und einem Teller. Die Objekte in den Schatzfunden von Colmar und Środa Śląska weisen einen geringen Fragmentierungsgrad auf, wohingegen die Schatzfunde von Weißenfels, Lingenfeld und Münster eine größere Anzahl stark fragmentierter Objekte enthalten. Somit besteht grundsätzlich kein Unterschied zu Schatzfunden, deren Hortung in privatem Kontext angenommen wird.

Die auf den Beruf des ehemaligen Besitzers bezogene funktionale Deutung als Pfandleiherhort basiert letztlich auf der weiter verbreiteten Ansicht, wonach Juden im Mittelalter überwiegend als Pfandleiher tätig ge-

1250 Stürzebecher 2014; 2005, 9.

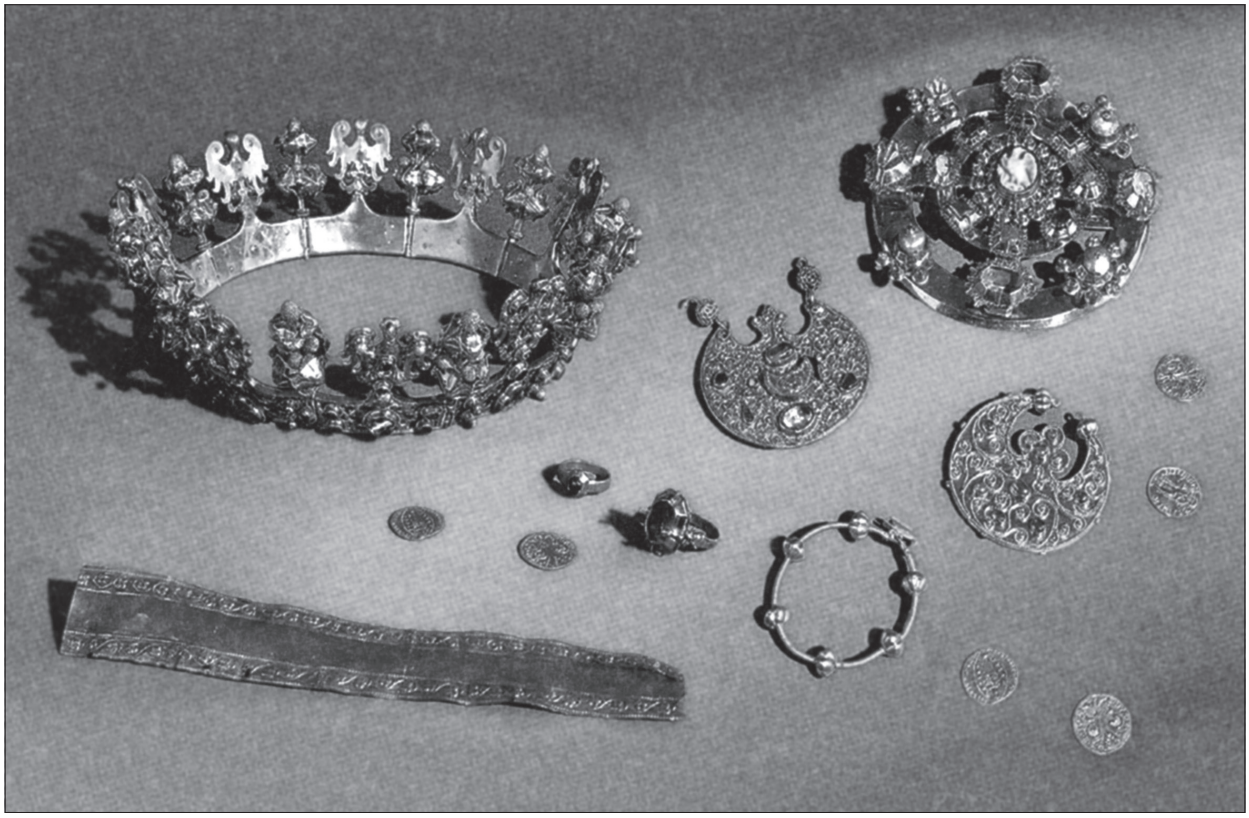


Abb. 158 Der Schatzfund von Środa Śląska. – (Nach Ostritz 2010a, 179 Abb. 38).

wesen sind[1251]. Als die Interpretation eines jüdischen Pfandleiherhortes stützende Kriterien werden häufig ein hoher Vermögenswert und das Beinhalten überregional anerkannter Handelsmünzen herangezogen, neben allgemein auf einen jüdischen Funktionskontext hindeutenden Faktoren, vor allem die Lage der Fundstelle innerhalb eines jüdischen Wohnbereiches in mittelalterlichen Städten[1252] und eine durch die Schlussmünze begründete zeitliche Nähe des Deponierungszeitpunktes zu schriftlich überlieferten Pogromen. Neben dem Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster kann der Schatzfund von Środa Śląska in diesem Zusammenhang als Paradebeispiel betrachtet werden. Der im Mai 1988 auf einem Schuttabladeplatz am Rande der Stadt, im Bauschutt abgerissener Altstadthäuser entdeckte Schatzfund enthält 3939 überwiegend überregionale Gold- und Silbermünzen sowie zehn außergewöhnlich hochwertig gearbeitete goldene Schmuckstücke, darunter eine Krone (**Abb. 158**). J. Pietrusiński interpretiert den Schatzfund als »Herrscherschmuck von ganz außergewöhnlichem Charakter und Wert«[1253], den er den Beständen der Luxemburger zuordnet. Aufgrund des Fundortes und der Datierung der im Schatzfund enthaltenen Objekte sämtlich vor die Mitte des 14. Jahrhunderts nimmt Pietrusiński an, »dass wir es mit dem Unterpfand eines Herrschers für eine Anleihe zu tun haben«[1254]. Er stützt seine These auf die für die Jahre 1345 und 1349 schriftlich überlieferten Pogrome als mutmaßlichen Verbergungsgrund und auf die ebenfalls schriftlich belegte Praxis, wonach bei finanziellem Bedarf auf Bestände aus Herrscherschätzen als Reserve zurück-

1251 Ausführliche Kritik im Kapitel Interpretation des Schatzfundes – Funktionale Deutung und ehemaliger Besitzer.

1252 So beispielsweise auch für den Goldmünzschatz von Regensburg: Wanderwitz 1997. – Zur Kritik vgl. Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1253 Pietrusiński 1998, 190.

1254 Ebenda 198.

gegriffen und diese verkauft oder verpfändet wurden[1255]. Demnach ist die Möglichkeit der funktionalen Deutung als Händlerdepot nicht gänzlich auszuschließen. Das als Hypothese formulierte Szenario, wonach der Schmuck ursprünglich Blanche de Valois gehörte und nach ihrem Tod 1348 von ihrem Ehemann an den durch überlieferte Rechnungen und königliche Geleitbriefe namentlich bekannten Jüdischen Händler Musche von Środa verkauft wurde[1256], erinnert an die Deutung des vermeintlichen Mainzer Schatzes der Kaiserin Agnes[1257], die auf einer inzwischen erwiesenermaßen frei erfundenen Fundgeschichte basiert[1258].
Als Pfänder zur Absicherung von Krediten eigneten sich generell vor allem Schmuckstücke und sonstige Gegenstände aus Edelmetall, beispielweise Geschirr. Die im Stadtarchiv von Braunschweig überlieferte Pfandliste des Hinrik Swalenberch von 1475 bezeugt, dass darüber hinaus Kaufleute diverse Waren als Pfänder einsetzten und Handwerker durchaus auch Halb- und Fertigprodukte verpfändeten[1259]. Demzufolge konnten sämtliche Gegenstände, die einen gewissen Tauschwert repräsentierten und vom Pfandleiher als Sicherheit für einen Kredit akzeptiert wurden, verpfändet werden, so auch fragmentierte Objekte, Rohmaterialien, Produktionsabfall und ähnliches.
Eine heterogene Zusammensetzung der Schatzfunde wird einerseits als Hinweis auf enthaltene Pfänder gedeutet, andererseits als Widerspiegelung der Ausstattung vermögender jüdischer Haushalte mit Schmuck und Edelmetallgeschirr[1260]. Das in einer Urkunde vom 14. August 1294 aus Bern detailliert verzeichnete Vermögen eines Juden namens Vivilin findet eine gewisse Entsprechung in der Struktur von Schatzfunden vor allem des 14. Jahrhunderts. Insbesondere die Schatzfunde von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Erfurt II (Hort-Nr. 34) zeigen eine erstaunlich weitreichende Übereinstimmung mit den verzeichneten Vermögenswerten Vivilins[1261]. Laut der urkundlichen Überlieferung hatte dieser einer christlichen Vertrauensperson namens Berchta von Habstetten einen mit Münzen und verschiedenen Schmuckstücken gefüllten Schrein sowie Silbergeschirr und mehrere Silberschlüssel aus seinem Besitz anvertraut. Die detaillierte Auflistung der Wertobjekte erfolgte anlässlich deren Konfiskation durch den Schultheiß und Rat der Stadt Bern[1262]. Der Inhalt des Schreins setzt sich zusammen aus 89 Goldmünzen, 24 Turnosen, 18 Fibeln, 74 Ringen, drei Gürteln, fünf »goldenen Kügelchen in der Größe einer Erbse«[1263], zwölf Appliken und einem Silberschlüssel. Hinzu treten drei vergoldete Pokale, zwei Silberkrüge, zwei silberne Schlüssel, ein Silberkelch sowie fünf Gürtel. Der Schatzfund von Colmar enthält im Vergleich zwar mit 349 eine größere Anzahl an Münzen und zusätzlich einen Silberbarren, allerdings lediglich vier überregionale Münzen, darunter eine Goldmünze, sodass der Münzbestand des Colmarer Schatzfundes nur etwa vier Prozent der Geldwerte Vivilins entspricht[1264]. Sämtliche der bei Vivilin verzeichneten Schmucktypen sind mit abweichender Häufigkeit im Schatzfund von Colmar vertreten, der insgesamt ein breiteres Spektrum an Schmucktypen beinhaltet. Der Silberschlüssel stellt eine außergewöhnliche Parallele dar, angesichts der Tatsache, dass Schlüssel äußerst selten in Schatzfunden überliefert sind[1265]. Bezüglich Silbergefäßen enthält der Schatzfund von Colmar mit einem Doppelkopf und einer Schüssel ein geringeres Spektrum an Edelmetallgeschirr. Der Schatzfund von Erfurt II (**Abb. 159**) verkörpert dagegen mit 3141 überregionalen Silbermünzen, 14 Silberbarren, mehr als 600 Schmuckstücken, die unter anderen die im Besitz des Vivilin enthaltenen Schmucktypen repräsentieren, einem Satz von acht

1255 Pietrusiński 1998, 199.
1256 Pieńkowski 2000, 1064.
1257 Schulze-Dörrlamm 1991.
1258 Zum Nachweis, dass es sich beim sog. Mainzer Goldschmuck der Kaiserin Gisela bzw. Agnes um die bewusst vorgenommene Fälschung eines hochkarätigen mittelalterlichen Schatzfundes handelt: Krug 1999.
1259 Katalog Braunschweig 1985, Bd. 1, 507, Kat.-Nr. 421 [H.-H. Ebeling].
1260 z. B. Transier 2004.
1261 Zum Vergleich des Schatzfunds von Colmar mit dem Vermögen Vivilins: Geiger 2001.
1262 Urkundentext und Transkription: ebenda 245.
1263 Unklar bleibt, ob es sich dabei um Knöpfe, Perlen oder Granalien handelt.
1264 Geiger 2001, 252.
1265 Neben dem Schlüssel im Schatzfund von Colmar wurde nur noch ein Bronzeschlüssel im Schatzfund aus der Kirche von Vindinge (DK, Hort-Nr. 90) erfasst.



Abb. 159 Der Schatzfund von Erfurt. – (Nach Stürzebecher 2014, 33).

Silberbechern, einer Silberkanne, einer Silberschale und einem Doppelkopf einen weit höheren Vermögenswert gegenüber demjenigen des Vivilin.

Auch die Schatzfunde von Pritzwalk (Hort-Nr. 35), Weißenfels (Hort-Nr. 33), Szczecin (PL, Hort-Nr. 78) und Verona (I, Hort-Nr. 38) weisen unter anderen sämtliche der bei Vivilin genannten Schmucktypen auf, wohingegen bezüglich der Münzen und Edelmetallgefäße keine Entsprechung zu verzeichnen ist. Die Schatzfunde von Pritzwalk und Weißenfels enthalten lediglich sechs beziehungsweise drei überregionale Silbermünzen, der Schatzfund von Szczecin 358 Silbermünzen, deren Spektrum jedoch gleich den Münzen im Schatzfund von Verona aus den Publikationen nicht hervorgeht. Keiner der vorgenannten Schatzfunde beinhaltet Gefäße aus Edelmetall, entsprechend den folgenden Schatzfunden, deren Schmuckspektren jeweils drei der vier bei Vivilin aufgeführten Schmucktypen enthalten. Bei den Schatzfunden von Münster (Hort-Nr. 30), Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) und Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) sind darüber hinaus Parallelen hinsichtlich der Münzspektren gegeben. Sie beinhalten sämtlich Gold- und Silbermünzen entsprechend dem Barvermögen Vivilins, wohingegen das quantitative Verhältnis der Münzmetalle in den Schatzfunden umgekehrt zu demjenigen bei Vivilin ist. Die Schatzfunde von Münster und Fuchsenhof bei Freistadt enthalten darüber hinaus einen jeweils größeren Anteil regionaler Prägungen. Der Schatzfund von Boitwarden (Hort-Nr. 54) beinhaltet ausschließlich zehn Goldmünzen, die Schatzfunde von Bokel (Hort-Nr. 49) und Lundby Krat (DK, Hort-Nr. 79) ausschließlich Silbermünzen, sowohl regionale als auch überregionale Prägungen. Bei den Schatzfunden von Savastvere (Maak. Tartu/EST, Hort-Nr. 285), Meldorf (Hort-Nr. 56), Esztergom-Szent Király földek (H, Hort-Nr. 301) und Cap Caliacra (BG, Hort-Nr. 331) gingen die Münztypen aus der zur Verfügung stehenden Literatur nicht hervor, während die Schatzfunde von Badeboda (S, Hort-Nr. 152), Ladenburg (Hort-Nr. 174) und Chalkida (GR, Hort-Nr. 166) keine Münzen enthalten. Die Schatzfunde von Lingenfeld (Hort-Nr. 31) und Dune (S, Hort-Nr. 149) führen überregionale Silbermünzen beziehungsweise Goldmünzen

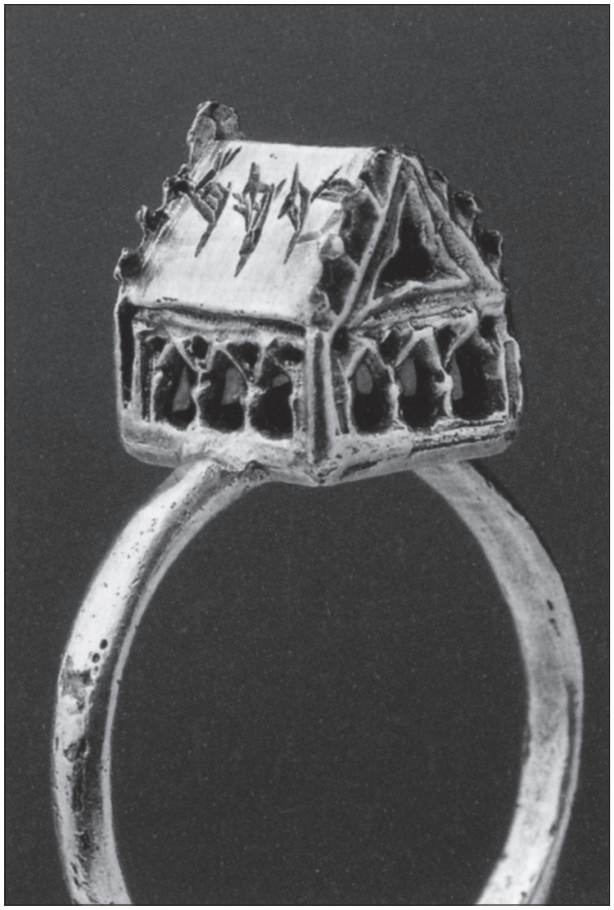


Abb. 160 Silberner Hochzeitsring im Schatzfund von Weißenfels. – (Nach Ostritz 2010a, 278 Abb. 112).

sowie jeweils eine größere Anzahl an Silbergefäßen, wohingegen der Schatzfund von Karlštejn (CZ, Hort-Nr. 325) zwar Silbergefäße jedoch keine Münzen enthält. Mit Silbergefäßen und jeweils einer größeren Anzahl enthaltener Silbermünzen, allerdings nur jeweils zwei der bei Vivilin aufgeführten Schmucktypen, zeigen die Schatzfunde von Briviesca I (ES, Hort-Nr. 40), Liège (B, Hort-Nr. 181), Körmend (H, Hort-Nr. 321) und Gogoşu (RO, Hort-Nr. 116) durchaus noch eine gewisse Vergleichbarkeit.

Die mehr oder weniger stark ausgeprägten Ähnlichkeiten in der Zusammensetzung vorgenannter, verschiedenen Funktionskontexten zuzuordnender Schatzfunde mit den verzeichneten Vermögenswerten Vivilins belegen, dass eine heterogene Struktur weder eindeutig auf eine bestimmte Funktion des Hortes noch auf eine bestimmte Bevölkerungsgruppe als Besitzer hindeutet. Gewisse Abweichungen sind allein bereits aufgrund der zu unterstellenden individuellen Voraussetzungen bei der Hortbildung und der unvollständigen Überlieferung zahlreicher Schatzfunde zu erwarten. Die sich abzeichnende weitgehende Übereinstimmung der in jüdischem und christlichem Kontext gehorteten Schmuckstücke und Edelmetallgefäße entspricht den bei archäologischen Ausgrabungen in jüdischen Wohnbereichen geborgenen Gebrauchsgegenständen, die sich in der Regel nicht von denjenigen aus christlichen Kontexten unterscheiden[1266]. Spezifisch jüdische Objekte werden unter den Wertobjekten Vivilins nicht verzeichnet und sind in Schatzfunden ausgesprochen selten enthalten. Die umfangreichste Objektgruppe stellen jüdische Hochzeitsringe[1267] dar, die jeweils mit einem Exemplar in den Schatzfunden von Erfurt II (Hort-Nr. 34), Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Weißenfels (Hort-Nr. 33) vertreten sind (**Abb. 160**). Die ausschließlich bei der Hochzeitszeremonie getragenen Ringe waren zumindest in der Neuzeit meist im Besitz der jüdischen Gemeinde und nur selten in privatem Familienbesitz[1268]. Hierauf könnte zurückzuführen sein, dass die Mehrzahl neuzeitlicher jüdischer Hochzeitsringe in diversen Kunstsammlungen obertägig überliefert wurde.

Neben hebräische Inschriften treten diverse Symbole als kennzeichnende Merkmale jüdischer Sachkultur. Spezifisch jüdische Symbole sind allgemein selten als Objektdekore überliefert, wohingegen sich eine vergleichsweise vielfältige kulturunspezifische Symbolik findet, die erst durch die Vergesellschaftung mit he-

1266 Harck 2004, 25.

1267 Die meist mit der hebräischen Aufschrift »Masal tov« (wörtlich übersetzt »guter Stern«, im übertragenen Sinn »viel Glück«) versehenen Ringe waren ein wichtiger Bestandteil des jüdischen Hochzeitsritus. Der häufig sehr groß dimensionierte, in Form gotischer Hausarchitektur gestaltete Ringkopf wird als Hinweis auf den neu gegründeten Hausstand bzw. auf den zerstörten Tempel von Jerusalem gedeutet.

1268 Katalog Speyer 2004, 198 [W. Transier]. – Zum Hochzeitsritus und zum Erfurter Hochzeitsring: Stürzebecher 2005, 13-15.

bräischen Inschriften auf einen jüdischen Kontext hindeutet[1269]. Hierzu zählt das Hexagramm aus zwei ineinandergeschobenen Dreiecken, das erst im 19. Jahrhundert zunehmend zum Symbol des Judentums wurde[1270]. Sechszackige Sterne sind als Ornament sowohl im jüdischen als auch im christlichen und im arabischen Kulturbereich weit verbreitet. Sie finden sich als Zierelemente beispielsweise bei einer Fibel im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Kat.-Nr. 10) und auf den Bodenmedaillons zweier Silberteller im Schatzfund III von Briviesca (ES, Hort-Nr. 39), die als Teil eines speziellen, für das Pessach-Fest benutzten Geschirrs gedeutet werden[1271]. Der im Schatzfund von Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36) enthaltene Siegelring trägt einen fünfzackigen Stern und eine Mondsichel, womit das Motiv stark demjenigen der Siegel des 13. und 14. Jahrhunderts der Regensburger Juden ähnelt (**Abb. 161**)[1272]. Die weit überwiegende Anzahl des in Schatzfunden enthaltenen Silbergeschirrs, des Kleiderzierrats und der Schmuckstücke entsprechen dem Modegeschmack ihrer Zeit, ohne dass ein abgegrenzter jüdischer Habitus anhand der Schatzfundinventare fassbar ist, entsprechend den vereinzelten Funden von Schmuckstücken und Kleidungszierrat aus Gräbern jüdischer Friedhöfe[1273]. Auch ein Vergleich der in Testamenten und Inventaren verzeichneten Objekte zeigt keine wesentlichen Unterschiede in der Ausstattung jüdischer und christlicher Haushalte beziehungsweise Personen mit Edelmetallgegenständen an. Zwar wurden bereits seit dem späten 13. Jahrhundert detaillierte Kleiderordnungen für Juden erlassen, Illuminationen hebräischer Handschriften zeugen jedoch von einer gewissen Abweichung von der vorgeschriebenen Norm, denn die dargestellte Kleidung entspricht jener der gehobenen christlichen Gesellschaftsschichten[1274]. Eine mögliche Erklärung für die weitgehende Entsprechung der von der jüdischen und nichtjüdischen Bevölkerung gebrauchten Sachkultur ist in der zumindest im Heiligen Römischen Reich für Juden mit dem Zunftverbot bestehenden Beschränkung der Ausübung handwerklicher Tätigkeiten zu sehen[1275]. Darüber hinaus könnte sich im Fehlen eines eigenständigen Fundniederschlags der jüdischen Kultur deren gesellschaftliche und wirtschaftliche Integration im städtischen Alltag abzeichnen. Eine ethnisch-religiöse Zuweisung der in den Schatzfundkomplexen enthaltenen Objekte ist bis auf die wenigen genannten Beispiele nicht möglich, wobei es methodisch fraglich bleibt, ob einzelne jüdische Objekte in einem Schatzfund ein hinreichendes Kriterium darstellen, um den gesamten Fundkomplex einem jüdischen Kontext zuzuordnen[1276]. Entsprechend problemorientiert verweist bereits F. Wiggert 1844 bei der Interpretation des Schatzfundes von Weißenfels darauf, dass unsicher sei »welches Standes und welcher Religion die Besitzer gewesen sind«[1277].

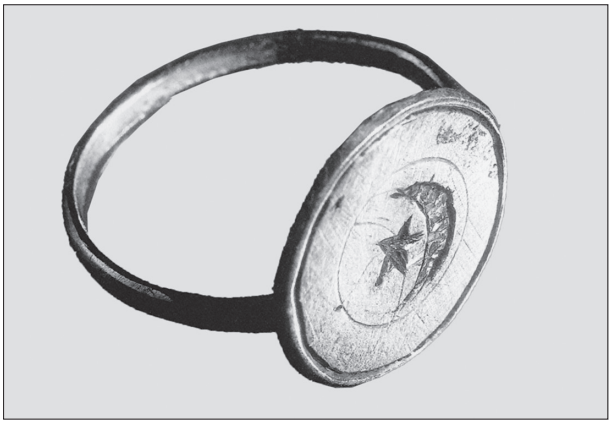


Abb. 161 Der Siegelring im Schatzfund von Środa Śląska. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 811 Abb. 91.10).

1269 Zu den bekanntesten jüdischen Symbolen zählen Darstellungen der Menora, wie sie sich auf einem heute nicht mehr erhaltenen Fingerring in einem aus der ersten Hälfte des 11. Jhs. stammenden Hacksilberdepot aus Warlin, Kreis Neubrandenburg (Mecklenburg-Vorpommern) fand: Harck 2004, 36. – Die gegenüber der siebenarmigen Variante deutlich seltenere hier dargestellte Variante als fünfarmiger Leuchter verweist auf einen östlichen Einfluss, da insbesondere die jüdische Kunst im Golan (IL) zahlreiche Darstellungen fünf- oder neunarmiger Menorot zeigt: Katalog Speyer 2004, 122 [N. Sidi].

1270 LexMA III (1986) 608 s. v. Davidstern [R. Schmitz].

1271 Katalog Speyer 2004, 188 [B. Castillo Iglesias].

1272 Vgl. Prokisch u. a. 2004a, 811 Abb. 91.10. – Zu den Regensburger Siegeln: Katalog Speyer 2004, 138 [C. Schineller].

1273 Zu den Grabfunden: Harck 2004, bes. 31-33.

1274 Toch 2004, 13.

1275 Codreanu-Windauer 2002, 316. – Transier 2004, 202.

1276 Vgl. Katalog Speyer 2004, 194 [M. Wener].

1277 Wiggert 1844, 93-94.



Abb. 162 Die Handtruwebratze im Schatzfund von Weißenfels mit gravierter Inschrift JESUS MARI IA OHA [Jesus, Maria, Johannes] in gotischen Majuskeln. – (Nach Katalog Speyer 2004, 195 rechts unten).

Auch wenn spezifisch jüdische Objekte in Schatzfunden als Indizien auf ehemals jüdische Besitzer gelten können, besteht darin jedoch keine letztgültige Nachweismöglichkeit. Schließlich können die Objekte zumindest vorübergehend beispielsweise in den Besitz von christlichen Goldschmieden gelangt sein, etwa mit dem Auftrag zur Umarbeitung oder zum Einschmelzen. Und wie das Beispiel des Vermögens von Vivilin lehrt, konnten Wertgegenstände aus jüdischem Besitz durchaus christlichen Vertrauenspersonen zur sicheren Verwahrung anvertraut werden. Hätte Berchta von Habstetten Vivilins Schatz versteckt, anstatt ihn an die Stadt Bern herauszugeben und wären die Wertobjekte als Schatzfund in einem nichtjüdischen Funktionskontext überliefert worden, so gäbe es keine Anhaltspunkte für die Interpretation des Fundkomplexes als Vermögen eines Juden. Umgekehrt können durch spezifisch christliche Inschriften oder Symbole gekennzeichnete Gegenstände, wie eine Handtruwebratze im Schatzfund von Weißenfels (Hort-Nr. 33) (**Abb. 162**) mit der Inschrift »JESUS MARI IA OHA« (Jesus, Maria, Johannes) und die Handtruwebratze im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Kat.-Nr. 6) in jüdischen Besitz gelangt sein, beispielsweise als Pfand für einen Kredit.

In Ermangelung eindeutiger, aus Umfang und Zusammensetzung von Schatzfunden zu gewinnender Indizien, die einen jüdischen Funktionszusammenhang belegen, wird als die Interpretation stützendes Kriterium häufiger auf den strukturellen Vergleich mit bereits als jüdischer Besitz interpretierten Schatzfunden zurückgegriffen, so beispielsweise bei C. Descatoire[1278] bezogen auf als jüdisch geltende Schatzfunde, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts mutmaßlich in Zusammenhang mit der Pestepidemie und einhergehenden Pogromen verborgen wurden. Wie die vergleichende Betrachtung der 324 erfassten Schatzfunde jedoch zeigt, weisen die um die Mitte des 14. Jahrhunderts verborgenen Schatzfunde keine signifikanten Unterschiede im Umfang und in der Zusammensetzung gegenüber anderen hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden auf. Ist somit bereits der Nachweis jüdischer Besitzer nicht unproblematisch, so sind auch keine eindeutigen Merkmale zur Differenzierung von Pfandleiherhorten gegenüber Privatvermögen anhand der Fundkomplexe zu gewinnen, zumal in Abhängigkeit vom Deponierungsmotiv grundsätzlich eine gemeinsame Deponierung von in privatem und in beruflichem Zusammenhang gehorteten Vermögenswerten möglich ist. So vermutet H.-U. Geiger[1279] mit Hinweis auf die große Zahl von 74 Fingerringen im Vermögen Vivilins hinterlegte Pfänder für Gelddarlehen. Auch wenn das Kreditgeschäft die wahrscheinlich gesamtwirtschaftlich wichtigste und in der Parallelüberlieferung stark betonte Tätigkeit der Juden im mittelalterlichen Europa darstellt[1280], bestanden wohl durchaus Möglichkeiten, auch in anderen Berufszweigen zu Wohlstand zu gelangen. Zumindest waren Juden im Heiligen Römischen Reich nicht nur als Bankiers, sondern auch als Fernhändler angesiedelt worden und als solche auch im Spätmittelalter teilweise noch tätig[1281]. Zudem ist

1278 Descatoire 2007a, 13-14.

1279 Geiger 2001, 251.

1280 Vielfältige, christlichem Kontext entspringende Schrift- und Bildquellen betonen und prägen das Bild von Juden als Wucherer: Toch 2004, 15; Rehm 2005, 159 Abb. 11-12; Katalog Speyer 2004, 255; Fritz 1982, Abb. 38.

1281 Hier durften Juden in der Regel nur handwerkliche Tätigkeiten ausüben, die der Versorgung der jüdischen Bevölkerung mit dem religiösen Reinheitsgebot unterworfenen Produkten dienten. Auf der Iberischen Halbinsel galt dagegen ein weniger striktes Berufsverbot: Transier 2004, 202.

mit der Beleihung von Edelmetallobjekten als Kreditsicherheit auch immer der Handel mit nicht ausgelösten Pfändern verbunden, die verkauft oder zunächst als private Reserve gehortet wurden. Die Ansicht W. Transiers, die in Schatzfunden aus jüdischen Kontexten enthaltenen Gegenstände seien »vielfach Pfänder für Kredite jüdischer Bankiers«[1282], bleibt mangels Nachweismöglichkeit spekulativ.

Dennoch wird die Interpretation als Hort eines jüdischen Händlers beziehungsweise Kaufmanns bislang lediglich für den Schatzfund von Erfurt II (Hort-Nr. 34) vorgeschlagen[1283], abgesehen von der Interpretation des Schatzfundes von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) durch H. Ehrend, der alternativ die Deutung als »Hinterlassenschaft eines jüdischen Kaufmanns oder Pfandleihers«[1284] vorschlägt. Obwohl für den Schatzfund von Lingenfeld ebenso wie für den Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster keine konkreten Hinweise auf einen jüdischen Kontext vorliegen, finden sich wie auch für den Schatzfund von Weißenfels (Hort-Nr. 33) weitaus weniger problemorientierte Deutungen in der Literatur, die teilweise bis in jüngste Zeit unkritisch übernommen werden[1285]. Der Schatzfund von Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) wird dagegen bezüglich der beruflichen Stellung des Besitzers neutral als »Vermögen eines Juden«[1286] interpretiert.

Während die Interpretation von Pfandleiherhorten in Mitteleuropa bislang ausnahmslos mit jüdischen Besitzern in Verbindung gebracht wird, ungeachtet dessen, dass durchaus auch Christen als Pfandleiher im mittelalterlichen Europa tätig waren[1287], wird für den Schatzfund von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) die Deutung als Hort eines Pfandleihers respektive Vermögen einer reichen Person nicht in jüdischen Kontext gestellt[1288]. Dies erklärt sich vor dem Hintergrund, dass die in der Schriftüberlieferung fassbaren ältesten jüdischen Niederlassungen in Dänemark erst unter Christian V. (1670-1699) gegründet wurden[1289].

Gegenüber Pfandleiherhorten werden Händlerdepots weniger mit Juden als vielmehr mit christlichen Besitzern in Verbindung gebracht. Als charakteristische Merkmale, die für eine Interpretation als Händlerdepot sprechen, gelten eine größere Anzahl überregional anerkannter Handelsmünzen, neuere Münztypen, insbesondere Goldmünzen[1290], Barren, Kollektionen uniform gestalteter Schmuckstücke und allgemein ein höherer Vermögenswert der Fundkomplexe. Überregionale Währungen sind in 86 (27 %) der erfassten Schatzfunde enthalten, wovon 31 (10 %) Goldmünzen führen[1291]. In 42 Schatzfunden sind mehr als 100 überregionale Münzen enthalten, in 13 Schatzfunden beträgt der Anteil überregionaler Währungen mehr als 1000 Münzen, wovon die Schatzfunde von Lubnice (PL, Hort-Nr. 224), Liège (B, Hort-Nr. 181), Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) und Erfurt II (Hort-Nr. 34) mit Händlern in Verbindung gebracht werden[1292]. Dabei basiert die Interpretation als Händlerhort auf der Prämisse, dass überregionale Handelsmünzen mit einer höheren Kaufkraft für Händler leichter und in größerem Umfang erreichbar waren als für weitere Bevölkerungsteile, die nicht direkt am Fernhandel partizipierten. Dieses Kriterium ist jedoch nicht zur Abgrenzung gegenüber Vermögenswerten anderer, mit dem Handel von Edelmetallen befasster Berufsgruppen heranzuziehen und gleichfalls nicht gegenüber anderweitig, beispielsweise durch Pachterträge oder Erbschaft akkumulierten beträchtlichen Vermögenswerten, wie beispielsweise die Schatzfunde von Bokel (Hort-Nr. 49) und Fishpool (GB, Hort-Nr. 126), die nicht mit Händlern in Verbindung gebracht werden.

1282 Transier 2004, 202-203.
1283 Stürzebecher 2005, 9.
1284 Ehrend 1975, 55.
1285 Dazu ausführlicher Kapitel Interpretation – Funktionale Deutung.
1286 Berghaus 1961, 41.
1287 Vgl. Spufford 2004, 35. – Geiger 2001, 246.
1288 Grinder-Hansen 1992, 121. – Jensen u. a. 1992, Bd. 2, 178.
1289 Vgl. Geißlinger 2004, 483, hier als Begründung für das Fehlen jüdischer Sachkultur in dänischen Schatzfunden der Frühen Neuzeit.
1290 Vgl. Geiger 2001, 252-254.
1291 123 der erfassten Schatzfunde beinhalten keine Münzen, für 115 Fundkomplexe geht aus der Literatur nicht hervor, ob sie überregionale Währungen führen: **Tab. 44**: Münzspektren.
1292 Für die Schatzfunde von Mossåkra (S, Hort-Nr. 282), St. Valentin (A, Hort-Nr. 374), Ribe (DK, Hort-Nr. 87), Rådved (DK Hort-Nr. 97), Nykobing Falster II (DK, Hort-Nr. 96), Øster Vang (DK, Hort-Nr. 108) und Ladánybene-Hornyák-Dombról (H, Hort-Nr. 197) fand sich keine funktionale Deutung in der Literatur.

Silberbarren als auf einen Händlerhort hinweisendes Kriterium sind in den Schatzfunden von Lubnice (PL, Hort-Nr. 224), Peine II und III (Hort-Nrn. 50-51), Burge (S, Hort-Nr. 165), Mehntack (EST, Hort-Nr. 160), Mihail Kogălniceanu I (RO, Hort-Nr. 112) und Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) enthalten. Die mit 94 Fundkomplexen insgesamt hohe Anzahl barrenführender Schatzfunde deutet entsprechend den überregional anerkannten Handelsmünzen auf die allgemeine Beliebtheit von Edelmetall in Barrenform als Wertaufbewahrungsmittel hin, nicht nur in Regionen, wo prämonetäre Geldformen in Gebrauch waren. Für die Hortung größerer Beträge sind Barren besonders geeignet, aufgrund des günstigen Wert-Volumen-Verhältnisses, das den Transport und die Deponierung erleichtert und dabei die Verlustwahrscheinlichkeit gegenüber Ansammlungen einzelner Münzen minimiert. Entsprechend den überregional anerkannten Währungen wurden Edelmetallbarren vorwiegend zur Begleichung größerer Zahlbeträge im internationalen Handel verwendet, aber auch als Rohmaterial für Goldschmiede und Münzmeister.

Mit den Schatzfunden von Lubnice (PL, Hort-Nr. 224), St. Pölten (A, Hort-Nr. 58) und Gryfino (PL, Hort-Nr. 55) wird die Hälfte der erfassten, bislang als Sparhorte interpretierten Schatzfunde mit Händlern in Verbindung gebracht, vermutlich von der Ansicht geleitet, dass bei Händlern ein vorausschauendes rational-ökonomisches Verhalten besonders vorauszusetzen ist. Für die Schatzfunde von Peine II und III (Hort-Nrn. 50-51) und Burge (S, Hort-Nr. 165) wird die Interpretation als Sparhort dagegen bislang in keinen weiteren Funktionskontext gestellt.

Die Schatzfunde von Gåtebo (S, Hort-Nr. 272), Ocksarve (S, Hort-Nr. 320), Flintbek (Hort-Nr. 64), Mutzschen (Hort-Nr. 318), Mihail Kogălniceanu I (RO, Hort-Nr. 112), Tamse (Muhu/EST, Hort-Nr. 263), Liège (B, Hort-Nr. 181) und Mehntack (EST, Hort-Nr. 160) werden als Vermögenswerte von am Handel beteiligten Personen gedeutet, wobei offen bleibt, ob die Deponierung von Handelswaren und/oder privatem Vermögen erfolgte. Für den Schatzfund von Tamse wird angenommen, dass die Schmuckstücke und zumindest ein Teil der Münzen privates Vermögen darstellten. Ebenso werden die im Schatzfund von Liège enthaltenen Schmuckstücke und Silbergefäße aufgrund der Kennzeichnung mit Besitzerinitialen als Privatbesitz interpretiert. Die außergewöhnlich große Anzahl an 16 Hanseschalen im Schatzfund von Mehntack spricht für deren Deutung als Handelsware, wohingegen die in geringerer Anzahl vergesellschafteten Münzen, Schmuckstücke und Barren wiederum private Vermögenswerte darstellen könnten. Dagegen handelt es sich bei den in den Schatzfunden von Vejby (Sjælland/DK, Hort-Nr. 125) und Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) enthaltenen Gegenständen vermutlich durchweg um Handelsware. Der Schatzfund von Vejby wird, auf Beobachtungen des Fundkontextes gestützt, als Teil der Ladung einer gesunkenen Hansekogge gedeutet. Für die Interpretation des Schatzfundes von Mörtträsket als Händlerdepot führt I. Zachrisson[1293] neben Charakteristiken des Fundkontextes vor allem die mit 80 Exemplaren in großer Zahl vertretenen, aufgrund fehlender Gebrauchsspuren als neuwertig anzusehenden, teilweise als Halbfertigprodukte gehorteten, lokal produzierten Zinnanhänger an, die mutmaßlich für den Verkauf vorgesehen waren.

Eine ebenfalls größere Zahl uniform gestalteter Schmuckstücke, vor allem silberne Spangen und Fingerringe, ist im Schatzfund vom Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) enthalten. Die Vergesellschaftung mit Halbfertigprodukten, Produktionsausschuss, Produktionsabfall und Rohmaterial in größerem Umfang spricht hier besonders für die Interpretation als Hort eines Händlers oder Handwerkers[1294]. Der Schatzfund von Pritzwalk (Hort-Nr. 35) enthält zwar keine Halbzeuge und Rohmaterialien jedoch ebenfalls eine größere Anzahl stilistisch einheitlicher, überwiegend stark gebrauchter beziehungsweise abgenutzter Schmuckstücke, die den Charakter eines Altmetalldepots erwecken (**Abb. 163**). Als solches kann der Schatzfund von Pritzwalk ebenso wie der als Altmetalldepot interpretierte Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster

[1293] Zachrisson 1984, 122.

[1294] Vgl. Krabath 2004a, 304.



Abb. 163 Der Schatzfund von Pritzwalk. – (Nach Krabath u. a. 2006, Titelbild).

im Besitz sämtlicher, am Edelmetallhandel partizipierender Berufsgruppen gewesen sein, wozu Händler, Goldschmiede, Münzmeister und Geldwechsler oder Pfandleiher gleichermaßen zählen[1295].

Zudem besteht die Möglichkeit, dass Altmetall respektive Hacksilber in der Funktion als Gewichtsgeld in privatem Kontext gehortet wurde. Somit können Ansammlungen gebrauchsfähiger und unbrauchbar gewordener Objekte prinzipiell in vielfältigen Funktionszusammenhängen und aus unterschiedlichen Motiven generiert werden, sowohl im privaten als auch beruflichen Kontext, zumal die Möglichkeit der gemeinsamen Deponierung ursprünglich getrennt verwahrter Horte besteht. Dass umfangreichere Ansammlungen überwiegend unbeschädigter Wertobjekte nicht eindeutig als Handelsware gegenüber dem privaten Besitz wohlhabender Personen oder Familien abzugrenzen sind, zeigen die entsprechenden alternativen Deutungsmodelle zum Schatzfund von Dune (S, Hort-Nr. 149) und den bereits erwähnten Schatzfunden aus jüdischem Kontext. Dementsprechend bleibt die funktionale Deutung für Fundkomplexe, deren Bestandteile ein breites Spektrum an Gebrauchsspuren aufweisen, wie die Schatzfunde von Münster, Fuchsenhof bei Freistadt und Pritzwalk, mehrdeutig.

Händler werden in hoch- und spätmittelalterlichen bildlichen Darstellungen durch das Attribut der Münzwaage charakterisiert (**Abb. 164**). Derart berufsbezogene Gebrauchsgegenstände sind in Schatzfunden ausnehmend selten überliefert, da ihr Gebrauchswert den materiellen Wert in der Regel weit übersteigt, was eine längerfristige Deponierung unsinnig erscheinen lässt. Von den erfassten Schatzfunden enthalten lediglich derjenige aus Passau (Hort-Nr. 319) eine Münzwaage aus einer Messing-Bronze-Legierung und der Schatzfund von Kumna (EST, Hort-Nr. 264) eine bronzene Kapsel für Münzgewichte. Beide Fundkomplexe werden bislang nicht als Händlerhorte interpretiert[1296].

Keiner der erfassten Schatzfunde enthält Werkzeuge eines Goldschmiedes, was darauf hindeutet, dass Werkzeuge und Edelmetallobjekte separat verwahrt wurden. Eine die Regel bestätigende Ausnahme ist in dem im 2. Jahrhundert nach Chr. deponierten Schatzfund von Snettisham (Norfolk/GB) zu sehen, der

1295 Ausführlich dazu Kapitel Interpretation des Schatzfundes – Funktionale Deutung und ehemaliger Besitzer.

1296 Dagegen wird die im Schatzfund von Sodankyla (FIN) enthaltene Klappwaage als wichtiges Indiz für die Interpretation als Händlerdepot herangezogen: Hausmann 1914, 165. – Vgl. Krabath 2004a, 301.



Abb. 164 Der Kaufmann im Schachzabelbuch (ÖNB Cod. 3049, fol. 154^{v}). – (Nach Petschar 1992, Farbabb. 10).

neben Rohmaterialien, fragmentierten Objekten, Halbfertigprodukten und neuwertigen Schmuckstücken, darunter uniform gestaltete Objekte teilweise in größerer Anzahl, einen Gegenstand enthält, »which can confidently be classed as a manufacturing tool«[1297]. Singulär ist bislang der 2005 In Magdeburg entdeckte, mehrere hundert hochmittelalterliche Gussformen enthaltende Werkzeughort[1298]. Werkzeuge, Halbfertig- und Endprodukte, Rohmaterialien und Produktionsabfall finden sich dagegen häufiger bei Ausgrabungen von Werkstätten, treten dann allerdings in der Regel als vereinzelte Verlustfunde ohne Hortcharakter auf, beispielsweise in Lund (S)[1299] und London (GB)[1300]. Gegenüber Werkzeugen sind Rohmaterialien in Form von Barren und stark beschädigten Edelmetallobjekten, Halbfertigprodukte, Produktionsausschuss beziehungsweise Produktionsabfall und Serien uniform gestalteter, ungebrauchter Objekte häufiger in Schatzfunden vertreten. Neben den bereits erwähnten Schatzfunden von Münster, Pritzwalk und Fuchsenhof beinhaltet der Schatzfund von Kerepes (H, Hort-Nr. 302) ebenfalls Gegenstände, die für eine Interpretation als Handwerkerdepot sprechen[1301]. Allerdings ist auch hier anhand der in größerer Zahl enthaltenen Halbfertigprodukte, Silberlamellen und Drähte eine eindeutige, nach dem Beruf des Besitzers differenzierte

1297 Johns 1997, 69.
1298 Katalog Halle 2005, 386, C. 21 [G. Ditmar-Traut, A. Muhl].
1299 Carelli 2006, 544-546.
1300 Clark 1991.
1301 Vgl. Fingerlin 1971, 16.

funktionale Interpretation zumindest im Hinblick auf die mit dem Handel von Edelmetallerzeugnissen befassten Berufsgruppen nicht möglich. Dagegen ist die Interpretation des Schatzfundes von London (GB, Hort-Nr. 360) als Handwerkerdepot nicht allein auf den Inhalt des Fundkomplexes in Form zahlreicher halbfertiger Gürtelschnallen und Riemenzungen gestützt, sondern zudem auf die Lage der Fundstelle im ehemaligen Goldschmiedequartier[1302].

Die bei der Interpretation von Schatzfunden angestrebte spezifische Ansprache der potenziellen Besitzer nach deren beruflichem und/oder gesellschaftlichem Stand erfolgt unter der Annahme, dass Edelmetallobjekte in Abhängigkeit vom wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Status nicht für alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen zu erwerben waren. Aus der Schriftüberlieferung geht hervor, dass Goldschmiede und Händler häufiger den wohlhabenden Bevölkerungsschichten, zumindest in den spätmittelalterlichen Städten, angehörten, worauf sich das Kriterium des beachtlichen Umfangs und Wertes für die Interpretation von Goldschmiede- und Händlerhorten stützt. Allerdings bestanden auch hier wie in anderen Berufsgruppen und Gesellschaftsschichten beträchtliche ökonomische und soziale Unterschiede[1303].

Schatzfunde geringeren Umfangs und Wertes werden eher als private Vermögenswerte einzelner, bürgerlichen Schichten angehörender Personen gedeutet, entsprechend den Schatzfunden von Nyáregyháza-Pusztapótharaszt (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 187), Bardewik (Lkr. Lüneburg, Hort-Nr. 45), Alt Uppsala (Uppsala län/S, Hort-Nr. 146), Rösta by (S, Hort-Nr. 156), Prokuplje (SRB, Hort-Nr. 265) Systofte (DK, Hort-Nr. 92), Eltang II (DK, Hort-Nr. 98), Landsgrav Mark (DK, Hort-Nr. 103), Helsingør (Hovedstaden/DK, Hort-Nr. 104), Prag (CZ, Hort-Nr. 286) und Jezreel-Tal (IL, Hort-Nr. 328). In der Regel weisen Schatzfunde keine Charakteristiken auf, die eine geschlechtsspezifische Differenzierung der Hortbesitzer ermöglichen. Das Typenspektrum der von Frauen und Männern getragenen Schmuckstücke und Kleidungsaccessoires entsprach sich weitgehend. Beide Geschlechter schmückten sich mit Ringen, Armreifen, Gürteln, Spangen, Halsketten, Anhängern, Schuh- und Fussschmuck sowie Haar- und Kopfschmuck, wie neben Grabfunden vor allem bildliche Darstellungen, epische Kostümbeschreibungen, Inventare, Rechnungsbücher und Testamente allerdings einseitig, nahezu ausschließlich für adelige Kreise überliefern[1304].

Nicht zuletzt belegen spätmittelalterliche Kleiderordnungen, dass Schmuck und Kleidung primär als Standeszeichen aufgefasst wurden. Kleiderordnungen als obrigkeitlich verfügte Luxusverbote und Aufwandsbeschränkungen wurden erlassen, um die soziale Zeichenfunktion zur Verdeutlichung von Standesunterschieden durch die Einhaltung schriftlich fixierter Normen zu gewährleisten[1305]. Das Tragen hochwertigen Schmucks und vornehmer Gewandung sollte den höheren Gesellschaftsschichten vorbehalten bleiben. Gesetzliche Bestimmungen zeugen jedoch letztlich von einer häufigeren Umgehung beziehungsweise Missachtung gesellschaftlicher Normen, sodass unklar bleibt, inwieweit die Einhaltung der Vorschriften allgemeine Akzeptanz in der Bevölkerung fanden. Versuche, anhand mutmaßlich überwiegend oder ausschließlich von Frauen getragener Schmuckstücke auf weibliche Hortbesitzer zu schließen, wie im Fall der Schatzfunde von Augst (Kanton Basel-Landschaft/CH, Hort-Nr. 221) und Voineşti-Iaşi (RO, Hort-Nr. 179), sind stark von der subjektiven Wahrnehmung der Bearbeiter geprägt. Auch bei den Schatzfunden von Babice (CZ, Hort-Nr. 162), Veselí nad Moravou (Jihomoravský kraj/CZ, Hort-Nr. 163) und Střelice (Jihomoravský kraj/CZ, Hort-Nr. 161), für die V. Hrubý eine Deutung als »Depots von Brautschmuck«[1306] beziehungsweise Mitgift vorschlägt, ist eine eindeutige geschlechtsspezifische Interpretation der Hortbesitzer nicht möglich.

1302 Ausführlicher Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1303 Am Beispiel Nürnberger Goldschmiede des 16. und 17. Jhs.: Schürer 1985, 82.

1304 Blaschitz/Krabath 2004, 750. – Deevy 1998, 70. – Brinker 1991. – Fingerlin 1971, 46.

1305 Vgl. Blaschitz/Krabath 2004, 751.

1306 Hrubý 1960, 105.

Mitgiften stellen gewissermaßen eine Sonderform der Rücklage dar[1307]. Die wesentlichen Funktionen einer Mitgift sind in einem Geschenk an das Hochzeitspaar zu sehen sowie in einer finanziellen Absicherung der Frau im Scheidungsfall, in dem die Mitgift an die Frau zurückfiel. Die Gabe des Brautvaters, der Braut selbst oder von Dritten an den Ehemann stellte für die Dauer der Ehe das Eigentum des Mannes dar. Dieser war berechtigt, Gewinne aus der Mitgift zu ziehen, die folglich nicht nur als totes Kapital gedacht war[1308]. Wie aus der Schriftüberlieferung hervorgeht, bestanden Mitgiften aus unterschiedlichen Ansammlungen von Wertobjekten, häufig Geld, Schmuck und Edelmetallobjekte, vor allem Geschirr oder auch Grundstücke, Baulichkeiten und Tiere. Demnach dürfte die Zusammensetzung einer Mitgift von individuellen Kriterien bestimmt worden sein, vor allem von der jeweiligen Vermögenslage und dem persönlichen Anspruch bei der Ausstattung der Braut. Eine typische Zusammensetzung ist für Mitgiften folglich nicht zu erwarten, sodass aus der Zusammensetzung eines Schatzfundes nicht sicher zu erschließen ist, ob es sich um eine verborgene Mitgift handelt.

In der Regel werden ohne nähere Begründung männliche Hortbesitzer unterstellt. Auch wenn Männern höchstwahrscheinlich gesamtwirtschaftlich gesehen der größere Anteil an der Kapitalbildung und -hortung zuzuschreiben ist, so gab es dennoch auch schriftlich belegte Beispiele ökonomisch erfolgreicher Frauen. Vor allem in Städten waren sie zum Teil selbständig im Handel und Finanzgeschäft tätig[1309].

Die überwiegende Mehrzahl der in Schatzfunden enthaltenen Schmuckstücke und Edelmetallgefäße gehören sowohl nach der materiellen als auch technischen Ausführung nicht der höchsten Qualitätsstufe mittelalterlicher Goldschmiedeerzeugnisse an. Schatzfunde mit materiell und handwerklich überdurchschnittlich hochwertig ausgeführten, unbeschädigten oder allenfalls wenig beschädigten Objekten werden adeligen Besitzern zugewiesen, wie die Schatzfunde von Verona (I, Hort-Nr. 38), Ernesthaza (Banatski Despotovac/SRB, Hort-Nr. 177), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188), Østergård (DK, Hort-Nr. 172), Opole (Woj. Opole/PL, Hort-Nr. 43), Voineşti-Iaşi (RO, Hort-Nr. 179) und Augst (CH, Hort-Nr. 221). Aufgrund ihrer herausragenden Qualität werden die Schmuckstücke im Schatzfund von Środa Śląska II (PL, Hort-Nr. 36) als Herrscherschmuck interpretiert. Die Vergesellschaftung mit einen hohen Geldwert repräsentierenden 39 Gold- und 7723 Silbermünzen wertet J. Pietrusiński[1310] als Hinweis auf einen reichen jüdischen Pfandleiher als Hortbesitzer. Dagegen werden die gleichfalls mit einem hohen Geldwert zu veranschlagenden Schatzfunde von Fishpool (GB, Hort-Nr. 126) und Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) als Besitz beziehungsweise Kriegskasse von dem Hochadel angehörenden Personen gedeutet. Die Deponierung des 1237 Goldmünzen und 10 goldene Schmuckstücke umfassenden Schatzfundes von Fishpool wird anhand der Münzen auf das Jahr 1464 datiert und mit der am 15. Mai desselben Jahres stattfindenden Schlacht von Hexham (Northumberland/GB) in Verbindung gebracht. Der hohe Geldwert führt zu der Vermutung, dass der ehemalige Besitzer ein Mitglied der um die englische Thronherrschaft rivalisierenden Adelshäuser York und Lancaster war, auch wenn die Interpretation als Hort eines reichen Händlers nicht sicher auszuschließen ist[1311]. Bei dem aus 20000 Silbermünzen, einem goldenen Fingerring und einem Pilgerzeichen aus Blei bestehenden Schatzfund von Tutbury wird neben dem hohen Geldwert und dem münzdatierten Deponierungszeitpunkt auch die Lage der Fundstelle als Indiz für die Interpretation als Teil der Kriegskasse von Thomas, Earl of Lancaster († 1322) herangezogen[1312]. Alternative Deutungsmodelle wurden bislang nicht erwogen, im Gegensatz zum Schatzfund von Bokel (Hort-Nr. 49) (**Abb. 165**). Der 15000 Silbermünzen, 48 Gold- und Silberschmuckstücke sowie ein Silberbarrenfragment umfassende Schatzfund wurde von O. Meier[1313] aufgrund der Anzahl und

1307 Zu den rechtlichen Bestimmungen: LexMA III (1986) 1616-1648, bes. 1621-1623 s. v. Ehe [P. Weimar].

1308 Zur Stellung der Frau im spätmittelalterlichen Rechtsleben: Kocher 1986, bes. 482-486 zur Vermögensrechtlichen Situation in einer Ehe. – Vgl. Haupt 2001, 60.

1309 Brinker 1991, 146.

1310 Pietrusiński 1998, 198.

1311 Cherry 1973, 308.

1312 Hawkins 1832, 162.

1313 Meier 1932. – Grohne 1934, 215-216.

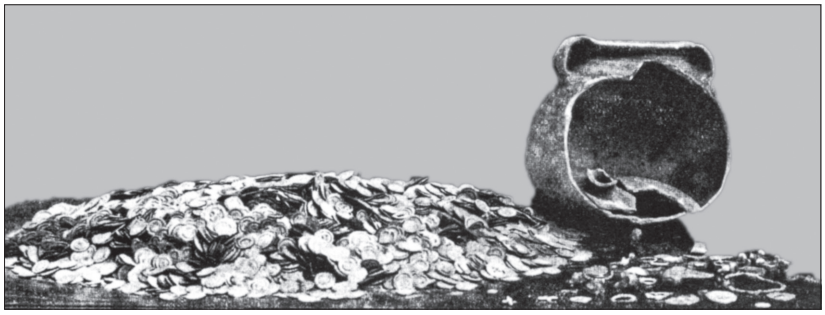


Abb. 165 Der Schatzfund von Bokel kurz nach seiner Auffindung 1928. – (Nach Krabath 2004b, 50 Abb. 1).

des Spektrums der Münzen als Staats- oder Kriegskasse der welfischen Lehensgrafen und Söhne Heinrichs des Löwen Udolf und Wulbrand von Hallermund gedeutet. E. Grohne kommt zu dem Ergebnis, dass anhand der Schmuckobjekte die von Meier vorgenommene Zuweisung des Schatzes zu den Söhnen Heinrichs des Löwen »nicht einwandfrei bewiesen«[1314] ist. Seiner Ansicht nach lassen die fragmentierten Gold- und Silberschmuckstücke sowie der Silberdraht den Schluss zu, »dass ein Münzmeister an der [Ver-]Grabung beteiligt war, und zwar wohl der Lüneburgische, zumal die Hälfte aller Brakteaten von dort stammt. [...] Ob dieser Münzmeister sich auch als Silberschmied betätigt und einen Teil der Schmucksachen selbst angefertigt hat, steht dahin«[1315]. Dieser Interpretation widersprechen wiederum A. und E. Bachmann[1316]. Sie ziehen Schriftquellen heran, wonach zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein Wundertäter namens Otbert auf dem Hof zu Bokel wohnte, den sie als mutmaßlichen Besitzer des Schatzes benennen. Als die Interpretation bestätigende Indizien werden zwei Objekte herangezogen, die mit dem Glauben an eine magisch-heilkräftige Wirkung in Verbindung zu bringen sind: ein Thebalring mit der Aufschrift »TEBAL GVT GVTTANI« und eine blaue Glasgemme mit einem silbernen, schälchenförmigen und mit einem menschlichen Auge verzierten Anhänger, der als Votivgabe gedeutet wird[1317]. In neuerer Zeit wird darauf verwiesen, dass weder die Fundstelle noch der Inhalt des Schatzfundes einen direkten Hinweis auf den ehemaligen Besitzer des sehr stattlichen Vermögens geben. S. Krabath erachtet es als wahrscheinlicher, dass die Münzen möglicherweise eine Kriegskasse darstellen, aufgrund der großen Anzahl und des großen Anteils gleichartiger Gepräge und der qualitativ hochwertigen Edelmetallschmuckstücke, die »ebenfalls wohl eher in den Bereich eines geistlichen oder weltlichen Würdenträgers«[1318] einzuordnen seien.

Neben den Schatzfunden von Tutbury und Bokel besteht lediglich für sechs der erfassten Fundkomplexe die Möglichkeit der Verknüpfung mit einer konkreten historischen Persönlichkeit. Bei den Schatzfunden von Kiskunhalas-Fehértó (Kom. Bács-Kiskun/H, Hort-Nr. 322), Kelebia (Kom. Csongrád/H, Hort-Nr. 317) und Budimlye (Okr. Belgrad/SRB, Hort-Nr. 330) stellt die Interpretationsgrundlage jeweils ein mit einer Namensinschrift versehenes Schmuckstück dar. Allerdings besteht in allen drei Fällen eine zeitliche Diskrepanz zwischen den Lebensdaten der mutmaßlich inschriftlich genannten Person und der deutlich jüngeren stilkritischen Datierung der die Inschriften tragenden Schmuckstücke, sodass die Interpretation bezüglich der als Schatzbesitzer identifizierten historischen Persönlichkeit jeweils nach neuerem Forschungsstand nicht aufrecht zu erhalten ist[1319]. Auch die von J. Evans[1320] versuchte Identifizierung des letzten Abtes von Thame, Robert King, als Besitzer eines im Schatzfund von Thame (GB, Hort-Nr. 127) enthaltenen Fingerrings ist durch eine Neubewertung und Neudatierung des Fundkomplexes inzwischen widerlegt[1321]. Vorgenannte

1314 Grohne 1934, 240.
1315 Ebenda.
1316 Bachmann/Bachmann 1980.
1317 Ebenda 24.
1318 Krabath 2004b, 48.
1319 Zu den Schatzfunden von Kiskunhalas-Fehértó und Kelebia: Gábor 2005, 208-209. – Zum Schatzfund von Budimlye: Krabath 2004a, 302. – Die hier angeführten Interpretationen der Schatzfunde von Kiskunhalas-Fehértó und Kelebia basieren auf einem überholten Forschungsstand bzw. fehlerhaften Interpretationsmodellen.
1320 Evans u. a. 1941.
1321 Cherry 2000, 165.

Beispiele zeigen, dass Namensinschriften und Besitzerinitialen auf Goldschmiedeerzeugnissen in der Regel nicht mit konkreten Persönlichkeiten zu verknüpfen sind, insbesondere bei uneindeutigen Inschriften, die potenziell auf mehrere Personen zutreffen könnten und mangelnder zeitgenössischer Parallelüberlieferung. Eindeutig auf eine bestimmte Person bezogene Objekte wie Siegelringe und Siegelstempel sind allgemein nur selten überliefert[1322]. In der Regel wurden sie vererbt und dem neuen Siegelführer entsprechend umgeschnitten oder sie wurden nach dem Tod des Besitzers vernichtet, um Missbrauch und Urkundenfälschung zu verhindern. Der insgesamt geringen Überlieferung entspricht das seltene Vorkommen in Schatzfunden. Von den erfassten Schatzfunden enthalten lediglich derjenige von Lessay (F, Hort-Nr. 180) einen Siegelring und derjenige von Passau (Hort-Nr. 319) einen Siegelstempel. Für den Siegelring im Schatzfund von Lessay kann anhand der Namensinschrift »P LECLERT« der in einer zeitgenössischen Urkunde genannte Pierre Leclert identifiziert werden, zu dessen Person jedoch keine weitergehenden Informationen überliefert sind[1323]. Der im Schatzfund von Passau enthaltene Siegelstempel trägt die Initialen W. A., die nach I. Mittermeier »mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit [...] mit der realen historischen Persönlichkeit Wilhelm III. von Aham identisch«[1324] sind. Leben und Wirken des in der Klerusdatei des Bistumsarchivs Passau von 1476 bis 1495 verzeichneten Passauer Dompropstes gehen aus der Schriftüberlieferung vergleichsweise detailliert hervor[1325]. Ob dieser die Deponierung des Schatzes selbst vornahm, oder ob es sich in letzter Verwendung um gestohlenes oder unterschlagenes Gut handelte, das eventuell erst nach dem Tod Wilhelms von einer unbekannten Person deponiert wurde, bleibt Spekulation[1326].

Auch bei der Interpretation eines Schatzfundes als privates Vermögen einer historischen Person anhand eindeutig zuzuweisender persönlicher Gegenstände, wie im Fall der Schatzfunde von Lessay und Passau, bleibt es methodisch fraglich, ob ein einzelnes, als persönlicher Besitz gekennzeichnetes Objekt in einem Schatzfund ein hinreichendes Kriterium darstellt, um selbige Person als Besitzer des gesamten Fundkomplexes zu identifizieren. Streng genommen gilt der Besitzernachweis zunächst nur für das betreffende Einzelobjekt, wobei letztlich die Möglichkeit nicht auszuschließen ist, dass vor der Deponierung das Objekt in den Besitz einer anderen Person überging, etwa durch Diebstahl, Unterschlagung, Verpfändung, Vererbung oder durch das vertrauensvolle Übergeben des Objektes in die Obhut einer anderen Person zur sicheren Verwahrung oder an einen Goldschmied zum Umarbeiten.

Für sechs der erfassten Schatzfunde wird die Interpretation als gehortetes Diebesgut in Erwägung gezogen. Den Schatzfund von Treuenbrietzen (Hort-Nr. 47) deutet R. Buchholz aufgrund der verschiedenartigen heraldischen Motive und Wappendarstellungen der Schmuckstücke als ursprünglich nicht zusammengehörig und schließt darauf, dass sie vielleicht »ein Landsknecht nach und nach an verschiedenen Orten, namentlich von fürstlichen oder kirchlichen Gewändern, auf denen sie sich als Besatzstücke befanden, geraubt und dann an der Fundstelle in Sicherheit gebracht«[1327] hat (**Abb. 166**). Auch für den Schatzfund von Halikko-Joensuu (Länsi Suomen lääni/FIN, Hort-Nr. 141) wird aufgrund der Verschiedenartigkeit der enthaltenen Objekte, drei Kruzifixanhänger mit Ketten, darunter zwei Enkolpienkreuze und eine Reliquiendose vergesellschaftet mit 36 profanen Silberperlen, eine Deutung als Raubgut erwogen[1328]. Der Schatzfund von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) wird als Diebesgut von samischen Opferplätzen gedeutet. Interpretationsgrundlage sind, neben Charakteristiken des Fundkontextes, der für ursprünglich geopferte Objekte charakteristische Zu-

1322 Muhl 2003, 295.

1323 Aus der Urkunde geht lediglich hervor, dass Leclert aus dem Ort Sainte-Opportune stammte und im Jahr 1420 eine großzügige Spende an das Kloster in Lessay leistete. Die Spärlichkeit der Schriftüberlieferung führen Dumas/Monard 1978, 138 hauptsächlich auf die Zerstörung der Archive im Departement Manche am Ende des Zweiten Weltkriegs zurück.

1324 Mittermeier 1997, 213.

1325 Ebenda 213-214.

1326 Ebenda 220.

1327 Buchholz 1906, 37-38.

1328 Nordman 1944, 32.



Abb. 166 Der Schatzfund von Treuenbrietzen. – (Nach Krabath u. a. 2006, 46 Abb. 29).

stand der Gegenstände und deren Auswahl, die sich mit in samischen Opferhorten zu findenden materiell höherwertigen Objekten deckt. Die für Opferhorte typischen materiell geringwertigen Objekte aus Eisen und Rentierknochen beziehungsweise Geweihfragmente fehlen gänzlich[1329].

Der einen Kelch und eine Patene beinhaltende Schatzfund von Haraldsborg (DK, Hort-Nr. 84) wird aufgrund der liturgischen Gefäße als aus einer Kirche entwendetes Diebesgut interpretiert[1330]. Ebenfalls als Beute eines Kirchendiebes wird der aus zehn Schmuckbrakteaten bestehende Schatzfund von Hildesheim (Hort-Nr. 173) gedeutet[1331]. Ausgeprägte Gebrauchsspuren und die randliche Lochung belegen, dass sie vor der Deponierung auf Textilien, das heißt Gewändern oder Taschen, aufgenäht worden waren. Schmuckbrakteaten wurden als Kleiderzierrat sowohl im profanen Bereich von sozial höher stehenden Bevölkerungsschichten verwendet, als auch im kirchlichen Bereich zur Ausschmückung liturgischer Textilien. Ikonographische Parallelen zu den dargestellten Fabelwesen in kirchlichem Kontext deuten auf die Verwendung

1329 Zachrisson 1984, 122.
1330 Lindahl u. a. 1992, 138.
1331 Cosack 2003.

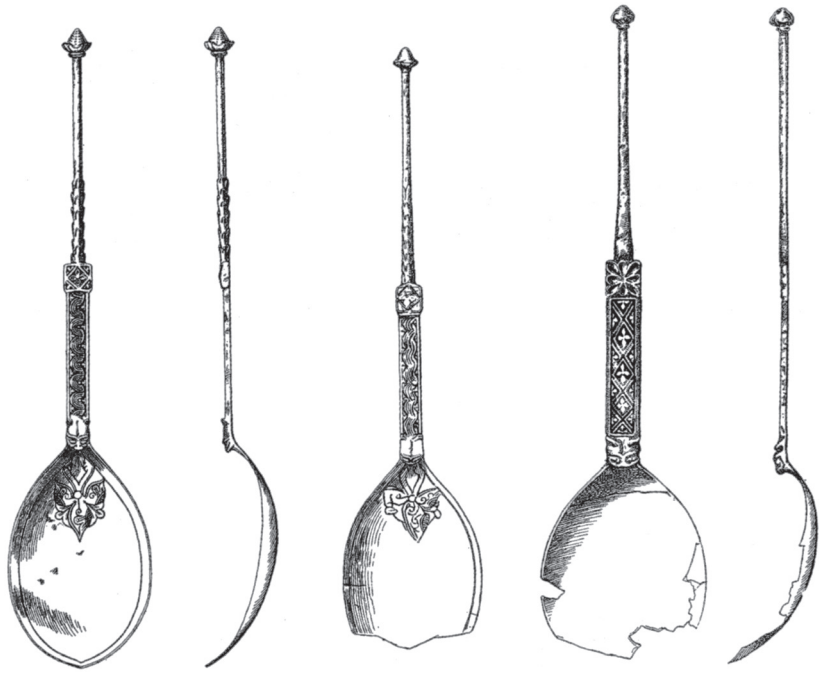


Abb. 167 Der Schatzfund von Iona. – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 796 Abb. 67).

der im Hildesheimer Schatzfund enthaltenen Brakteaten in sakralem Gebrauchskontext hin. Als Indizien, die für eine Interpretation als Diebesgut sprechen, führt E. Cosack[1332] die Lage der Fundstelle im Bereich einer alten Wegeführung außerhalb Hildesheims, die geringe Anzahl der Brakteaten, die er als Teilmenge eines ursprünglichen Dekors auffasst und die Tatsache, dass sie nicht mehr auf einem Tuch aufgenäht waren an[1333]. Auch für die beiden in der St. Ronan's Chapel des Nonnenklosters von Iona (GB) vergrabenen Schatzfunde (Hort-Nrn. 311-312) wird die Interpretation als Diebesgut aus dem Klosterschatz vorgeschlagen. A. O. Curle[1334] vermutet, dass die vier Silberlöffel und das goldene Kopfband im Schatzfund I sowie der goldene Fingerring, die beiden Kopfbandfragmente und der Golddraht, alles zu einem kompakten Päckchen zusammengefaltet im Schatzfund II ursprünglich im Besitz von Nonnen waren, die die wertvollen Objekte beim Übertritt ins Kloster selbigem vermachten (**Abb. 167**). Die Zerstückelung der Kopfbänder und die Deponierung der Objekte als zusammengefaltete handliche Päckchen könnten darauf hindeuten, dass es sich um aus dem Klosterschatz entwendetes Diebesgut handelt, dessen sich der Dieb jedoch entledigen musste, noch bevor er die Möglichkeit hatte, das Kloster zu verlassen.

Dass die Identifikation nicht genuin sakraler Objekte als Bestandteile von Kirchen- oder Klosterschätzen durchaus problematisch sein kann, zeigen die Interpretationen der Schatzfunde aus der Kirche von Sakskøbing (Sjælland/DK, Hort-Nr. 110) und aus dem Garten des Klosters von Sangerhausen (Lkr. Mansfeld-Südharz, Hort-Nr. 57). Die Appliken im Schatzfund von Sakskøbing wurden vom Ausgräber als Grabfunde gedeutet. Erst in jüngerer Zeit wird die Interpretation als Teil des Kirchenschatzes für wahrscheinlicher erachtet[1335]. Für den Schatzfund von Sangerhausen wird sowohl die Interpretation als Klosterschatz als auch Vermögen eines Laien in Erwägung gezogen[1336].

Die auf dem Inhalt basierende funktionale Deutung eines Schatzfundes ist problematisch, da die Intention des Besitzers bei der Hortung und Deponierung nicht unmittelbar aus den Objektansammlungen hervor-

1332 Cosack 2003, 58.

1333 Allerdings ist nicht sicher nachzuweisen, ob die Brakteaten zum Zeitpunkt der Deponierung auf einer textilen Unterlage, die sich lediglich im Boden nicht erhalten hat, aufgebracht waren oder nicht.

1334 Curle 1924, 111.

1335 Liebgott 1992, 130.

1336 Sieburg 1932, 521.

geht und nur bedingt zu erschließen ist. In der Regel kommen alternative Deutungen in Betracht, zumal die Funktion eines Hortes bei dessen Deponierung wechseln kann, was allenfalls aus den Deponierungsverhältnissen hervorgeht. Ebenso können die Besitzverhältnisse einzelner Objekte oder Objektkollektionen vor der Deponierung wechseln, was die Identifikation als Besitz einer konkreten Person erschwert. Allgemein ist davon auszugehen, dass Quantität und Qualität der in einem Schatzfund vertretenen Edelmetallobjekte von der sozialen Stellung des Hortenden abhingen. Ein Angehöriger der sozialen Unterschichten dürfte generell weniger in der Lage gewesen sein, Edelmetall in größerem Umfang zu horten als sozial und meist auch wirtschaftlich besser gestellte Personen[1337]. Vom Tauschwert eines Schatzes auf die soziale Stellung des Besitzers rückzuschließen, würde jedoch die Kenntnis der Vermögenslage einzelner sozialer Gruppen sowie deren Bargeldvorrat voraussetzen, was überlieferungsbedingt nicht zu ermitteln ist[1338]. Zudem stellt ein Schatzfund als deponiertes Kapital einer Person oder Personengruppe gewissermaßen eine »anonyme Vermögensangabe«[1339] dar, aus deren Umfang nicht direkt auf den Wohlstand des oder der Besitzer zu schließen ist. Schließlich ist davon auszugehen, dass jeweils nur ein Teil der Vermögenswerte, woran kein unmittelbarer Bedarf bestand, dauerhafter deponiert und als Schatzfund überliefert wurde. Die ausgeprägten Unterschiede in der Quantität und Qualität der Schatzfunde spiegeln somit bis zu einem gewissen Grad die zahlreichen möglichen wirtschaftlichen Positionen innerhalb der wohlhabenderen Gesellschaftsschichten und daraus resultierende Unterschiede im Lebensstandard wider.

Fundinhalt als Indikator der Deponierungsmotive

Bezüglich der zur Deponierung von Schätzen führenden Motive bestehen zwei prinzipielle Möglichkeiten. Einerseits kann das Deponierungsmotiv unmittelbar mit dem Hortbildungsmotiv und der Hortfunktion in Verbindung stehen und andererseits kann die Intention zur Deponierung völlig unabhängig vom Motiv der Hortbildung und zeitlich deutlich abgesetzt von dieser erfolgen. Auch wenn die Sicherung wertvollen Besitzes als menschliche Neigung allgemein zu unterstellen ist, so sind dennoch nicht sämtliche funktionalen Schatztypen zum Zeitpunkt ihrer Bildung bereits dafür vorgesehen, an möglichst sicherer, versteckter Stelle deponiert zu werden. Bei rituellen Deponierungen ist das Hortbildungs- und Deponierungsmotiv gleichermaßen in der mit der Opferhandlung verbundenen Intention zu sehen. Wertgegenstände in profanen Haushaltshorten, Sparhorten und Sammlungen waren dagegen dafür vorgesehen, jederzeit darauf zugreifen und sie verwenden zu können, sodass sie normalerweise für den Besitzer leicht zugänglich, meist innerhalb des Wohnbereichs, obertägig verwahrt wurden. Dagegen sind Rücklagen als wirtschaftliche Reserven oder längerfristige Kapitalanlagen eher mit einer weniger leicht zugänglichen, vor unbefugtem Zugriff möglichst geschützten Deponierung zu verbinden[1340].

1337 Die soziale Stellung lässt jedoch nicht a priori auf die wirtschaftliche Potenz einer Person oder Familie schließen. Es war durchaus nicht ausgeschlossen, dass einige der wohlhabendsten Bauern zwar gesellschaftlich unter Angehörigen des»niederen« Adels standen, wirtschaftlich aber diesen überlegen waren. Die Haupteinnahmequelle des Adels bestand in der erblichen Herrschaft über mehr oder weniger ausgedehnte Ländereien, wobei die Möglichkeit zum Erwirtschaften eines finanziellen Überschusses einerseits vom ökonomischen Ertrag der Grundherrschaften abhing und andererseits vom ökonomischen Geschick der Grundherren. Schließlich konnte Reichtum verschleudert werden oder der Anspruch auf Grund und Boden aus vielerlei Gründen verloren gehen: Roehl 1983, 75.

1338 Zur Quellenkritik: Ilisch 1980a, 12. Ilisch verweist auf die Möglichkeit, konkrete Ergebnisse aus einer statistischen Auswertung des Fundumfangs zu erzielen, wo noch kein wertdifferenziertes Münzsystem etabliert war und anzunehmen ist, dass nur bestimmte gesellschaftliche Gruppen Edelmetall horteten, beispielsweise im 9. bis 11. Jh. im Ostseeraum.

1339 Blomkvist 1974, 65.

1340 Ausführlicher dazu Kapitel Deponierungsverhältnisse – Schatzbehälter und Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

Generell ist zwischen der allgemeinen Motivation zur Verbergung von Wertobjekten, die im Fall profaner Deponierungen in einem persönlichen Sicherheitsempfinden des Besitzers zu sehen ist, und einem konkret die Deponierung auslösenden Ereignis zu unterscheiden. Trotz vielfältiger Beweggründe, die sowohl in allgemein krisenhaften als auch in friedlichen Zeiten potenziell zur Deponierung von Wertobjekten führen können besteht eine ausgeprägte Tendenz bei der Interpretation von Schatzfunden, die Deponierung möglichst in Zusammenhang mit einem konkreten historischen Ereignis zu bringen, so für 84 der 90 erfassten Schatzfunde, für die sich Angaben zum mutmaßlichen Deponierungsmotiv in der Literatur finden[1341]. Die Verknüpfung mit schriftlich überlieferten Ereignissen geht von münzführenden Schatzfunden aus, für die anhand der Schlussmünze der Deponierungszeitraum eng eingegrenzt werden kann[1342]. Der frühestmögliche Deponierungszeitpunkt wird mit dem zeitlich nächstliegenden schriftlich überlieferten Ereignis korreliert und dient damit als Indikator des Deponierungsmotivs. Die Datierung mittelalterlicher Münzen unterliegt allerdings der Schwierigkeit, dass die Prägedaten meist nicht jahrgenau zu bestimmen sind, wenn die Münze nicht mit einer eindeutig den Prägeherren identifizierenden Namensumschrift oder einem entsprechenden Prägebild versehen ist[1343]. Nicht selten sind die Prägedaten der in Schatzfunden enthaltenen Münzen mehrheitlich nicht jahrgenau zu bestimmen. Basiert die Datierung des Deponierungszeitpunktes lediglich auf einzelnen absolut datierten Münzen besteht die Gefahr der Fehlinterpretation, wenn die Münze falsch datiert ist[1344]. Zudem besteht bei unvollständig überlieferten und wissenschaftlich erfassten Schatzfunden immer die prinzipielle Möglichkeit, dass die überlieferte Schlussmünze nicht der im Fundkomplex ursprünglich enthaltenen Münze mit den jüngsten Prägedaten entspricht. Schließlich ist, um den Deponierungszeitpunkt eines Schatzes genauer bestimmen zu können, der Zustand der Münzen und deren allgemeine Umlaufdauer zu berücksichtigen[1345]. Nicht prägefrisch deponierte Münzen können im Extremfall mehrere Jahrhunderte nach ihrer Prägung noch als Zahlungsmittel oder sekundär als Schmuck- oder Sammelobjekt verwendet worden sein[1346]. Gegenüber Einzelmünzen bietet die auf einer Betrachtung des gesamten Münzspektrums und datierter Münzserien fußende Bestimmung des Deponierungszeitpunktes ein geringeres Fehlerpotenzial, wobei der Rückschluss auf den spätestmöglichen Deponierungszeitpunkt anhand im Fundkomplex nicht vertretener jüngerer Prägungen vorgenannten Problematiken unterliegt. Folglich ist der Deponierungszeitpunkt eines Schatzfundes nicht jahrgenau zu datieren, sondern lediglich in einem größeren oder kleineren Zeitraum einzugrenzen.

Für die Mehrzahl der Schatzfunde liegen die enthaltenen Münzen bislang nicht entsprechend vorgenannter Kriterien ausgewertet vor, sodass angegebene historische Ereignisse als mutmaßliches Deponierungsmotiv kritisch zu hinterfragen sind. Mehrheitlich werden kriegerische Ereignisse respektive politische Unruhen als Deponierungsmotiv benannt, so für 70 der erfassten Schatzfunde. Die allgemein weit verbreitete These einer überwiegenden Verbergung profaner Schätze in Kriegs- und Krisenzeiten[1347] ist einerseits auf den Charakter

1341 **Tab. 32**: Schatzfunde mit angegebenem Deponierungsmotiv.

1342 Der Beginn des Prägezeitraums der Münze mit den jüngsten Prägedaten datiert den frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt.

1343 Erst seit dem späten 15. Jh. tragen Münzen zunehmend regelmäßig Jahreszahlen: Klüßendorf 2005, 77; Ilisch 1999, 118; Thompson 1956, xvi mit Hinweis auf die Problematik der Münzdatierung im Fall von Namensumschriften, denen mehrere Herrscher gleichen Namens zugeordnet werden können.

1344 Jensen 1992e, 151 verweist auf die Möglichkeit, dass sich selbst in heutiger Zeit Fehler bei der Datierung von Münzen ergeben können. – Klüßendorf 2005, 78 am Beispiel bewusst verwendeter alter Münzstempel, um Wertminderungen von Münzen zu tarnen.

1345 Dazu ausführlicher Klüßendorf 2005, 77-78.

1346 Letztgenanntes dürfte auf die antiken Münzen in den Schatzfunden von Erfurt I (Hort-Nr. 323), Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) und Store Frigård (DK, Hort-Nr. 80) sowie die frühmittelalterlichen Münzen in den Schatzfunden von Burge (S, Hort-Nr. 165) und Amunde (S, Hort-Nr. 150) zutreffen.

1347 Gewissermaßen die Vorreiterrolle übernahmen bereits zu Beginn des 20. Jhs. einsetzende Untersuchungen zu römischen Münzfunden mit dem Ziel, die auffälligen Münzschatzhorizonte der Römischen Kaiserzeit zu erklären: Haupt 2001, 9; Geißlinger 1984, 331, jeweils mit Literaturangaben.

der zeitgenössischen Schriftüberlieferung zurückzuführen und andererseits auf neuzeitliche Analogien sowie teilweise eigene Erfahrungen der Bearbeiter in Kriegs- und Krisenzeiten[1348]. Zudem erscheint eine gehäufte Deponierung von Wertobjekten durchaus plausibel angesichts häufiger mit Kriegen einhergehender Plünderung, Vertreibung und Flucht in größerem Ausmaß. Dennoch ist selbst in nachweislich krisenhaften Zeiten eine Vielfalt diverser Deponierungsmotive denkbar, die nicht in jedem Fall durch die allgemeine Unruhe verursacht sein müssen. Um die Interpretation bezüglich des Deponierungsmotivs im Einzelfall zu stützen, werden Schatzfunde nicht selten mit ähnlich datierten Schatzfunden einer Region zu »Schatzfundhorizonten« zusammengefasst, die zirkelschlussartig als in Zusammenhang mit kriegerischen Ereignissen deponiert und teilweise als Nachweis nicht schriftlich überlieferter politischer Unruhen betrachtet werden[1349]. In derartige Schatzfundhorizonte werden häufiger auch nicht münzdatierte Fundkomplexe einbezogen, deren Deponierung anhand stilistischer Kriterien in den entsprechenden Zeitraum datiert werden kann. Da die Fundkomplexe aus sich heraus keine engere Eingrenzung des Deponierungszeitpunktes erlauben, besteht in der Korrelation mit vergleichbare Objekttypen führenden münzdatierten Schatzfunden die einzige Möglichkeit, die Deponierung nicht münzdatierter Schatzfunde mit einem konkreten historischen Ereignis in Verbindung zu bringen.

Basierend auf einer größeren Anzahl ähnlich datierter Schatzfunde einer Region werden historisch belegte Ereignisse größeren Ausmaßes als Deponierungsmotiv in Erwägung gezogen. Die Verbergung der schwedischen Schatzfunde von Amunde (S, Hort-Nr. 150), Dune (S, Hort-Nr. 149) und Kyrkebinge (S, Hort-Nr. 151) wird neben diversen Münzschätzen, deren Datierung eine Deponierung im Jahr 1361 plausibel erscheinen lässt, mit der Invasion Waldemar Atterdags auf Gotland in Verbindung gebracht[1350], einem der überlieferungsbedingt im nationalen Gedächtnis Skandinaviens präsentesten und legendärsten Ereignisse der mittelalterlichen Geschichte[1351]. Aus spätmittelalterlichen Schriftquellen geht hervor, dass Gotland für seinen im internationalen Handel erworbenen sagenhaften Reichtum über die schwedischen Grenzen hinaus bekannt war, sodass neben politischen Zielen auch wirtschaftliche Motive hinter Waldemars Attacke vermutet werden können[1352]. Einem auf den 1. Mai 1361 datierten, von König Magnus an die Einwohner Visbys gerichteten Brief zufolge, war die gotländische Bevölkerung vor der drohenden militärischen Attacke gewarnt worden[1353]. Somit ist anzunehmen, dass die Gotländer auf kriegsbedingte Plünderungen gefasst waren und als Präventivmaßnahme ihren wertvollen Besitz verbargen. Der Schriftüberlieferung nach erzielte Waldemar Atterdag eine beträchtliche Kriegsbeute sowohl durch Plünderungen vor allem von Kirchen als auch Tributzahlungen, mit denen die gotländischen Städte ihre Freiheit erkauften[1354]. Demnach ist zu vermuten, dass ein Großteil der zum Schutz vor Plünderungen verborgenen Wertobjekte von den Besitzern wieder geborgen wurden und für Tributzahlungen oder das eigene Auskommen verwendet wurden.

In gleicher Weise wird die Deponierung estländischer Schatzfunde des 13. Jahrhunderts regelhaft mit Dänisch-Deutschen Eroberungen in Verbindung gebracht und ebenso die Deponierung der tschechischen Schatzfunde des 13. Jahrhunderts mit innenpolitischen Spannungen, verursacht durch die Deutsche Ostkolonisation. Die große Anzahl der um 1240/1241 datierten ungarischen Schatzfunde wird auf die als »Mongolensturm« bezeichneten mongolischen Invasionen in zahlreiche Staaten Asiens und Europas im 13. Jahrhundert zurückgeführt[1355], ebenso die Schatzfunde des 13. Jahrhunderts aus Russland, der Ukraine und Rumänien. Gleichfalls werden die im 14. Jahrhundert auf dem Gebiet Rumäniens und Bulgariens deponierten Schatzfunde regelhaft mit türkischen Invasionen in Zusammenhang gebracht.

1348 Vgl. Steuer 2004, 606. – Geißlinger 2002, 127-128.
1349 Zur Kritik an der Auswertung von »Schatzfundhorizonten« ausführlich im Kapitel Die Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster.
1350 Thordeman 1939, 27-29.
1351 Ebenda 2.
1352 Ebenda 14-15.
1353 Ebenda 1939, 18-19.
1354 Ebenda 1939, 25.
1355 Parádi 1975, 158.

Für die Schatzfunde Mittel- und Westeuropas, deren frühestmöglicher Deponierungszeitpunkt mit einem kriegerischen Ereignis als mutmaßlichem Deponierungsmotiv korreliert wird, finden sich gegenüber vorgenannten Deutungsmodellen vielfältigere politische Ereignisse als potenzielle Deponierungsmotive. Ein pauschaler Interpretationsansatz findet sich hier weniger im Bereich der politischen Ereignisgeschichte als vielmehr im sozialgeschichtlichen Kontext. Soziale Unruhen in Zusammenhang mit der Ausbreitung der Pest um die Mitte des 14. Jahrhunderts und damit einhergehende Pogrome sind als Deponierungsmotiv für zwölf Schatzfunde benannt. Für die sechs deutschen Schatzfunde sowie diejenigen von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36), deren frühestmöglicher Deponierungszeitpunkt jeweils in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert, wird eine Verbergung in Zusammenhang mit Pogromen Mitte des 14. Jahrhunderts postuliert. Trotz der allgemein krisenhaften Situation um die Mitte des 14. Jahrhunderts, in der es für weitere Bevölkerungsteile sicherlich ratsam gewesen sein dürfte, wertvollen Besitz zu verbergen, werden die Schatzfunde mit Ausnahme derjenigen von Münster (Hort-Nr. 30) und Sangerhausen (Hort-Nr. 57) regelhaft als jüdischer Besitz interpretiert. Wie die Auswertung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster exemplarisch belegt, ist der Nachweis verborgenen jüdischen Besitzes, basierend auf der Nähe des mutmaßlichen Deponierungszeitpunktes zur Mitte des 14. Jahrhunderts ohne weitere auf jüdische Besitzer hindeutende Indizien, problematisch. Dementsprechend ist die Interpretation des Schatzfundes von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) als jüdischer Besitz ebenfalls in Frage zu stellen[1356].

Die Betrachtung der Forschungsgeschichte des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster zeigt ein erstaunliches Festhalten an der These der Verbergung jüdischen Besitzes vor einem nahenden Pogrom Mitte des 14. Jahrhunderts, trotz der nachweislich unvollständigen Überlieferung des Fundkomplexes und der enthaltenen Schmuckstücke, die stilistisch eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren sind[1357]. Eine ähnliche Problematik, die allerdings bislang nicht eingehender thematisiert wurde, stellt sich mit den im Schatzfund von Colmar enthaltenen Brakteaten, die ans Ende des 14. Jahrhunderts zu datieren sind und damit die Datierung des Deponierungszeitpunktes um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Frage stellen[1358]. Für die aus samischen Fundkontexten stammenden Schatzfunde von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) und Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) wird dagegen ein Zusammenhang mit der Pestepidemie 1349/1350 beziehungsweise der auf die Klimaverschlechterung seit Anfang des 14. Jahrhunderts folgenden Agrarkrise erwogen. Dementsprechend stellt I. Zachrisson[1359] das sich im Fundmaterial von samischen Opferhorten um 1350 abzeichnende abrupte Ende der Sitte des Opferns von Metallgegenständen in den Kontext der tiefgreifenden sozialen Veränderungen, die mit der Pestepidemie und der Agrarkrise einhergingen.

Mit der Reformation als tiefgreifendem sozialgeschichtlichem Ereignis an der Wende zur frühen Neuzeit wird die Deponierung der Schatzfunde von Sakskøbing (DK, Hort-Nr. 110) und Flintbek (Hort-Nr. 64) in Verbindung gebracht, wobei für letztgenannten, aus profanem Kontext stammenden Schatzfund auch die Deponierung in Zusammenhang mit einer deflationären wirtschaftlichen Entwicklung erwogen wird[1360].

Die alternativen Interpretationsmodelle verdeutlichen exemplarisch, dass ein münzdatierter frühestmöglicher Deponierungszeitpunkt zwar als Indiz für ein schriftlich überliefertes Ereignis als mutmaßliches Deponierungsmotiv, jedoch nicht als eindeutiger Nachweis gelten kann. Dies gilt insbesondere für Interpretationen mit einer größeren Zeitspanne zwischen dem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt und dem als Deponierungsmotiv postulierten historischen Ereignis, wie beispielsweise bei den Schatzfunden von Alt Uppsala (S, Hort-Nr. 146), Amunde (S, Hort-Nr. 150), Muhu (EST, Hort-Nr. 280) und Liège (B, Hort-Nr. 181), deren *terminus post quem* für die Deponierung mehr als 60 Jahre vor dem jeweils als Deponierungsgrund

1356 Zu den diversen Deutungen des Schatzfundes von Lingenfeld siehe Kapitel Interpretation – Funktionale Deutung.
1357 Kat.-Nr. 7 und 32.
1358 Katalog Colmar 1999, 84 [M. Dhénin, A. Poinsignon].
1359 Zachrisson 1984, 124-125.
1360 Wiechmann 1996, 45.

benannten Ereignis liegt. Auch wenn eine unmittelbare zeitliche Korrelation zwischen *terminus post quem* und historischem Ereignis besteht, wie beispielsweise bei den Schatzfunden von Kyrkebinge (S, Hort-Nr. 151), Haraldsborg slotsbanke (DK, Hort-Nr. 84), Ladánybene-Hornyák-Dombról (Kom. Bács-Kiskun/H, Hort-Nr. 197), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188), Fishpool (GB, Hort-Nr. 126), Briviesca I (ES, Hort-Nr. 40) und Limburg (Hort-Nr. 41), so besteht nicht zwingend auch ein kausaler Zusammenhang. Nicht zuletzt belegen Schatzfunde, dass die Thesaurierung von Edelmetall zu Zeiten, als dieses besonders in gemünzter Form den wesentlichen Teil des Kapitals bildete, ebenso üblich war, wie das Deponieren des gesammelten beziehungsweise gesparten Vermögens im Verborgenen[1361]. Vor der Entstehung des modernen Bankwesens waren die Menschen gezwungen, Wertobjekte, die sie dem Zugriff durch unbefugte Dritte für eine bestimmte oder auch unbestimmte Zeit entziehen wollten, an irgend einem ihnen sicher erscheinenden Ort zu verwahren. Als potenzielle Deponierungsmotive kommen vielfältige, den Alltag der Menschen beeinflussende Faktoren in Betracht, die primär persönlichen Interessen respektive Erfahrungen entspringen und als solche überlieferungsbedingt nicht nachzuweisen sind. Auch in Krisenzeiten sind differierende Lebensverhältnisse der Bevölkerung anzunehmen, womit davon auszugehen ist, dass die Menschen nicht durchgängig in gleichem Ausmaß von den krisenhaften Ereignissen betroffen waren. Demnach müssen individuelle Motive und Absichten der Hortbesitzer nicht zwingend von allgemeinen Ereignissen abhängen. Zudem sind politische, soziale und wirtschaftliche Entwicklungen in der Regel wechselwirksam miteinander verflochten, sodass der Wirkungsgrad eines einzelnen Faktors auf den Alltag der Menschen rückwirkend nicht exakt zu bestimmen ist.

Als von der Datierung unabhängiger Indikator des Deponierungsmotivs können charakteristische Merkmale in der Zusammensetzung von Schatzfunden betrachtet werden. Gegenstände, die unter normalen Verhältnissen leicht zugänglich innerhalb des Gebrauchskontextes verwahrt werden, um sie bei Bedarf verwenden zu können, werden als Indiz für eine spontane Verbergung angesichts einer konkreten Gefahrensituation mit vom Besitzer zu befürchtenden Plünderungen und Vertreibungen gedeutet[1362]. Schmuck und Geschirr aus Edelmetall war in der Regel nicht als reine Kapitalanlage, sondern für eine alltägliche oder festtägliche Verwendung vorgesehen. Die aus der Bild- und Schriftüberlieferung hervorgehende ideelle Wertschätzung derartiger Edelmetallgegenstände als Mittel zur Demonstration von Status und Macht sowie die häufige Nennung von Schmuck und Edelmetallgeschirr in Testamenten und Inventaren belegt, dass derartige Edelmetallobjekte gewöhnlich nicht dauerhafter im Verborgenen deponiert wurden. Demnach erscheint eine Verbergung in Notsituationen mit ungewissem Verlauf für den Besitzer und seine Angehörigen als Präventivmaßnahme zum Schutz des Eigentums als plausibel. Im Vergleich zu den in großer Zahl in Testamenten und Inventaren überlieferten Schmuckstücken und Edelmetallgeschirr sind diese Objektgruppen in den Schatzfunden deutlich unterrepräsentiert, was generell für die These der Verbergung angesichts einer konkreten Gefahr sprechen könnte. Dies gilt jedoch allenfalls für unbeschädigte Gegenstände, für die eine Deponierung als Familienbesitz oder Handelsware anzunehmen ist. Lediglich 28 der 70 Schatzfunde (40 %), deren Deponierung mit kriegerischen Ereignissen oder politischen Unruhen in Verbindung gebracht wird, enthalten ausschließlich unbeschädigte Kollektionen von Schmuckstücken und/oder Edelmetallgeschirr[1363]. Eine beträchtliche Zahl der in Schatzfunden überlieferten Schmuckstücke weist starke Beschädigungen und Abnutzungsspuren auf, die darauf hindeuten, dass derart auf ihren Materialwert reduzierte Edelmetallgegenstände als Gewichtsgeld oder als zum Einschmelzen oder Umarbeiten vorgesehenes Rohmaterial gehortet wurden. Ein Altmetalldepot kann demnach eine wirtschaftliche Rücklage darstellen, die bei nicht unmit-

1361 Sarvas 1981, 4.

1362 Vgl. Cherry 2000, 169-170. – Sarvas 1981, 5. – Wiechmann 1996, 34. 45.

1363 **Tab. 50**: Mit kriegerischen Ereignissen korrelierte Schatzfunde mit unbeschädigten Schmuck- und Geschirrkollektionen.

telbarem Bedarf und beispielsweise mit Spekulation auf einen steigenden Metallpreis längerfristig und zum Schutz vor Dieben möglichst geschützt verwahrt wird. Auch wenn durch Krieg oder Epidemien verursachte allgemein unruhige Verhältnisse mit unsicheren Lebensumständen für weitere Bevölkerungsteile sicherlich häufiger zur dauerhafteren Deponierung von Wertobjekten aller Art geführt haben dürften, so kann eine gehäufte Deponierung ebenfalls als Reaktion auf wirtschaftliche Entwicklungen, beispielsweise Inflation oder Steuererhöhungen, erfolgen[1364]. Unabhängig von den allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen kann ein individuelles Sicherheitsempfinden des Besitzers zur Deponierung von Wertobjekten führen, als Präventivmaßnahme gegen Diebstahl, beispielsweise vor einer längeren Reise, oder zum Schutz vor sonstigen bestandsgefährdenden Einflüssen, beispielsweise Feuer[1365].

Die dauerhafte Deponierung von Wertobjekten mit dem Motiv der Entsorgung von Gegenständen, deren Besitz unangenehme Konsequenzen nach sich ziehen könnte, beispielsweise Diebesgut, ist anhand der Fundkomplexe selbst nicht nachzuweisen, da aus den Objekten die Besitzverhältnisse zum Zeitpunkt der Deponierung und ihr Gefahrenpotenzial für einen unrechtmäßigen Besitzer nicht hervorgeht. Folglich bleibt die Deutung der Schatzfunde von Treuenbrietzen (Hort-Nr. 47), Halikko-Joensuu (FIN, Hort-Nr. 141), Gråträsk (S, Hort-Nr. 168), Hildesheim (Hort-Nr. 173), Haraldsborg slotsbanke (DK, Hort-Nr. 84) und Iona (GB, Hort-Nrn. 311-312) als Diebesgut hypothetisch. Die Interpretation stützt sich jeweils auf Objekttypen, die bestimmten Funktionskontexten zugewiesen werden können und deren Deponierung außerhalb dieser ursprünglichen Funktionskontexte. Mit Ausnahme der Schatzfunde von Treuenbrietzen und Halikko-Joensuu handelt es sich um Objektkollektionen, die ursprünglich rituellen, abgesehen vom Schatzfund von Gråträsk, kirchlichen Kontexten zugeordnet werden. Den Plünderungsspuren an samischen Opferplätzen entsprechend belegen Bild- und Schriftquellen die permanente Gefahr des Verlustes wertvoller ritueller Objekte und liturgischer Geräte durch Diebstahl (**Abb. 168**)[1366]. Demnach könnte es sich bei den liturgischen Geräten in den Schatzfunden von Hagby kyrka (S, Hort-Nr. 154), Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159), Ariège (F, Hort-Nr. 329) und Mirepoix (F, Hort-Nr. 182) ebenfalls um Diebesgut handeln. Auch wenn die Gegenstände ihrer Funktion entsprechend normalerweise nicht unzugänglicher deponiert werden, muss es sich nicht zwangsläufig um Diebesgut handeln, da sie gleichfalls von autorisierten Personen, etwa vor befürchteten Plünderungen, verborgen worden sein können.

Aus der Analyse des Hortinventars ergeben sich somit keine charakteristischen Merkmale, die als Indikatoren einer eindeutigen Differenzierung von aus allgemeinem Sicherheitsempfinden oder angesichts einer akuten Bedrohung deponierten Rücklagen und dauerhaft entsorgtem Gefahrgut dienen könnten. Die Zusammensetzung der vor einer mehr oder weniger akuten Gefahrensituation verborgenen Horte ist abhängig von diversen variablen Gegebenheiten, wie individuellen Sammelstrategien, der wirtschaftlichen Situation des Horteigentümers, den allgemein zur Verfügung stehenden Ressourcen und der Möglichkeit, Wertobjekte anderweitig in Sicherheit zu bringen. Dagegen wird die Zusammensetzung eines Hortes, mit Ausnahme ritueller Deponierungen, nicht direkt durch das Deponierungsmotiv beeinflusst. Die Auswahl geopferter oder geweihter Gegenstände wird zwar durch religiöse Konventionen bestimmt, die Deponierung mit der Intention des Opferns geht jedoch allenfalls aus Beifunden eindeutig magisch-religiöser Bedeutung hervor. Anzumerken ist, dass rituelle Deponierungen ebenfalls durch akute Gefahrensituationen initiiert werden können, allerdings ohne den Aspekt der sicheren Verwahrung der Wertobjekte vor unbefugtem Zugriff[1367].

1364 Ausführlicher dazu Kapitel Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster.

1365 Vgl. Grinder-Hansen 1992, 125.

1366 Beispielsweise Berichte aus syrischen Chroniken über Schatzraub in Kirchen und Klöstern: Ulbert 1990, 65 ff.

1367 Verwiesen sei auf die volkskundlich belegte Darbringung von Opfergaben als Präventivmaßnahme vor Naturkatastrophen: Geißlinger 2004, 466 Anm. 40 und die im 3. und 4. Jh. in Mooren im westlichen Ostseegebiet deponierten Waffensammlungen, die einem Bericht des römischen Historikers Orosius aus dem 5. Jh. folgend als »eroberte Kriegsbeute, die nach siegreichen Gefechten einer Gottheit geopfert« wurden, gedeutet werden: Gebühr 2007, 40.



Abb. 168 Beraubung einer Kirche. Aus dem »Großen Lutherischen Narren« von Thomas Murner (1522). – (Nach Fritz 1982, Abb. 37).

Die hohe Anzahl von 169 Schatzfunden, die Schmuck und Münzen beinhalten, spricht für die häufigere Hortung von Schmuckstücken als Kapitalanlage. Das gegenüber reinen Münzschätzen seltene Auftreten gemischter Horte als Argument für eine Deponierung letzterer angesichts einer akuten Gefahrensituation ist unsicher, nicht zuletzt da Schmuck wegen seines hohen ideellen Wertes und der handlichen Größe bei Gefahr vom Besitzer häufig mitgeführt und nicht unzugänglich deponiert worden sein dürfte.

Fundinhalt als Indikator der Überlieferungsursache

Allgemein ist davon auszugehen, dass die Mehrzahl der ursprünglich deponierten Schätze von ihrem ehemaligen Besitzer oder dessen Angehörigen geborgen und folglich nicht überliefert wurde. Bei der Überlieferung deponierter Wertobjekte kann es sich seitens des Besitzers um einen aktiv oder passiv initiierten Vorgang handeln. Eine vom Besitzer bereits zum Zeitpunkt der Deponierung nicht beabsichtigte Bergung von Wertgegenständen ist bei rituellen Deponierungen und aus profanen Motiven bewusst dauerhaft entsorgten Objekten zu unterstellen. Während geopferte Edelmetallgegenstände durch Beifunde eindeutig magisch-religiöser Bedeutung im Volksglauben gegebenenfalls zu erkennen sind, bieten weder die in Schatzfunden enthaltenen einzelnen Objekttypen noch deren Vergesellschaftung charakteristische Merkmale, die als Indikator für die Identifikation dauerhaft entsorgter Wertobjekte dienen können. Voraus-

setzung für den Vorgang der absichtlichen Entsorgung von Edelmetallobjekten ist, dass mit deren Besitz unangenehme Konsequenzen für den Besitzer verbunden sein können, von den Objekten selbst also ein gewisses Gefahrenpotenzial für den Besitzer ausgeht. Entsprechende Deutungen des Deponierungsmotivs finden sich bislang ausschließlich bei als Diebesgut interpretierten Schatzfunden[1368], verbunden mit der Prämisse, dass die Deponierung durch den unrechtmäßigen Besitzer erfolgt sei, um unangenehmen Konsequenzen bei einer befürchteten Entdeckung vorzubeugen. Neben illegal beschafften Gegenständen können auch rechtmäßig erworbene Objekte für ihren Besitzer strafbar werden, wie die deutschlandweit häufiger auftretenden, meist auf 1945 datierten Horte mit symbolbehafteter Sachkultur aus der nationalsozialistischen Zeit belegen[1369]. Im Sachkulturspektrum der erfassten Schatzfunde sind keine Objekte enthalten, die als mit einer bestimmten ideologischen Bedeutung behaftete, geächtete oder verbotene Gegenstände zu identifizieren sind. Damit bietet sich keine Möglichkeit, anhand des Fundinhaltes illegalen Besitz zu identifizieren und dessen dauerhafte Deponierung ohne Bergungsabsicht nachzuweisen[1370]. Eine solche ist allenfalls anhand auf eine irreversibel angelegte Deponierung hindeutender Deponierungsverhältnisse zu erschließen[1371], anderenfalls ist eine beabsichtigte Bergung nach überstandener Gefahrensituation prinzipiell nicht auszuschließen. Die Überlieferung von Wertobjekten, die mit einer Bergungsabsicht deponiert wurden, erfolgt aus Sicht des rechtmäßigen wie auch unrechtmäßigen Besitzers ungewollt. Als primärer Überlieferungsgrund ist für geopferte oder aus profaner Motivation entsorgte Objekte die vom Besitzer nicht beabsichtigte Bergung zu sehen, wobei eine mehr oder weniger zufällige Entdeckung durch Dritte die Überlieferung in diesem Fall sekundär verhindern kann, wie beispielsweise die häufig an samischen Opferplätzen beobachteten Plünderungsspuren belegen.

Der Entschluss, deponierte Wertobjekte nicht zu bergen, sondern diese in ihrem Versteck zu belassen, kann vom Besitzer unabhängig vom Deponierungsmotiv und zeitlich deutlich abgesetzt vom Deponierungszeitpunkt gefasst werden. Als mögliche Ursachen für eine bewusst nicht realisierte Bergungsabsicht kommen wirtschaftliche Motive in Betracht[1372] sowie Neid und Missgunst gegenüber Hinterbliebenen unter der Voraussetzung, dass zu Lebzeiten des Besitzers kein unmittelbarer Bedarf an den Wertobjekten bestand[1373]. Möglich ist zudem ein bewusstes Liegenlassen, wenn der Bergungsaufwand im Verhältnis zum Wert des Hortes als zu hoch eingeschätzt wird[1374]. Aus ökonomischer Sicht handelt es sich im Fall einer bewusst nicht realisierten Bergungsabsicht um abgeschriebene Wertobjekte. Als solche sind insbesondere Schatzfunde mit einem gering zu veranschlagenden Geldwert in Betracht zu ziehen. Die große Zahl der Schatzfunde mit jeweils geringem Umfang könnte demnach auf eine überdurchschnittlich häufige Überlieferung in Folge einer für den Besitzer nicht mehr lohnenswerten Bergung zurückzuführen sein respektive auf ein überdurchschnittlich häufiges Vergessen geringwertiger Objektkollektionen oder der exakten Position des jeweiligen Versteckplatzes[1375]. Umgekehrt könnte die geringe Anzahl von in den Schatzfunden enthaltenen hochwertigen Goldschmiedeerzeugnissen und Goldmünzen darauf hindeuten, dass derartig hochwertige

1368 So bei den Schatzfunden von Iona I und II (GB, Hort-Nrn. 311-312) und Passau (Hort-Nr. 319).

1369 Ideologisch belegte Symbole können bei einem Wechsel der Ideologie allgemein geächtet oder von der Obrigkeit verboten werden, was zur Entsorgung entsprechender Objekte führt.

1370 Ein Gegenbeispiel ist im Falschmünzdepot vom Mariahilfbergl bei Brixlegg (A) zu sehen: Huijsmans/Tursky 1996.

1371 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1372 Beispielsweise ein inflationärer Wertverlust. – Vgl. Hårdh 2002, 183.

1373 Vgl. Haupt 2001, 80.

1374 Vgl. Sarvas 1981, 10 Anm. 15. – Steuer 2004, 605.

1375 Die Mehrzahl der Schatzfunde repräsentiert eine als relativ gering zu veranschlagende Kaufkraft. Zu entsprechenden Ergebnissen kommen Krüger 2005b, 469 bezüglich mittelalterlicher Münzschatzfunde, Haupt 2001, 63 bezüglich römischer Münzschätze und Stenberger 1958 bezüglich wikingerzeitlicher Schatzfunde auf Gotland (S). – Ökonomisch betrachtet können kleinere Wertobjektkollektionen als geringerer Verlust abgeschrieben werden, ähnlich verlorenen Geldbeuteln, die meist weniger wegen des mitgeführten Bargelds vermisst werden, als vielmehr wegen der mitgeführten Papiere und Bankkarten, die gesperrt bzw. neu beantragt werden müssen.

Deponierungen überdurchschnittlich häufig vom Besitzer oder autorisierten Personen geborgen wurden, zumal selbst eine aufwendigere Bergung hochwertiger Edelmetallobjekte wirtschaftlich rentabel ist.
Die Deponierung der profanen Funktionstypen Haushaltshort, Sparhort und Rücklage ist üblicherweise mit einer Bergungsabsicht verbunden, das heißt die Überlieferung erfolgt aus Sicht des Besitzers unbeabsichtigt. Eine vorgesehene Auflösung des Depots bei Bedarf oder nach Möglichkeit kann durch ungünstige äußere Umstände verhindert werden, wie durch den plötzlichen Tod des Besitzers oder durch dessen Flucht und Vertreibung ohne Rückkehrmöglichkeit zum Schatzversteck. Derart individuelle ereignisgeschichtliche Faktoren, die zu einer Unerreichbarkeit der Deponierung für den Besitzer führen, sind zwar allgemein als Überlieferungsursache anzunehmen, jedoch für den Einzelfall in der Regel aus den Quellen nicht zu erschließen, sodass der Grund des Belassens einzelner Schatzfunde in ihren Verstecken meist spekulativ bleibt. In Ermangelung der Nachweisbarkeit wird die Ursache der Überlieferung bei der Auswertung von Schatzfunden häufig nicht thematisiert. Aussagen zum mutmaßlichen Überlieferungsgrund finden sich vor allem in Verbindung mit schriftlich überlieferten politischen oder sozialen Ereignissen, die gleichermaßen als Deponierungsmotiv und Überlieferungsgrund in Erwägung gezogen werden. Das Interpretationsschema basiert auf der These, dass der Schatz von seinem Besitzer vor zu erwartenden Plünderungen im Zuge kriegerischer oder sonstiger soziale Unruhen auslösender Ereignisse wie Pest und Pogrom im Verborgenen deponiert wurde mit der Absicht, die Wertgegenstände unter allgemein ruhigeren Verhältnissen oder bei akutem Bedarf zu bergen. Dass die Bergung nicht erfolgte, wird mit dem plötzlichen Tod des Besitzers, dessen dauerhafter Flucht oder Vertreibung im Zuge der krisenhaften Ereignisse erklärt unter der Annahme, dass diese sich entsprechend auf weitere Bevölkerungsteile auswirkten. Neuere Untersuchungen insbesondere zu römerzeitlichen Horten zeigen jedoch, dass die Auswirkungen kriegerischer Ereignisse auf die Deponierung und Überlieferung von Horten über den Tod des Verbergenden hinaus allgemein weit überschätzt werden[1376]. Plötzliche Todesfälle in Folge von Unfall, Mord und Erkrankung ebenso Flucht und Vertreibung können zwar unter krisenhaften Lebensumständen erheblich häufiger auftreten[1377], dennoch müssen sich das Deponierungsmotiv und die Ursache der Überlieferung auch in krisenhaften Zeiten nicht zwangsläufig entsprechen. Prinzipiell sind vielfältige individuelle Handlungsstrategien und Einzelschicksale anzunehmen, jedoch aus den Quellen in der Regel nicht zu erschließen.
Eine weitere Voraussetzung für die Überlieferung von Schatzfunden ist, dass Schatz und Versteck über den Tod des Besitzers hinaus in Vergessenheit geraten. Dies kann bereits zu Lebzeiten des Besitzers eintreten, etwa in Folge geistiger Verwirrung oder schlichter Vergesslichkeit. Während das Vergessen deponierter Wertobjekte allenfalls für geringwertigere Objektsammlungen möglich erscheint, kann das Vergessen der exakten Position des Versteckplatzes in Folge mangelnden Orientierungssinns, ungenügender Kennzeichnung oder topographischer Veränderung des Umfelds auch zur Überlieferung hoher Vermögenswerte führen[1378]. Die schlichte Vergesslichkeit seitens des Hortbesitzers wird als mutmaßlicher Überlieferungsgrund nur in Einzelfällen in Erwägung gezogen. In der Regel erscheint es plausibler anzunehmen, dass Schatz und Versteck nach dem Tod des ursprünglichen Besitzers in Vergessenheit gerieten[1379]. Dabei ist eine unzureichende Kenntnis der Angehörigen um Schatz und Versteck vorauszusetzen, entweder durch Neid und Missgunst oder Vergesslichkeit und Verwirrung seitens des ehemaligen Besitzers verursacht. Wiederum können krisenhafte Lebensumstände als das Vergessen von Schätzen und Versteckplätzen und damit die

1376 Steuer 2004, 603-604.
1377 P. Berghaus, »Allgemeine einführende Bemerkungen über Grundbegriffe und Grundbedingungen«. Maschinenschriftliche Diskussionsvorbereitungen für die Numismatische Arbeitstagung in Hamburg vom 8.-11. Oktober 1954, 2-5.
1378 Ausführlicher dazu Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Überlieferungsursache.
1379 Vgl. Ilisch 1980a, 3. – Sarvas 1981, 6.

Überlieferung von Schatzfunden begünstigender Faktor wirken[1380]. Die Überlieferung von Schatzfunden hängt primär vom Schicksal und Verhalten der Besitzer ab sowie von mehreren variablen, ab dem Zeitpunkt der Deponierung wirksamen Faktoren[1381]. Generalisierende Deutungsmodelle sind daher als zu stark abstrahierte Darstellung der einstigen Realität nicht zulässig.

DEPONIERUNGSVERHÄLTNISSE

Aufgrund der aus dem Inhalt von Schatzfunden nur bedingt abzuleitenden Merkmale, die als Indikatoren der Funktion, der Deponierungsmotive und der Überlieferungsursache dienen können, sind die Deponierungsverhältnisse von hoher Relevanz für die Rekonstruktion des ursprünglichen Funktionskontextes von Schatzfunden. Die Deponierungsverhältnisse beziehen sich auf die der Deponierung dienenden ortsfesten Strukturen und deren räumliches Umfeld sowie die Schatzbehälter und die Anordnung der deponierten Objekte. Diesbezügliche Erkenntnisse gehen gegebenenfalls aus Beobachtungen des unmittelbaren Fundkontextes sowie des geografisch weiter gefassten Befundkontextes hervor. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Auffindungsverhältnisse von den ursprünglichen Deponierungsverhältnissen abweichen können, verursacht durch topographische Veränderungen nach erfolgter Deponierung[1382]. Überwiegend sind nur spärliche Informationen sowohl zum Fund- als auch Befundkontext von Schatzfunden publiziert, einerseits aufgrund einer häufig ausbleibenden Beobachtung und Dokumentation bei der Bergung der Fundkomplexe, andererseits bedingt durch die traditionell objektorientierte Auswertung.
Von den 324 erfassten Schatzfunden ist für 193 Fundkomplexe (60 %) der jeweilige Befundkontext in der Literatur benannt, beziehungsweise aus Angaben zur Fundstelle und den Fundumständen zu erschließen[1383]. Allerdings bleibt häufiger unklar, ob der Befundkontext zum Zeitpunkt der Auffindung demjenigen zum Zeitpunkt der Deponierung entspricht. Beispielsweise kann ein beim Pflügen auf freiem Feld entdeckter Schatzfund ursprünglich im Kontext einer inzwischen abgegangenen Hofstelle oder eines später gerodeten Waldes deponiert worden sein. Eindeutige Hinweise sind allenfalls durch eine großflächigere archäologische Untersuchung der Fundstelle zu gewinnen, wie sie bei der überwiegenden Mehrzahl der Schatzfunde jedoch nicht erfolgt ist, so lediglich für 35 Schatzfunde (11 %), die bei archäologischen Ausgrabungen entdeckt wurden oder deren Entdeckung zu archäologischen Untersuchungen der jeweiligen Fundstelle führten[1384].
Für 98 Schatzfunde (30 %) sind detailliertere Angaben zum jeweiligen Fundkontext publiziert, die Rückschluss auf die bei der Deponierung getroffenen Maßnahmen gewähren[1385]. Diese können auf eine bewusst dauerhaft angelegte Deponierung ohne vom Besitzer beabsichtigte Bergung oder eine mit der Bergungsabsicht des Besitzers verbundene temporär angelegte Deponierung hindeuten. Allerdings ist nicht in jedem Fall eindeutig zu erkennen, ob es sich um eine vom Besitzer bewusst irreversibel oder reversibel angelegte Deponierung handelt. Schließlich können irreversible Deponierungen aus einem unbeabsichtigten Verlust des Hortes in Verbindung mit einer technisch nicht durchführbaren Bergung resultieren, wie beispielsweise im Fall von in einem tieferen oder eine höhere Strömung aufweisenden Gewässer verlorenen Wertobjekten.

1380 Sarvas 1981, 6. – Numismatische Kommission 1954, 3.
1381 Siehe Kapitel Überlieferungsbedingungen.
1382 Dazu Eggert 2001, 81 am Beispiel der Deponierung in einem bei der Auffindung verlandeten See. – Zu unterschiedlichen Deponierungs- und Auffindungsverhältnissen in Mooren: Geißlinger 2004.
1383 **Tab. 51**: Schatzfunde nach Befundkontext.
1384 **Tab. 33**: Schatzfunde nach Fundumständen.
1385 **Tab. 52**: Schatzfunde nach Fundkontext.

Die Wahl des Versteckplatzes und der bei der Deponierung eines Hortes betriebene Aufwand hängt von der Hortfunktion, dem individuellen Sicherheitsempfinden des oder der Verbergenden und den sich bietenden technischen Möglichkeiten ab. Dementsprechend gelten die Deponierungsverhältnisse als Indikator der Funktion sowie der Deponierungsmotive, wobei letztere als Intention des Hortbesitzers lediglich indirekt aus den Deponierungsverhältnissen zu erschließen sind[1386].
Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, inwieweit anhand des Fund- und Befundkontextes von Schatzfunden die Deponierungsverhältnisse zu identifizieren sind und welche charakteristischen Merkmale für die Differenzierung funktionaler Horttypen, der Deponierungsmotive und der Überlieferungsursachen zu erkennen sind.

Fundkontext

Als Fundkontext wird im Rahmen dieser Arbeit das unmittelbare Schatzversteck bezeichnet, das heißt die konstruktiven Elemente, die der Deponierung des Hortes dienen. Dazu werden auch die Schatzbehälter gezählt, die in der Regel nicht dem Bestand des Schatzes zuzurechnen sind, mit Ausnahme von Edelmetallgefäßen, für die eine kombinierte Funktion als gehortetes Wertobjekt und Behältnis für anderweitige Wertgegenstände anzunehmen ist.

Schatzbehälter

Die Unterbringung in einem Behälter dient einerseits der Minimierung bestandsgefährdender natürlicher Einflüsse und andererseits dem Zusammenhalten der Schatzbestandteile, was deren Transport und die spätere Bergung erleichtert[1387]. Ausgehend von ihren Materialeigenschaften sind die Behältnisse den Kategorien organische oder anorganische Behälter zuzuordnen, wobei letztere, allein bereits überlieferungsbedingt, dominieren. Von den 324 erfassten Schatzfunden sind für 115 Fundkomplexe (35 %) die Behälter bekannt[1388]. Davon fanden sich 84 Schatzfunde in anorganischen und 23 in organischen Behältnissen. Für 13 Schatzfunde findet sich in der Literatur lediglich ein Hinweis auf die Deponierung in einem Gefäß, wobei für die Schatzfunde von Domkowo (Voi. Warmian-Masurian/PL, Hort-Nr. 334), Nossen (Lkr. Meißen, Hort-Nr. 226), Cap Caliacra (BG, Hort-Nr. 331), Kyrkoköpinge (Skåne län/S, Hort-Nr. 278) und Særslev kirke (DK, Hort-Nr. 93) zwar der Gefäßtyp benannt wird, jedoch ohne Angabe des Materials. Derart unspezifische Angaben zu Schatzbehältern deuten darauf hin, dass bei der Bergung des jeweiligen Schatzfundes zwar der oder die Behälter wahrgenommen, jedoch nicht weiter beachtet, meist zerstört und nicht geborgen wurde. In der Mehrzahl dürfte es sich dabei um keramische Behälter gehandelt haben, ausgehend von der Überlegung, dass diese an sich keinen hohen Wert darstellen und meist bei der Entdeckung vor allem vergrabener Horte stark beschädigt wurden. Demgegenüber wird Metallbehältern auch von Laien bei der Bergung eine größere Aufmerksamkeit gewidmet[1389]. Die hohe Anzahl von 209 Fundkomplexen, deren Deponierung in einem Behälter unsicher oder unbekannt ist, erklärt sich aus einer starken Fokussierung der Finder auf die

1386 Vgl. Eggert 2001, 81.
1387 Vgl. Haupt 2001, 12.
1388 **Tab. 53**: Schatzbehälter.
1389 Keramische Schatzbehälter genießen in der Archäologie einen hohen Stellenwert, vor allem durch die Möglichkeit der absoluten Datierung mittels vergesellschafteter Münzen und die darin begründete hohe Relevanz der Gefäße für die Erstellung einer Keramikchronologie. Dazu beispielsweise Stoll 1985, 6 mit Literaturangaben zur Forschungsgeschichte mittelalterlicher Münzschatzgefäße von den 1920er bis in die 1980er Jahre.

Bergung der Edelmetallobjekte. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, dass es sich hierbei nicht um Deponierungen in Metallgefäßen handelte, vorausgesetzt diese wurden nicht in größerem Umfang unterschlagen und verheimlicht. Spekulativ bleibt die Anzahl der ursprünglich in organischen, bei der Entdeckung weitgehend vergangenen Behältern deponierten Horte, da die organischen Überreste bei der Bergung leicht übersehen werden.

Anorganische Behälter bieten aufgrund ihrer weniger raschen Vergänglichkeit unter ungünstigen Lagerungsbedingungen einen längerfristigen Schutz für die enthaltenen Gegenstände. Unter den anorganischen Schatzbehältern dominieren keramische Gefäße, die als Behältnisse von 59 Schatzfunden vertreten sind. Aus der teilweise erfolgten Deponierung in mehreren Gefäßen ergibt sich eine demgegenüber höhere Gesamtzahl von 73 Keramikbehältern. Bei der Schale im Schatzfund von Store Frigård (DK, Hort-Nr. 80) und dem Krug im Schatzfund von Rådved (Midtjylland/DK, Hort-Nr. 97) ist jedoch unklar, ob es sich um keramische oder metallene Gefäße handelt. Von den keramischen Behältern werden 34 in der Literatur lediglich unspezifisch als Tongefäß benannt, wohingegen für 39 die Gefäßform definiert ist. Der Topf dominiert mit 27 Exemplaren, gefolgt vom Krug mit sieben Exemplaren. Kannen treten lediglich als Behälter der Schatzfunde von Stege I (Sjælland/DK, Hort-Nr. 94) und Bokel (Hort-Nr. 49) auf. Als eher exotische Schatzbehälter wurden mit jeweils einem Exemplar eine Ofenkachel im Schatzfund von Meldorf (Hort-Nr. 56) und eine »Urne« im Schatzfund von Meckelstedt (Lkr. Cuxhaven, Hort-Nr. 372) erfasst, wobei in letztgenanntem Fall die Ansprache der Gefäßform als unsicher einzustufen ist, aufgrund der nur unzureichenden Beschreibung des Schatzbehälters[1390].

Die zweitgrößte Gruppe anorganischer Schatzbehälter bilden mit 36 Exemplaren Metallgefäße. Bei der Betrachtung der metallenen Gefäßformen fällt die weit höhere Diversität gegenüber den keramischen Gefäßformen auf. Schüsseln und Schalen sind mit acht Exemplaren vertreten, Grapen und Töpfe mit sieben Exemplaren. Kannen sind als Schatzbehälter mit je einem Exemplar für die Schatzfunde von Øster Vang (DK, Hort-Nr. 108) und Erfurt II (Hort-Nr. 34) nachgewiesen (**Abb. 169**). Teile des Schatzfundes von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) befanden sich in drei Bechern und einem Pokalschaft, entsprechend der teilweise erfolgten Deponierung der Schmuckstücke des Schatzfundes von Erfurt II in einem Doppelkopf (**Abb. 170**). Singulär vertreten sind die Eisenkiste des Schatzfundes von Rouen (-Gaillon) (Dép. Seine-Maritime/F, Hort-Nr. 186) sowie »eine Art Briefumschlag aus Blei«[1391] des Schatzfundes von Holbrook (West Midlands/GB, Hort-Nr. 130) und die Umwickelung der Wertgegenstände mit Silberlamellen und Drähten beim Schatzfund von Kerepes (H, Hort-Nr. 302). Unspezifisch als »Metallgefäß« oder »Metallbehälter« werden elf Schatzbehälter in der Literatur benannt. Unter den Metallarten dominiert mit 18 Gefäßen das Silber, gefolgt von Bronze und Kupfer mit jeweils fünf Gefäßen sowie Zinn, Messing, Eisen und Blei mit jeweils einem Schatzbehältnis. Für vier Schatzbehälter ist die Metallart in der Literatur nicht benannt.

Insbesondere für die Behälter aus Edelmetall ist eine Funktionskombination als Behältnis und gehortetes Wertobjekt zu unterstellen. Nicht in jedem Fall dienten die in Schatzfunden überlieferten Edelmetallgefäße als Behälter für anderweitige Wertobjekte. Bei vorgenannten Silbergefäßen handelt es sich um solche, aus deren Fundgeschichte eindeutig hervorgeht, dass sie selbst weitere Schatzbestandteile enthielten. Allein sechs dieser Silbergefäße gehören zum Schatzfund von Lingenfeld (Hort-Nr. 32). Die Finder gaben an, dass sie beim Graben zur Erweiterung der Scheune auf einem Gehöft in Lingenfeld in ca. 20-30 cm Tiefe mit dem Spaten auf einen Topf gestoßen seien. Die Scherben des mit dem Spaten zertrümmerten Topfes wurden nicht geborgen, sondern lediglich der im Topf enthaltene Schatz, bestehend aus sechs Silbergefäßen, goldenen Schmuckstücken und zahlreichen stark oxidierten Münzen[1392]. Die Münzen waren bei der De-

1390 Fundmeldung in Berliner Münzblätter Nr. 126/127, Jahrgang 33, Juni/Juli 1912, 378-379.

1391 Haedeke 2000, 173.

1392 Ehrend 1975, 4.



Abb. 169 Der Doppelkopf im Schatzfund von Erfurt mit seinem Inhalt nach der Öffnung. – (Nach Stürzebecher 2014, 32).



Abb. 170 Der Doppelkopf im Schatzfund von Erfurt und die darin verwahrten Schmuckstücke. – (Nach Katalog Speyer 2004, 223).

ponierung in den silbernen Gefäßen enthalten, was durch Korrosion entstandene Münzabdrücke auf der Innenseite der vier überlieferten Behältnisse, drei Becher und ein Pokalschaft, bezeugen (**Abb. 171**)[1393]. Die Deponierung der münzgefüllten Gefäße zusammen mit den Schmuckstücken in einem mutmaßlich aus Keramik bestehenden Topf deutet darauf hin, dass die Silbergefäße nicht nur als Behälter für die Münzen dienten, sondern zugleich Bestandteil des Schatzes waren und daher ihrerseits durch den Topf geschützt vergraben wurden.

[1393] Stein 1975, 44.



Abb. 171 Der Schatzfund von Lingenfeld. – (Nach Katalog Speyer 2004, 225 unten).

Auch wenn die Deponierung in einem zusätzlichen Behältnis bei keinem weiteren Edelmetallgefäß nachgewiesen ist, so erscheint es dennoch plausibel, dass diese ursprünglich selbst geschützt deponiert wurden, beispielsweise in Behältnissen aus organischen Materialien wie Säcken, Beuteln oder Holzkisten, die zusätzlich den Zusammenhalt der Schatzbestandteile und deren unauffälligen Transport zum Versteck gewährleisteten. Allein bereits der hohe Materialwert, neben einem möglicherweise höheren ideellen Wert der in Schatzfunden enthaltenen Edelmetallgefäße macht es wahrscheinlich, dass diese selbst als Bestandteil der Schätze deponiert wurden. Sie gleichzeitig als Behälter für kleinere Objekte zu nutzen erscheint effizient, denn dadurch wird der Schatz kompakter und einfacher zu deponieren.

Die ursprünglich 16 Bronzeschalen[1394] im Schatzfund von Mehntack (EST, Hort-Nr. 160) dürften ebenfalls einen nicht unerheblichen Wert bei der Verbergung verkörpert haben und sind demnach ebenfalls als Schatzbestandteile anzusehen. Dafür spricht die Beobachtung der Fundvergesellschaftung bei der Bergung, wonach die elf Silberschmuckstücke, sechs Silberbarren und sechs Silbermünzen des Schatzfundes, abgedeckt mit Birkenborke, in einer der Bronzeschalen deponiert worden waren. An die Schale angelehnt standen 15 weitere Bronzeschalen, die derart auf die Kante gestellt worden waren, dass sie die unterste Schale mit den Silberobjekten haufenartig überdeckten und damit vor dem auflastenden Erdreich schützten[1395]. Abgesehen von den Bronzeschalen aus Mehntack verkörpern die restlichen der erfassten Fundbehälter aus Nichtedelmetall zwar einen ansehnlichen aber keinen derart hohen Materialwert, als dass sie a priori den

1394 Bis auf vier verschollen: Hausmann 1914, 161.

1395 Ebenda 159.

Schatzbestandteilen zuzurechnen wären, zumal sie außer den drei Kupfergefäßen im Schatzfund von Mihail Kogălniceanu I (RO, Hort-Nr. 112) singulär je Schatzfund vertreten sind.

Sowohl die Metallarten als auch die Gefäßformen sprechen dafür; dass es sich bei den Schatzbehältern zumeist um im Haushalt gebräuchliche Gegenstände handelt[1396]. Gebrauchsspurenanalysen an Schatzbehältern wurden bislang lediglich vereinzelt durchgeführt. Unter den Behältern dänischer Schatzfunde sind einige Töpfe, in denen sich Rückstände zubereiteter Nahrung fanden. Sie sprechen dafür, dass die Deponierung jeweils spontan erfolgt ist, da mutmaßlich anderenfalls die Behälter vor der Unterbringung des Schatzes gereinigt worden wären[1397]. Eine vorhergehende Reinigung ist für Behälter anzunehmen, auf deren Innenseite keine Ablagerungen nachzuweisen sind, trotz erkennbaren Spuren langfristigen Gebrauchs und gegebenenfalls Reparaturen, wie sie unter den dänischen Schatzbehältern einige Bronzetöpfe aufweisen[1398], darunter der Bronzetopf des Schatzfundes von Rådved (DK, Hort-Nr. 97). Auch für den Bronzegrapen, der als Behälter für den Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) diente, wurde von den Findern berichtet, dass der Boden des Grapens bei der Fundbergung auf der Außenseite rußgeschwärzt gewesen sei, was auf die ursprüngliche Verwendung als Kochgeschirr hindeutet, da im Bereich der Fundstelle sonst keine Hinweise auf Feuereinwirkung beobachtet wurden[1399]. Angesichts des hohen Gebrauchswertes und des ansehnlichen Recyclingwertes der Metallobjekte ist deren sekundäre Verwendung als Schatzbehälter nach der primären Nutzung, beispielsweise als Kochgeschirr, wahrscheinlicher als die Möglichkeit einer ausschließlichen Nutzung als Schatzbehälter. Denkbar erscheint letzteres eher für kostengünstigeres Keramikgeschirr beziehungsweise für Behälter, die ihrer Form nach als reines Aufbewahrungs- und Transportbehältnis vorgesehen waren. Hinsichtlich der Metallbehälter zählen dazu die Eisenkiste des Schatzfundes von Rouen (-Gaillon) (F, Hort-Nr. 186) und der »Briefumschlag« aus Blei des Schatzfundes von Holbrook (GB, Hort-Nr. 130).

Aufgrund der nur unzureichend publizierten Beschreibung der beiden Schatzbehälter aus Stein, der letzten Gruppe anorganischer Behälter, ist nicht zu entscheiden, ob es sich eventuell um Transportbehältnisse oder um reine Aufbewahrungsbehälter handelte. Während das »Steingefäß« des Schatzfundes von Mossåkra (Kalmar län/S, Hort-Nr. 282) in der Literatur nicht näher beschrieben wird[1400], handelt es sich beim Schatzfund von Preslav (BG, Hort-Nr. 299) um die Deponierung in einer Art Steinkiste[1401]. Angesichts des hohen Gewichts könnte es sich bei den Behältnissen aus Stein um ortsfeste Strukturen handeln, die primär oder sekundär als Schatzversteck genutzt wurden, etwa in der Art heutiger Wandtresore.

Schatzbehälter aus organischen Materialien sind gegenüber denjenigen aus anorganischem Material weit weniger zahlreich unter den erfassten Schatzbehältern vertreten. Bei der Bergung von 19 Schatzfunden wurden ausschließlich Reste organischer Behältnisse aus Holz, Leder oder Textilien festgestellt, bei zehn weiteren Schatzfunden wurde deren Deponierung in mehreren, organischen und anorganischen Behältnissen nachgewiesen. Die geringe Anzahl ist vor allem auf die Vergänglichkeit des Materials sowie die häufig unsachgemäße Bergung mit einer unzureichenden Beobachtung und Dokumentation der Fundverhältnisse zurückzuführen. Für die Schatzfunde von Dune (S, Hort-Nr. 149), Gråträsk (S, Hort-Nr. 168), Lunna Sörgård (Örebro län/S, Hort-Nr. 281), Bremerhaven-Wulsdorf (Hort-Nr. 291) und Thorupled (Nordjylland/DK, Hort-Nr. 89) ist die Deponierung in einem Behältnis aus Holz nachgewiesen, wobei es sich ausschließlich um

1396 Einen Katalog der metallenen Hausgeräte im Spätmittelalter bietet Hasse 1981. – Zur Bedeutung des metallenen Hausgeräts für die Bürger des 13. und 14. Jhs.: M. Hasse, in: Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 4, 1980, 133-138. – Einen Überblick zum Hausrat aus Metall bietet J. Wittstock in R. Pohl-Weber (Hrsg.), Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt. Ausstellungskat. Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte. Hefte Focke-Museum 62 (Bremen 1982) 145 f.

1397 Liebgott 1992, 133.

1398 Auflistung: ebenda.

1399 Wiechmann 1996, 11. 160.

1400 Thordeman 1936, 74 Nr. 107.

1401 Katalog Paris 1980, Kat.-Nr. 305-308.



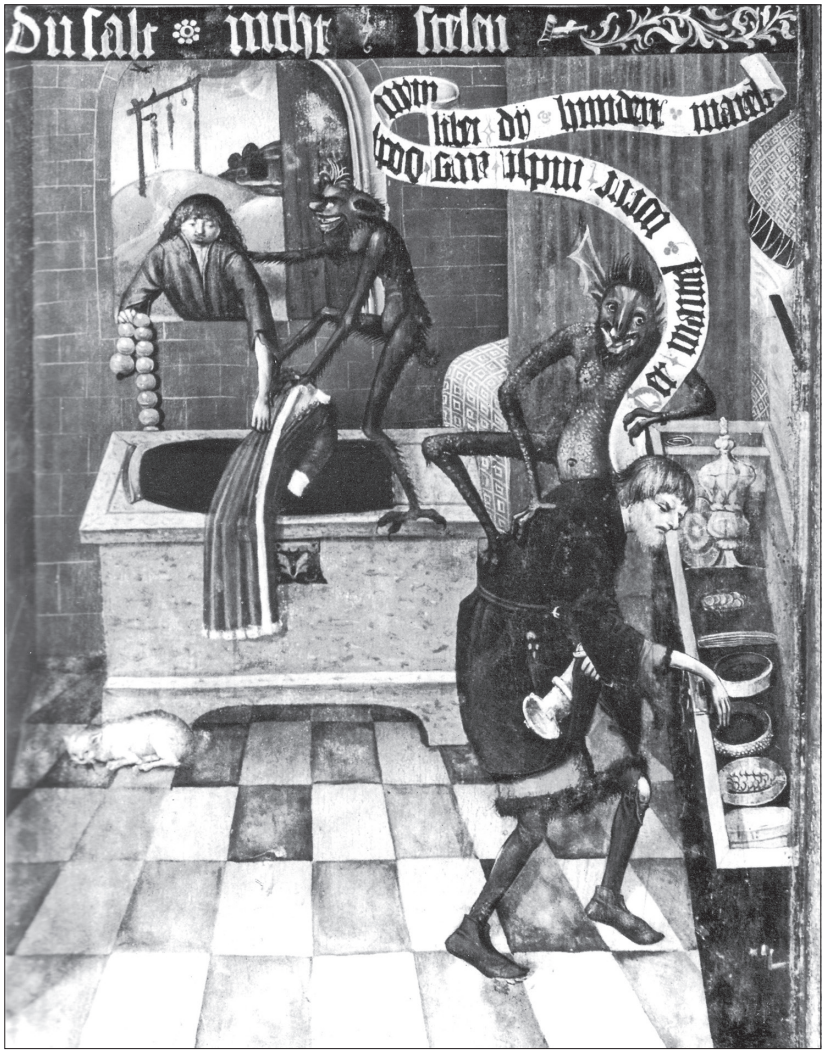


Abb. 173 Das siebente Gebot. Aus der Danziger Zehn-Gebote-Tafel. Danzig, um 1480 (Warschau, Nationalmuseum). – (Nach Fritz 1982, Abb. 39).

Abb. 172 Tod des Geizigen. Hieronymus Bosch (1494 oder später) (Washington, National Gallery). – (Nach Grubmüller/Stock 2005, Abb. 15).

Kisten beziehungsweise Truhen und Kästchen handelt. Sie sind, entsprechend der genannten Eisentruhe, als gängiges Aufbewahrungs- und Transportmittel für Wertobjekte anzusehen. Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Bildquellen, Inventare und Schatzverzeichnisse[1402] belegen die Häufigkeit von Behältnissen aus Holz, Leder oder Stoff für die Verwahrung und den Transport von Wertobjekten. Der bildlichen Überlieferung nach war es üblich, größere Mengen an Münzen und (Edelmetall-)Gefäßen innerhalb des Wohnbereiches in Truhen, vorwiegend aus Holz, zu verwahren (**Abb. 172-173**). Gemälde des 14. bis 16. Jahrhunderts

1402 Beispielsweise das Inventar der Besitztümer von Henry VIII.: M. Hayward, The Packing and Transportation of the Possessions of Henry VIII with Particular Reference to the 1547 Inventory. In: Costume 31, 1997, 8-15.



Abb. 174 Darstellung einer spätmittelalterlichen Münzstätte in der »Spiezer Bilderchronik« des Diebold Schilling (1484/85) (Burgerbibliothek, Bern). – (Nach Schmutz/Lory 2001, 6 Abb. 3).

bezeugen darüber hinaus die Verwahrung und Präsentation von Silbergeschirr auf Schaukredenzen beziehungsweise Stufenbüffets[1403].

Schmuckstücke und Edelsteine wurden dagegen in kleineren Kästchen beziehungsweise Schachteln und Stoffbeuteln verwahrt und gegebenenfalls transportiert[1404]. Die Verwahrung in Behältern aus organischen Materialien bot innerhalb des Wohnbereiches ausreichenden Schutz für die Wertobjekte, zumal diese an leicht zugänglicher Stelle untergebracht, mehr oder weniger in Gebrauch gewesen sein dürften, womit es sich um einen Haushaltshort, eine Sammlung oder einen Sparhort handelt, die erst nach Überschreiten einer kritischen Masse beziehungsweise eines bestimmten Wertes oder angesichts einer konkreten Gefahr vor fremdem Zugriff geschützter deponiert und somit zu einer Rücklage oder Reserve werden. Die in Bildquellen dargestellten Behältnisse für den Transport von Wertgegenständen entsprechen weitgehend denjenigen für deren Verwahrung. Größere Objekte und Objektsammlungen wurden in Kisten, Truhen, Fässern, Säcken und Beuteln transportiert (**Abb. 174-175**)[1405].

1403 Derartige Stufenbüffets bestanden in einem Schrank mit einer verschließbaren Lade, zum Schutz der kostbaren Objekte vor zu leichtem Diebstahl. Die in der Regel bei Festbanketten heruntergeklappte Lade bildete einen Präsentationstisch und gab den Blick auf die auf Regalbrettern aufgereihten Gefäße frei, die für die Gäste sichtbar als Zierde der Tafel und Ausweis des häuslichen Reichtums ausgestellt wurden. In der Malerei erlangten die Schaukredenzen symbolhafte Bedeutung. Die Anzahl der Etagen trugen der gesellschaftlichen Stellung des Hausherrn und dessen Gäste Rechnung. In reichen bürgerlichen oder patrizischen Kreisen waren ein bis max. zwei Stufen zulässig, wohingegen bei Rittern und Grafen zwei bis drei, bei Fürsten vier und bei Königen und Kaisern mind. fünf Stufen den Rang der tafelnden Personen dokumentierten: Richter 2006, 6-9 mit Abbildungen.

1404 Vgl. Spufford 2004, 90.

1405 Die Darstellung einer spätmittelalterlichen Münzstätte in der »Spiezer Bilderchronik« des Diebold Schilling (1484/1485) zeigt beispielsweise, dass die frisch geprägten Münzen zunächst in Schalen in kleineren Einheiten gesammelt wurden. Für den Transport dieser kleineren Einheiten sind auf dem Tisch rechts Beutel respektive Säckchen in entsprechender Größe vorgesehen, wohingegen in der linken Bildhälfte größere Münzmengen in Truhen oder Säcke abgepackt sind.



Abb. 175 »Der Nibelungenhort wird nach Worms gebracht« im Hundeshagenschen Kodex, Bildseite Nr. 17 (fol. 71r). – (Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, MS. Germ. Fol. 855). – (Nach Hornung/Schweikle 1983, 55).

Ein Vergleich der Anzahl der in den Schatzfunden enthaltenen Objekte zeigt, dass diejenigen Fundkomplexe, die in einem textilen Behältnis deponiert wurden, signifikant mehr nichtmonetäre Objekte, insbesondere Schmuck, enthalten, wohingegen nachweislich in Lederbeuteln deponierte Fundkomplexe regelhaft einen größeren Münzanteil und nur wenige Schmuckstücke aufweisen[1406]. Darin dürfte sich einerseits der höhere Preis für Lederbehälter gegenüber textilen Behältnissen widerspiegeln, indem das kostengünstigere Textilgewebe für die Unterbringung voluminöserer Objektsammlungen verwendet wurde, andererseits könnte sich hier eine nach Objektgruppen differenzierte Verwahrung in unterschiedlichen Behältnissen abzeichnen. Demnach wäre das übliche Verwahrbehältnis für Münzen in Lederbeuteln zu sehen, wohingegen Schmuckobjekte in größeren Stückzahlen eher in Textilien verwahrt wurden. Allerdings sind die Fundverhältnisse in der Regel nicht ausreichend beobachtet und dokumentiert worden, als dass anhand der erfassten Schatzfunde auf eine regelhaft nach Objekten und Materialien getrennte Verwahrung zu schließen ist. Unter den, dem Kölner Großkaufmann und erzbischöflichen Siegelverwalter Hermann von Goch vor dessen Hinrichtung am 7. Mai 1398 abgenommenen persönlichen Gegenständen befinden sich fünf Beutel aus weichem, weißem Leder und Seide, teilweise mit anhängenden kleineren Beutelchen für die Unterbringung verschiedener Geldsorten sowie ein Geldbeutelchen aus Goldbrokat[1407]. Diese entsprechen der optischen Erscheinung nach den in zahlreichen bildlichen Quellen überlieferten Beutelchen, die meist am Gürtel oder in der Hand getragen wurden. Demgegenüber sind die als Schatzbehälter nachgewiesenen Beutel aus weit unedlerem Material hergestellt. Meist handelt es sich um einfache Leinengewebe oder einfaches Leder, wobei sowohl die Verwendung von Tierhaut als auch von Innereien, vor allem Schweinsblasen und -darm, für die Beutelherstellung nachgewiesen ist[1408].

Für elf Schatzfunde sind organische Behältnisse zusätzlich zu anorganischen Behältern nachgewiesen. Lediglich die 701 Münzen des Schatzfundes von Thorupled (DK, Hort-Nr. 89) waren in mehrere Lederbeutel verpackt und anschließend in einer Holzkiste deponiert worden[1409]. Die Aufteilung einer größeren Münz-

1406 **Tab. 54**: Schatzfunde mit Stoff- und Lederbeuteln.
1407 Siehe **Abb. 76**. Katalog Hamburg 1989, Bd. 2, 204, Kat.-Nr. 12.5 [R. Diekhoff].
1408 Liebgott 1992, 132.
1409 Jensen u. a. 1992, Bd. 2, 40-41, Kat.-Nr. 104.



Abb. 176 Illustration in einem Boethius-Manuskript des 15. Jahrhunderts. – (British Library, Harley 4339 folio 2). – (Nach Haupt 2001, Umschlagbild).

menge in kleinere Einheiten und deren jeweilige Verpackung in einen Beutel ist ebenfalls für den Schatzfund von Rådved (DK, Hort-Nr. 97) nachgewiesen. Häufiger dienten vor allem textile Beutel dazu, Schmuckobjekte einzeln oder separat von Münzen zu verpacken, wie bei den Schatzfunden von Græse (DK, Hort-Nr. 83), Prag (CZ, Hort-Nr. 286), Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188) und Bjæverskov (Sjælland/DK, Hort-Nr. 111) beobachtet wurde.

Gegenüber Behältern aus organischen Materialien bieten solche aus anorganischen aufgrund ihrer dauerhafteren Material- und größeren Formbeständigkeit höheren Schutz vor bestandsgefährdenden Umwelteinflüssen für die enthaltenen Objekte und sind daher eher das Mittel der Wahl im Hinblick auf eine längerfristige Deponierung, insbesondere im Erdreich oder in Gewässern[1410]. Dem entspricht die unter den erfassten Schatzfunden weit häufiger nachgewiesene Deponierung in Gefäßen und sonstigen formstabilen Behältern gegenüber Säcken, Beuteln oder sonstigen organischen Umhüllungen[1411]. Gleichfalls überliefern schriftliche und bildliche Quellen überwiegend die Verbergung von Schätzen in festen Behältern. Beispielsweise zeigt die aus dem 15. Jahrhundert stammende Miniatur, die in einer französischen Kopie eines Manuskripts des spätrömischen Gelehrten Boethius (480-524 n. Chr.) die Erklärung zum Wesen des Zufalls am Beispiel des zufälligen Auffindens eines Goldschatzes durch einen Bauern bei der Feldarbeit illustriert (**Abb. 176**), einen in drei Tonkrüge gefüllten Münzschatz, wobei unklar bleibt, ob es sich um die Darstellung einer Schatzdeponierung oder -bergung handelt. Der »Schatzfindernarr« in Sebastian Brandts »Narrenschiff« (**Abb. 177**) wird vom Teufel auf einen in zwei Ton- oder Metallgefäßen und einem Sack deponierten Schatz gestoßen. Die Materialart bleibt ebenfalls bei den von Johann Heinrich Schönfeld in seinem Gemälde »Schatzgräber in römischen Ruinen« (**Abb. 178**) dargestellten Schatzgefäßen unklar. Bei dem auf dem Fresko an der Ostseite des Paduaner Salone (**Abb. 179**) dargestellten Behältnis handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um einen verschnürten Sack, wobei aus der Szene wiederum nicht eindeutig hervorgeht, ob das Aus- oder Eingraben des Schatzes dargestellt ist[1412]. Beim »Melancholicus« (**Abb. 180**) verweist das Spruchband mit der Aufschrift »Nyemant getruwen ich« auf die Intention des Handelnden und verdeutlicht, dass es sich bei der dargestellten Szene um eine Schatzverbergung handelt. Die Holztruhe in der sich der Münzschatz befindet, entspricht den als Schatzbehälter im Wohnbereich dargestellten Truhen und könnte hier ebenfalls ein rein

1410 Bei der Deponierung in ortsfesten Strukturen, beispielsweise in Mauernischen, erübrigt sich ein fester Behälter diesbezüglich weitgehend, auch bei längerfristig angelegten Deponierungen.

1411 Die erfassten Holzkisten wurden hier den formstabilen Behältern zugeordnet.

1412 Klinkhammer 1992, 269, Kat-Nr. 15 erkennt statt eines Sacks »zwei kleine abgerundete Kästchen«.



Abb. 177 Albrecht Dürer, »Schatzfindernarr«. Holzschnitt zu Sebastian Brandts, »Narrenschiff« (1494). – (Nach Klinkhammer 1992, Abb. 14).

obertägig genutztes Verwahrbehältnis repräsentieren, da aus der Darstellung nicht hervorgeht, ob die Münzen mitsamt der Truhe vergraben werden. Dagegen stieß der von Matthäus Merian dargestellte »Dametas als Schatzsucher« (Abb. 181) zuerst auf ein am linken unteren Bildrand dargestelltes, mit einigen Goldklumpen gefülltes Kistchen.

Insbesondere Bildquellen überliefern unterschiedliche Behältnisse für die obertägige Verwahrung, den Transport und die Deponierung von Wertobjekten im Verborgenen. Die Mehrzahl der Darstellungen zeugen von einer Schatzverbergung in haushaltsüblichen Gefäßen, seltener in Säcken und Kisten. Demnach entsprechen sich bildliche und archäologische Überlieferung. Bei 144 der erfassten Hortbehälter handelt es sich um keramische und metallene Gefäße, in der Mehrzahl Töpfe und Schüsseln, seltener Krüge und Kannen. Dagegen wurden lediglich fünf Holzkisten sowie eine Eisenkiste und 33 Beutel beziehungsweise Textil- und Lederreste erfasst. Das Überwiegen keramischer Gefäße ist nicht nur für die Schatzfundgefäße des hohen und späten Mittelalters festzustellen, sondern gleichfalls für die wikingerzeitlichen[1413] und die römischen Schatzbehälter[1414]. Antike Schriftquellen überliefern den Gebrauch haushaltsüblicher Gefäße sowohl für die obertägige Verwahrung von Haushalts- und Sparhorten innerhalb des Wohnbereichs, wie auch für den Transport und die Verbergung von Wertobjekten[1415]. Die zweckfremde Verwendung im Haushalt gebräuchlicher Gefäße zur Verwahrung von Edelmetallobjekten, ohne diese im Verborgenen zu deponieren, ist weder aus der archäologischen noch aus der bildlichen Überlieferung eindeutig zu erschließen. Rezente Analogien lassen eine derartige Umnutzung von Koch- oder Tafelgeschirr jedoch als wahrscheinlich annehmen. Auf der Suche nach einem möglichst sicheren Versteck für den Bargeldvorrat im Sinne eines Haushalts- oder kleineren Sparhortes, greifen Menschen unter Umständen[1416] zu möglichst unauffälligen Behältnissen, deren ursprünglicher Gebrauchskontext nicht auf die Umnutzung als Hortbehälter hindeutet, beispielsweise nicht als solche genutzte Zuckerdosen, Kaffeekannen oder Blumenvasen[1417]. Die bildliche Darstellung innerhalb des Wohnbereichs genutzter Verwahrbehältnisse beschränkt sich weitgehend auf abschließbare Truhen, Kisten und Schränke, die jeweils der Auf-

1413 Stenberger 1958, 22.

1414 Haupt 2001, 79. – Gorecki 1991, 208.

1415 Gorecki 1991, 204-207.

1416 Insbesondere wenn ein ortsfest installierter Tresor fehlt oder nicht direkt zugänglich ist und die Verwahrung in einer Geldkassette als zu unsicher im Hinblick auf Diebstahl und Entwendung erscheint.

1417 Bei der Auflösung des Haushalts meiner verstorbenen Großmutter stießen meine Tante und ich auf mehrere kleine Münzdepots, die in einer Zuckerdose, in einem kleinen Schraubglas und in einer Blumenvase in diversen Küchenschränken deponiert waren. Angesichts des jeweils geringen Wertes der Münzen – es handelte sich vor allem um ältere, kleine Nominale – ist es wahrscheinlich, dass diese Deponierungen eher spontan erfolgten und anschließend in Vergessenheit gerieten.

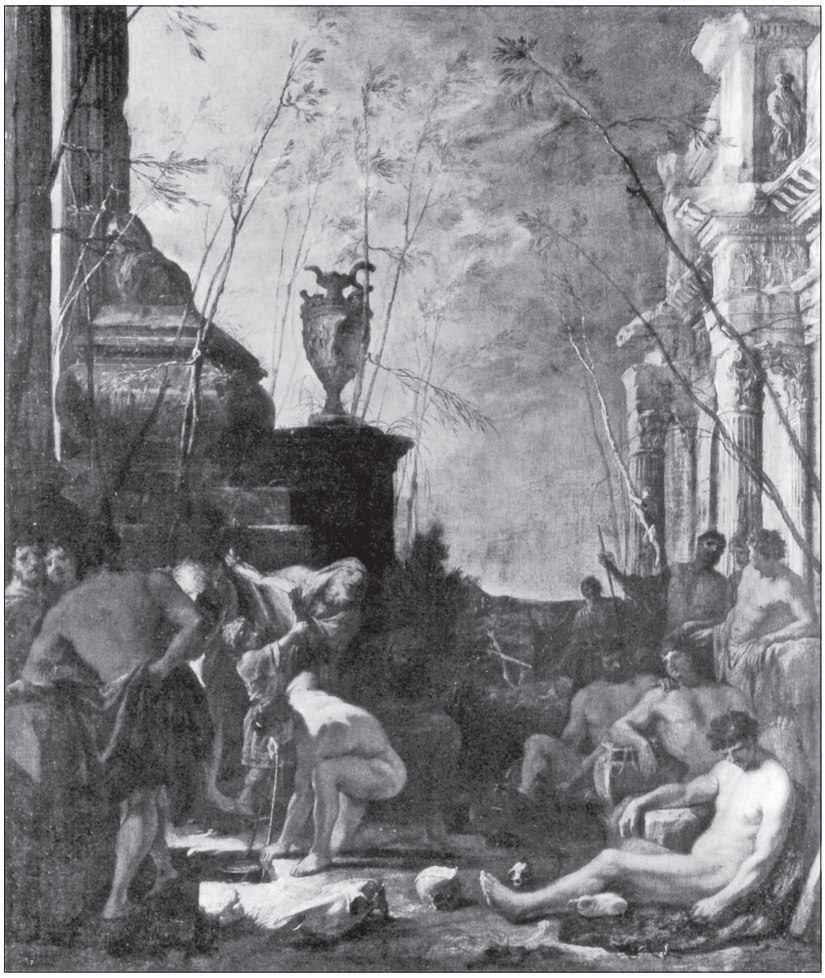


Abb. 178 Johann Heinrich Schönfeld, »Schatzgräber in römischen Ruinen« (1662). – (Stuttgart, Staatsgalerie). – (Nach Klinkhammer 1992, Abb. 55).

nahme größerer Ansammlungen von Münzen oder anderweitigen Wertobjekten dienen. In der Darstellung symbolisieren die meist bis zum Rand gefüllten Schatzbehälter den Reichtum und/oder den hohen sozialen Rang der Besitzer. Demgegenüber treten in der archäologischen Überlieferung als Verwahrbehälter des täglichen Gebrauchs keramische Spardosen und überwiegend lederne Geldbeutel auf[1418]. Die durch den markanten Einwurfschlitz in ihrer Verwendung eindeutig definierten Spardosen konnten auch als Schatzbehälter bei der Deponierung dienen, wie die in den Schatzfunden von St. Pölten (A, Hort-Nr. 58) und Gryfino (PL, Hort-Nr. 55) erfassten Spardosen belegen. Die geringe Anzahl von bei der Bergung von Schatzfunden überlieferten Spardosen deutet darauf hin, dass deren dauerhaftere Deponierung durch Vergraben, Vermauern oder Versenken eher die Ausnahme war.

In gleichfalls geringer Anzahl wurden lederne Geldbeutel als Schatzbehälter erfasst, wobei sie teilweise als zusätzliches Behältnis für die separate Verpackung von Münzen dienten, wie bei den Schatzfunden von Græse (DK, Hort-Nr. 83), Rådved (DK, Hort-Nr. 97), Bjæverskov (DK, Hort-Nr. 111) und Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) anzunehmen ist. Als alleiniges Behältnis sind Lederbeutel lediglich für die Schatzfunde von Margreid (Prov. Trentino-Alto Adige/I, Hort-Nr. 366), Flødstrup kirkegård (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 101), Vrendrup Hede (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 88), Glumsø Indelukke (DK, Hort-Nr. 85), Helsingør (DK, Hort-Nr. 104) und Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) nachgewiesen. P. Ilisch weist darauf hin, dass eine absichtliche Verber-

1418 Zu Spardosen aus archäologischem Kontext: Dworschak 1923a, 234-235.



Abb. 179 Nicolo Miretto und Mitarbeiter?, »Schatzgräber« (nach 1420). – (Padua, Sala Ragione). – (Nach Klinkhammer 1992, Abb. 2).

gung nicht zwingend anzunehmen ist, »wenn sich die Münzen in einem Gegenstand befinden, der übliches Mittel des Geldtransportes war. In diesem Kontext sind alle Funde in Lederbeuteln, Leinensäckchen oder kleinen Metallröhren zu sehen. Hier kann auch ein unbeabsichtigter Verlust möglich sein«[1419]. Allerdings deuten die dokumentierten Fundverhältnisse in den erfassten Fällen darauf hin, dass es sich jeweils eher um eine bewusste Deponierung denn um einen unbeabsichtigten Verlust handelt[1420]. Die in einem Lederbeutel enthaltenen Münzen der Schatzfunde von Helsingør, Glumsø Indelukke, Vrendrup Hede und Limburg an der Lahn wurden jeweils zusammen mit Barren gefunden. Die Vergesellschaftung von Münzen und Barren legt eine bewusste Deponierung nahe, wofür im Fall des Schatzfundes von Limburg an der Lahn zudem die Abdeckung mit einer Steinplatte spricht[1421]. Weniger eindeutig ist die Fundsituation bezüglich der Ansprache als bewusste Deponierung beim Schatzfund von Margreid, der unter dem »Wurzelstock einer knorrigen Eiche«[1422] entdeckt wurde. Die Deponierung bei markanten Bäumen, die als Landmarken für das Wiederfinden des Schatzverstecks dienen, erscheint jedoch durchaus plausibel[1423].

Die »Beigabe« von gefüllten Geldbeuteln in Gräbern, entsprechend dem in einem Männergrab im Kirchhof von Flødstrup (DK, Hort-Nr. 101) gefundenen, ist sowohl in römischer Zeit als auch im Mittelalter belegt. Während Münzfunde in antiken Gräbern als persönlicher Besitz des Verstorbenen oder als »Spende der Hinterbliebenen«[1424] gedeutet werden, wird für diejenigen in hoch- und spätmittelalterlichen Gräbern häufiger eine unbeabsichtigte Deponierung angenommen. Die Vermutung ist, dass es sich jeweils um »fremde oder an ansteckenden Krankheiten verstorbene Tote«[1425] oder um stark verweste Leichnahme[1426] handelte, die in ihrer zuletzt getragenen Kleidung bestattet wurden, ohne sie vorher nach Wertobjekten zu durchsuchen.

1419 Ilisch 1980a, 1.

1420 Bei Funden von gefüllten Geldbeuteln in Latrinen ist dagegen anhand der Deponierungsverhältnisse nicht zu entscheiden, ob es sich um eine bewusste Deponierung oder einen unbeabsichtigten Verlust handelt, so beispielsweise bei einem mit 153 Münzen gefüllten Kuhhorn aus der Kloake des Lübecker Scharfrichters: Gläser/Mührenberg 2002, 374.

1421 Berghaus 1961, 31.

1422 Rizzolli 1991, 379.

1423 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse – Befundkontext.

1424 Gorecki 1991, 207.

1425 Ilisch 1980a, 1.

1426 Gilchrist/Sloane 2005, 102.



Abb. 180 »Der Melancholicus« (1404). – (Tübingen, Universitätsbibliothek Cod. M.d.2). – (Nach Klinkhammer 1992, Abb. 5).

In der bildlichen Überlieferung treten Geldbeutel als Transportmittel mitgeführten Bargeldes auf, wobei die Befestigung der Beutel am Gürtel in der Darstellung nicht unbedingt auf den Beutelinhalt schließen lässt. Letztlich können alle möglichen Objekte entsprechender Größe derart transportiert worden sein. Deutlicher ist die Funktionsansprache in Darstellungen von Händlern, wenn der Geldbeutel als Symbol des Berufsstandes wiedergegeben wird[1427].

Seltener sind Kästchen oder kleine Truhen als Behälter für kostbare Objekte in der bildlichen Überlieferung zu fassen. Die Darstellungen zeigen meist Schmuckobjekte als verwahrten oder präsentierten Inhalt solcher Kästchen. Dass sie ein gebräuchliches Mittel für die Aufbewahrung von Schmuck darstellten, legen die heute noch übliche Aufbewahrung von Schmuck in Kästchen und die meist aufwendig verzierten, museal

1427 Vgl. Petschar 1992, 632-633.



Abb. 181 Matthäus Merian, »Dametas als Schatzsucher«. Kupferstich in Philipp Sidneys »Arcadia« (1643). – (Nach Klinkhammer 1992, Abb. 15).

überlieferten »Minnekästchen«[1428] nahe. Vergleichbar aufwendig dekorierte Schmuckkästchen sind unter den erfassten Schatzbehältern nicht nachgewiesen[1429].

Die insgesamt geringe Anzahl hölzerner und textiler Schatzbehälter entspricht der in Bildquellen überlieferten primären Funktion von Säcken, Beuteln, Kisten, Truhen und Fässern als Behälter für den Transport und die obertägige Verwahrung von angesammelten Wertobjekten. Das ungleiche Fundaufkommen zwischen Behältern aus anorganischem und organischem Material ist demnach nicht ausschließlich auf die ungünstigeren Erhaltungsbedingungen für organische Materialien zurückzuführen, sondern deutet die Verwendung unterschiedlicher Behälter für die Verwahrung im Gebrauchskontext, den Transport und die

1428 Die häufiger zu findende Bezeichnung ist auf die romantische Vorstellung im 19. Jh. zurückzuführen, wonach derartige Kästchen primär dazu dienen sollten, angebeteten Damen kostbares Geschmeide zu verehren: Germanisches Nationalmuseum. Führer durch die Sammlungen (Nürnberg 2001) 47. Weitere Minnekästchen in: Katalog Speyer 2004, 198-199 und Momenti di vita nobiliare nel tardo medioevo. Gli Scaligerinell' Italia settentrionale e in Baviera [Aus dem adeligen Leben im Spätmittelalter. Die Skaliger in Oberitalien und in Bayern], Ausstellungskat. Verona 1986, 132.

1429 Dagegen fand sich in der Nordwand der Kirche von Skjern (Jutland/DK) ein aufwendig verziertes, mit diversen Schmuckstücken gefülltes Schmuckkästchen, das mit Münzen des 17. Jhs. in einem größeren Holzkasten deponiert worden war: Lindahl 2003, 43 Abb. 38.

dauerhaftere Deponierung von Wertobjekten an. Demnach wurden für längerfristig vorgesehene Deponierungen wie Rücklagen und Reserven Behältnisse aus dauerhafterem anorganischem Material gewählt, insbesondere kostengünstige und damit leicht verfügbare Keramikbehälter. Das Spektrum der Gefäßformen deutet darauf hin, dass der die Auswahl des Gefäßes primär bestimmende Faktor im Volumen der jeweiligen Wertobjektsammlung zu sehen ist. Überstieg das Volumen der Schatzbestandteile das Fassungsvermögen eines verfügbaren Behälters, so konnten diese auf mehrere passende Behältnisse aufgeteilt werden. Bei der Deponierung in mehreren Behältern stellt sich die Frage, ob diese der separaten Verwahrung der Schatzbestandteile, beispielsweise getrennt nach Objektgruppen, dienten, woraus sich Hinweise auf die Funktion des Schatzfundkomplexes, etwa als Sparhort oder Rücklage, ergeben könnten[1430].
Das Überwiegen haushaltsüblicher keramischer und metallener Gebrauchsgefäße, teilweise mit ausgeprägten Nutzungs- und Reparaturspuren zeigt, dass vorwiegend Behältnisse gewählt wurden, die direkt greifbar und in der alltäglichen Verwendung im Haushalt entbehrlich waren. Die Schatzbehälter zeigen keine signifikanten Unterschiede in ihrer zeitlichen und räumlichen Verbreitung. Bei der Verwendung von Tongefäßen als Deponierungsbehälter ist eine leicht abnehmende Tendenz im 14. und 15. Jahrhundert festzustellen, die der Beobachtung N.-K. Liebgotts[1431] entspricht, der jedoch eine deutliche Abnahme der Tonbehälter unter den von ihm erfassten dänischen Schatzbehältern verzeichnet. Die Zunahme von als Schatzbehälter deponierten Zinnkannen und Bronzetöpfen in Dänemark ab der Mitte des 14. Jahrhunderts, die Liebgott als mögliche Reaktion auf eine größere Verfügbarkeit metallener Haushaltsgegenstände aufgrund deren geringeren Preises infolge von Massenproduktion sieht[1432], zeichnet sich dagegen unter den im Rahmen vorliegender Arbeit erfassten Schatzbehältern nicht ab. Generell wirkt sich bei der Analyse der zeitlichen und räumlichen Verbreitung der Schatzbehälter deren unvollständige Überlieferung und Publikation stark einschränkend auf den Erkenntnisgewinn aus. Die erfassten Schatzbehälter zeigen, dass die Wahl des oder der für die Deponierung von Wertobjekten verwendeten Behältnisse vor allem vom Volumen der Schatzbestandteile abhängig ist. Darüber hinaus beeinflussen die geplante Dauer der Deponierung und die zum Verbergungszeitpunkt zur Verfügung stehenden Behältnisse die Auswahl der Schatzbehälter. Aus der Art und Anzahl der jeweils für die Deponierung eines Schatzes verwendeten Behältnisse ergeben sich somit keine eindeutigen Hinweise auf die Funktion des Schatzes, das Motiv zur Verbergung und die vom Besitzer ursprünglich vorgesehene Dauer der Deponierung. Ein diesbezüglich höheres Aussagepotenzial resultiert aus der Einbeziehung der Anlage des Schatzverstecks in die Betrachtung.

Schatzversteck

Die Bezeichnung »Schatzversteck« bezieht sich hier auf die ortsfesten Strukturen, die unmittelbar der sicheren Verwahrung des Schatzes vor fremdem Zugriff oder anderen bestandsgefährdenden Einflüssen, beispielsweise Feuer, dienen. Zu unterscheiden ist zwischen eigens zum Zwecke der Schatzverwahrung angelegten baulichen Strukturen, beispielsweise Gruben, und bereits bestehenden Baustrukturen, die in sekundärer Funktion als Schatzversteck genutzt werden, beispielsweise Brunnen. Aus der Wahl des Schatzverstecks sowie der Art und Weise, wie das Versteck angelegt und der Schatz darin deponiert wurde ergeben sich unter Umständen Hinweise auf die Funktion des Hortes, das Deponierungsmotiv und die Ursache der Überlieferung.

1430 Ausführlicher dazu im Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.
1431 Liebgott 1992, 133.
1432 Ebenda.

Lediglich für 94 der 324 erfassten Schatzfunde (29 %) sind detailliertere Angaben zum Schatzversteck publiziert[1433]. Die hohe Anzahl der ohne entsprechende Angaben publizierten Fundkomplexe ist einerseits auf die mangelnde Beobachtung des Fundkontextes bei unsachgemäßer Bergung und andererseits auf eine stark objektorientierte Auswertung und Publikation in der Mehrzahl der Schatzfunde zurückzuführen. Häufiger findet sich lediglich der Hinweis, dass der Schatz vergraben wurde, meist impliziert durch die Auffindung bei Grabungstätigkeiten im Erdreich.

Die Deponierung in Gruben ist durchaus als übliche Versteckmöglichkeit im Erdreich anzusehen, auch wenn diese nur für die Schatzfunde von Kelebia (H, Hort-Nr. 317), Mihail Kogălniceanu (RO, Hort-Nr. 112), Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159), Rådved (DK, Hort-Nr. 97), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188) und Gielow (Lkr. Mecklenburgische Seenplatte, Hort-Nr. 336) durch Grubenbefunde explizit belegt ist. Einfache Erdgruben sind relativ schnell, ohne großen Zeit- und Arbeitsaufwand und daher unauffällig anzulegen. Sie bieten einen hohen Schutz vor unbefugtem Zugriff, vorausgesetzt ihre exakte Position bleibt geheim. Aufwendige und langwierige Arbeiten zur Anlage eines Schatzverstecks bergen dagegen die Gefahr, von neugierigen, möglicherweise missgünstigen Mitmenschen beobachtet zu werden. In der Regel sind bei der Verbergung in Gruben keine größeren Maßnahmen zur Tarnung des Versteckplatzes notwendig, zumal wenn die Grubenverfüllung dem umgebenden Erdreich entspricht. In diesen Fällen zeichnet sich bei der Auffindung kein auffälliger Grubenbefund im Boden ab, worauf zurückzuführen sein könnte, dass insgesamt nur wenige Grubenbefunde im Zusammenhang mit Schatzentdeckungen dokumentiert wurden.

Die Unauffälligkeit des Schatzverstecks bedingt eine gewisse Problematik im Hinblick auf das Wiederfinden, das obertägig durch Landmarken gewährleistet werden kann sowie im Boden durch das Anbringen von Gegenständen als Marker für die meist in mehr oder weniger großem Abstand darunter gelegene Deponierung. Als mögliche, die exakte Position des jeweiligen Schatzverstecks markierende Landmarken kommen markante, vor allem große Steine, wie im Fall der Schatzfunde von Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170), Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371), Thorupled (DK, Hort-Nr. 89), Allerslev (Sjælland/DK, Hort-Nr. 82), Hohenstein-Engerwitz (Bez. Urfahr-Umgebung/A, Hort-Nr. 59), Gullunge (S, Hort-Nr. 147) und Amunde (S, Hort-Nr. 150), in Betracht. Des weiteren Steinhaufen, die zusätzlich der Tarnung und erschwerten Zugänglichkeit zum Schatzversteck dienen konnten, wie bei den unter oder in Steinhaufen entdeckten Schatzfunden von Rösta by (S, Hort-Nr. 156), Påboda (Kalmar län/S, Hort-Nr. 270), Gräsgärde (S, Hort-Nr. 276), Alfvidsjö (Öland/S, Hort-Nr. 273) und Badeboda (S, Hort-Nr. 152). Auch bei den Bäumen, unter oder in deren Nähe die Schatzfunde von Kerepes (H, Hort-Nr. 302), Margreid (I, Hort-Nr. 366), Liesborn (Hort-Nr. 218) und Bokel (Hort-Nr. 49) entdeckt wurden, könnte es sich um bereits bei der Deponierung bestehende oder direkt im Anschluss gesetzte Landmarken handeln. Bei dem in einem »Heidberg« genannten Sandhügel entdeckten Schatzfund von Bardewik (Hort-Nr. 45) dürfte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Deponierung in einer bereits bestehenden, nicht zur Kennzeichnung des Versteckplatzes eigens errichteten topographischen Struktur handeln, entsprechend dem in einem frühgeschichtlichen Grabhügel deponierten Schatzfund von Räppe (S, Hort-Nr. 350). In räumlicher Nähe zur Fundstelle gelegene Bauwerke könnten ebenfalls als Landmarken zur Kennzeichnung des Versteckplatzes genutzt worden sein, wie Landstraßen und Wegkreuzungen bei den Schatzfunden von Badeboda (S, Hort-Nr. 152), Bardewik (Hort-Nr. 45) und Hildesheim (Hort-Nr. 173), Brücken bei den Schatzfunden von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131), Väsby (Stockholms län/S, Hort-Nr. 271) und Bardewik (Hort-Nr. 45) sowie diverse Gebäude bei den Schatzfunden von Påboda (S, Hort-Nr. 270), Liesborn (Hort-Nr. 218), Kyrkebinge (S, Hort-Nr. 151), Gschieß-Baldramsdorf (Bez. Spittal an der Drau/A, Hort-Nr. 53), Bjæverskov (DK, Hort-Nr. 111), Tilleda (Lkr. Mansfeld-Südharz, Hort-Nr. 293) und Sangerhausen (Hort-Nr. 57). Auch wenn im näheren Umfeld der Fundstelle liegende markante

[1433] **Tab. 52**: Schatzfunde nach Fundkontext.

Strukturen nachweislich zum Zeitpunkt der Deponierung eines Schatzfundes bereits bestanden, bleibt die Funktion als das Schatzversteck kennzeichnende Landmarke spekulativ. Zwar ist die Einbeziehung derartiger Orientierungshilfen zur Gewährleistung des Wiederfindens von mit einer Bergungsabsicht verbundenen Deponierungen durch den Besitzer anzunehmen, jedoch nicht direkt nachzuweisen. Zudem kann sich die Umgebung eines Schatzverstecks im Laufe der Zeit erheblich verändern, sowohl was das Entfernen ursprünglich als Landmarken dienender Strukturen als auch das Hinzufügen neuer markanter Strukturen betrifft, was die Identifikation von eindeutig der Deponierung zuzuweisenden Landmarken erschwert. Die Beseitigung von Landmarken kann zur Entdeckung von Schatzfunden führen, wie im Fall des beim Abriss eines Hünengrabes entdeckten Schatzfundes von Allerslev (DK, Hort-Nr. 82). Gleichfalls kann die archäologische Untersuchung frühgeschichtlicher Monumente zur Entdeckung mittelalterlicher Schatzfunde führen, wie der im 13. Jahrhundert in einem bronzezeitlichen Grabhügel deponierte Schatzfund von Räppe (S, Hort-Nr. 350) belegt. Große Findlinge oder markante Felsen, die als heilig angesehen wurden, markieren teilweise samische Opferplätze. Die gezielte Suche im Umkreis solch markanter Steinstrukturen führte ebenfalls zur Entdeckung dort deponierter Fundkomplexe. Im Fall des Schatzfundes von Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170) führten archäologische Ausgrabungen zu dessen Entdeckung, wohingegen die Fundkomplexe von Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) und Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169) von Raubgräbern entdeckt und durch archäologische Nachgrabungen vollständig geborgen wurden.

Auch innerhalb von Gebäuden können markante Strukturen der Kennzeichnung des Schatzverstecks dienen. Die Schatzfunde von Landsgrav Mark (DK, Hort-Nr. 103), Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) und Flintbek (Hort-Nr. 64) wurden unter einer großen Steinplatte entdeckt, der Schatzfund von Odense (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 86) unter einer Eichenplanke. Dagegen wurden die Schatzfunde von Iona (GB, Hort-Nrn. 311-312), Sakskøbing (DK, Hort-Nr. 110), Höxter (Kr. Höxter, Hort-Nr. 164), Særslev kirke (DK, Hort-Nr. 93), Østergård (DK, Hort-Nr. 172), Mutzschen (Hort-Nr. 318) und Erfurt II (Hort-Nr. 34) jeweils in markanten Bereichen von Innenräumen vergraben[1434]. Während Deponierungen in markanten Gebäudebereichen auf deren das Schatzversteck kennzeichnende Funktion hindeuten, besteht bei oberflächlichen Abdeckungen aus Stein, Holz oder landwirtschaftlichen Geräten, wie für den Schatzfund von Mutzschen (Hort-Nr. 318) nachgewiesen, nicht zwingend ein funktionaler Zusammenhang mit der Deponierung. In der Regel ist eine spätere, zufällig über dem Schatzversteck liegende Anbringung mobiler Strukturen, beispielsweise Holzplanken oder Steinplatten zum Niveauausgleich, nicht sicher auszuschließen.

Eindeutiger ist ein funktionaler Zusammenhang mit der Deponierung für mitvergrabene Marker zu erschließen, die mutmaßlich der Gewährleistung des leichteren und möglichst zerstörungsfreien Wiederfindens der Wertobjekte dienen sollten. Die beiden Tontöpfe, die als Behälter des Schatzfundes von Græse (DK, Hort-Nr. 83) dienten, waren mitsamt dreier umgebender Steine vergraben worden. Als mögliche Funktion der Steineinfassung kommt in Betracht, dass sie anzeigen sollten, ab wann bei der mutmaßlich vorgesehenen Bergung vorsichtiger gegraben werden sollte, um den Schatz und seine Behälter möglichst nicht zu beschädigen. Auch der Keramiktopf, der als Behälter des Schatzes von Gschieß-Baldramsdorf (A, Hort-Nr. 53) diente, war, laut der vom Gendarmeriepostenkommando Spittal an der Drau gemeldeten Fundumstände, »durch Steine gesichert«[1435]. Der Eisensense, die zusammen mit dem Schatzfund von Dune (S, Hort-Nr. 149) deponiert worden war, wird dagegen eine über den Marker hinausgehende Bedeutung zugesprochen, zumal das Schatzversteck durch einen »kleinen Haufen«[1436] Steine bereits markiert war. Der auf dem Deckel

1434 Eine typische Situation für in Kellerräumen vergrabene Schatzfunde ist deren Deponierung in einer Ecke mit sich entsprechender Entfernung zu beiden Wänden, so beispielsweise bei dem im Haus Fischmarkt 9 in Stade (Niedersachsen) entdeckten Münzschatz: Lüdecke 2004, 56 und dem im Haus Hauptstraße 17 in Lauchheim (Baden-Württemberg) entdeckten Goldmünzschatz: Klein 2007.

1435 Dworschak 1931, 115. Detailliertere Angaben finden sich hier allerdings nicht.

1436 Andersson 1983, 17.

der als Schatzbehälter dienenden Holzkiste abgelegten Sense wird eine magische Schutzfunktion zugesprochen, die das Gold und Silber vor dem Zugriff durch Trolle und Elfen bewahren sollte[1437]. Eine gleichfalls im Volksglauben magische Schutzfunktion wird der unmittelbar unter dem Schatzfund von Räppe (S, Hort-Nr. 350) aufgefunden Schaftlochaxt aus Stein beigemessen[1438].

Eine eindeutig profane Schutzfunktion ist dagegen dem flachen Stein zuzuschreiben, der die Öffnung des Bronzegrapens bedeckte, in dem der Schatzfund von Svendborg (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 105) vergraben wurde. Größere Gefäße, häufiger Bronzetöpfe beziehungsweise -kessel, konnten selbst als Schutzabdeckung für darunter deponierte Schätze dienen, wie bei der Bergung des Schatzfundes von Rådved (DK, Hort-Nr. 97) beobachtet wurde. Der Bronzetopf war mit der Öffnung nach unten über zwei als Schatzbehälter dienende Keramikgefäße gestülpt worden. Auch die 15 Bronzeschalen des Schatzfundes von Mehntack (EST, Hort-Nr. 160) waren derart aneinander gelehnt und übereinander gestülpt worden, dass sie die unterste Schale mit den darin enthaltenen Münzen und Schmuckstücken aus Silber, die zudem mit Birkenborke abgedeckt worden waren, schützend überdeckten[1439]. Schutzabdeckungen aus Holz oder anderen organischen Materialien sind, höchstwahrscheinlich wiederum bedingt durch die ungünstigeren Erhaltungsbedingungen und die in der Regel ungenügende Beobachtung des Fundkontextes, nur vereinzelt nachgewiesen. Lediglich ein Holzdeckel wurde als Verschluss des Bronzegrapens, in dem der Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) vergraben worden war, erfasst[1440]. Das den Schatzfund von Prag (CZ, Hort-Nr. 286) bergende Tongefäß war dagegen mit einem tönernen Deckel verschlossen[1441].

Bei in Innenräumen vergrabenen Schätzen können Um- und Einbauten die Zugänglichkeit zum Schatzversteck erheblich beeinträchtigen, beispielsweise nach der Deponierung eingebaute Holz- oder Estrichfußböden, die zur Bergung des Schatzes zumindest teilweise entfernt werden müssten. Ob es sich dabei um eine gewollte oder ungewollte Hortsicherungsmaßnahme handelt, ist aus dem archäologischen Befund in der Regel nicht zu erschließen. Die Beschaffenheit der Fußböden wird in den Fundberichten zu in Innenräumen vergrabenen Schatzfunden meist nicht näher charakterisiert. Ein über dem Schatzversteck verlegter Holzfußboden, wie im Fall des unter den Dielenbrettern eines Fußbodens verborgenen Lübecker Münzschatzes von 1533/1537[1442], ist für keinen der erfassten Schatzfunde nachgewiesen. Dagegen ist die Vergrabung unter einfachen Stampflehmböden, die bei der Bergung kein größeres Hindernis darstellen, häufiger belegt. Der Schatzfund von Mutzschen (Hort-Nr. 318) wurde im rückwärtigen Wirtschaftsteil eines Fachwerkhauses im anstehenden Lößlehm vergraben. Bei nach der Entdeckung des Schatzfundes durchgeführten Ausgrabungen wurde ein einfacher Stampflehmboden ohne Dielung oder Pflasterung als über der Fundstelle des Schatzes liegender Fußboden nachgewiesen[1443]. Gleichfalls dürfte es sich bei den, bei der Bergung der Schatzfunde von Nykøbing Falster I (Sjælland/DK, Hort-Nr. 102), Liège (B, Hort-Nr. 181) und Peine II (Hort-Nr. 50) über dem Schatzversteck beobachteten Kellerfußböden von Wohnhäusern in der Regel um Stampflehmböden handeln. Bei der Vergrabung des Schatzfundes von Salzburg (A, Hort-Nr. 46) wurde dagegen ein Estrichboden durchschlagen und der Schatz in einem Tongefäß auf einem etwa 30 cm tiefer liegenden Mörtelboden abgestellt[1444]. Für die Verbergung des Schatzfundes von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159) war unmittelbar hinter der Estrichbegrenzung in einem der Räume eine Grube ausgehoben worden, die später mit unregelmäßig verlegten, größeren Ziegelbruchstücken zum Niveauausgleich abgedeckt wurde[1445].

1437 Andersson 1983, 17.
1438 Kjellmark u. a. 1939, 88-89. Allerdings besteht angesichts der zahlreichen Sekundärfunde, die bei der Ausgrabung des Grabhügels 1939 entdeckt wurden die Möglichkeit, dass der Schatzfund zufällig über der bereits früher deponierten Steinaxt zu liegen kam.
1439 Hausmann 1914, 159.
1440 Wiechmann 1996, 11.
1441 Menadier 1898, 237-238.
1442 Hammel-Kiesow 2006.
1443 Arnold 1991, 264.
1444 Koch 1979, 45.
1445 Ulbert 1990, 3.

Schrift- und Bildquellen bezeugen das Vergraben von Schätzen in einfachen Gruben als gängige Sicherungsmaßnahme sowohl angesichts einer akuten Gefahr als auch in nicht akuten Gefahrensituationen. Vor der Entwicklung des Bankwesens zum üblichen Verwahrplatz für überschüssiges Kapital kann das geheime Vergraben neben der Möglichkeit des Einmauerns als regulärer Weg des »sicheren« Verwahrens angesehen werden. Durch das Vergraben ist die Zugänglichkeit zu den Wertobjekten insbesondere bei Unkenntnis des exakten Versteckplatzes erschwert, eine Bergung jedoch bei Kenntnis des Verstecks mit relativ wenig Zeit- und Arbeitsaufwand möglich. In der Regel dürften die Gruben zum Zweck der Schatzverbergung angelegt worden sein. Eine sekundäre Nutzung von Gruben als Schatzversteck ist im Fall des Pfostenlochs am westlichen Giebelende eines Pfostenhauses, in dem der Schatzfund von Østergård (DK, Hort-Nr. 172) deponiert worden war, nachgewiesen. Bei in Grabgruben deponierten Schatzfunden bleibt meist fraglich, ob die Schatzfunde bewusst oder unbewusst, als Grabbeigabe oder eventuell als spätere Deponierung aus profanen Gründen, vergleichbar dem in einem frühgeschichtlichen Grabhügel deponierten Schatzfund von Räppe (S, Hort-Nr. 350), in den Grabkontext gelangten. Bedingt durch die Mehrzahl der Fundbergungen aus Grabkontexten beim Anlegen neuer Grabgruben in mittelalterlichen Kirchhöfen erfolgte keine genauere Beobachtung des Fundkontextes, wobei sich eventuell später, zum Zweck der Schatzdeponierung angelegte, in ein älteres Grab eingreifende Grubenstrukturen erkennen ließen. Der Schatzfund von Flødstrup kirkegård (DK, Hort-Nr. 101) wird aufgrund der direkten Fundlage auf einem Männerskelett als beim Begräbnis bewusst oder unbewusst eingebrachter persönlicher Besitz des Verstorbenen interpretiert[1446], wohingegen beim Schatzfund von Prokuplje (SRB, Hort-Nr. 265) die Deponierungsverhältnisse unklar sind.

Auch bei der obertägigen Deponierung von Schatzfunden in Mauernischen geht aus dem Befund in der Regel nicht hervor, ob die Hohlräume im Mauerwerk primär als Tresor zur Verwahrung von Wertobjekten angelegt wurden oder ob sie lediglich in sekundärer Verwendung dieser Funktion dienten[1447]. Das Einmauern von Wertobjekten impliziert deren über einen längeren Zeitraum vorgesehene sichere Verwahrung, da die getroffenen Hortsicherungsmaßnahmen sowohl die Verbergung als auch eine spätere Bergung gegenüber vergrabenen Schätzen relativ aufwendig gestalten. Von den erfassten Schatzfunden waren acht, den Beobachtungen bei der Bergung zufolge, in aufgehendem Mauerwerk eingemauert worden. Die Schatzfunde von Abberley (GB, Hort-Nr. 132), Tune kirke (DK, Hort-Nr. 95), Mondsee (A, Hort-Nr. 60), Tölö (S, Hort-Nr. 277) und Sonneborn (Hort-Nr. 63) fanden sich in Kirchenmauern, der Schatzfund von Charroux (F, Hort-Nr. 316) in einer vermauerten Arkade in der alten Abtei und die Schatzfunde von Dumfries (GB, Hort-Nr. 133) und Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) in Mauern städtischer Wohnhäuser. Bei den ebenfalls im Fundamentbereich von Wohngebäuden deponierten Schatzfunden von Münster (Hort-Nr. 30), Colmar (F, Hort-Nr. 31), Opole (PL, Hort-Nr. 43), Meldorf (Hort-Nr. 56) Brezniţa-Jidostiţa (RO, Hort-Nr. 119) und Verona (I, Hort-Nr. 38) ist jeweils unklar, ob sie vermauert oder vergraben worden waren (**Abb. 182**). Dagegen wurde der Schatzfund von Dresden (Hort-Nr. 292) »beim Abbruch eines Hauses an schwer zugänglicher Stelle, etwa einen halben Meter über der Decke des alten Kellers in einem Gewölbezwickel mit Plännerplatten [Mergelplatten, Anm. Verf.] abgedeckt gefunden«[1448].

Auffallend ist die Erfassung von ausschließlich im 14. und 15. Jahrhundert in Mauerwerk verborgenen Schatzfunden. Dass keine im 12. und 13. Jahrhundert vermauerten Schatzfunde erfasst wurden dürfte hauptsächlich auf die nur spärlich aufgehend erhaltene Bausubstanz dieser Epochen zurückzuführen sein.

1446 Einige Anmerkungen zur Interpretation der »dead man's treasure« in christlichem Kontext bei Liebgott 1992, 130.

1447 In Poysdorf (Niederösterreich) wurde eine einst wohl offene Nische unter einem gemauerten Treppenabsatz in einem Wohnhaus erst nach erfolgter Deponierung um die Mitte des 17. Jhs. zugemauert. Ebenfalls um die Mitte des 17. Jhs. datiert ein in einem ehemaligen und anschließend zugemauerten Backofen in Schwanenstadt (Oberösterreich) deponierter Fundkomplex. Beide Beispiele bei Fingerlin 2005, 16-17.

1448 Stoll 1985, 16 Nr. 51.



Abb. 182 Der Schatzfund von Meldorf (Auswahl: Spangen, Knöpfe, Applikationen, Gürtelbestandteile). – (Nach Prokisch u. a. 2004a, 828 Abb. 108.1).

Dagegen könnte die hohe Zahl von neun im 14. Jahrhundert vermauerten Schatzfunden gegenüber nur zwei des 15. Jahrhunderts darauf hindeuten, dass im 14. Jahrhundert deutlich mehr derart verborgene Schätze von den ursprünglichen Besitzern nicht mehr geborgen werden konnten[1449].

Bei rituellen Deponierungen von Objekten entfallen Hortsicherungsmaßnahmen im Sinne einer Zugriffsbeschränkung gegenüber Dritten weitestgehend. Die an den samischen Opferplätzen von Saivo (S, Hort-Nr. 367), Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371), Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170) und Vindelgransele (S, Hort-Nr. 370) geopferten Wertobjekte wurden an allgemein zugänglichen, heiligen Plätzen abgelegt, wo sie prinzipiell durch religiöse Konventionen geschützt waren. Dass der konventionelle Schutz vor Plünderern letztlich unvollkommen war, belegen beispielhaft der als Diebesgut von samischen Opferplätzen interpretierte Schatzfund von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) und die häufiger nachgewiesenen Plünderungsspuren. Die beiden, aus den Kirchen von Tune (DK, Hort-Nr. 95) und Vindinge (DK, Hort-Nr. 90) stammenden Opferfunde wurden dagegen im Verborgenen deponiert. Der in einer Mauernische, hinter Zementputz verborgene Schatzfund aus der Kirche von Tune wird als Bauopfer interpretiert[1450], wohingegen der im Sepulchrum des Altars der Kirche in Vindinge zusammen mit acht Silbermünzen deponierte Bronzeschlüssel nur mit gewissen Vorbehalten als eine »Art Opfer«[1451] angesehen wird.

Gegenüber dem Vergraben oder Einmauern von Schätzen stellen das einfache, obertägige Ablegen und das Versenken in Gewässern spontane, ohne größeren Aufwand durchzuführende Deponierungshandlungen dar. Als singuläre, obertägig abgelegte Deponierung ohne Opferfunktion wurde der Schatzfund von Passau (Hort-Nr. 319) erfasst, der in einer Schädelkalotte auf den an einer Mauer im ehemaligen Beinhaus des Domhofs aufgeschichteten Knochen deponiert worden war. Die ausnehmend seltene Überlieferung derart wenig geschützt deponierter Schatzfunde ist darauf zurückzuführen, dass sie in der Regel vom Besitzer selbst zeitnah wieder geborgen und möglicherweise an anderer Stelle versteckt wurden. Zudem ist die

1449 Vgl. Kapitel Aspekte der säkularen Verbreitung. Zu beachten ist hierbei die insgesamt geringere Anzahl erfasster Schatzfunde des 15. Jhs.

1450 Liebgott 1992, 130.

1451 Ebenda.

Wahrscheinlichkeit der Entdeckung und Entwendung durch Dritte vergleichsweise hoch, zumal wenn das Versteck einem größeren Personenkreis frei zugänglich ist.

Durch das Versenken in Gewässern sind die Wertobjekte dem Blickfeld anderer entzogen und daher vor unbefugtem Zugriff geschützt. Allerdings ist der Schutz vor bestandsgefährdenden Umwelteinflüssen als relativ gering anzusehen und suggeriert daher eine spontane Verbergung möglicherweise angesichts einer akuten Gefahrensituation. Zudem ist die Bergung insbesondere in tieferen Gewässern problematisch und dürfte daher gegenüber dem Vergraben in festem Untergrund eher die Ausnahme im Sinne einer Notlösung bei einer Deponierung mit Bergungsabsicht darstellen. Erfasst wurden sieben Schatzfunde, die im Kontext von Gewässern deponiert worden waren. Die Schatzfunde von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) und Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) fanden sich am Ufer eines Sees, wohingegen der Schatzfund von Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322) auf dem Grund eines zwischenzeitlich verlandeten Sees aufgefunden wurde. Die Schatzfunde von Vang (DK, Hort-Nr. 107), Højstrup (DK, Hort-Nr. 106) und Vejby (DK, Hort-Nr. 125) wurden in Küstennähe am Strand entdeckt, die Schatzfunde von Thame (GB, Hort-Nr. 127) und Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) in Flussbetten sowie der Schatzfund von Drobeta Turnu Severin-Schela Cladovei (Jud. Mehedinți/RO, Hort-Nr. 122) auf einer Donauterrasse.

Die Mehrzahl der im Kontext von Gewässern entdeckten Schatzfunde befand sich in Ufernähe, sodass eine ursprüngliche Vergrabung der Schatzfunde und ein nachträgliches Freispülen durch Mäandrieren und Wasserstandsschwankungen nicht auszuschließen ist. Somit ist die eindeutige Abgrenzung von mit einer Bergungsabsicht deponierten Schatzfunden gegenüber Opfer- und Verlustfunden problematisch. Vor allem in Fließgewässern können sich ursprünglich einzeln verlorene oder rituell versenkte Gegenstände im Laufe der Zeit strömungsbedingt an einer bestimmten Stelle, beispielsweise einer Sandbank, ansammeln. Entsprechend könnte es sich bei den Schatzfunden von Thame und Tutbury um kumulierte Verlustfunde handeln, ebenso bei den beiden Fingerringen und der Fibel, die in einem alten Abwassergraben in Hasselt (B, Hort-Nr. 184) entdeckt wurden. Zudem besteht die Möglichkeit der ungewollten Deponierung eines Schatzes, beispielsweise in Form verlorener Schiffsladungen wie im Fall der Schatzfunde von Vejby und Kiskunhalas-Fehértó in Betracht zu ziehen ist. Werden die Wertobjekte durch das Verlieren unerreichbar für ihre Besitzer abgelagert, sodass eine Bergung nicht ohne weiteres zu realisieren ist, können sie trotz eines unter Umständen sehr hohen Wertes am Ort des Verlustes verbleiben.

Auch bei dem in einem Brunnen deponierten Schatzfund von London (GB, Hort-Nr. 360) ist anhand der Deponierungsverhältnisse nicht eindeutig zu erkennen, ob es sich um eine bewusste Deponierung mit Bergungsabsicht, um dauerhaft entsorgte oder unabsichtlich verlorene Wertgegenstände handelt. Allerdings ist aufgrund der hohen Anzahl uniform gestalteter, halbfertiger Gürtelbestandteile eine absichtliche Deponierungshandlung als wahrscheinlicher anzunehmen, wobei das Deponierungsmotiv spekulativ bleibt[1452].

Der vom Besitzer vorgesehene Auflösungszeitpunkt ist eng verknüpft mit der Funktion des Hortes bei dessen Deponierung, die wiederum von den zur Verbergung führenden Ursachen beeinflusst ist. Die im archäologischen Befund fassbaren Strukturen lassen jedoch nur begrenzt auf die ausschlaggebenden Faktoren für die Wahl des Schatzverstecks und die vom Besitzer getroffenen Hortsicherungsmaßnahmen schließen, nicht zuletzt da diese von individuellen Voraussetzungen und Möglichkeiten bei der Deponierung abhängig sind.

1452 Möglich scheint die spontane Verbergung zum Zweck der Besitzsicherung angesichts einer akuten Gefahr, beispielsweise Raub oder Feuer, zum Zweck der Steuerhinterziehung oder zur Entsorgung illegalen bzw. strafbaren Besitzes, beispielsweise im Fall eines Verstoßes gegen die Goldschmiedeordnung oder von Diebesgut. Eine rituelle Deponierung als Brunnenopfer erscheint zwar als weniger wahrscheinlich, ist jedoch ebenfalls weder eindeutig zu widerlegen noch nachzuweisen.

Befundkontext

Der Befundkontext bezeichnet im Rahmen dieser Arbeit das weitere topographische Umfeld eines Schatzverstecks. Für 193 der 324 Schatzfunde (60 %) finden sich nähere Angaben zum Befundkontext in der Literatur[1453]. Bei den restlichen Schatzfunden ist lediglich der Fundort benannt, ohne dass aus den Publikationen hervorgeht, ob die Fundstelle innerhalb des Fundortes oder in dessen engerer beziehungsweise weiterer Umgebung liegt. Zudem ist problematisch, dass der Befundkontext bei der Auffindung nicht a priori demjenigen bei der Verbergung entspricht. Beispielsweise reichen moderne Städte häufig weit über die mittelalterlichen Stadtgrenzen hinaus und schließen damit ursprünglich periphere Bereiche mit ein. Moderne landwirtschaftliche Nutzflächen können über ehemaligen Siedlungsstellen und Waldflächen liegen, ebenso können neuzeitliche Forstbestände ehemalige Siedlungen, Felder und Wiesen überdecken. Schließlich können Seen und Moore zwischenzeitlich verlandet sein und Bach- und Flussläufe ihren Verlauf verändert haben.

Von den 324 erfassten Schatzfunden stammen 71 (22 %) aus städtischem Kontext, wovon 37 in oder im direkten Umfeld bürgerlicher Wohnhäuser deponiert wurden. Für 23 Fundkomplexe lassen die Angaben in der Literatur darauf schließen, dass sie innerhalb eines Hauses bzw in dessen Fundamentbereich verborgen wurden, wobei lediglich für 13 Schatzfunde detailliertere Beobachtungen der Fundsituation publiziert sind, woraus Hinweise auf die Art des Schatzverstecks und dessen Position im Haus hervorgehen. Die Schatzfunde von Odense I (DK, Hort-Nr. 86), Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41), Salzburg (A, Hort-Nr. 46), Mutzschen (Hort-Nr. 318) und Ryazan' (Rjasan) IV-VI (Ryazanskaja Oblast'/RUS, Hort-Nrn. 363-365) wurden demnach im Erdgeschoss des jeweiligen Wohngebäudes vergraben. Die Schatzfunde von Nykøbing Falster I (DK, Hort-Nr. 102), Liège (B, Hort-Nr. 181) und Peine II (Hort-Nr. 50) waren dagegen unter dem Kellerfußboden, der Schatzfund von Erfurt II (Hort-Nr. 34) unter der westlichen Mauer des ältesten Kellerzugangs vergraben worden. Für die Schatzfunde von Colmar (F, Hort-Nr. 31), Münster (Hort-Nr. 30), Opole (PL, Hort-Nr. 43) und Meldorf (Hort-Nr. 56) ist lediglich bekannt, dass sie im Fundamentbereich von Wohnhäusern gefunden wurden, wobei unklar ist, ob sie vergraben oder vermauert worden waren. Ebenso unklar ist die Deponierungsart beim Schatzfund von Verona (I, Hort-Nr. 38), der in oder an einer Kellermauer entdeckt wurde.

Sowohl die schriftliche Überlieferung[1454] als auch Bildquellen bezeugen die Sorge mittelalterlicher Geschäftsleute und sonstiger wohlhabender Personen um die sichere Verwahrung ihres Kapitals. In diesem Zusammenhang sei auf den »Melancholicus«[1455] verwiesen, der seine Ersparnisse aus Misstrauen den Mitmenschen gegenüber vergräbt. Dass die Schatzvergrabung in einem Innenraum stattfindet, geht aus zwei, den Fußboden andeutenden Linien hervor sowie dem sorglosen Blick des Melancholicus in die geöffnete Truhe.

Für keinen der erfassten Schatzfunde ist sicher nachzuweisen, wie schwer oder leicht zugänglich das Schatzversteck für den Besitzer war. Während ersteres auf ein längerfristig angelegtes, möglichst geschütztes Depot hindeutet, gewährt ein leicht zugängliches Versteck den spontanen Zugriff zur möglicherweise wiederholten Deponierung und Entnahme von Wertobjekten. Als schwer zugängliche Verstecke sind vermauerte oder verputzte Wandnischen und tiefere, verfüllte Gruben anzusehen, wohingegen unverfüllte, lediglich mit einer Abdeckung versehene Gruben und nicht dauerhaft verschlossene Wandhohlräume leicht zugängliche Versteckmöglichkeiten darstellen. Private Gebäude und insbesondere Wohnbereiche stellen geschützte Räume dar, zu denen nur ein ausgewählter, kleinerer Personenkreis zutrittsberechtigt ist. Folglich sind hier

1453 **Tab. 51**: Schatzfunde nach Befundkontext.

1454 Insbesondere Berichte und Tagebücher von Kaufleuten: Lüdecke 2004, 59.

1455 Siehe **Abb. 180**.

für zugriffsberechtigte Personen leicht zugängliche Depots zu erwarten, die kurz- oder mittelfristig der sicheren Verwahrung nicht unmittelbar benötigter Wertobjekte dienten. Dass in keinem der erfassten Fälle ein leicht zugängliches Schatzversteck nachgewiesen ist, spricht für die Annahme der Bergung solcher Deponierungen durch den ehemaligen Besitzer oder autorisierte Personen beziehungsweise deren frühzeitige Entdeckung durch Dritte und die dadurch bedingt seltene Überlieferung derart deponierter Schatzfunde.
Auch wenn die im Erdreich vergrabenen Schatzfunde weit dominieren, ist die Deponierung in aufgehenden Baustrukturen nicht als ungewöhnlich anzusehen. Funde aus Deckenfüllungen beziehungsweise Fehl- oder Blindböden, Gewölbeüberschüttungen, Wandzwischenräumen und anderen Hohlräumen werden meist bei Sanierungsarbeiten entdeckt, seltener bei Abbrucharbeiten im Zuge derer sie häufiger unbemerkt im Abraum verbleiben. So wurden die Schatzfunde von Langerwehe (Kr. Düren, Hort-Nr. 61), Peine III (Hort-Nr. 51) und Środa Śląska II (PL, Hort-Nr. 36) erst im Bauschutt abgebrochener Häuser entdeckt. Die seltene Überlieferung obertägiger Schatzdeponierungen in privatem Kontext deutet zudem auf eine überdurchschnittlich häufige Hebung der Depots durch den jeweiligen Besitzer oder durch glückliche Finder, etwa bei Renovierungsarbeiten, hin. Dafür spricht ebenfalls die ausschließliche Erfassung von Schatzfunden, die in, nach Einbringung der Funde, vollständig oder zumindest weitgehend verschlossenen Gebäudehohlräumen deponiert worden waren. Der Schatzfund von Dumfries (Dumfries and Galloway/GB, Hort-Nr. 133) war in einen organischen Beutel verpackt in einer Hausmauer vermauert worden, der Schatzfund von Dresden (Hort-Nr. 292) wurde dagegen in einem Tongefäß über der Kellerdecke in einem Gewölbezwickel unter einer Abdeckung aus Mergelplatten entdeckt.
Für 14 Schatzfunde bezeichnet die jeweils angegebene Fundstelle ein städtisches Hausgrundstück. Die Angabe impliziert eine Auffindung außerhalb der Baustrukturen, allerdings ist in keinem Fall eine detailliertere Befundbeschreibung publiziert. Demnach ist keine eindeutige Aussage zur Position des jeweiligen Schatzverstecks auf der Parzelle möglich. Sowohl innerhalb des Wohnhauses als auch in Nebengebäuden oder außerhalb derer auf eigenem Grund bietet sich die Möglichkeit, für Besitzer oder Bewohner leicht zugängliche und dennoch ausreichend geschützte Depots anzulegen, zumindest solange Wohnrecht oder Zugangsrecht zum Grundstück besteht. Ist dies für die Zukunft fraglich oder bietet sich dort keine sichere, vor unbefugtem Zugriff geschützte Versteckmöglichkeit, erscheint eine Deponierung außerhalb des häuslichen Schutzraumes in öffentlich zugänglichen Bereichen als sinnvoll[1456]. Im Gegensatz zu Privatgelände können öffentliche Bereiche prinzipiell jederzeit unproblematisch wieder aufgesucht werden, wobei sich die potenzielle Erreichbarkeit der Deponierung nicht nur für den Schatzbesitzer, sondern auch für Dritte als nachteilig auf die Sicherheit der Verwahrung auswirken kann. Daher sind höhere Hortsicherungsmaßnahmen vorauszusetzen, um eine mehr oder weniger zufällige Entdeckung und Entwendung der Wertobjekte zu verhindern. Zudem kann sich bei einer nicht unbemerkten Bergung der Wertobjekte die Nachweisbarkeit des legitimen Besitzanspruches unter Umständen problematisch gestalten.
Mit dem im Hof des Rathauses von Erfurt vergrabenen Schatzfund (Hort-Nr. 323), dem wenige Meter neben dem Rathaus von Hasselt (B, Hort-Nr. 184) in einem Abwassergraben und dem in einem Brunnen nördlich von Cheapside im ehemaligen Goldschmiedequartier von London (GB, Hort-Nr. 360) entdeckten Schatzfund sowie denjenigen aus Hospitälern stammenden von Coëffort (F, Hort-Nr. 183) und Coventry (West Midlands/GB, Hort-Nr. 128) wurden lediglich fünf Fundkomplexe aus öffentlich zugänglichen städtischen Kontexten erfasst. Hinzu treten die zahlreicher überlieferten Schatzfunde, die im Kontext gesonderter Rechtsbezirke, in oder bei Kirchen und Klöstern, deponiert wurden. 17 Schatzfunde stammen aus

1456 Beispielsweise deponierten finnische Bauern überschüssiges Kapital bis in die erste Hälfte des 19. Jhs. nicht selten außerhalb des Hauses bzw. außerhalb des Hofgeländes, um es vor unbefugtem Zugriff, beispielsweise durch Knechte, zu sichern: Sarvas 1981, 3.

Kirchenbauten, wobei es sich sowohl um Kirchen in städtischem, als auch in ländlichem Kontext sowie um Klosterkirchen handelt. Sechs Fundkomplexe waren in Kirchenmauern vermauert worden. Während die Position des Schatzverstecks in Bezug zum Kirchenraum beim Schatzfund von Abberley (GB, Hort-Nr. 132) unbekannt ist, war der Schatzfund von Tune (DK, Hort-Nr. 95) in der nördlichen Seitenaltarnische, in einer Mauernische hinter Zementputz verborgen worden, der Schatzfund aus der Pfarrkirche von Mondsee (A, Hort-Nr. 60) in der Nordwestecke des Seitenschiffs und der Schatzfund aus der Kirche von Tölö (S, Hort-Nr. 277) in der Langhausnordmauer in der Nähe des Gesimses. Dagegen war der Schatzfund von Sonneborn (Hort-Nr. 63) im Fundament der Kirchenostwand verborgen worden und derjenige aus der Kirche von Vindinge (DK, Hort-Nr. 90) im Sepulchrum des Altars.

Lediglich für den Schatzfund von Tune findet sich in der Literatur ein Hinweis auf die Interpretation als Bauopfer, wobei sich K. Liebgott[1457] auf die Position der Deponierung in den Kirchenmauern bezieht. Demnach könnten die übrigen in Kirchenmauern deponierten Schatzfunde ebenfalls als Bauopfer anzusehen sein, allerdings sind profane Deponierungsmotive als alternative Deutungsmöglichkeit meist nicht sicher auszuschließen, ausgenommen es handelt sich um Deponierungen in Grundsteinen und Turmknöpfen[1458]. Für die in einer Mauer der Kirche von Abberley deponierten Silberlöffel des 15. Jahrhunderts wird die Interpretation als Teil des möglicherweise aus Furcht vor Plünderung und Diebstahl verborgenen Kirchenschatzes vorgeschlagen[1459]. Entsprechende Beweggründe könnten ebenfalls zur Verbergung der beiden Reliquiare in der Vermauerung einer Arkade in der Alten Abtei von Charroux (F, Hort-Nr. 316) geführt haben, wobei die Interpretation als Bauopfer ebenfalls nicht auszuschließen ist, wie ein als solches interpretiertes, im Dom zu Paderborn vermauertes Reliquienkreuz bezeugt[1460]. Nicht nur liturgische Geräte wurden als Bauopfer in Kirchenbauten eingebracht, sondern ebenfalls Objekte mit ursprünglich profanen Bedeutungsinhalten, wie beispielsweise ein im Dom zu Bremen vermauerter Zirkel aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts[1461]. Auch der zusammen mit einem kleinen Münzschatz im Sepulchrum des Altars in der Kirche von Vindinge deponierte Bronzeschlüssel kann als mögliche rituelle Deponierung angesehen werden[1462]. Rituelle Deponierungen vor allem religiöser Texte und liturgischer Geräte finden sich nicht nur in christlichem Kontext, sondern beispielsweise auch in der Genisa von Synagogen[1463].

Neun der erfassten Schatzfunde waren im Innenraum von Kirchen vergraben worden, wohingegen bei den bereits im 19. Jahrhundert entdeckten Fundkomplexen aus den Kirchen von Middlebie (Dumfries and Galloway/GB, Hort-Nr. 139), Fulda (Hort-Nr. 76) und Ryazan' I (RUS, Hort-Nr. 235) die Deponierungsart unbekannt ist. Die Schatzfunde von Særslev kirke (DK, Hort-Nr. 93), Sakskøbing (DK, Hort-Nr. 110), Bremerhaven-Wulsdorf (Hort-Nr. 291) und Hagby kyrka (S, Hort-Nr. 154) waren jeweils unter dem mittelalterlichen Kirchenfußboden vergraben worden, der Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159) in einer Grube hinter der Estrichbegrenzung in einem Raum in der Südwestecke des Peristylhofs der Basilika des Heiligen Kreuzes. Der Schatzfund I aus dem Nonnenkloster von Iona (GB, Hort-Nr. 311) wurde unter einem Stein in der Westecke des Chorbogens der Kirche entdeckt, der Schatzfund Iona II (GB, Hort-Nr. 312) stammt aus der Südwestecke der St. Ronan's Chapel. Der Schatzfund aus dem Kloster Tom Roden bei Höxter (Hort-Nr. 164) war am Eingang zum Altarraum der Kirche vergraben worden. Bei vorgenannten Schatz-

1457 Liebgott 1992, 130 nennt außer dem Schatzfund von Tune noch drei weitere Münzschätze aus dänischen Kirchen.

1458 Zu Funden aus Grundsteinen und Turmknöpfen württembergischer Kirchen: Klein 1995, Fundliste III.

1459 Cherry 2000, 169.

1460 LexMA I (1980) 1670 s. v. Bauopfer [C. Daxelmüller].

1461 Ebenda.

1462 Liebgott 1992, 130.

1463 Die Genisa bezeichnet ein Gefäß oder einen geschlossenen Raum, in dem unbrauchbare oder nicht mehr benötigte Schriften und Gegenstände, die aus religiösen Gründen nicht absichtlich vernichtet werden dürfen, rituell bestattet werden: Edelmann 2005, 148-150. Enthaltenes profanes Schrifttum wird mit der »Pietät des Besitzers gegenüber einem Text oder Objekt« (Edelmann 2005, 148) erklärt.

funden ist anhand der Deponierungsverhältnisse die Interpretation als Ansammlung von einzeln verlorenen oder geopferten Objekten auszuschließen[1464].

Darüber hinaus erfolgte die Verbergung von elf Schatzfunden im näheren Umfeld von Kirchen und Klöstern. Von diesen wurden die Schatzfunde von Flødstrup (DK, Hort-Nr. 101), Nysted (DK, Hort-Nr. 109) und Prokuplje (SRB, Hort-Nr. 265) auf Kirchhöfen verborgen, der Schatzfund von Passau (Hort-Nr. 319) im ehemaligen Beinhaus des Domhofs. Die Deponierung in Zusammenhang mit einer Bestattung ist zwar lediglich für den Schatzfund von Flødstrup belegt[1465], stellt jedoch für das hohe und späte Mittelalter durchaus keine singuläre Erscheinung dar. Bislang wurden 33 Schatzfundentdeckungen von dänischen Kirchhöfen bekannt, wovon sieben laut den Fundberichten auf oder neben einem menschlichen Skelett gefunden wurden[1466]. Münzschätze in Gräbern können als Eigentum des Toten betrachtet werden oder als Grabbeigabe, entsprechend Medaillons, Pilgerzeichen und ähnlichem. In hoch- und spätmittelalterlichen Bild- und Schriftquellen finden sich Opfermünzen meist in Zusammenhang mit dem Totenkult, wie auch die meisten Opferhandlungen in Kirchen auf das jenseitige Leben gerichtet waren (**Abb. 183**). Sind die einzelnen Opferhandlungen zwar differenziert zu betrachten, da die Gläubigen zweckgebundene Spendengelder entrichteten, die der Caritas, dem Kirchenbau oder dem Priester zukamen, erfolgte doch das Spenden von Opfergeld generell als Werk der Barmherzigkeit, letztlich dem Seelenheil des Spenders dienend[1467]. Eine Bestattung in Alltagskleidern vorausgesetzt, könnten Münzen dem Toten auch unbeabsichtigt mitgegeben worden sein, wenn diese in den Taschen der letzten Bekleidung enthalten und nicht entnommen worden waren[1468]. Letzteres ist beispielsweise in mehreren Gräbern auf dem spätmittelalterlichen Pestfriedhof von East Smithfield, London nachgewiesen. Die Münzhorte lagen unmittelbar auf oder neben dem Oberkörper des Bestatteten und werden als Inhalt von Geldbeuteln oder Geldbörsen gedeutet. R. Gilchrist und B. Sloane[1469] verweisen jedoch auf die Unwahrscheinlichkeit insbesondere bei größeren Münzmengen, dass sie in der Kleidung des Toten übersehen und unbeabsichtigt mit bestattet wurden, ausgenommen die Verwesung des Leichnams war bereits weit fortgeschritten oder es handelt sich um fremde oder an ansteckenden Krankheiten verstorbene Tote.

Die Mehrzahl der in Kirchhöfen entdeckten Schatzfunde ist nicht eindeutig einem Grabkontext zuzuweisen, was nicht zuletzt auf deren überwiegende Entdeckung und Bergung beim Ausheben neuer Grabgruben oder bei Baumaßnahmen mit ausbleibender Beobachtung des Fundkontextes zurückzuführen ist. Somit ist meist nicht sicher zu entscheiden, ob es sich um Grabbeigaben, eine spätere Deponierung eventuell zufällig in einem früher angelegten Grab oder um eine Deponierung vor der Nutzung des Areals als Fried-

1464 Vor allem in Kircheninnenräumen besteht die Möglichkeit, dass sich in bestimmten Bereichen, etwa vor einem stark frequentierten Altar, eine größere Anzahl verlorener Opfermünzen ansammelt. Häufig spricht eine Durchmischung der im Fußboden abgelagerten Münzen, nahezu ausschließlich kleiner Nominale, mit kleineren Objekten wie Rosenkranzperlen, Einhängefigürchen, Haken- und Ösen oder Haarnadeln für die Ansprache als Ansammlung von Verlustfunden. Ausführlich dazu am Fallbeispiel eines als »Fugenschmutz« gedeuteten Fundkomplexes aus der Stadtkirche St. Laurentius in Winterthur (CH): Illi 1995, 158-169. Zur Interpretation der Fundmünzen aus Kirchengrabungen als verlorene Opfermünzen und daraus abzuleitendem Opferverhalten ausführlich die Beiträge von H. Klackenberg, N. Klüßendorf, M. Illi, H. von Roten, H. Brem, in: Dubuis/Frey-Kupper 1995. – Ist hier für das einzelne Fundstück nicht sicher festzulegen, ob dieses tatsächlich zum Opfern bestimmt war, ist die Bestimmung eindeutig, wenn die Münzen im Kontext von Opferbehältern auftreten. Aus den Spalten des auf das Jahr 1601 datierten, aus einem Eichenblock bestehenden Opferstocks der evangelischen Michaeliskirche zu Rohr, Kreis Suhl (Thüringen) wurden in den Jahren 1989 und 1990 insgesamt 143 Münzen der Zeitstellung von 1480 bis 1771 geborgen: Klüßendorf 1995, 174-184. Zu einem wahrscheinlich aus einem Opferstock des 16. Jhs. stammenden Münzkomplex von etwa 90 Münzen aus der Marienkirche von Pasewalk, Kreis Uecker-Randow (Mecklenburg-Vorpommern): T. Fried, Das Scherflein im Opferstock – Münzfunde in Kirchen, in: Jöns u. a. 2005, 477-480 hier 479-480. – Im Vergleich zur hohen Zahl von Münzfundkomplexen aus Kirchenfußböden treten solche bauarchäologischen Fundkontexte eher selten auf: Klüßendorf 1995, 140. – Die aus mehreren Verlustfunden kumulierten Fundkomplexe wurden im Rahmen vorliegender Arbeit nicht erfasst.

1465 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse – Fundkontext.

1466 Liebgott 1992, 130.

1467 Illi 1995, 153-158.

1468 Vgl. ebenda 154.

1469 Gilchrist/Sloane 2005, 102. – Vgl. Ilisch 1980a, 1.



Abb. 183 Verschiedene Formen des Erbringens von Opfergaben auf einem Altarbild (um 1480). – (Nach Illi 1995, Taf. 6).

hof handelt[1470]. Eine profane Deutung als für die Hebung prinzipiell vorgesehene Rücklage in einem durch moralisch-religiöse Konventionen und eine gesonderte Strafrechtsordnung besonders geschützten Bereich bleibt in diesen Fällen möglich. Schriftquellen bezeugen, dass es für die Bevölkerung im Mittelalter durchaus üblich war, Wertgegenstände in Krisenzeiten im Friedbereich einer Kirche zu verbergen[1471].

1470 Vgl. Liebgott 1992, 130.

1471 Vgl. Illi 1992, 38. – Eine besondere Bedeutung kommt dem Bereich unter der Dachtraufe des Kirchendaches im Volksglauben zu, da hier vergrabene Objekte wie auch Leichname unter den besonderen Schutz der Kirche gestellt werden: Otto 1997, 51.

Burgen und Pfalzen stellen ebenfalls gesonderte Rechtsbezirke dar, wobei vor allem Burgen als fortifikatorische Anlagen zudem eine besondere konstruktive Wehr- und Schutzfunktion aufwiesen. Von den erfassten Schatzfunden wurden zehn im Kontext von Burgen deponiert sowie der Schatzfund von Tilleda (Hort-Nr. 293) innerhalb der Pfalz. Allerdings finden sich in der Literatur nur spärliche Angaben zum jeweiligen Fundkontext beziehungsweise der Art des Schatzverstecks und dessen Position im Bauwerk, was dem insgesamt mangelhaften archäologischen Forschungsstand zu mittelalterlichen Burgen und Pfalzen entspricht[1472]. Nicht selten werden Schatzfunde vor Abschluss der Grabungsauswertung separat publiziert, weshalb die Einbindung des Fundkomplexes in den Befundkontext allenfalls grob skizziert wird. Dass generell wenige Schatzfundentdeckungen auf die Fundortkategorie Burg entfallen[1473], findet eine mögliche Erklärung im hohen Zerstörungsgrad der meisten mittelalterlichen Burganlagen. Schatzfunde können bei der Zerstörung einer Burg verloren gehen, etwa durch die Verschüttung in abstürzendem Mauerbruch oder durch die Überdeckung vergrabener Schatzfunde mit Bauschutt. Weiterhin können Schatzfunde entdeckt, undokumentiert geborgen und anschließend im Kunsthandel zerstreut werden, sodass die Fundkomplexe als solche unbekannt bleiben. Dieser Vorgang kann bereits kurz nach Zerstörung einer Burg von Plünderern praktiziert werden oder nach geraumer Zeit von glücklichen Findern beziehungsweise Schatzgräbern. Letztere wurden früher wie auch heute noch vom Topos der mittelalterlichen Burg als Verwahrort sagenhafter Schätze angezogen, ausgehend von der Verbindung des Bauwerks mit dem Begriff der Herrschaft als »Symbol der Macht, die versteinerte potestas ihrer Erbauer«[1474].

Aus ländlichen Kontexten stammen insgesamt 112 der 324 Schatzfunde (35 %). Diese umfassen sowohl Schatzfunde aus Siedlungskontexten als auch von außerhalb, in Feld, Wald oder Gewässern gelegenen Fundstellen. 40 Fundkomplexe wurden innerhalb ländlicher Siedlungen oder im Kontext einzeln gelegener Hofgüter entdeckt. Für neun Schatzfunde deutet lediglich die Fundstellenbezeichnung eine Entdeckung innerhalb von Siedlungen an, wobei verifizierende Angaben zum näheren Befundkontext fehlen.

Sieben Schatzfunde waren nachweislich im Inneren von Wohnhäusern deponiert worden. Der als Sparhort interpretierte Schatzfund von Burge (S, Hort-Nr. 165) war unter dem Fußboden des Wohnhauses eines wikingerzeitlichen Gehöftes vergraben, dagegen wurde der als Handwerkerdepot gedeutete Schatzfund von Varudi-Vanaküla (Maak. Lääne-Viru/EST, Hort-Nr. 269) in der Kulturschicht einer abgegangenen Siedlung, der Befundbeschreibung nach innerhalb eines Wohnhauses, gefunden[1475]. Die Rote Lehmschicht, in der sich der Schatzfund von Glumsø Indelukke (DK, Hort-Nr. 85) fand, könnte möglicherweise ebenfalls den Überrest eines abgebrannten Hauses darstellen. Der Schatzfund von Landsgrav Mark (DK, Hort-Nr. 103) wurde im Haus von Anders Pedersen unter einem großen Stein gefunden, der Schatzfund von Brezniţa-Jidostiţa (RO, Hort-Nr. 119) dagegen im Keller eines Hauses vergraben. Der in einer Kellergewölbedecke eines Hauses vermauerte Schatzfund von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) erscheint singulär unter den sonst ausschließlich vergrabenen Fundkomplexen aus ländlichem Kontext, was primär auf die quantitativ und qualitativ schlechtere Erhaltung aufgehender mittelalterlicher Bausubstanz im ländlichen gegenüber dem städtischen Bereich zurückzuführen sein dürfte. Der aus zwei Fibeln der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts bestehende Schatzfund aus der abgegangenen ländlichen Siedlung Østergård bei Hyrup (DK, Hort-Nr. 172)

1472 Zum Forschungsstand Fehring 2000, 79 und Mittermeier 2001, 398. – Die Mehrzahl der Anlagen ist bislang nicht oder nur unzureichend archäologisch ergraben und publiziert worden. Der Fokus ihrer Erforschung liegt seit dem 19. Jh. auf deren baugeschichtlicher Entwicklung, wohingegen das breite Spektrum von Fundobjekten häufig mehr oder weniger unberücksichtigt bleibt. Eine Ausnahme bieten beispielsweise B. Scholkmann, Burg Baldenstein. Das »Alte Schloß« bei Gammertingen (Sigmaringen 1982) und J. v. Hefner/J. W. Wolf, Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen (Frankfurt am Main 1850).

1473 Vgl. Mittermeier 2001, 398.

1474 Ebenda 397-398, Zitat 397. – Vgl. Heine 2003, 123.

1475 Tamla 1991, 161.

stammt dagegen aus einem Pfostenloch am westlichen Giebelende eines dendrochronologisch um 1100 datierten und als Haupthaus eines Gehöftes interpretierten Pfostenhauses[1476].

Für 18 Schatzfunde bezeichnet die Fundstelle jeweils ein bestimmtes Hofgrundstück innerhalb einer ländlichen Siedlung oder eine außerhalb gelegene Hofstelle. Deponierungen auf Privatgelände im näheren Umfeld des Wohnhauses unterliegen annähernd denselben Schutz- und Rechtsfunktionen wie Deponierungen in Innenräumen, wobei dem unter der Dachtraufe gelegenen Bereich als äußerste Begrenzung des Hauses eine besondere Bedeutung zukommt. Der Schatzfund von Gschieß-Baldramsdorf (A, Hort-Nr. 53) war unter der Dachtraufe einer Scheune vergraben worden, der Schatzfund von Kyrkebinge (S, Hort-Nr. 151) wurde dagegen bei einem alten Schuppen unter einem alten Misthaufen entdeckt. Allerdings ist fraglich, ob das Schatzversteck bereits im Mittelalter von einem Misthaufen überdeckt wurde, ebenso wie im Fall des unter einem Steinhaufen in der Nähe eines Viehstalls gefundenen Schatzfundes von Påboda (S, Hort-Nr. 270). Die Überdeckung mit Mist- oder Steinhaufen kann der Tarnung und erschwerten Zugänglichkeit zum Schatzversteck dienen und gleichzeitig der Kennzeichnung dessen exakter Position, was das Wiederfinden erleichtert. Ebenfalls unter einem Steinhaufen wurde der Schatzfund von Alfvidsjö (S, Hort-Nr. 273) gefunden, der Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) unter einer Granitplatte auf dem Hofplatz des Bauern Claus Schlotfeldt. Der auf einem Feld in der Nähe des Hofs Wimmergut befindliche Steinblock, in dessen Nähe der Schatzfund von Hohenstein-Engerwitz (A, Hort-Nr. 59) gefunden wurde, dürfte mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits bei der Verbergung des Schatzes als Landmarke zur Kennzeichnung des Verstecks gedient haben. Eine entsprechende Funktion kann frei stehenden Bäumen zukommen, wie möglicherweise der Linde, unter welcher der Schatzfund von Liesborn (Hort-Nr. 218) gefunden wurde. Bei der Vergrabung eines Schatzes im Wald können Bäume mit charakteristischem Wuchs als Markierung des Verstecks dienen, auch wenn ein solcher in keinem der erfassten Fälle nachgewiesen ist. Ebenso ist in keinem Fall erwiesen, dass ein unter einem Baum entdeckter Schatzfund auch unter einem an gleicher Stelle stehenden Baum vergraben wurde.

Ein bei der Auffindung eines Schatzes von demjenigen bei der Vergrabung abweichender Befundkontext ist lediglich in zwei Fällen belegt, durch eine genaue Beobachtung des Fundkontextes bei der Bergung der Schatzfunde von Bokel (Hort-Nr. 49) und Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322). Während der Schatzfund von Kiskunhalas-Fehértó auf dem Grund eines zwischenzeitlich verlandeten Sees in der Nähe der kumanischen Wüstung Fejértó entdeckt wurde, war der beim Ausheben einer Steckrübenmiete auf einem Acker gefundene Schatzfund von Bokel, dem Bericht des Kreiskulturpflegers zufolge, ursprünglich in einem Eichenbestand des Bokeler Hofs vergraben worden[1477]. Dagegen wurde bei dem unter der Oberfläche einer zu einer Hofstelle gehörenden Wiese gefundenen Schatzfund von Risegård (Hovedstaden/DK, Hort-Nr. 100) die Entsprechung des Befundkontextes bei Entdeckung und Vergrabung des Schatzes ebenso wenig überprüft, wie bei dem auf einem Feld südlich des ehemaligen Ansitzes Fuchsenhof geborgenen Schatzfund (A, Hort-Nr. 171). In letztgenanntem Fall wurde aufgrund der flächendeckenden nächtlichen Durchsuchung des Bodens durch den Finder der diesbezügliche Erkenntnisgewinn als sehr gering eingeschätzt, weshalb archäologische Nachuntersuchungen unterblieben[1478]. Der Schatzfund von Lundby Krat (DK, Hort-Nr. 79) war in einer Grube auf Privatgelände deponiert worden, dagegen ist bei dem in einer Sandgrube der Hufe Majala-krouvi gefundenen Schatz von Halikko-Joensuu (FIN, Hort-Nr. 141) unklar, ob die Grube bereits zum Verbergungszeitpunkt des Schatzes bestand. Auch die Lehmgrube, in welcher der Schatzfund von Øster Vang (DK, Hort-Nr. 108) entdeckt wurde, könnte möglicherweise erst geraume Zeit nach der Schatzverbergung angelegt worden sein. Unter dieser Annahme würden die jüngeren Grubenbefunde die ältere

1476 Sørensen 2005, 362.
1477 Bachmann/Bachmann 1980, 22.
1478 Prokisch u. a. 2004b, 12-13.

Deponierung zufällig tangieren. Der in der »Dammerde«[1479] eines Steinbruchs gefundene Schatzfund von Nossen (Hort-Nr. 226) könnte ebenfalls zufällig in den Befundkontext gelangt sein, vorausgesetzt es handelt sich bei der Dammerde um zusammengeschobenes Erdreich aus der Umgebung des späteren Steinbruchs.
Bei zwölf Schatzfunden befindet sich die Fundstelle zwar jeweils außerhalb der eigentlichen Siedlungsbereiche, jedoch in deren näherem Umfeld. Bildquellen deuten darauf hin, dass die Verbergung von Schätzen in Siedlungsnähe ebenso üblich war, wie diejenige in größerer Entfernung[1480]. Bei 36 Schatzfunden liegt die jeweilige Fundstelle in größerer Entfernung zu Siedlungsplätzen auf Feldern, Wiesen, im Wald, auf Hügeln beziehungsweise Bergen, in Tälern, Schluchten, in oder bei Seen, Mooren und Flüssen oder in Küstenbereichen am Strand. Allerdings ist meist nicht sicher auszuschließen, dass sich in heutiger Zeit siedlungsferne Fundstellen im Mittelalter in der Nähe von in neuerer Zeit abgegangenen, heute unbekannten Siedlungsplätzen befanden. Die Verbergung in freiem, öffentlich zugänglichem Gelände setzt einen entsprechend höheren Aufwand voraus, um die Deponierung vor fremdem Zugriff zu schützen. Die daher meist erschwerte Zugänglichkeit deutet eher darauf hin, dass die Deponierung, die angesichts einer akuten Gefahrensituation auch spontan erfolgen konnte, längerfristig angelegt war mit einem möglicherweise unbestimmten Auflösungszeitpunkt. Die Deponierung außerhalb des eigenen Grundstücks erscheint insbesondere dann zweckmäßig wenn unklar ist, wann oder ob überhaupt eine Möglichkeit zur Rückkehr und Hebung des Schatzes möglich ist. Um ein Wiederfinden des Schatzverstecks auch nach längerer Zeit zu gewährleisten, ist eine ausreichende Kennzeichnung notwendig, wie das Beispiel des vor ihrer Flucht 1945 von der Familie zu Lynar-Redern versteckten Silber- und Porzellangeschirrs zeigt. Das in 13 Holzkisten verpackte Geschirr wurde in zwei großen Gruben in vier Kilometern Entfernung zum Schloss der Familie im Wald vergraben. Der Kennzeichnung dienten ein mit markanten Steinen begrenzter Weg sowie eine Kartenskizze, in welcher der Graf zu Lynar-Redern die Entfernung der Gruben zu den Grenzsteinen eintrug. Nach seiner Rückkehr 1995 fand der Graf seinen Schatz mit Hilfe der Grenzsteine und der Karte innerhalb von 20 Minuten wieder[1481]. Das Schatzversteck der Familie zu Lynar-Redern hat eine erstaunliche Parallele im Befundkontext des als Privat- oder Familienbesitz gedeuteten Schatzfundes von Kelebia (H, Hort-Nr. 317), der ebenfalls in zwei Gruben im Darvaser Wald gefunden wurde.
Als die Position eines Schatzverstecks kennzeichnende Landmarken können diverse topographische Strukturen dienen, unter anderem markante Wegeführungen[1482]. Von den erfassten Schatzfunden wurden acht nachweislich in der Nähe von Verkehrswegen deponiert. Der Schatzfund von Hildesheim (Hort-Nr. 173) war im Bereich einer alten Wegeführung vergraben worden, ohne erkennbare weitere Kennzeichnung des Versteckplatzes, im Gegensatz zum Schatzfund von Bardewik (Hort-Nr. 45), der an der Kreuzung alter Handelswege in einem mit Heide bewachsenen Sandhügel gefunden wurde und dem in der Nähe einer Landstraße unter einem Steinhaufen entdeckten Schatzfund von Badeboda (S, Hort-Nr. 152). Die Schatzfunde von Græse (DK, Hort-Nr. 83), Drobeta Turnu Severin-Schela Cladovei (RO, Hort-Nr. 122) und Väsby (S, Hort-Nr. 271) wurden jeweils am Ufer eines Flusses vergraben, letztgenannter in der Nähe einer Steinbrücke. Auch der Schatzfund von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) wurde in der Nähe einer Brücke, in einer Schotterbank des Flusses Dove, gefunden.
Angesichts der 158 aus Siedlungskontexten oder deren näherem Umfeld stammenden Schatzfunde, gegenüber 35 in größerer Entfernung zu Siedlungsplätzen entdeckten Schatzfunden, scheint die Deponierung von Schätzen überwiegend im näheren Wohnumfeld üblich gewesen zu sein. Hierbei ist jedoch die ungleich

1479 Erbstein 1828, 124.
1480 Siehe **Abb. 177**, **181** und **176**, wobei bei letzterer der Bildinhalt jedoch keinerlei Hinweis auf die Entfernung zu einer Siedlung gibt, da dies für die zu vermittelnde Bildaussage irrelevant ist.
1481 Cherry 2000, 158.
1482 Ausführlicher dazu Kapitel Deponierungsverhältnisse – Schatzversteck.

höhere Wahrscheinlichkeit der Entdeckung eines Schatzes in Siedlungsbereichen gegenüber der auf freiem Feld zu berücksichtigen[1483], die formatierend auf das historische Fundbild wirkt. Auch die Silberfunde der Wikingerzeit treten vor allem in zentralen Siedlungsräumen auf[1484]. M. Östergren[1485] verweist auf die Möglichkeit, Schatzfunde als Siedlungsindikatoren zur Lokalisierung abgegangener Siedlungen oder Hofstellen zu betrachten, als Ergebnis ihrer Untersuchung frühmittelalterlicher und wikingerzeitlicher Deponierungen auf Gotland (S), wonach neun von zehn Schatzfunden in Siedlungsnähe verborgen wurden. Entgegen der Ansicht Nils Blomkvists[1486], der Schatzfundkonzentrationen vorrangig als Nachweis für Handelsaktivitäten betrachtet, sieht B. Hårdh[1487] eher einen generellen Zusammenhang mit Siedlungsplätzen wohlhabender Personen.
Unabhängig von der Frage, worauf der Wohlstand der damaligen Schatzbesitzer gründete findet die These der üblichen Verbergung überschüssigen Kapitals beziehungsweise vor unbefugtem Zugriff zu schützender Wertobjekte in der unmittelbaren Nähe des eigenen Wohnsitzes eine gewisse Bestätigung angesichts der 65 erfassten, nachweislich auf privatem Grund deponierten hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunde[1488]. Dies entspricht der Ansicht M. Stenbergers[1489], der zudem auf die rechtlichen Schwierigkeiten verweist, die aus einer Schatzverbergung außerhalb des eigenen Besitzes resultieren können, etwa durch die zufällige Entdeckung durch eine andere Person, wobei es für den rechtmäßigen Schatzbesitzer schwierig werden kann, seinen legitimen Anspruch geltend zu machen. Eigene Wertobjekte auf eigenem Grund zu verbergen sichert jedenfalls den Besitzanspruch.

Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung

Aus den Deponierungsverhältnissen gehen unterschiedliche bei der Deponierung von Wertobjekten getroffene Maßnahmen hervor, die in gewissem Rahmen Rückschluss auf die Hortfunktion gewähren. Als Indikatoren der Hortfunktion können insbesondere die Anlage des Schatzverstecks und die Wahl des Versteckplatzes betrachtet werden, die einerseits von der Funktion des Hortes bei dessen Deponierung abhängig sind und andererseits von individuellen Voraussetzungen, insbesondere dem individuellen Sicherheitsempfinden der verbergenden Person und den sich bietenden konstruktiven Möglichkeiten.
Die Deponierungsverhältnisse können auf eine bewusst dauerhaft angelegte Deponierung ohne beabsichtigte Bergung der Wertobjekte hindeuten oder auf eine temporär angelegte Deponierung mit Bergungsabsicht. Bei der Erforschung ur- und frühgeschichtlicher Horte besteht eine ausgeprägte Tendenz, erkennbar reversibel angelegte Deponierungen mit einer profanen Hortfunktion und irreversible mit einer rituellen Funktion zu verknüpfen[1490]. Allerdings sind bewusst irreversibel angelegte Deponierungen nur selten zweifelsfrei aus den Deponierungsverhältnissen zu erschließen[1491]. Selbst bei den traditionell als Deponierungen ohne Bergungsabsicht gedeuteten Fundkomplexen aus Sumpfgebieten und Mooren, gestützt auf das Ar-

1483 Ausgenommen diejenigen Bereiche, die systematisch von Sondengängern abgegangen werden. Die vergleichsweise wenigen, von Sondengängern gemeldeten Schatzfundentdeckungen auf freiem Feld erfolgten angeblich zufällig bei der eigentlichen Suche nach Militaria, beispielsweise der Schatzfund vom Fuchsenhof bei Freistadt: Prokisch u. a. 2004b, 12.
1484 Hårdh 2002, 181.
1485 Östergren 1989.
1486 Blomkvist 1974.
1487 Hårdh 2002, 181-182.
1488 Von den übrigen 93 Schatzfunden aus Siedlungskontexten ist für 38 Fundkomplexe aufgrund nicht publizierter Angaben zur Fundstelle nicht nachzuweisen, ob es sich um eine Deponierung auf privatem oder öffentlich zugänglichem Grund handelt.
1489 Stenberger 1958, 18-19.
1490 Geißlinger 1984, 322. – Eggert 2001,81.
1491 Vgl. Geißlinger 1984, 322-327. – Geißlinger 2004.

gument der technischen Schwierigkeiten bei der Hebung und der im Volksglauben verwurzelten Annahme, dass in Sümpfen und Mooren Versunkenes »nie mehr zum Vorschein kommt«[1492], ist eine differenzierte Betrachtung des Fundkontextes Voraussetzung für eine gesicherte funktionale Deutung. Die in verschiedenen Bereichen von Sumpfgebieten und Mooren variierenden Bodenverhältnisse machen unterschiedliche Deponierungsverhältnisse möglich, das heißt neben dem absichtlichen oder unbeabsichtigten Versenken von Wertobjekten kommt durchaus auch das Vergraben in festerem Untergrund in Betracht. Dementsprechend werden in engerem räumlichem Kontext von in Mooren und Sumpfgebieten gelegenen Wegen, Brücken und Siedlungsplätzen entdeckte Deponierungen bereits differenzierter, das heißt nicht zwingend als Opfer oder rituelle Deponierung betrachtet[1493]. Folglich können sämtliche funktionalen Horttypen im Kontext von Sümpfen und Mooren deponiert worden sein. Der Nachweis ritueller Deponierungen erscheint allenfalls anhand besonderer Deponierungsverhältnisse möglich, wie etwa bei sichtbar und zugänglich auf der Mooroberfläche deponierten Fundkomplexen[1494]. Für den einzigen im Kontext eines Torfmoores erfassten Schatzfund von Eltang II (DK, Hort-Nr. 98) sind die Deponierungsverhältnisse aufgrund ausbleibender Beobachtung des näheren Fundkontextes bei der Bergung unbekannt, sodass eine eindeutige funktionale Interpretation des Fundkomplexes nicht möglich ist.

Rituelle Deponierungen sind aus Sicht desjenigen, der die Deponierung vornimmt, zwar immer permanent angelegt, jedoch nicht zwingend irreversibel. Grundsätzlich ist zwischen Weihe- und Opferhorten zu unterscheiden. Erstere können durch moralische beziehungsweise religiöse Konventionen zwar unvollkommen vor unbefugtem Zugriff geschützt, durchaus reversibel beziehungsweise oberflächlich niedergelegt werden[1495]. Bei Opferhorten erfolgt die Opferhandlung meist in Verbindung mit der nicht direkt rückgängig zu machenden Deponierung der Objekte, beispielsweise durch Versenken in einem tieferen Gewässer. In kirchlichem Kontext stellt das Einwerfen einer Münze in einen Opferstock aus Sicht des Opfernden ebenfalls eine irreversible Deponierung dar, wohingegen es sich aus Sicht desjenigen, der den Opferstock leert um eine reversible Deponierung geopferter Münzen handelt. Entsprechendes gilt für moderne Brunnenopfer, wenn die eingeworfenen Münzen bei der Reinigung des Brunnens entfernt werden. Der einzige erfasste, in einem Brunnen deponierte Schatzfund von London (GB, Hort-Nr. 360) wird jedoch nicht als Opferhort gedeutet, sondern als Handwerker- beziehungsweise Goldschmiededepot, aufgrund der hohen Anzahl uniform gestalteter Gürtelschnallen und Halbfabrikate und der Lage des Brunnens im ehemaligen Goldschmiedequartier[1496]. Ob es sich in letzter Verwendung um Handelsware oder Diebesgut handelte ist weder nachzuweisen noch zu widerlegen und gleichfalls, ob es sich um eine absichtliche Deponierung oder einen unbeabsichtigten Verlust handelte.

Insbesondere für an schwer erreichbarer Stelle abgelagerte Gewässerfunde, deren zeitnahe Hebung nach der Ablagerung problematisch bis unmöglich erscheint, ist die Interpretation als kumulierte Opferfunde oder »Verlorene Horte«[1497] nicht sicher auszuschließen. Die 20000 Silbermünzen, der Fingerring und das Pilgerzeichen im Schatzfund von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) könnten ursprünglich von der nahe gelegenen Brücke aus in den Fluss gelangt und durch die Strömung in der Schotterbank abgelagert worden sein. Somit

1492 Handwörterb. Dt. Aberglaube 8 (Berlin 1936-37) 603 f. s. v. Sumpf (Hünnerkopf) zitiert nach Geißlinger 2004, 459.

1493 Geißlinger 2004, 459-460 mit Verweis auf W. Kubach, Jahresber. Inst. Vorgesch. Univ. Frankfurt a. M. 1978-79 (1980) 190 Anm. 4.

1494 Beispielsweise mittels künstlich geschaffener Plattformen oder auf Holzbrettchen aufgelegt: Jankuhn 1958, 205-206. – Vgl. Geißlinger 2002, 132-134 am Beispiel des silbernen Kessels von Gundestrup.

1495 Zur Unterscheidung von Weihe- und Opferhorten am Beispiel römischer Horte unter Einbeziehung zeitgenössischer Schriftüberlieferung: Haupt 2001, 14; Geißlinger 1984, 323 mit dem Hinweis auf die Möglichkeit der Funktionsänderung von Weihehorten zu Verwahrhorten bei angesichts bestandsgefährdender Einflüsse zeitweilig im Verborgenen deponierten, geweihten Sachgütern. Dazu auch Pauli 1985, 197-198.

1496 Clark 1991, 11.

1497 Haupt 2001, 14.

könnte es sich bei dem als Teil der Kriegskasse von Thomas, Earl of Lancaster gedeuteten[1498] Schatzfund möglicherweise um einen aus mehreren Verlust- oder Opferfunden kumulierten Hort handeln, ebenso bei dem aus zehn Silbermünzen und fünf Fingerringen bestehenden Schatzfund, der in der Nähe von Mansfield im Schlamm des Flusses Thame (GB, Hort-Nr. 127) gefunden wurde und der als privater Besitz eines Geistlichen oder Laien interpretiert wird[1499]. Möglich ist zudem eine ursprüngliche Vergrabung der Wertobjekte als Rücklage oder Reserve in Flussnähe, entsprechend den Schatzfunden von Græse (DK, Hort-Nr. 83) und Drobeta Turnu Severin-Schela Cladovei (RO, Hort-Nr. 122), und deren nachträgliches Freispülen durch Mäandrieren oder Wasserstandsschwankungen. Als bewusst vorgenommene, profan motivierte Deponierungen in Seen werden die Schatzfunde von Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322), Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) und Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) gedeutet. Während der als Depot eines samischen Händlers interpretierte Schatzfund von Mörtträsket und der als Diebesgut von samischen Opferplätzen gedeutete Schatzfund von Gråträsk jeweils am Ufer eines Sees deponiert wurden, fand sich der als Privat- oder Familienbesitz interpretierte Schatzfund von Kiskunhalas-Fehértó in einiger Entfernung zum ehemaligen Ufer auf dem Grund eines verlandeten Sees. Möglich erscheint hier neben dem absichtlichen Versenken der unbeabsichtigte Verlust bei einer Überfahrt über den See.

Um sowohl durch den Befundkontext als auch Beifunde magisch-religiöser Bedeutung im Volksglauben eindeutig gekennzeichnete rituelle Deponierungen handelt es sich bei den von samischen Opferplätzen stammenden Schatzfunden von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170), Saivo (S, Hort-Nr. 367), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) und Vindelgransele (S, Hort-Nr. 370). Die samischen Opferplätze befinden sich an markanten, natürlichen Strukturen, neben Seen beispielsweise an großen Steinen und an Felsvorsprüngen von Hügelketten, die Orte starken Naturerlebens darstellen[1500]. Auch Moore, Sümpfe, Quellen und Höhlen zählen nicht nur als besondere Orte zu den beliebtesten Fundorten sagenhafter Schätze in späteren Volkssagen, der mittelalterlichen Literatur und Malerei[1501], sondern wurden vor allem in nichtchristlichen Kontexten häufiger zur Deponierung geopferter Gegenstände genutzt[1502].

Eine in christlichem Kontext weiter verbreitete Kategorie ritueller Deponierungen stellen Bauopfer dar, die grundsätzlich irreversibel deponiert werden[1503]. Für eine Interpretation von Funden als Bauopfer sprechende Faktoren sind die Deponierung im Zusammenhang mit der Errichtung eines Gebäudes, die Unwiederbringlichkeit der deponierten Objekte, Regelhaftigkeiten in Bezug auf die Position der Deponierung im Bauwerk und die Auswahl der Gegenstände[1504]. Sie können sowohl in öffentlichen als auch privaten Gebäuden im Mauerwerk, unter Schwellbalken und ähnlichem vorsätzlich unsichtbar eingebracht werden[1505]. Von den zehn erfassten Schatzfunden, die in aufgehendem Mauerwerk vermauert worden waren, stammen sieben aus Kirchen und drei aus Wohnhäusern. Eine Deutung als Opfer wird jedoch bislang lediglich für den im Sepulchrum des Altars der Kirche von Vindinge (DK, Hort-Nr. 90) sowie den in der nördlichen Seitenaltar-

1498 Hawkins 1832, 162-164.

1499 Cherry 2000, 165.

1500 Serning 1956, 161.

1501 Vgl. Lichtblau 2007, 50. – Die besondere Bedeutung von Höhlen und unterirdischen Gängen zur Verwahrung von Schätzen ist hier vor allem in Verbindung mit den die Schätze hütenden Drachen und Zwergen zu sehen, die in der Sagenwelt an ebensolchen Orten leben. Zu Zwergen und Drachen als Schatzhüter: Lichtblau 2007, 41-44; Stadie 2003.

1502 Verwiesen sei beispielhaft auf das Sumpfgebiet beim Artemision von Ephesos, aus dem rund 1500 Goldobjekte geborgen wurden und auf den kaiserzeitlichen Quellopferfund von Bad Pyrmont. – Zur rituellen und profanen Nutzung von Höhlen beispielsweise Gleirscher 2001; Auffermann 2001; Bockisch-Bräuer/Zeitler 1996.

1503 Zur vieldeutigen Herkunft und Funktion von Bauopfern »als Sühneopfer zur Besänftigung des »genius loci«, Kauf- und Pakthandlung zur Günstigstimmung des Schutzgeistes für den Bau oder als Abwehrzauber«: LexMA I (1980) 1669-1670 s. v. Bauopfer [C. Daxelmüller]. Zu Bauopfern siehe auch H. Bächtold-Stäubli u. a. (Hrsg.), Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens (Nachdruck Berlin 1987) s. v. Bauopfer; Einmauern; Schutzzauber.

1504 Trebsche 2005, 221. Zu beachten ist, dass rituelle Deponierungen nicht nur während des Bauvorgangs in Gebäudeteile eingebracht werden können, sondern ebenfalls anlässlich von Erweiterungen oder Renovierungen.

1505 Vgl. Fingerlin 2005, 17-18.

nische, in einer Mauernische hinter Zementputz verborgenen Schatzfund aus der Kirche von Tune (DK, Hort-Nr. 95) in Erwägung gezogen[1506]. Bei letzterem ist die Interpretation als Bauopfer lediglich auf die Deponierung in einer anschließend zugemauerten Mauernische gestützt, sodass mit entsprechender Argumentation auch die in den Kirchen von Charroux (F, Hort-Nr. 316), Abberley (GB, Hort-Nr. 132), Mondsee (A, Hort-Nr. 60), Tölö (S, Hort-Nr. 277) und Sonneborn (Hort-Nr. 63) eingemauerten Schatzfunde als Bauopfer gedeutet werden könnten. Allerdings deutet in keinem der erfassten Fälle die Position des Schatzverstecks innerhalb des Gebäudes zweifelsfrei auf eine Deponierung als Bauopfer hin[1507], sodass die Interpretation als profane Deponierung jeweils nicht sicher auszuschließen ist. Der fünf Silberlöffel beinhaltende Schatzfund von Abberley (GB, Hort-Nr. 132) wird als vor einer akuten Gefahrensituation verborgener Teil des Kirchenschatzes interpretiert[1508], wohingegen es sich beispielsweise bei dem ins 17. Jahrhundert datierten Schatzfund aus der Kirche von Skjern (Jutland/DK) um die Deponierung privaten Vermögens in einer Kirchenmauer handelt[1509].

Die Deponierung in verschlossenen Wandnischen ist demnach kein charakteristisches Merkmal zur eindeutigen Kennzeichnung einer rituellen Hortfunktion, da aus profanen Motiven deponierte Horte entsprechende Deponierungsverhältnisse aufweisen können. Der durch das Vermauern bedingte hohe Aufwand bei der Deponierung und einer gegebenenfalls beabsichtigten Bergung der Wertobjekte deutet auf derart längerfristig oder unbestimmte Zeit angelegte profane Deponierungen in Verbindung mit einem hohen Standard zur sicheren Verwahrung der Objekte hin. Dies erscheint insbesondere für Rücklagen mit einem hohen materiellen und/oder ideellen Wert als angemessen sowie für dauerhaft entsorgte Gegenstände, bei denen die Gefahr der zufälligen Entdeckung durch andere Personen minimiert werden sollte.

Auch bei den in Wohngebäuden vermauerten Schatzfunden von Dumfries (GB, Hort-Nr. 133), Verona (I, Hort-Nr. 38), Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) und Dresden (Hort-Nr. 292) ist anhand der Deponierungsverhältnisse die Interpretation als Bauopfer oder profaner Hort weder eindeutig nachzuweisen noch auszuschließen. Entsprechendes gilt für die im Fundamentbereich von Wohnhäusern deponierten Schatzfunde von Opole (PL, Hort-Nr. 43), Colmar (F, Hort-Nr. 31), Münster (Hort-Nr. 30) und Meldorf (Hort-Nr. 56), wobei aufgrund fehlender Beobachtung der Deponierungsverhältnisse bei der Bergung unklar ist, ob vorgenannte Schatzfunde vermauert oder vergraben worden waren. Auch wenn die Deponierung von Wertgegenständen im Kontext privater Wohngebäude primär auf eine profane Hortfunktion im Sinne persönlicher Vermögenswerte hindeutet, so sind dennoch rituelle Deponierungen im unmittelbaren Wohnumfeld durchaus möglich. Als Beleg für die prinzipielle Möglichkeit ritueller Deponierungen in Wohnhäusern sei neben Bauopfern auf die meist im Keller, seltener unter Dachtraufen, Treppen, in der Scheune oder im Garten unter einem Baum oder Busch vergrabenen Nachgeburtstöpfe verwiesen[1510]. Für den in einem Pfostenloch am westlichen Giebelende eines Pfostenhauses entdeckten Schatzfund von Østergård (DK, Hort-Nr. 172), der als privater Schmuckkomplex einer Person oder Familie interpretiert wird, könnten die Deponierungsverhältnisse ebenfalls auf die Funktion als Bauopfer hindeuten. Für Funde aus Pfostenlöchern und Pfostengruben bestehen generell vielfältige Deutungsmöglichkeiten, einerseits als bewusste Deponierungen im Sinne von Rücklagen oder Bauopfern[1511], andererseits als Verlustfunde. Eine bewusste Deponierung von Objekten in einer Pfos-

1506 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse – Befundkontext.

1507 Charakteristische Positionen für Bauopfer sind u. a. Grundsteine, Turmknöpfe, Türschwellen und Fensterstürze.

1508 Cherry 2000, 169.

1509 Lindahl 2003, 43 Abb. 38.

1510 Beim Umgang mit der Nachgeburt vermischten sich für uns heute nur noch schwer nachvollziehbare volksmedizinische Verhaltensweisen mit abergläubischen Praktiken. Zum kulturhistorischen Hintergrund der Vergrabung bzw. anderweitigen »Entsorgung« von Nachgeburten: Otto 1997.

1511 Deponierungen in Pfostenlöchern »können als Überreste intentioneller Handlungen Hinweise auf Bräuche und Rituale beim Bau und damit auf die Bedeutung und Symbolik von Häusern geben«, wie Trebsche 2005, 215 für urnenfelder-, hallstatt- und frühlatènezeitliche Deponierungen nachweist.

tengrube ist auch nach der Verrottung oder Entfernung des Pfostens prinzipiell möglich, ebenso eine zufällige Einbringung umgelagerter Funde mit der Verfüllung der Pfostengrube.
Entsprechend den rituellen Deponierungen, die nicht in jedem Fall irreversibel angelegt sind, müssen profane Deponierungen nicht zwingend reversible Deponierungsverhältnisse aufweisen. Neben unbeabsichtigt an unzugänglicher Stelle, beispielsweise in tieferen oder stark strömenden Gewässern abgelagerten beziehungsweise verlorenen Wertgegenständen kann die dauerhafte Entsorgung von mit einem gewissen Gefahrenpotenzial für den Besitzer verbundenen Objekten zu deren irreversibler Deponierung führen[1512].
Die Kategorie der »Verlorenen Horte« zeigt aufgrund der geringen Nachweisbarkeit im archäologischen Kontext nur geringe Relevanz. Ein den hoch- und spätmittelalterlichen als »verlorene Horte« zu deutenden Schatzfunden entsprechend geringes Fundaufkommen verzeichnet P. Haupt[1513] für die von ihm erfassten römischen Münzhorte. Haupt verweist jedoch auf die Nachweisbarkeit solcher Horte im archäologischen Befund anhand fehlender Strukturen, die auf eine bewusste Niederlegung schließen lassen. Allerdings wirkt sich hierbei die laienhafte Bergung ohne genauere Beobachtung des Fundkontextes in der Mehrzahl der Schatzfunde stark relativierend auf den Erkenntnisgewinn aus. Schließlich ist auf die ausführliche Diskussion zur Interpretation von Deponierungen in Mooren hinzuweisen, die sowohl bewusst vergraben, rituell versenkt oder in einem Schlammloch verloren worden sein können[1514].
Auch bei Edelmetallfunden in Latrinenverfüllungen und Fäkalschichten stellt sich die Frage, ob sie als Verlustfunde oder als bewusste Deponierungen zu deuten sind. Das Versenken in Fäkalsubstrat bietet zwar einen hohen Schutz vor fremdem Zugriff, allerdings bieten sich für eine Bergung widrige und erschwerte Umstände, was eher an die Überlieferung verlorener Objekte denken lässt[1515]. Darüber hinaus kann eine endgültige Beseitigung beispielsweise von Diebesgut als gefährliches Beweismaterial durchaus zur bewussten Deponierung auch größerer Edelmetallwerte in Latrinen führen, wie im Fall der aus der Kloake des Scharfrichters in Lübeck (Schleswig-Holstein) stammenden wertvollen Objekte, darunter ein aus 153 Silbermünzen bestehender Münzschatz in einem als Geldbörse fungierenden Kuhhorn, diskutiert wird[1516]. Der Deponierung in Latrinen entsprechend hinterlässt diejenige in Brunnen, wie beim Schatzfund von London (GB, Hort-Nr. 360), und in Abwassergräben, wie beim Schatzfund von Hasselt (B, Hort-Nr. 184), sowie generell das Versenken in Gewässern keine charakteristischen Strukturen im archäologischen Befund, die eine bewusste Deponierung eindeutig bezeugen und die Interpretation als unbeabsichtigt verlorene Objekte widerlegen, sodass beide Deutungsansätze alternativ in Betracht zu ziehen sind.
Der Vorgang der dauerhaften Entsorgung illegalen, strafbaren Besitzes ist allein anhand der Deponierungsverhältnisse nicht zu erschließen. Bei den als Diebesgut interpretierten Schatzfunden von Haraldsborg slotsbanke (DK, Hort-Nr. 84) und Hildesheim (Hort-Nr. 173) dienen die Deponierung mutmaßlich aus Kirchen- beziehungsweise Klosterschätzen stammender Objekte an einem außerhalb des ursprünglichen Funktionskontextes gelegenen Ort und die eilig anmutende Vergrabung der Wertgegenstände ohne erkennbare Hortsicherungsmaßnahmen als Interpretationskriterien. Entsprechendes gilt für den Schatzfund von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168), der als Diebesgut von samischen Opferplätzen gedeutet wird, aufgrund der charakteristischen Gegenstände ohne vergesellschaftete Rentiergeweihe und Rentierknochenfragmente und der anscheinend spontan erfolgten Deponierung im Uferbereich eines Sees, abseits von Opferplätzen.

1512 Vgl. Geißlinger 2002, 131 der sich auf die Argumentation von Torbrügge 1985, 19 bezieht.
1513 Haupt 2001, 14.
1514 In den beiden letztgenannten Fällen ist eine Unterscheidung anhand des Fundkontextes nicht möglich. Da die überwiegende Mehrzahl der Deponierungen beim Torfstechen entdeckt wurde, finden sich in den Fundberichten entsprechend wenig detaillierte Angaben zur jeweiligen Fundsituation. Zur Diskussion siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse – Befundkontext.
1515 Siehe beispielsweise zu den spätmittelalterlichen Schmuckfunden aus Lübecker Kloaken: Gläser 2006.
1516 Gläser/Mührenberg 2002, 374.

Bei keinem der als Diebesgut gedeuteten Schatzfunde handelt es sich um eine nachweisbar vorsätzlich irreversibel angelegte Deponierung.
In der überwiegenden Mehrzahl weisen die Schatzfunde prinzipiell reversible Deponierungsverhältnisse auf, ohne Hinweise auf dauerhaft entsorgte oder verlorene Wertobjekte beziehungsweise eine rituelle Hortfunktion. Unter der Annahme, dass es sich überwiegend um profan motivierte Deponierungen handelt, ist deren ursprünglich temporär vorgesehene Deponierung mit beabsichtigter Bergung der Wertobjekte bei Bedarf oder nach Möglichkeit als rational ökonomisches Vorgehen zu unterstellen. In Abhängigkeit von der Hortfunktion sind unterschiedliche Hortsicherungsmaßnahmen und damit verbunden eine mehr oder weniger stark eingeschränkte Zugänglichkeit zum Depot anzunehmen.
Haushaltshorte als für den baldigen bis mittelfristigen Verbrauch bereitgestellte Güter respektive Kapital werden für den Besitzer leicht zugänglich verwahrt, um bei Bedarf spontan auf die Wertgegenstände zugreifen zu können. Folglich ist eine nicht zu aufwendig gesicherte Deponierung zu unterstellen und ebenso, angesichts der relativ leichten Zugänglichkeit, eine üblicherweise obertägige Verwahrung innerhalb des Wohnbereiches. Entsprechendes gilt für Sparhorte, die auf das Erreichen eines bestimmten Geldwertes für eine geplante Anschaffung ausgerichtet sind, und Sammlungen, deren enthaltene Gegenstände häufiger benutzt oder betrachtet werden. Demnach ist die archäologische Überlieferung vorgenannter Funktionstypen nicht zu erwarten, da sie in der Regel nicht dauerhafter deponiert werden. Eine längerfristige Deponierung im Verborgenen ist angesichts einer akuten Gefahrensituation mit einem zu befürchtenden Verlust der Wertobjekte durchaus denkbar, vorausgesetzt diese konnten nicht anderweitig in sichere Obhut gegeben oder vom Besitzer mitgeführt werden. Insbesondere großvolumige Sammlungen können beispielsweise bei einer Flucht oder Vertreibung trotz eines hohen materiellen und/oder ideellen Wertes unter Umständen nicht mitgenommen werden, wohingegen Schmuck und eine moderate Anzahl an Münzen, wie in privat angelegten Haushalts- und Sparhorten enthalten, relativ unproblematisch zu transportieren sind. Erfolgt die Deponierung einer Sammlung oder eines umfangreicheren Sparhortes unter dem Aspekt der Besitzsicherung, so ist diese in der Regel mit erhöhten Hortsicherungsmaßnahmen und demzufolge einer erschwerten Zugänglichkeit zu den deponierten Objekten verbunden, womit der Hort funktional zu einer Rücklage auf bestimmte oder unbestimmte Zeit wird.
Eine geschützte Deponierung von Sparhorten kann ebenfalls erfolgen, wenn die geplante Ausgabe hinfällig wird oder das Sicherungsbedürfnis durch überschreiten einer kritischen Masse steigt, wie das Beispiel des »Melancholicus« illustriert[1517]. Funktionale Voraussetzung bei der Deponierung eines Sparhortes ist eine relativ leichte Zugänglichkeit für den Besitzer, um bei Bedarf Wertobjekte entnehmen oder hinzufügen zu können. Angesichts der erhöhten Gefahr bei einem wiederholten Aufsuchen des Depots von möglicherweise missgünstigen Mitmenschen beobachtet zu werden, erscheint die Deponierung von Sparhorten innerhalb des Wohnbereiches als zweckmäßig, zu dem in der Regel lediglich Vertrauenspersonen zutrittsberechtigt sind. Von den neun als Sparhorte interpretierten Schatzfunden wurden acht innerhalb von Wohngebäuden entdeckt. Während für die Schatzfunde von Peine III (Hort-Nr. 51), St. Pölten (Hort-Nr. 58), Gryfino (PL, Hort-Nr. 55) und Lubnice (PL, Hort-Nr. 224) die Deponierungsverhältnisse innerhalb der Gebäude unbekannt sind, wurden die Schatzfunde von Burge (S, Hort-Nr. 165) und Peine II (Hort-Nr. 50) jeweils unter Fußböden vergraben sowie der Schatzfund von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) in einer Kellergewölbedecke eingemauert. Bei letzterem ergibt sich aus der Deponierungsart eine stark eingeschränkte Zugänglichkeit für den Besitzer, wohingegen bei den vergrabenen Schatzfunden der Grad der Zugänglichkeit zum Depot unklar bleibt.
Ein Paradebeispiel für die meist nur unzureichende Beobachtung und Dokumentation des Fundkontextes bezüglich der Zugänglichkeit zum Depot stellt die Fundgeschichte des spätmittelalterlichen Münzschatzes

1517 Siehe **Abb. 180**.

aus dem Haus Fischmarkt 9 in der Altstadt von Stade (Lkr. Stade, Niedersachsen) dar. Der Schatz war bei Baumaßnahmen in einer Kellerecke unter einem mittelalterlichen Backsteinfußboden entdeckt worden, wobei nicht dokumentiert wurde, in welcher Tiefe sich der Schatz unter dem Boden fand. Daher bleiben zwei mögliche Rekonstruktionsvorschläge zum Schatzversteck: Entweder wurde der in einem kleinen Henkelgrapen deponierte Schatz in einer etwa 50 cm tiefen, anschließend verfüllten und mit den Bodenplatten abgedeckten Grube deponiert oder in einem vergleichsweise leicht zugänglichen Hohlraum, direkt unter einem Fußbodenstein[1518]. Eine ähnliche Befundsituation besteht im Fall des innerhalb eines Hauses unter einer Steinplatte entdeckten Schatzfundes von Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) sowie des Schatzfundes von Flintbek (Hort-Nr. 64), der unter einer Granitplatte auf dem Hofplatz des Bauern Claus Schlotfeldt entdeckt wurde. Die Fundstelle befand sich etwa zwei Meter vor der Westwand des heutigen Wohnhauses wobei unklar ist, ob die Deponierung ursprünglich außerhalb oder innerhalb eines Gebäudes lag, da das Gelände in neuerer Zeit stark überformt und neu bebaut wurde[1519]. Auch wenn die Grube nach Einbringen des Schatzes verfüllt wurde, so sind vergrabene Schätze gegenüber vermauerten als relativ leicht zugänglich einzustufen, aufgrund des vergleichsweise geringeren Bergungsaufwandes.

Trotz der Vorteile, die eine Deponierung innerhalb von Gebäuden und auf abgeschlossenem Privatgelände bietet, ist die Deponierung von Sparhorten in allgemein zugänglichen Bereichen nicht auszuschließen. Der außerhalb privaten Geländes deponierte und als Sparhort gedeutete Schatzfund von Lundby Krat (DK, Hort-Nr. 79) fand sich am Dorfrand, an der Kante eines steilen Höhenzuges in einem engen Loch vergraben. P. Sarvas[1520] verweist am Beispiel eines finnischen Bauern, der in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sein Kapital in verschiedenen »Kassen« unter Steingeröllhaufen im Wald aufbewahrte, auf die Langlebigkeit der »alten Sitte«, überschüssiges Kapital zum Schutz vor beispielsweise diebischen Knechten außerhalb des Hofes zu vergraben. Durch die Überdeckung mit Lesesteinen ist das Depot ebenfalls relativ leicht zugänglich, da die Steine ohne großen Aufwand abgeräumt werden können. Demnach könnte es sich bei den unter Steinhaufen entdeckten Schatzfunden von Rösta by (S, Hort-Nr. 156), Påboda (S, Hort-Nr. 270), Alfvidsjö (S, Hort-Nr. 273), Gräsgärde (S, Hort-Nr. 276) und Vang (DK, Hort-Nr. 107) ebenfalls um Sparhorte handeln. Die unter Steinhaufen entdeckten Schatzfunde zeigen eine auffallende Konzentration in Skandinavien. Ob es sich hierbei um eine regional begrenzte Deponierungssitte handelt, bleibt jedoch an einer umfangreicheren Datenbasis[1521] zu überprüfen.

Als Kriterien zur Charakterisierung von Sparhorten werden von numismatischer Seite vor allem die räumliche und zeitliche Verteilung der Schatzkomponenten herangezogen[1522]. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit ist davon auszugehen, dass durch den Sparvorgang die älteren Münzen zuunterst im Hortgefäß deponiert liegen und die Münzen nach oben hin jünger werden. Allerdings wurde bei keinem der erfassten Schatzfunde eine derart chronologische Schichtung des monetären Anteiles beobachtet. Dagegen ist die Bündelung von Schatzbestandteilen in kleinere Einheiten bei den als Sparhorte interpretierten Schatzfunden von Flintbek (Hort-Nr. 64), Gryfino (PL, Hort-Nr. 55) sowie Peine II und III (Hort-Nrn. 50-51) nachgewiesen. Beim Schatzfund von Flintbek waren zunächst die Silbermünzen und silbernen Schmuckstücke in den als Hortbehälter dienenden Bronzegrapen eingebracht und anschließend die Goldmünzen darauf gelegt worden. Reste dreier verschiedener Leinengewebe deuten darauf hin, dass die Münzen in drei Geldbeuteln deponiert

1518 Lüdecke 2004, 58. – Auch beim 1984 entdeckten großen Lübecker Münzschatz von 1533/1537 ist die ursprüngliche Zugänglichkeit zu der als Sparhort interpretierten Deponierung unklar, aufgrund der Freilegung mit dem Bagger bei Abbrucharbeiten. Während Gläser 2005, 100 die Deponierungsverhältnisse mit »nur einige Dezimeter unter dem damaligen Fußboden eines mittelalterlichen Gebäudes vergraben« angibt, bezeichnet sie Hammel-Kiesow 2006, 110 als »unter den Dielenbrettern eines Fußbodens verborgen«.

1519 Wiechmann 1996, 11. 40-43.

1520 Sarvas 1981, 3.

1521 Unter Einbeziehung der hoch- und spätmittelalterlichen Münzschatzfunde Europas.

1522 Vgl. Haupt 2001, 64-65.

worden waren. Durch Korrosion entstandene Münzabdrücke belegen, dass die Silbermünzen in den beiden gröberen Leinengeweben verpackt waren, wohingegen die Goldmünzen in einem feineren, anscheinend mit einer Lederschnur zugebundenen Leinenbeutel separat verwahrt wurden[1523]. Sowohl die Altersstruktur der Münzen als auch deren bezüglich der Prägedaten unsortierte Lage im Hortbehälter deuten darauf hin, dass es sich weniger um eine schrittweise Thesaurierung in einem Spargefäß handelt als vielmehr um eine rasche Akkumulation, möglicherweise erst kurz vor der Vergrabung des Hortes[1524].

Auch beim Schatzfund von Gryfino fanden sich Reste von Leinenbeuteln zwischen den in einem Kugeltopf deponierten Münzen sowie Haken- und Ösenverschlüsse, die vermutlich dem Verschluss der Geldbeutel dienten. Die Interpretation als »nach und nach eingetopfte[s] Vermögen eines Handelsmannes« stützt O. Kunkel[1525] zudem auf die Beobachtung, dass gleiche Gepräge mehrfach »zusammengerostete Klümpchen« bildeten beziehungsweise »wie Teile einstiger Geldröllchen« aneinander hafteten. Die beiden Schatzfunde Peine II und III werden von R. Dehnke[1526] anhand ähnlicher Merkmale als Sparhorte gedeutet. Die Barren und Münzen des Schatzfundes Peine III waren »zu einer Reihe kinderfaustgroßer Klumpen mit starkem Grünspanüberzug fest verbacken«[1527]. Den Klumpen hafteten Stoffreste an woraus hervorgeht, dass jeweils Teilmengen des Silbers in ein Tuch eingeschlagen waren. Somit könnten ersparte Silbermengen in zeitlichen Abständen, nach Ausweis der Münzen über etwa 30 Jahre hinweg, in dem Topf deponiert worden sein. Für den Schatzfund Peine II werden als auf einen Sparhort hindeutende Kriterien ebenfalls im Kugeltopf erhaltene Stoffreste sowie insbesondere die zeitliche Diskrepanz in der Datierung des Schatzbehälters und der Prägedaten der Münzen angeführt. Letzteres ist nach Dehnke[1528] durch die Annahme zu erklären, »dass auch dieses Münzgefäß als Spartopf benutzt worden ist und zwar über einen längeren Zeitraum hin«. Er verweist auf die Möglichkeit, dass ein Spartopf durchaus über mehrere Generationen genutzt worden sein kann, sodass nicht nur von Zeit zu Zeit neue Zahlungsmittel hineingelegt, sondern bei Bedarf auch Barren und Münzen entnommen werden konnten, weshalb die ältesten Objekte in der Minderzahl sein dürften[1529].

Auch bei den Schatzfunden von Græse (DK, Hort-Nr. 83) und Rådved (DK, Hort-Nr. 97) sind jeweils Leder- und Textilreste in den Schatzbehältern beobachtet worden, die eine portionierte Deponierung der Schatzbestandteile belegen. Demnach könnte es sich vorgenannter Argumentation folgend ebenfalls um Sparhorte handeln. Aus der räumlichen Verteilung der Schatzkomponenten ist jedoch allenfalls darauf zu schließen, in welchen Komplexen und in welcher Reihenfolge die Objekte deponiert wurden. Der Faktor Zeit ist hieraus nicht abzuleiten, denn ein solches Fundbild kann aus einem langandauernden Vorgang resultieren und ebenso aus einer kurzfristigen Sortierung unmittelbar vor der Deponierung des Gesamtkomplexes. Beispielsweise könnte es sich bei den Schatzfunden von Græse (DK, Hort-Nr. 83), Prag (CZ, Hort-Nr. 286), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188), Bjæverskov (DK, Hort-Nr. 111) und Erfurt II (Hort-Nr. 34), für die jeweils die Deponierung der Münzen und Schmuckstücke in separaten Schatzbehältnissen beobachtet wurde, um ursprünglich getrennt verwahrte Horte handeln, die gemeinsam als Rücklage deponiert wurden[1530].

1523 Wiechmann 1996, 38.

1524 Wiechmann 1996, 34 nimmt an, dass die Masse der Münzen in ein oder zwei wirtschaftlichen Transaktionen zusammengekommen ist. – Zu einer möglicherweise spontanen Deponierung: ebenda 45.

1525 Kunkel 1934, 336.

1526 Dehnke 1958, 227-228.

1527 Ebenda 227.

1528 Ebenda 227.

1529 Dehnke 1958, 228 mahnt daher zur Vorsicht bei der Datierung von Münzschatzgefäßen: »Die gern geübte Gepflogenheit, lediglich die jüngsten Münzen eines Fundes zur Datierung eines Topfes heranzuziehen, führt ganz gewiss oft zu falschen Ergebnissen. In vielen Fällen werden Münzfunde aus dem Mittelalter als Sparschätze anzusehen sein, deren Behälter zumeist wesentlich älter als die jüngsten Münzen des Fundes sein und eher den Prägedaten der ältesten Münzen zeitlich nahe stehen werden«. Da die Prägedaten der jüngsten Münzen jedoch lediglich einen *terminus post quem* angeben, resultiert hieraus nicht zwangsläufig ein Datierungsfehler bezüglich des Münzschatzgefäßes.

1530 Während beim Schatzfund von Erfurt die Münzen in einem Kugelbodengefäß und die Schmuckstücke in einer Kanne und einem Doppelkopf deponiert worden waren, dienten bei den restlichen Schatzfunden Beutel aus organischen Materialien der nach Objektgruppen getrennten Verwahrung.

Ein weiteres, auf einen Sparhort hindeutendes Charakteristikum ist die Deponierung in einem nachweislichen Spargefäß. Im archäologischen Fundmaterial sind Spardosen, überwiegend aus Keramik, zahlreich vertreten und belegen somit ihre häufige Verwendung und weite Verbreitung als Medium zur Geldaufbewahrung. Dagegen sind Schatzfunde in als solchen erkennbaren Sparbehältnissen ausnehmend selten überliefert was darauf hindeutet, dass für mittel- bis längerfristig angelegte Deponierungen die Verwendung anderer Gefäßtypen üblicher gewesen zu sein scheint. Von den erfassten Schatzfunden ist lediglich für denjenigen von St. Pölten (A, Hort-Nr. 58) die Deponierung in einem Spargefäß nachgewiesen[1531].

Die Annahme, dass es sich bei den in archäologischen Fundzusammenhängen überlieferten profanen Schatzfunden in der Regel um vor fremdem Zugriff möglichst geschützt und daher schwer zugänglich deponierte Rücklagen handelt, ist eine mögliche Erklärung für die insgesamt gleichförmig anmutenden Deponierungsverhältnisse ohne erkennbar charakteristische Unterschiede hinsichtlich der Hortsicherungsmaßnahmen und der Zugänglichkeit zum Depot. Verschiedentlich wird versucht, eine funktionale Deutung über die Identifikation des mutmaßlichen ehemaligen Besitzers vorzunehmen. Dabei können sich anhand des Befundkontextes gegebenenfalls Hinweise auf eine konkrete historische Person oder den beruflichen beziehungsweise sozialen Status des Hortbesitzers ergeben, was insbesondere für auf privatem Gelände deponierte Schatzfunde gilt.

Für Deponierungen in privaten Wohngebäuden, wie für 38 Schatzfunde nachgewiesen, ist anzunehmen, dass sie von einem der damaligen Hausbewohner vorgenommen wurden, die jederzeit zutrittsberechtigt zum Gebäude waren. Meist wird postuliert, dass am ehesten der Hausbesitzer selbst in der Lage war, in größerem Umfang Kapital beziehungsweise Wertobjekte zu horten und im Verborgenen zu deponieren. Die Identifikation historisch fassbarer Personen oder Personengruppen als ehemalige Schatzbesitzer aus dem Befundkontext heraus scheint insbesondere bei Deponierungen auf städtischen Hausgrundstücken und Burgen möglich, da hier häufiger Eigentümer namentlich in Schriftquellen überliefert sind. Allerdings reicht die Schriftüberlieferung, wie beispielsweise im Fall der städtischen Parzellen des Stadtweinhauses in Münster[1532], meist nicht bis ins hohe und späte Mittelalter zurück oder ist zumindest noch nicht aufgearbeitet. Eine außergewöhnlich günstige Quellenlage besteht beispielsweise für die Altstadthäuser von Basel (CH), für die dem «Historischen Grundbuch» des Schweizerischen Staatsarchivs oft konkretere Hinweise über die jeweiligen Besitzverhältnisse bis ins Hochmittelalter zurückgehend zu entnehmen sind. Am Beispiel der Liegenschaften 6-8, in deren Hofbereich zwei in Tontöpfen verborgene Münzschätze gefunden wurden, stellt E. B. Cahn[1533] die komplizierten Besitzverhältnisse dar, die zwei Urkunden des Jahres 1332 überliefern. Trotz direkter zeitlicher Nähe zwischen schriftlich überlieferten Hausbesitzern und münzdatiertem Verbergungszeitpunkt des einen Schatzes um 1332/1335 ist eine Verknüpfung des Schatzfundes mit einer konkreten historischen Person nur eingeschränkt möglich[1534].

Die Gleichsetzung von Schatzbesitzer und Hauseigentümer ist allein aus dem Befundkontext heraus in der Regel nicht nachzuweisen. Vor allem in größeren Haushalten, beispielsweise Händler-, Handwerker- und Adelshaushalten, in denen neben diversen Familienmitgliedern auch Personal und Bedienstete lebten, kann eine Deponierung prinzipiell von verschiedenen Personen vorgenommen worden sein. Zudem muss der schriftlich überlieferte Hauseigentümer nicht zwingend dem Bewohner entsprechen und schließlich können Wertobjekte Vertrauensleuten zur sicheren Verwahrung anvertraut werden, sodass im Wohnumfeld depo-

1531 Der als Schatzbehälter dienende Keramiktopf ist anhand eines vertikalen Schlitzes eindeutig als Sparbüchse zu identifizieren: Dworschak 1923a, 234-235; hier auch ausführlicher zu Sparbüchsen aus archäologischem Kontext.

1532 Siehe Kapitel Sozialtopographische Verhältnisse – Stadtweinhaus.

1533 Cahn 1966.

1534 Es handelt sich wohl um ein Mitglied der Familie von Hertenberg, möglicherweise um Konrad II. Hertenberg: Cahn 1966, 50-51.

nierte Schatzfunde zwar im Besitz der Bewohner befindlich sind jedoch das Eigentum anderer Personen oder Institutionen darstellen können[1535].

Vor allem Schatzfunde von Burgen werden häufig unreflektiert mit den adeligen Burgbewohnern in Verbindung gebracht, allein aufgrund des Fundortes als »dem originären Lebensraum der Mächtigen und Reichen«[1536] in Verbindung mit der bis in die Gegenwart hinein ungebrochenen »naiven fama einer jeden Burg als Hort von Kostbarkeiten und Schätzen, die von ihren Bewohnern geheimen Verstecken innerhalb der Burg anvertraut wurden«[1537]. Jedoch sind in Burganlagen deponierte Schatzfunde nicht a priori den adeligen Burgbewohnern zuzuordnen. Entsprechend ihrer öffentlichen Funktionen umfassten Burgareale neben privaten Wohnräumen einer breiteren Öffentlichkeit zugängliche Bereiche, in denen zum Teil das Burgpersonal, beispielsweise Knechte und Wachmannschaften, lebte. Demnach konnte potenziell jeder, der mehr oder weniger freien Zugang zu einer Burganlage hatte, die gesonderte Wehr- und Schutzfunktion der Burg zur möglichst sicheren Verbergung persönlichen Besitzes nutzen. Die Besitzerinterpretation setzt somit eine genaue Beobachtung des engeren Fundkontextes und die Analyse des Fundinhaltes voraus[1538]. Entsprechendes gilt für Schatzfunde aus sakralen Kontexten und deren näherem Umfeld. Die Interpretation als Besitz der Kirche, eines Pfarrers oder sonstigen Geistlichen ist nicht allein aus dem Befundkontext des Schatzes abzuleiten, da der durch moralisch-religiöse Konventionen besonders geschützte Bereich auch von sonstigen Personen zur sicheren Deponierung ihrer Wertsachen genutzt werden konnte.

Von den 324 erfassten Schatzfunden werden lediglich diejenigen von Bokel (Hort-Nr. 49) und Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) auf den Befundkontext gestützt mit einer konkreten historischen Person als mutmaßlichem Schatzbesitzer verbunden. Für den auf dem Gelände eines Hofgutes vergrabenen Schatzfund von Bokel nehmen A. und E. Bachmann[1539] an, dass es sich um einen Teil des Vermögens Otberts von Bokel handele, der als Bewohner des Hofes zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Schriftquellen genannt wird[1540]. Allerdings sind weder aus dem Befundkontext noch der Struktur des Schatzfundes eindeutige Hinweise auf die Person des Schatzbesitzers zu gewinnen, was sich nicht zuletzt in mehreren alternativen Interpretationsansätzen zur Besitzerfrage äußert[1541]. Dagegen wird die Interpretation des Schatzfundes von Tutbury als Teil der Kriegskasse von Thomas Earl of Lancaster[1542] bislang weniger konträr diskutiert. Der in einer Schotterbank des Flusses Dove entdeckte Schatzfund wird von E. Hawkins[1543] unter anderem aufgrund der räumlichen Nähe der Fundstelle zur Ruine des Schlosses von Tutbury dessen zum münzdatierten Deponierungszeitpunkt schriftlich überlieferten Besitzer zugewiesen.

1535 Beispielhaft belegt durch die schriftlich überlieferte Verbergung des Klosterschatzes aus dem Benediktinerkloster Blaubeuren (Baden-Württemberg). Der frühere Klostervogt zu Rottenacker vergrub um 1562 auf seinem Anwesen in der katholisch gebliebenen Stadt Ehingen/Donau 922 Gulden, die ihm der letzte katholische Abt des Klosters Blaubeuren, Christian Tübing aus Angst vor Plünderung und Enteignung in der Reformation, anvertraut hatte: Geißlinger 2004, 486 Anm. 93. Bei der Auffindung in archäologischem Kontext ohne erklärende Schriftüberlieferung und ohne charakteristische, eindeutig zuzuweisende Objekte im Fundkomplex wäre allenfalls aufgrund der Verbergung auf einem Privatgrundstück auf die Funktion als Rücklage bzw. Sparhort einer Person oder Familie zu schließen, jedoch nicht auf die Funktion als Teil des Blaubeurener Klosterschatzes. Entsprechendes gilt für das Vermögen Vivilins: Geiger 2001, 245-246.

1536 Mittermeier 2001, 397.

1537 Ebenda 397. – Zu mit Burgen verbundenen Schatzsagen: Lichtblau 2001, 437-439.

1538 Mittermeier 2001, 399-401.

1539 Bachmann/Bachmann 1980.

1540 Otbert verkaufte der Überlieferung nach heilkräftiges Wasser, was zu einem regen Pilgerbetrieb führte, unter dem Schutz des an den Einnahmen beteiligten Bremervörder Burgvogts. Nachdem die Burg Bremervörde 1218 von Dienstmannen des Bremer Erzbischofs eingenommen worden war, floh Otbert nach Stade und weiter nach Lübeck und Riga, wo er starb. Bereits 1928 war in einer Beilage der Bremervörder Zeitung von August Bachmann die These vertreten worden, dass es sich bei dem Schatzfund um einen Teil des Vermögens Otberts handele, den dieser vor seiner Flucht in der Nähe des Hofes Bokel vergraben habe: Bachmann/Bachmann 1980, 22.

1541 Mit jeweils unterschiedlichen Deutungen: Meier 1932; Grohne 1934, 240; Krabath 2004b, 48.

1542 Hawkins 1832. – Vgl. Cherry 2000, 161.

1543 Hawkins 1832, 162-164.

Deutlichere Hinweise als auf eine konkrete historische Person als mutmaßlichen Schatzbesitzer können sich bezüglich dessen beruflicher und gesellschaftlicher Stellung aus dem jeweiligen Befundkontext ergeben. Insbesondere für in Städten mit erhaltener beziehungsweise rekonstruierter mittelalterlicher Struktur deponierte Schatzfunde bietet sich die Möglichkeit, durch die topographische Einordnung der Fundstelle den mutmaßlichen Besitzer des Schatzes einer bestimmten Bevölkerungsschicht zuzuordnen.

Der Interpretation des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster (Hort-Nr. 30) entsprechend ist die zentrale Lage der Fundstelle auf einer in unmittelbarer Nähe zum Hauptmarkt gelegenen städtischen Parzelle als Indiz auf einen Händler respektive Gewerbetreibenden als potenziellen Hortbesitzer zu werten. Entsprechende Interpretationsansätze finden sich für die Schatzfunde von Pritzwalk (Hort-Nr. 35), St. Pölten (A, Hort-Nr. 58) und Mutzschen (Hort-Nr. 318). Mit gleicher Argumentation könnten ebenfalls die Schatzfunde von Peine II und III (Hort-Nrn. 50-51) als Händlerhorte interpretiert werden. Wie jedoch bei der Deutung des Schatzfundes von Münster bereits ausführlich dargestellt, handelt es sich hierbei nicht um ein Kriterium, das der eindeutigen Abgrenzung von Händlerhorten gegenüber Horten anderweitig Gewerbetreibender, beispielsweise Goldschmieden und Pfandleihern, dienen kann und gleichfalls nicht zur Abgrenzung von Horten bestimmter soziokultureller Bevölkerungsgruppen, beispielsweise Christen und Juden. Ebenso stellt die Lokalisierung der Fundstelle in einem mittelalterlichen jüdischen Wohnviertel kein eindeutiges Kriterium für die Einordnung eines Schatzfundes in einen jüdischen Funktionszusammenhang beziehungsweise für den Nachweis eines jüdischen Besitzers dar. Demnach sind die maßgeblich auf den Befundkontext gestützten Interpretationen der Schatzfunde von Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41) und Briviesca I (ES, Hort-Nr. 40) kritisch zu hinterfragen. Die beispielsweise für Erfurt, Colmar und Regensburg schriftlich überlieferten engen nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Christen belegen eine Mischbevölkerung in verkehrs- und geschäftsgünstig gelegenen zentralen Bereichen der Stadt, sowohl in soziokultureller als auch gewerblicher Hinsicht[1544]. In der Regel mangelt es an aussagekräftigen urkundlichen wie auch archäologischen Quellen, die eine eindeutige Zuordnung bestimmter Hausbefunde zu jüdischen Besitzern respektive Bewohnern ermöglichen. Weder die baulichen Strukturen noch das Fundmaterial lassen mit wenigen Ausnahmen spezifisch jüdische Formentraditionen erkennen und verweisen vielmehr auf die Einheitlichkeit der von der jüdischen als auch der christlichen Bevölkerung im Alltag gebrauchten Sachkultur[1545].

Für keinen der erfassten Schatzfunde ergeben sich aus dem Befundkontext eindeutige Hinweise auf die berufliche und gesellschaftliche Stellung des Hortbesitzers. Eine berufsspezifische funktionale Hortdeutung könnte beispielsweise auf dem Nachweis der Deponierung im Kontext einer Goldschmiedewerkstatt basieren[1546]. Der in einem Brunnen im ehemaligen Goldschmiedequartier entdeckte Schatzfund von London (GB, Hort-Nr. 360) ist dagegen nicht allein aus den Deponierungsverhältnissen als Hort eines spezialisierten Handwerkers zu deuten, sondern maßgeblich gestützt auf das aus halbfertigen Gürtelschnallen und Riemenzungen bestehende Inventar. Ein im Fundamentbereich eines Hauses in der Nähe der Kirche St. Mary Hill in London entdeckter, in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts deponierter Schatzfund ist ein Beispiel für die Deutung als Hort eines Münzmeisters oder einer sonstigen an der Münzprägung beteiligten Person, aufgrund der Deponierung in einem Schmelztigel[1547].

Auch bei den als Teil von Kirchen- oder Klosterschätzen interpretierten Schatzfunden von Abberley (GB, Hort-Nr. 132), Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159) Sakskøbing II (DK, Hort-Nr. 110), Iona I und II (Argyll & Bute Council/GB, Hort-Nrn. 311-312), Sangerhausen (Hort-Nr. 57) und gleichfalls dem als Tafelsilber des

1544 Zu Erfurt: Sczech u. a. 2007, 31. – Zu Colmar: Descatoire 2007b, 40. – Zu Regensburg: Codreanu-Windauer 2002. – Vgl. allgemein z. B. Toch 2004, 11-12.

1545 Harck 2004, 25.

1546 Verf. ist bislang kein Schatzfund bekannt, der im Kontext einer Werkstatt überliefert wurde.

1547 G. Griffith, Account of Coins, &c. found in digging up the Foundations of some old Houses near the Church of St. Mary Hill, London, 1774, in: Archaeologia 4, 1777, 356-363.

Hôtel Dieu gedeuteten Schatzfund von Coëffort (F, Hort-Nr. 183) basiert die funktionale Deutung auf der kombinierten Auswertung von Befundkontext und Inventar.

Bei im Kontext ländlicher Siedlungen entdeckten Schatzfunden wird verschiedentlich versucht, den ehemaligen Besitzer vor allem umfangreicherer Fundkomplexe anhand des Befundkontextes einer gehobenen sozialen Schicht zuzuordnen. Ein Paradebeispiel stellt die Interpretation des Schatzfundes von Flintbek (Hort-Nr. 64) dar. Die Frage nach dem Besitzer der relativ großen Geldsumme im ländlich strukturierten Flintbek beantwortet R. Wiechmann[1548] mit Hilfe der Schriftüberlieferung und historischer Karten, wonach die Fundstelle im 14./15. Jahrhundert auf einer größeren Hofstelle lag. Wiechmann[1549] schließt daraus auf einen ansässigen Vogt oder Verwalter, der »in Ausübung der klösterlichen Grundherrschaft die bäuerlichen Abgaben und landwirtschaftlichen Produkte zum Kloster Bordesholm vermittelte«. Dies würde »in bemerkenswerter Weise mit der Zusammensetzung und der Größe des Münzfundes von Flintbek korrespondieren«, auch wenn nicht völlig auszuschließen sei, »dass wir es hier mit dem Sitz eines Adeligen zu tun haben, dessen gutsherrschaftlicher Bereich nicht dem Kloster zugehörig war«. Bei der Interpretation des Schatzfundes von Østergård (DK, Hort-Nr. 172) zeigt sich die Gefahr, einem Zirkelschluss zu unterliegen. Der in einem Pfostenloch eines abgegangenen Pfostenhauses entdeckte Schatzfund dient hier als Bestätigung der postulierten herrschaftlichen Funktion des Hauses unter der Voraussetzung, dass es sich um die Deponierung privaten Besitzes der Bewohner handelte[1550].

Anhand der Deponierungsverhältnisse außerhalb von Siedlungsplätzen deponierter Schatzfunde sind in der Regel keine Hinweise auf den ehemaligen Hortbesitzer und die Hortfunktion zu erschließen. Die Deponierung in der Nähe von Handelswegen wird gelegentlich als Indiz für die Interpretation als Hort eines Händlers herangezogen, so bei den Schatzfunden von Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167), Mihail Kogălniceanu I (RO, Hort-Nr. 112) und Lingenfeld (Hort-Nr. 32). Dass es sich hierbei um kein eindeutiges Interpretationskriterium handelt, belegt beispielhaft die stark umstrittene Frage nach dem ehemaligen Besitzer des Schatzfundes von Lingenfeld. Aufgrund der Deponierung neben der alten, von Nord nach Süd verlaufenden Rheinstraße wird unter anderem die Interpretation als Hort eines Händlers respektive Kaufmanns in Erwägung gezogen[1551]. Dem widerspricht beispielsweise E. Nau mit dem Argument, dass sich der Schatzfund nach seinem Umfang und Wert im Rahmen zeitgenössischer ländlicher Horte bewegt. Folglich deutet Nau den Schatzfund von Lingenfeld als Vermögen eines wohlhabenden Bauern respektive Grundbesitzers[1552]. Auch der in der Nähe des Dorfes in einem an der Kreuzung alter Handelswege gelegenen Sandhügel entdeckte Schatzfund von Bardewik (Hort-Nr. 45) wird als Besitz eines Dorfbewohners gedeutet, wohl aufgrund der Auffindung in Siedlungsnähe, was jedoch kein Ausschlusskriterium für die Interpretation als Hort eines Händlers oder Reisenden darstellt.

Insgesamt gehen aus den Deponierungsverhältnissen nur eingeschränkt Merkmale hervor, die als Indikatoren der funktionalen Deutung von Horten dienen können. Die Wahl des Schatzbehälters und die Anlage des Schatzverstecks ermöglichen zwar den Rückschluss auf die bei der Deponierung getroffenen Hortsicherungsmaßnahmen, die Hortfunktion ist jedoch allenfalls indirekt zu erschließen, zumal die Deponierungsverhältnisse bei der Bergung von Schatzfunden in der Regel nicht hinreichend beobachtet und dokumentiert wurden. Aus der geringen Überlieferungswahrscheinlichkeit leicht zugänglich deponierter Fundkomplexe dürfte sich die Einheitlichkeit der erfassten Deponierungen im Hinblick auf die Zugänglichkeit zum Depot erklären, was deren funktionale Differenzierung erschwert. Auch die vergleichende Betrachtung des weiteren Befundkontextes der Schatzfunde zeigt keine ausgeprägten Charakteristiken, die als Indikatoren der

1548 Wiechmann 1996, 40-43.
1549 Ebenda 43.
1550 Sørensen 2005, 342.
1551 Ehrend 1975, 38. – Stein 1975, 55.
1552 Nau 1983, 107-109.

funktionalen Differenzierung dienen können. Weder zeichnen sich signifikante Unterschiede in der Anzahl von in städtischem zu in ländlichem Kontext deponierten Schatzfunden ab, noch hinsichtlich der Deponierungsart in Bezug auf den Befundkontext. Prinzipiell können in den verschiedenen Befundkontexten sämtliche Hortfunktionstypen deponiert worden sein, sodass eine hohe Relevanz individueller, die Wahl des jeweiligen Versteckplatzes beeinflussender Faktoren vorauszusetzen ist. Hinsichtlich der sich abzeichnenden weit überwiegenden Mehrzahl von im Siedlungskontext und dessen näherem Umfeld deponierten Fundkomplexen, ist deren höhere Entdeckungswahrscheinlichkeit als das Fundbild rezent formatierender Faktor zu berücksichtigen.

Deponierungsverhältnisse als Indikator der Deponierungsmotive

Aus den Deponierungsverhältnissen können sowohl Hinweise auf mit der Intention zur Hortbildung verbundene als auch von dieser unabhängige Deponierungsmotive hervorgehen. Ein eindeutig unmittelbarer Zusammenhang zwischen Hortbildungs- und Deponierungsmotiv besteht bei rituellen Deponierungen, die vorsätzlich irreversibel angelegt wurden. Allerdings ist bei keinem der erfassten Schatzfunde eine aus ritueller Motivation erfolgte irreversible Deponierung sicher nachzuweisen. Für die von samischen Opferplätzen stammenden Schatzfunden von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170), Saivo (S, Hort-Nr. 367), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371) und Vindelgransele (S, Hort-Nr. 370) ist davon auszugehen, dass zumindest ein Teil der geopferten Objekte nach ihrer Deponierung durchaus noch erreichbar war, wie nicht zuletzt der als Diebesgut von samischen Opferplätzen gedeutete Schatzfund von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) und die ausgeprägten Plünderungsspuren an der Mehrzahl der archäologisch untersuchten Opferplätze belegen[1553].

Bei den in verschlossenen Mauernischen deponierten Schatzfunden ist die Vermauerung zwar als Indiz auf ein Bauopfer zu betrachten, allerdings nicht als eindeutiges Merkmal. Profane Deponierungsmotive, wie sie beispielsweise zu Deponierungen von Wertobjekten in modernen Wandtresoren führen, sind nicht auszuschließen, weder in privaten noch in sakralen Befundkontexten. Durch das Einmauern ist die Zugänglichkeit zu den deponierten Wertobjekten zwar erheblich erschwert, dennoch handelt es sich nicht zwangsläufig um eine irreversibel angelegte Deponierung, da die Öffnung verschlossener Mauernischen prinzipiell möglich ist. Dementsprechend ist die Deutung des Schatzfundes aus der Kirche von Tune (DK, Hort-Nr. 95) als Bauopfer, basierend auf der Deponierung in einer durch Zementputz verschlossenen Wandnische, unsicher. Die Vermauerung könnte als Indiz für ein erhöhtes Sicherheitsbedürfnis bei einer längerfristig angelegten, profan motivierten Deponierung aufzufassen sein ebenso wie die Deponierung in durch moralisch-religiöse Konventionen besonders geschützten Bereichen. Diese kann in der häufig irrigen Annahme erfolgen, sakrale Räume blieben vor Plünderungen und Zerstörungen beispielsweise in Kriegs- und Krisenzeiten verschont und damit die deponierten Objekte bestmöglich geschützt[1554]. Anhand eines entsprechenden Befundkontextes ist jedoch nicht a priori auf ein konkretes historisches Ereignis respektive eine zur Deponierung führende akute Gefahrensituation zu schließen, da ein erhöhtes Sicherheitsbedürfnis beispielsweise auch aus einer bevorstehenden Reise mit längerer Abwesenheit des Besitzers resultieren kann.

Von 29 Schatzfunden, die in oder im näheren Umfeld von Kirchen und Klöstern deponiert wurden[1555], werden bislang neun Fundkomplexe mit profanen Deponierungsmotiven in Verbindung gebracht, wobei ledig-

1553 Ein von Plünderern stark gestörter Fundkontext ist für die Schatzfunde von Bäsksjö, Unna Saiva und Vindelgransele nachgewiesen.

1554 Vgl. Illi 1995, 154.

1555 **Tab. 51**: Schatzfunde nach Befundkontext.

lich für den Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159) mit dem Mongoleneinfall unter Hūlāgūs 1258-1260 ein konkretes historisches Ereignis als potenzielles Motiv für die Verbergung des Kirchenschatzes zu benennen ist. Ebenfalls als Teil des Kirchenschatzes werden die fünf, in einer Mauer der Kirche von Abberley (GB, Hort-Nr. 132) deponierten Silberlöffel des 15. Jahrhunderts interpretiert. Dass es durchaus üblich war, Kirchen- und Klosterschätze in kleinere Einheiten aufzuteilen und diese angesichts einer konkreten Gefahr an unterschiedlichen Plätzen zu verstecken, belegt beispielhaft die schriftlich überlieferte Auffindung des Schatzes der Abtei von Glastonbury (Somerset/GB) 1536 im Zuge der Reformation durch im Auftrag von Thomas Cromwell tätige Kommissare[1556]. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Kirchen und Klöstern verborgene Schätze scheinen gegenüber den vorreformationszeitlichen Deponierungen häufiger überliefert worden zu sein[1557]. Ein Zusammenhang mit der durch Enteignungen und Plünderungen hervorgerufenen allgemein unruhigen Situation während der Reformation erscheint sowohl als Deponierungsmotiv wie auch als Überlieferungsursache als wahrscheinlich[1558]. Unter den erfassten, in Kirchen und Klöstern deponierten Schatzfunden wird lediglich für den ausschließlich fragmentierten Gewandschmuck der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beinhaltenden Fundkomplex aus der Kirche von Sakskøbing (DK, Hort-Nr. 110) die Verbergung während der Reformation vorgeschlagen[1559]. Die Deponierung der beiden ins 13. Jahrhundert datierten und als Teil des Klosterschatzes interpretierten Schatzfunde von Iona (GB, Hort-Nrn. 311-312) ist dagegen mit keinem historisch überlieferten Ereignis in Verbindung zu bringen. Bei dem um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Garten des Augustinerklosters an der Innenseite der Stadtmauer von Sangerhausen (Lkr. Mansfeld-Südharz) vergrabenen Schatz (Hort-Nr. 57) könnte es sich ebenfalls um einen Teil des Klosterschatzes handeln beziehungsweise um das im Klostergarten versteckte Vermögen eines Laien, der die Deponierung möglicherweise in Zusammenhang mit durch Pest und Pogrom verursachten sozialen Unruhen vornahm[1560]. Als Privat- oder Familienbesitz werden die im näheren Umfeld von Kirchen oder Klöstern verborgenen Schatzfunde von Alt Uppsala (S, Hort-Nr. 146), Lessay (Dép. Manche/F, Hort-Nr. 180) und Prokuplje (Toplički okrug/SRB, Hort-Nr. 265) gedeutet. Die Deponierung privater Vermögenswerte in kirchlichem Kontext belegt exemplarisch ein in einer Mauer der Kirche von Skjern (Jutland/DK) entdeckter Schatzfund. Als mutmaßliches Motiv für die Deponierung der als Besitz des örtlichen Pfarrers interpretierten Wertobjekte werden kriegerische Ereignisse im 17. Jahrhundert angenommen, gestützt auf den münzdatierten Deponierungszeitpunkt[1561].

Gleichfalls moralisch-religiös besonders geschützte Bereiche stellen Gräber und Friedhöfe dar. Für die Deponierung von Münzen und anderweitigen Wertobjekten in christlichen Grabkontexten kommen ebenfalls sowohl rituelle als auch profane Motive in Betracht. Die Sitte, Münzen in Gräber beizugeben ist im Mittelalter weit weniger verbreitet als in der Antike, in der die Münzbeigabe einen tief verwurzelten Brauch der Fürsorge für das Leben im Jenseits darstellte[1562]. Eine entsprechende funktionale Deutung ist für mit Münzen und Schmuck gefüllte Schmuckkistchen anzunehmen, wie sie beispielsweise in den Gräbern einer Frau und eines Kindes in spätantiken Gräberfeldern in der Nähe von London (GB) entdeckt wurden[1563]. Für keinen der erfassten, aus dem Kontext hoch- und spätmittelalterlicher Begräbnisplätze stammenden Schatzfunde ist die vorsätzliche Deponierung als Grabbeigabe nachzuweisen. Während es sich beim Schatzfund von

1556 Cherry 2000, 171.

1557 Diese Beobachtung bleibt jedoch zu überprüfen, da bislang lediglich Einzelpublikationen vorliegen und eine Gesamterfassung und Auswertung reformationszeitlicher Schatzfunde ein Desiderat darstellt.

1558 Eine entsprechende Interpretation findet sich beispielsweise für den Schatzfund vom Kloster Barthe bei Hesel (Niedersachsen): Bärenfänger 2004.

1559 Entgegen der Erstinterpretation als Grabfunde geht Liebgott 1992, 130 eher von einem Teil des aus Furcht vor Enteignung während der Reformation versteckten Kirchenschatzes aus.

1560 Sieburg 1932, 521.

1561 Lindahl 2003, 43 Abb. 38.

1562 Deren Bedeutung an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten allerdings recht unterschiedlich gewesen zu sein scheint: Haupt 2001, 76.

1563 Murdoch 1991, 70-73 Kat.-Nrn. 5-6.

Flødstrup kirkegård (DK, Hort-Nr. 101) um die absichtliche oder unbeabsichtigte Beigabe persönlichen Besitzes des Verstorbenen handeln könnte[1564], ist für die Schatzfunde von Nysted kirkegård (DK, Hort-Nr. 109) und Prokuplje (SRB, Hort-Nr. 265) aufgrund stark gestörter und unzureichend dokumentierter Deponierungsverhältnisse die Deponierung im Zuge einer Beisetzung nicht nachzuweisen. Folglich könnte es sich um die Nutzung konventionell geschützter Bereiche für eine möglichst vor unbefugtem Zugriff geschützte Deponierung von Wertobjekten handeln. Ein entsprechendes Deponierungsmotiv ist für den im Beinhaus des Passauer Domhofes deponierten Schatzfund (Hort-Nr. 319) sowie die in frühgeschichtlichen Grabanlagen deponierten Schatzfunde von Allerslev (DK, Hort-Nr. 82), Thorupled (DK, Hort-Nr. 89) und Räppe (S, Hort-Nr. 350) anzunehmen.

Den nur unvollkommenen Schutz gegenüber menschlicher Tätigkeit in einem abweichenden religiösen und soziokulturellen Umfeld belegt die Entdeckung der Schatzfunde bei der Beackerung des Areals um das Hünengrab im Fall des Schatzfundes von Thorupled und bei der Zerstörung des Hünengrabes im Zuge flurbereinigender Maßnahmen im Fall des Schatzfundes von Allerslev. Der Schatzfund von Räppe wurde schließlich bei der archäologischen Untersuchung des Grabhügels entdeckt. Dass Schätze nicht nur im Kontext von Grabanlagen aus älteren Epochen deponiert sondern auch gesucht wurden, thematisiert beispielsweise Johann Heinrich Schönfeld in seinen um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstandenen Schatzgräbergemälden[1565]. Nicht auszuschließen ist, dass frühgeschichtliche Grabmonumente primär oder ausschließlich als Landmarken der Kennzeichnung mittelalterlicher Schatzverstecke gedient haben, angesichts einer möglichen Unkenntnis desjenigen, der die Deponierung vornahm, um die Funktion derartiger Strukturen in frühgeschichtlicher Zeit.

Auch schwer zugängliche Sumpf- und Moorgebiete können als besonders geschützte Bereiche sowohl für rituell als auch profan motivierte Deponierungen von Wertobjekten genutzt worden sein. Moore und Sümpfe bieten sich als sichere Versteckmöglichkeit geradezu an, wurden sie doch dem Volksglauben nach als unheimlicher und gefährlicher Aufenthaltsort in Verbindung mit Ungeheuern und Geistern und sogar als Eingänge zur Hölle gesehen[1566]. Dem entsprechend wurden sie vermutlich von einem größeren Teil der Bevölkerung zumindest für längere Aufenthalte gemieden, was die Wahrscheinlichkeit der zufälligen Entdeckung eines deponierten Schatzes durch Dritte verringert. Dennoch sind Sumpf- und Moorgebiete nicht als von menschlicher Tätigkeit unberührte Bereiche anzusehen, wie nicht zuletzt die Deponierungen selbst sowie verschiedene Infrastruktureinrichtungen wie Siedlungsplätze, Brücken und Wege bezeugen. Von den erfassten Schatzfunden stammt lediglich der in einem Torfmoor gefundene Schatzfund von Eltang II (Hort-Nr. 98) aus einem derartigen Befundkontext, wobei unklar ist, ob die Deponierung in der Nähe oder abseits eines Siedlungsplatzes oder Weges angelegt wurde. Zudem gehen die Deponierungsverhältnisse aus dem Fundbericht des bereits 1870 beim Torfstechen entdeckten Schatzfundes nicht hervor, sodass es sich sowohl um eine irreversibel als auch reversibel angelegte Deponierung handeln könnte. Folglich ist weder ein rituelles noch ein profanes Deponierungsmotiv sicher nachzuweisen oder auszuschließen.

Für erkennbar irreversibel angelegte Deponierungen sind rituelle Deponierungsmotive nicht zwingend anzunehmen, da für die Deponierung auch profane Motive ausschlaggebend gewesen sein können, beispielsweise die absichtliche Beseitigung von Diebesgut oder die dauerhafte Entsorgung von Objekten, deren Besitz anderweitig unangenehme Konsequenzen nach sich ziehen konnte[1567]. Auch bei unbeabsichtigt verlorenen Wertobjekten können die Deponierungsverhältnisse auf eine technisch schwierige bis unmögliche Bergung hindeuten, wie sie insbesondere für in tieferen oder stark strömenden Gewässerbereichen

1564 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse – Schatzversteck.

1565 Klinkhammer 1992, 184-186.

1566 Geißlinger 2004, 460 bezieht sich auf Handwörterb. Dt. Aberglaube 8 (Berlin 1936-37) 603 f. s. v. Sumpf (Hünnerkopf).

1567 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

abgelagerte Gegenstände anzunehmen ist. Prinzipiell besteht jedoch auch in diesen Fällen die Möglichkeit einer bewussten Versenkung von Schätzen aus profanen Motiven, beispielsweise um zu verhindern, dass sie in den Besitz anderer Personen gelangen, wie das Beispiel der Versenkung des sagenhaften Nibelungenschatzes im Rhein durch Hagen von Tronje lehrt. Unter der Annahme, dass der Schatzfund von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) einen Teil der Kriegskasse des Earl of Lancaster darstellt, bieten sich zwei unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten bezüglich des Deponierungsmotivs: Entweder handelt es sich um eine bewusste Deponierung auf der Flucht vor den Truppen König Edwards II.[1568], um die Kriegskasse vor dem Zugriff der Feinde zu schützen, oder diese ging bei der Überquerung des Flusses unbeabsichtigt verloren und konnte wegen der herannahenden Feinde und technischer Schwierigkeiten nicht mehr geborgen werden. Ebenso kann es sich bei an Küsten gefundenen Schätzen um Verlustfunde handeln, wie der mutmaßlich von einer gesunkenen Hansekogge stammende, am Strand von Vejby (DK, Hort-Nr. 125) entdeckte Schatzfund belegt. Dagegen deutet die Deponierung des Schatzfundes von Vang (DK, Hort-Nr. 107) an der Küstenlinie unter einigen Steinen auf eine bewusst vorgenommene Verbergung hin. Als bewusste, profan motivierte Deponierungen in Seen werden die Schatzfunde von Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322), Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) und Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) gedeutet. Für den als Privat- oder Familienschatz interpretierten, auf dem Grund eines verlandeten Sees gefundenen Schatzfund von Kiskunhalas-Fehértó wird ebenso eine nicht überlieferte akute Gefahrensituation als Deponierungsmotiv angenommen wie für die jeweils am Ufer eines Sees deponierten und als Depot eines samischen Händlers beziehungsweise als Diebesgut von samischen Opferplätzen gedeuteten Schatzfunde von Mörtträsket und Gråträsk. Insbesondere für erstgenannten ist jedoch die Interpretation als unbeabsichtigter Verlust bei der Überfahrt über den See nicht sicher auszuschließen.

Abgesehen von aus rituellen oder profanen Motiven permanent angelegten Deponierungen ist eine vom Besitzer zum Zeitpunkt der Deponierung geplante Bergung der Wertobjekte zu unterstellen und damit das Bestreben, die reversibel deponierten Gegenstände bestmöglich zu sichern. Als den Bestand gefährdende Faktoren sind sowohl natürliche Einflüsse als auch missgünstige Mitmenschen zu berücksichtigen[1569]. Bestandsgefährdende natürliche Einflüsse sind primär Witterungs- und Bodenbedingungen, die zur Schädigung oder Zerstörung der Objekte führen können[1570]. In den mittelalterlichen Schatzfunden sind hiervon vor allem Objekte aus organischen Materialien, beispielsweise Seidengewebe[1571], Perlen und Korallen, Glasobjekte und Gegenstände aus unedlen Metallen betroffen, wobei auch Silberlegierungen unter Umständen stark oxidieren beziehungsweise korrodieren können[1572]. Weiterhin können Objekte durch natürliche Einflüsse deformiert, zerbrochen oder verschleppt werden, insbesondere bei der Deponierung in Gewässern aber auch durch Kompaktion oder Bewegung des umgebenden Erdreichs[1573] sowie durch Tiere[1574]. Das Wissen um bestandsgefährdende Faktoren ist für die Menschen im Mittelalter allgemein zu unterstellen,

1568 Die militärischen Ereignisse sind durch den Chronisten William le Packington überliefert: Hawkins 1832, 163.

1569 Vgl. Haupt 2001, 12.

1570 Einen knappen Überblick zu den Erhaltungsbedingungen archäologischen Fundgutes bietet beispielsweise Caple 2001. – Zur Problematik, die Bodenverhältnisse bezüglich physikalischer, chemischer und biologischer Prozesse eindeutig zu charakterisieren: Raiswell 2001.

1571 Seidengewebe sind meist nur an geringen, an den Objekten anhaftenden Spuren nachzuweisen. Unklar bleibt, ob die Objekte bei der Deponierung noch auf dem Gewebe appliziert oder vorher abgetrennt worden waren.

1572 Zu stark oxidierten, mit Grünspan überzogenen Silbermünzen beispielsweise Klein 2002, 247. – Bislang gibt es nur wenige Untersuchungen zur Silberkorrosion im Boden. Zur Korrosion von Metallfunden unter besonderer Berücksichtigung der Bodenkorrosion: Scharff u. a. 2000, 19-40, bes. zur Silberkorrosion 36-37. – Zur Metallkorrosion als elektrochemischer Prozess am Beispiel der Kupferkorrosion: McNeil/Selwyn 2001.

1573 Exemplarisch sei auf den Münzschatzfund von Schellenberg (Liechtenstein) verwiesen, der vermutlich ursprünglich in einer Felsspalte deponiert worden war und bei einem Bergrutsch sekundär verlagert wurde: Schmutz 2000.

1574 Beispielsweise können Goldmünzen eines Hortes durch die Aktivität von Maulwürfen über Maulwurfshügel an die Erdoberfläche gelangen, wie Berichte zur Fundgeschichte römischer Münzhorte bezeugen: Haupt 2001, 12 Anm. 17.

sodass die Wahl der Schatzbehälter und die Anlage des Schatzverstecks in gewissem Rahmen anzeigen, ob es sich um eine spontane Deponierung möglicherweise angesichts einer akuten Gefahrensituation handelt oder um ein geplantes Vorgehen. Je umfassender die bei der Deponierung der Wertobjekte getroffenen Schutzmaßnahmen sind, desto eher scheint es sich um eine sorgfältig geplante, aus Sicht des Besitzers längerfristig angelegte Deponierung zu handeln. Dagegen können geringe Hortsicherungsmaßnahmen auf eine spontane Deponierungshandlung und eine zeitnah vorgesehene Bergung des Hortes hindeuten, wobei die individuellen Gegebenheiten zum Zeitpunkt der Deponierung und das Sicherheitsbedürfnis des Besitzers als variable Faktoren die Deponierungsverhältnisse maßgeblich beeinflussen.

Vor allem die Deponierung in Gewässern setzt keinen größeren Aufwand zur Anlage eines Schatzverstecks voraus und kann daher spontan erfolgen. Die mit einer Bergungsabsicht verbundene Deponierung beziehungsweise das Versenken von Wertobjekten in Gewässern scheint angesichts der geringen Anzahl erfasster Fundkomplexe, dem hohen Grad potenziell bestandsgefährdender Einflüsse[1575] und einer vergleichsweise erschwerten Bergung gegenüber dem Vergraben in festem Untergrund eher unüblich gewesen zu sein, auch wenn Schriftquellen zumindest vereinzelt die Praxis der Deponierung in Gewässern belegen[1576]. Die geringe Anzahl der in Gewässern verborgenen Schatzfunde ist möglicherweise auf eine derart in der Regel kurzfristig angelegte Deponierung und rasch erfolgte Bergung zurückzuführen, woraus eine geringere Überlieferungswahrscheinlichkeit resultiert. Bei einer Deponierung in offenem Gewässer erscheint die Verwendung von Schatzbehältern jedenfalls zweckmäßig, um eine vollständige Bergung der Wertobjekte zu gewährleisten. Allerdings ist von den zehn, im Kontext von Gewässern deponierten Schatzfunden lediglich für den Schatzfund von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) ein Hortbehälter nachgewiesen. Die hier erfolgte Deponierung in einer Holzkiste, die ein übliches Transportbehältnis für Wertobjekte darstellt, ist ebenfalls als Indiz auf eine spontane Verbergung und aufgrund der Vergänglichkeit organischen Materials auf eine vom Besitzer vorgesehene zeitnahe Bergung zu betrachten. Entsprechend wird das mutmaßliche Deponierungsmotiv für den als Diebesgut von samischen Opferplätzen gedeuteten Schatzfund in einer akuten Zwangslage des unrechtmäßigen Besitzers gesehen[1577]. Des weiteren wird von den in Gewässern deponierten Schatzfunden lediglich derjenige von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) mit kriegerischen Auseinandersetzungen mit Edward II. und damit einem konkreten historischen Ereignis als mutmaßlichem Deponierungsmotiv in Verbindung gebracht.

Die überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde wurde in festem Untergrund vergraben. Das Eingraben und gleichfalls das Einmauern bedingt gegenüber dem Versenken in Gewässern einen höheren Deponierungsaufwand und impliziert ein geplantes Vorgehen, das jedoch situationsbedingt durchaus spontan erfolgen kann. Durch das Vergraben im Erdreich und durch Einmauern sind die Wertobjekte dem unmittelbaren Zugriff des Besitzers entzogen und vor unbefugter Entwendung sowie Feuereinwirkung geschützt, was für mittel- bis langfristig oder auf unbestimmte Zeit angelegte Deponierungen spricht. Insbesondere das Einmauern von Wertobjekten impliziert deren über einen längeren Zeitraum vorgesehene sichere Verwahrung, da die getroffenen Hortsicherungsmaßnahmen sowohl die Verbergung als auch eine spätere Bergung gegenüber vergrabenen Schätzen aufwendiger gestalten. Ob es sich um eine durch ein allgemeines Sicherheitsbedürfnis des Besitzers motivierte Deponierung handelt oder eine die Deponierung auslösende akute Gefahrensituation als Deponierungsmotiv anzunehmen ist, geht aus den Deponierungsverhältnissen in der Regel nicht hervor. Selbst bei im Befundkontext nachgewiesenen Zerstörungshorizonten bleibt offen, ob die

1575 Insbesondere die strömungsbedingte Umlagerung von Objekten.

1576 Dass Wertsachen bei Gefahr in Flüssen bzw. Seen versteckt wurden, belegt beispielsweise eine schwedische Schriftquelle des 17. Jhs.: Geißlinger 2004, 459 Anm. 2.

1577 Vgl. Zachrisson 1984, 122.

Deponierung in Verbindung mit dem bevorstehenden katastrophalen Ereignis vorgenommen wurde, oder unabhängig davon, möglicherweise bereits geraume Zeit vorher. Entsprechendes gilt für die bei archäologischen Ausgrabungen im Kontext abgebrannter Wohnhäuser entdeckten Schatzfunde von Ryazan' IV-VI (RUS, Hort-Nrn. 363-365). Die schriftlich überlieferte Zerstörung der Stadt Staraya Ryazan durch Batu im Dezember 1237[1578] dient einerseits als *terminus ante quem* der Datierung der Schatzfunde und andererseits als mutmaßliches Deponierungsmotiv, das mit vorgenannter Begründung jedoch als hypothetisch zu betrachten ist. Dagegen deuten für den aus Sakralgeräten bestehenden und als Teil des Kirchenschatzes interpretierten Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159) mehrere Indizien auf ein mit dem zur Zerstörung der Basilika führenden Ereignis in Verbindung stehendes Deponierungsmotiv hin. Der Deponierungszeitpunkt des in einem Raum der Peristylanlage in einem Tongefäß vergrabenen Schatzes wird aufgrund des bei der Deponierung durchbrochenen münzdatierten Fußbodens auf frühestens 1243 datiert. Der bei den archäologischen Ausgrabungen in der Basilika nachgewiesene Zerstörungshorizont und der nach Ausweis der Fundmünzen Ende der 1250er Jahre abbrechende Münzumlauf in der Stadt sprechen für die Annahme der Zerstörung der Basilika in Zusammenhang mit dem schriftlich überlieferten Mongoleneinfall in Syrien unter Hūlāgūs in den Jahren 1258-1260[1579]. Unter der Annahme, dass die liturgischen Geräte bis zuletzt in Gebrauch waren schließt T. Ulbert[1580] auf deren Deponierung »im Angesicht der drohenden Mongolengefahr«. Die sorgfältig ausgeführte Deponierung der Wertobjekte, die in Stoffe gehüllt in einem mit Ziegelbruch geschützten Tongefäß in einer anschließend verfüllten und mit Ziegelbruch abgedeckten Grube verborgen worden waren[1581], spricht für ein geplantes Vorgehen trotz der bevorstehenden Gefahrensituation.

Auch für den im Ringwall »castrum Mone« entdeckten Schatzfund von Muhu (EST, Hort-Nr. 280) wird das mutmaßliche Deponierungsmotiv mit der schriftlich überlieferten Zerstörung der Burg gleich gesetzt, aufgrund der zeitlichen Nähe des münzdatierten Deponierungszeitpunktes mit dem schriftlich überlieferten Ereignis. Ausgehend von der fortifikatorischen Funktion der Burganlagen und den zahlreich überlieferten Schriftquellen, die sie als Schauplätze kriegerischer Auseinandersetzungen ausweisen, werden im Allgemeinen bedrohliche Situationen für die Burgbewohner als Motiv für die Deponierung von Horten im Kontext von Burgen angenommen, auch wenn keine unmittelbare zeitliche Korrelation zwischen dem Deponierungszeitpunkt und fundortbezogenen schriftlich überlieferten kriegerischen Ereignissen gegeben ist. Die Deponierung des Schatzfundes von Mihajlovgrad (Montana Oblast/BG, Hort-Nr. 222) wird mit einer türkischen Invasion in Verbindung gebracht, die des Schatzfundes von Ayr (South Ayrshire/GB, Hort-Nr. 137) mit einer Invasion Edwards I. in Schottland.

Ein Paradebeispiel für eine auf vorgenannter Prämisse fußende Interpretation hinsichtlich des Deponierungsmotivs stellt die Auswertung des Münzschatzes von der Festung Hohensalzburg (A) dar. Trotz der durch die Auffindung in sekundärer Fundlage bedingt vermutlich unvollständigen Überlieferung des Münzschatzes und einer unsicheren Datierung der mutmaßlichen Schlussmünze, wird ein zu Beginn des 15. Jahrhunderts für die Stadt Salzburg schriftlich überliefertes Ereignis als Deponierungsmotiv angenommen[1582].

Eine auf einem Zirkelschluss basierende Interpretation findet sich für den Schatzfund von Puze (LV)[1583]. Die Zerstörung der Burg von Puze ist nicht schriftlich überliefert, sondern durch die Beobachtung von Brandschichten bei der Ausgrabung dokumentiert. Die Datierung des Ereignisses in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts erfolgt über die Datierung des Schatzfundkomplexes mittels Stilvergleich der Schmuckobjekte,

1578 Darkevitch u. a. 1982, 208.
1579 Ulbert 1990, 5-6.
1580 Ebenda 6.
1581 Ebenda 3.
1582 U. a. ein für das Jahr 1404 überliefertes Judenpogrom und ein zu Beginn des 15. Jhs. ausgetragener Konflikt um das Erzbistum Salzburg: Kovacsovics 1998, 9.
1583 Vijups 2003.

basierend auf der Hypothese der Deponierung in Zusammenhang mit der bevorstehenden Zerstörung der Burg.

Dass die Deponierung von Schatzfunden im Kontext von Burgen nicht zwingend mit kriegerischen oder sonstigen katastrophalen Ereignissen in Verbindung zu bringen ist, sondern vielmehr diverse Deponierungsmotive auch unter friedlichen Verhältnissen anzunehmen sind, verdeutlicht I. Mittermeier[1584] an mehreren Beispielen.

Die Deponierung von Wertobjekten in allgemein zugänglichen, öffentlichen Bereichen wird teilweise als Indiz auf ein mit einer akuten Gefahrensituation verbundenes Deponierungsmotiv aufgefasst, wie entsprechende Argumentationen bei den Schatzfunden von Hildesheim (Hort-Nr. 173), Passau (Hort-Nr. 319) und Sangerhausen (Hort-Nr. 57) beispielhaft belegen. Sie gründen auf der Prämisse, dass Rücklagen in nicht akuten Gefahrensituationen üblicherweise auf privatem Gelände deponiert werden, wo sie aufgrund der Zutrittsbeschränkung vor zufälliger Entdeckung besser geschützt sind und der legitime Besitzanspruch nicht ohne weiteres angezweifelt werden kann. Angesichts der Vorteile, die eine Deponierung auf privatem Gelände mit sich bringt, erscheint eine Deponierung in öffentlichen Bereichen eher aus einer Zwangslage zu resultieren. Entsprechend den in konventionell geschützten, öffentlich zugänglichen Bereichen deponierten Schatzfunden kann die Wahl des Versteckplatzes aus einem individuellen Sicherheitsempfinden des Hortbesitzers in nicht akuten Gefahrensituationen resultieren, wenn sich diesem auf seinem Privatgelände keine als hinreichend sicher eingeschätzte Versteckmöglichkeit bietet[1585].

Insgesamt sind anhand des Fund- und Befundkontextes, das heißt des Schatzverstecks und dessen weiterem Umfeld keine charakteristischen Merkmale zu erschließen, die als eindeutige Kennzeichen der Differenzierung nach diversen Deponierungsmotiven dienen könnten. Die Neigung erkennbar sorgfältig vorbereitete und ausgeführte Deponierungen weniger als Ergebnis einer spontanen Handlung angesichts einer konkreten Gefahr und eher als in nicht akuten Gefahrensituationen deponierte Rücklagen zu interpretieren, basiert auf der Unterstellung, dass spontan erfolgte Deponierungen weniger sorgfältig ausgeführt wurden, insbesondere was den Schutz der Objekte und deren Anordnung betrifft[1586]. Dass diese Annahme nicht zwingend zutreffen muss, verdeutlicht beispielsweise die Interpretation des Schatzfundes von Rådved (DK, Hort-Nr. 97). Hier wird trotz der sorgfältigen Vergrabung des Schatzes in zwei durch einen Kupferkessel abgedeckten Gefäßen, worin sich die Münzen nochmals in kleineren Einheiten in mehreren Beuteln verpackt befanden, eine eilig erfolgte Verbergung in Erwägung gezogen. Die Argumentation basiert auf den silbernen Schmuckstücken, die ursprünglich als Haken- und Ösenverschlüsse beziehungsweise Applikationen an Kleidungsstücken angebracht waren und von diesen abgetrennt zuoberst in den Keramikkrug gelegt wurden. Als die Deponierung um 1368/1369 auslösendes Ereignis wird der Krieg zwischen den Grafen von Holstein und König Waldemar Atterdag angenommen[1587]. Dem gemäß könnte es sich um einen ursprünglich an anderer, leichter zugänglichen Stelle verwahrten Sparhort handeln, der erst angesichts einer höheren Gefahrensituation um die Schmuckobjekte ergänzt vergraben wurde, verbunden mit einem Funktionswandel hin zu einer Rücklage.

Generell deutet die Verbergung in einem organischen Behälter eher auf eine spontane Deponierungshandlung und eine zeitnah vorgesehene Bergung hin, zumal wenn die Deponierung durch Vergraben oder Versenken in für die Erhaltung organischer Materialien ungünstigem Milieu erfolgte. Dagegen verweist die Verwendung anorganischer Behältnisse und eventuell organischer Behälter als zusätzliches Verpackungsma-

1584 Mittermeier 2001, 399-401.

1585 Vgl. das Beispiel des von Pekka Sarvas (1981, 3) angeführten finnischen Bauern, der seine Ersparnisse außerhalb des Hofes deponierte, wo er sie vor Entwendung durch beispielsweise diebische Knechte besser geschützt wähnte.

1586 Ein Paradebeispiel stellt die Interpretation des Schatzfundes vom Kloster Barthe (Lkr. Leer, Niedersachsen) dar: Bärenfänger 2004, 62.

1587 Cherry 2000, 168.

terial eher auf eine sorgfältig geplante und längerfristig angelegte Deponierung. Die seltene Verwendung üblicher Aufbewahrungs- und Transportbehältnisse für Wertobjekte wie Kisten, Beutel und Spardosen als Deponierungsbehälter könnte auf eine spontane Deponierungshandlung angesichts einer akuten Gefahrensituation hindeuten unter der Annahme, dass in diesem Fall keine Zeit oder Möglichkeit verblieb, die als Haushalts- oder Sparhort verwahrten Wertobjekte in ein anderes Behältnis für eine dauerhaftere Deponierung als Rücklage zu verpacken.

Unabhängig vom jeweiligen Deponierungsmotiv setzt die Verbergung von Wertobjekten in allgemein zugänglichen, öffentlichen Bereichen höhere Hortsicherungsmaßnahmen gegenüber Deponierungen auf Privatgelände voraus, um die Gegenstände vor zufälliger Entdeckung und unbefugtem Zugriff zu schützen. Allerdings sind für die 324 erfassten Schatzfunde diesbezüglich keine signifikanten Unterschiede in den Deponierungsverhältnissen erkennbar, einerseits bedingt durch deren meist unzureichende Beobachtung und Dokumentation bei der Bergung und andererseits wirken sich individuelle Voraussetzungen und Möglichkeiten bei der Deponierung stark relativierend aus. Eine vorgenannte Regel bestätigende Ausnahme ist im Schatzfund von Passau (Hort-Nr. 319) zu sehen. Der an einer Mauer auf den aufgeschichteten Knochen im ehemaligen Beinhaus des Passauer Domhofes abgelegte Münzschatz war zwar für den Betrachter nicht unmittelbar sichtbar, jedoch lediglich in einen textilen Behälter verhüllt ohne weitere Überdeckung in einem öffentlich zugänglichen Bereich deponiert worden. Trotz der geringen Hortsicherungsmaßnahmen und der relativ leichten Zugänglichkeit blieb der Ende des 15. Jahrhunderts deponierte Schatzfund bis zu den Ausgrabungen 1987 unentdeckt, sodass es sich nachweislich um ein sicheres Schatzversteck handelte. Zwar deuten die Deponierungsverhältnisse auf eine spontan erfolgte und kurzfristig angelegte Deponierung mit vom Besitzer vorgesehener zeitnaher Bergung hin, dennoch könnte es sich ebenfalls um eine bewusst dauerhaft angelegte Deponierung ohne Bergungsabsicht handeln[1588]. Das Deponierungsmotiv bleibt folglich spekulativ.

Aus den Deponierungsverhältnissen geht das Motiv für die Deponierung von Wertobjekten in der Regel nicht unmittelbar hervor. Die Wahl des Versteckplatzes, die Anlage des Schatzverstecks und die Auswahl der Schatzbehälter gewähren zwar in gewissem Rahmen Rückschluss darauf, ob es sich um eine spontan erfolgte oder sorgfältig geplante und ausgeführte Deponierung handeln könnte und ob diese für einen kürzeren Zeitraum oder eine längerfristige Zeitspanne vorgesehen war. Ein eindeutiger Hinweis auf ein konkretes Deponierungsmotiv ist jedoch nicht abzuleiten, mit Ausnahme der an ausgewiesenen Opferplätzen erfolgten Deponierungen.

Deponierungsverhältnisse als Indikator der Überlieferungsursache

Die zur Überlieferung von Schatzfunden führenden Ursachen können einerseits mit dem Deponierungsmotiv in Zusammenhang stehen und andererseits unabhängig von der Intention bei der Deponierung erfolgen. Ersteres gilt für rituelle Deponierungen und aus profanen Motiven dauerhaft entsorgte Objekte, die bewusst permanent angelegte Deponierungen darstellen. Dabei ist die seitens des Besitzers nicht beabsichtigte Bergung als primäre Ursache für das Verbleiben der Wertobjekte in ihrem Depot anzusehen, wobei eine mehr oder weniger zufällige Entdeckung und Entwendung durch Dritte die Überlieferung sekundär verhindern kann. Schließlich weisen aus Sicht der die Deponierung vornehmenden Person permanent angelegte Deponierungen nicht zwingend irreversible Deponierungsverhältnisse auf, wie nicht zuletzt die häufig an sa-

1588 Vgl. Mittermeier 1997, 220.

mischen Opferplätzen beobachteten Plünderungsspuren belegen[1589]. Dagegen stellen Bauopfer irreversibel angelegte rituelle Deponierungen dar, wobei die Abgrenzung gegenüber ursprünglich für eine temporäre Deponierung vorgesehenen Rücklagen durchaus problematisch sein kann[1590]. Zudem besteht die Möglichkeit der Ablagerung von Verlust- beziehungsweise Zufallsfunden in ähnlichen Kontexten und deren entweder unbemerkte oder auf einen zu geringen Wert im Verhältnis zum Bergungsaufwand zurückzuführende Überlieferung[1591]. Bei dem über einer Kellergewölbedecke entdeckten Schatzfund von Dresden (Hort-Nr. 292) und den in verschlossenen Mauernischen deponierten Schatzfunden von Dumfries (GB, Hort-Nr. 133), Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) und Mondsee (A, Hort-Nr. 60) ist die sorgfältige Deponierung in Behältnissen ein Indiz, das für die Interpretation als ursprünglich zur Bergung vorgesehene Rücklagen spricht, wobei die Ursache der Überlieferung spekulativ bleibt. Die dauerhafte Entsorgung von Wertobjekten zur Vermeidung unangenehmer Konsequenzen für den Besitzer kann durch irreversible Deponierungsverhältnisse gekennzeichnet sein, wobei sich die eindeutige Abgrenzung gegenüber unbeabsichtigt verlorenen Gegenständen wiederum problematisch gestaltet. Bei keinem der 324 erfassten Schatzfunde sind zum Zeitpunkt der Deponierung bewusst irreversibel angelegte Deponierungsverhältnisse sicher nachgewiesen.
Als zur Überlieferung führende Ursache kommt bei intentional oder unbeabsichtigt an schwer erreichbarer Stelle abgelagerten Wertobjekten eine technisch schwierige bis unmögliche Bergung respektive ein im Verhältnis zum Wert der Objekte zu hoher Bergungsaufwand in Betracht. Dies ist insbesondere für in tiefe oder stark strömende Gewässerbereiche eingebrachte Fundkomplexe anzunehmen, entsprechend den Schatzfunden von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131), Thame (GB, Hort-Nr. 127), Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322), Vejby (DK, Hort-Nr. 125) und Højstrup (DK, Hort-Nr. 106), sowie für durch katastrophale Ereignisse verschüttete Deponierungen. Bei den im Kontext abgebrannter Gebäude entdeckten Schatzfunden von Ryazan' IV-VI (RUS, Hort-Nrn. 363-365), Mutzschen (Hort-Nr. 318) und Glumsø Indelukke (DK, Hort-Nr. 85) erscheint die Überdeckung mit Brandschutt als plausible Erklärung für die Überlieferung unter der Annahme, dass die Besitzer der Wertobjekte von deren Zerstörung durch Feuereinwirkung ausgingen, der Bergungsaufwand als zu hoch eingeschätzt wurde oder die genaue Position des Schatzverstecks unkenntlich geworden war. Entsprechendes gilt für den unter Bauschutt des Zerstörungshorizontes der Basilika entdeckten Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159).
Bei ursprünglich reversibel deponierten Schatzfunden mit zu unterstellender Bergungsabsicht des Besitzers erfolgt die Ursache der Überlieferung unabhängig vom Deponierungsmotiv und ist folglich nicht unmittelbar aus den Deponierungsverhältnissen zu erschließen. Hinweise ergeben sich allenfalls aus der Beobachtung des weiteren Befundkontextes, entsprechend vorgenannter Beispiele. Neben topographischen Veränderungen im Umfeld des Schatzverstecks können ein mangelnder Orientierungssinn des Besitzers und eine ungenügende Kennzeichnung des Versteckplatzes dazu führen, dass der Schatz nicht wiedergefunden und folglich überliefert wird. Dies ist insbesondere für längerfristig deponierte Wertobjekte anzunehmen. Ein rezentes Beispiel führt L. Pauli[1592] an, dessen Großeltern 1945 angesichts des Einmarschs amerikanischer Truppen eine stattliche Sammlung von Sportpokalen und anderen Siegespreisen ihres Sohnes im eigenen

1589 An sakralen Orten oberflächlich abgelegte, sichtbare und frei zugängliche Wertobjekte können unter Missachtung der gesellschaftlichen Konventionen geraubt oder bei einem allgemeinen Religions- bzw. Mentalitätswechsel gewissermaßen legitimiert abgeräumt werden, woraus sich ihre generell seltene Überlieferung erklären könnte. Zur Überlieferung führen in diesen Fällen vermutlich die rechtzeitige Verschüttung oder Überdeckung durch natürlichen Bewuchs: Geißlinger 2002, 136.

1590 Siehe Kapitel Deponierungsverhältnisse als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1591 Durch die Verwendung von (Bau-)Schutt oder Erde als Füllmaterial können darin enthaltene Objekte zufällig und unbemerkt in Gebäudehohlräumen abgelagert werden, wie im Fall des im Unterbau eines Ziegelfußbodens zerstreuten Goldmünzschatzes aus dem »Hohen Stock« der Festung Hohensalzburg anzunehmen ist: Kovacsovics 1998. – Zu Verlustfunden in Gebäudehohlräumen: Fingerlin 2005, 14.

1592 Pauli 1985, 203 Anm. 12.

Garten vergruben und niemals wiederfanden. Die Ursache des Verbleibens im Boden ist eine ungenügende Kennzeichnung des Versteckplatzes in Verbindung mit einem zu langen Zeitraum bis zur versuchten Hebung des Hortes, letzteres bedingt durch die den Objekten anhaftende nationalsozialistische Symbolik, die nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gerne gesehen war. Ein weiteres Beispiel eines 1945 vergrabenen Schatzes bezeugt, dass ein zwar unauffällig angelegter jedoch ausreichend gekennzeichneter Versteckplatz die Hebung des Schatzes selbst nach 50 Jahren gewährleistet. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 drohte die Russische Armee im Vorfeld der Erstürmung Berlins, auf den Besitz der Familie zu Lynar-Redern in Gorlsdorf (Lkr. Märkisch-Oderland/Brandenburg) einzufallen. Für die Flucht des jungen Grafen Alexander zu Lynar-Redern, dessen Mutter und 30 ihrer Arbeiter standen lediglich ein Traktor und zwei Anhänger zur Verfügung. Da aus Platzmangel nur die notwendigsten und wertvollsten Besitztümer, darunter Gemälde und Goldschmuck, mitgeführt werden konnten, entschied der Graf, das Silber und Porzellan der Familie versteckt zu deponieren. Verpackt in 13 Holzkisten wurden die Wertobjekte vier Kilometer vom Familienanwesen entfernt im Wald vergraben. Angesichts des Zeitmangels vor der bevorstehenden Flucht wurden lediglich zwei einfache, große Erdgruben ausgehoben, in denen das Silber und das Porzellan getrennt voneinander deponiert wurden. Als Landmarke diente die durch Grenzsteine gekennzeichnete Ostseite eines Waldweges. Die Gruben wurden in unterschiedlicher Entfernung zum Weg angelegt und der Graf hielt die jeweilige Entfernung zu den Grenzsteinen in einer Karte fest, um das spätere Wiederfinden der Versteckplätze zu gewährleisten. Die Bergung des Familienschatzes war zwar baldmöglichst durch den Grafen vorgesehen, ließ sich jedoch erst 1995 realisieren. Den Angaben zufolge fand er den Schatz mit Hilfe der von ihm bei der Deponierung gezeichneten Karte in nur 20 Minuten wieder[1593].

Dem Familienschatz des Grafen zu Lynar-Redern entsprechend könnten auch im Mittelalter umfangreiche Vermögenswerte in mehrere Einheiten aufgeteilt und jeweils separat deponiert worden sein. Derart auf mehrere Versteckplätze aufgeteilte Horte[1594] bieten den Vorteil, dass bei einer mehr oder weniger zufälligen Entdeckung eines Depots nicht das gesamte Vermögen den Findern in die Hände fällt. Andererseits besteht eine erhöhte Gefahr, dass Teile des Hortes bei ungenügender Kennzeichnung der Versteckplätze vom Besitzer nicht wiedergefunden werden. Von den erfassten Schatzfunden handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit bei den jeweils in zwei nahegelegenen Gruben aufgefundenen Schatzfunden von Kelebia (H, Hort-Nr. 317) und Mihail Kogălniceanu (RO, Hort-Nr. 112) um multiple Horte, wobei die Möglichkeit einer zeitlich und funktional unabhängigen Deponierung zweier Horte nicht sicher auszuschließen ist[1595]. Hypothetisch könnte es sich bei den übrigen Schatzfunden teilweise um nicht geborgene Reste ursprünglich multipler Horte handeln.

Da sowohl die Deponierung als auch die Bergung von Schätzen in allgemein zugänglichen, öffentlichen Bereichen generell eine erhöhte Gefahr der Beobachtung durch missgünstige Mitmenschen mit sich bringt und damit die Möglichkeit, die Wertobjekte durch Raub oder Enteignung bei nicht nachweisbar legitimem Besitzanspruch zu verlieren, wurden derart angelegte Schatzverstecke häufiger in nächtlicher Dunkelheit aufgesucht, worauf Schrift- und Bildquellen hindeuten[1596]. In Folge können das Auffinden der Schatzver-

1593 Painter/Künzl 1997. – Vgl. auch Cherry 2000, 158.

1594 Grinder-Hansen 1992, 119 und Cherry 2000, 169 verwenden den Begriff »multiple hoard«.

1595 Beim Schatzfund von Kelebia beträgt die Distanz zwischen den Fundstellen 1,5 m, beim Schatzfund von Mihail Kogălniceanu 13 m.

1596 Beispielsweise wird in der Schatzerzählung der um 1300 entstandenen mittelhochdeutschen Chanson de geste Karl meinet ein bei einer Weide an einem Bachufer deponierter Schatz nachts ausgegraben: Lichtblau 2007, 39. – Auch laut den Berichten im Tagebuch Samuel Pepys wurde im Juni des Jahres 1667 auf Pepys Veranlassung hin ein Schatz vergraben, den er im Oktober des selben Jahres nachts bei Kerzenschein unter erheblichen Schwierigkeiten wieder bergen konnte: Cherry 2000, 159. – Die aus einem Boethius-Manuskript des 15. Jhs. stammende Darstellung (Abb. 90) zeigt das Ver- oder Ausgraben eines Münzschatzes in nächtlicher Dunkelheit oder zumindest in der fortgeschrittenen Dämmerung.

stecke und die vollständige Bergung der deponierten Wertobjekte erheblich erschwert und somit die Überlieferung von Schatzfunden prinzipiell begünstigt werden.
Das Nichtwiederfinden des Verstecks durch den Schatzbesitzer könnte generell als Erklärung für die hohe Anzahl überlieferter Schatzfunde dienen. Bei in Innenräumen oder im unmittelbaren Umfeld von Gebäuden oder markanten Strukturen angelegten Deponierungen erscheint das schlichte Nichtwiederfinden des Schatzverstecks durch den Schatzbesitzer als weniger wahrscheinlich gegenüber im Freien deponierten Schätzen. Allerdings können die Wertobjekte selbst in Vergessenheit geraten, etwa wenn der Besitzer keinen Bedarf an ihnen hatte und, falls er sich an deren Existenz erinnerte, diese seinen Nachkommen verschwieg.
Neben mangelnder Erreichbarkeit der deponierten Wertobjekte könnten diese aufgrund fehlender Veranlassung zur Bergung überliefert werden. Ein seitens des Besitzers bewusstes Belassen deponierter Wertobjekte in ihrem Versteck erscheint rational begründet, wenn kein unmittelbarer Bedarf an den Wertobjekten besteht und der zur Bergung zu betreibende Aufwand in Relation zum Wert der Objekte als zu hoch eingeschätzt wird[1597].
Für die Mehrzahl der dänischen Schatzfunde der frühen Neuzeit führt H. Geißlinger[1598] der Argumentation F. Lindahls[1599] folgend als Überlieferungsgrund »die großen damaligen Bevölkerungsverluste durch militärische Ereignisse, Brutalität einzelner Krieger und Epidemien, die sich im Gefolge der Heerzüge ausbreiteten« an. Demnach blieben zahlreiche Schätze in ihrem Versteck aufgrund des unerwarteten Todes der in das Schatzversteck eingeweihten Personen[1600].
Neben dem Vergessen des Versteckplatzes und des Schatzes selbst sowie dem plötzlichen Tod des Besitzers und eventueller Mitwisser können diverse ungünstige äußere Umstände eine beabsichtigte Bergung deponierter Wertobjekte verhindern, beispielsweise Flucht und Vertreibung ohne Rückkehrmöglichkeit zum Schatzversteck oder sonstige Einflüsse, die zu einer Unerreichbarkeit der Wertobjekte führen, beispielsweise ein Zutrittsverbot in ehemals zugängliche Bereiche. Derart ereignisgeschichtlichen Vorgängen entspringende Ursachen entziehen sich der archäologischen Überlieferung und gehen in der Regel weder aus schriftlichen noch bildlichen Quellen in Bezug auf einen konkreten Schatzfund hervor. Die zur Überlieferung von Schatzfunden führenden Ursachen sind nicht direkt aus den Deponierungsverhältnissen zu erschließen. Hinweise ergeben sich allenfalls anhand einer erkennbar erschwerten Zugänglichkeit zu den deponierten Wertobjekten, wobei abgesehen von rituellen Deponierungen die Überlieferungsursache mehrdeutig bleibt.

INTERPRETATION

Bei der Interpretation von Schatzfunden zeigen sich disziplinspezifische Unterschiede bezüglich der Kriterien, die als Indikatoren der Funktion, des Deponierungsmotivs und der Überlieferungsursache betrachtet werden. In numismatischen und kunsthistorischen Auswertungen werden nahezu ausschließlich Merk-

1597 Siehe Kapitel Fundinhalt als Indikator der Überlieferungsursache.
1598 Geißlinger 2004, 485.
1599 Lindahl 1988, 22. 24.
1600 Ebenda 116-119 und Geißlinger 2004, 486 stützen die These auf den nach 1655 deponierten Schatzfund von Munkebo (Dræby mark, Odense amt/DK), als dessen letzten Besitzer F. Lindahl anhand von Besitzerinitialen auf zwei Silberschalen und einem Löffel den Kirchspielpfarrer des Fundortes erschließt. Einem Chronistenbericht zufolge wurde dieser 1659 von schwedischen Plünderern grausam umgebracht und seine Witwe lebte nach dem Krieg arm und verschuldet was darauf hindeutet, dass sie den Versteckplatz des nur wenige Meter vom Wohnhaus entfernt deponierten Schatzes nicht kannte, denn anderenfalls hätte sie die Wertsachen nach überstandener Gefahr höchstwahrscheinlich geborgen und veräußert.

male als Interpretationskriterien herangezogen, die aus den Fundkomplexen selbst, also aus deren Umfang und Zusammensetzung zu gewinnen sind. In historisch-archäologische Interpretationen werden dagegen der Fundinhalt und die Deponierungsverhältnisse nach Möglichkeit gleichermaßen einbezogen, wobei die häufig unvollständige Überlieferung der Schatzfunde und die meist unzureichende Beobachtung und Dokumentation des Fund- und Befundkontextes das Aussagepotenzial erheblich beeinträchtigen. Ziel ist jeweils die Einordnung des betreffenden Schatzfundes in einen historischen Funktionszusammenhang. Seitens der Kunstgeschichte liegt der Fokus auf einer stilkritischen und ikonographischen Betrachtung vor allem künstlerisch herausragender Goldschmiedearbeiten[1601] sowie der Einordnung in die goldschmiedetechnische, schmuck- und kostümgeschichtliche Entwicklung. Hier wie auch in der numismatischen Erforschung von Schatzfunden, die insbesondere auf die Bestimmung und Beschreibung unbekannter Münztypen sowie, seit Mitte des 20. Jahrhunderts, auf die Rekonstruktion geld-, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Entwicklungen zielt, finden sich Einordnungen in den jeweiligen kulturhistorischen Funktionskontext der Schatzfunde vergleichsweise selten, worauf archäologisch-historische Auswertungen ausgerichtet sind. Dabei sind die mit der funktionalen Deutung der Fundkomplexe verbundenen Fragestellungen wer den Schatz versteckt hat, warum der Schatz deponiert wurde, und weshalb der Schatz von seinem ehemaligen Besitzer nicht mehr geborgen, sondern als Schatzfund überliefert worden ist von besonderem Interesse.

Das von archäologisch-historischer Seite angestrebte Erkenntnisziel, die Lebensverhältnisse mittelalterlicher Menschen zu erhellen, setzt eine umfassende interdisziplinäre Auswertung der Fundkomplexe und der Deponierungsverhältnisse unter Einbeziehung sämtlicher verfügbarer Quellen voraus. Nicht selten erfolgte die Interpretation eines Schatzfundes jedoch bereits geraume Zeit vor dessen umfassender, detaillierter Auswertung. Als Beispiele seien hier der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster (Hort-Nr. 30), der 1951 entdeckt, 1954/1955 erstmals interpretiert und erst im Rahmen vorliegender Arbeit detailliert ausgewertet wurde, sowie der 1896 entdeckte, 1932 erstmals interpretierte und 2006 umfassend ausgewertete Schatzfund von Pritzwalk (Hort-Nr. 35) genannt. Die meist von persönlichen Interessenschwerpunkten der Bearbeiter und bestimmten Lehrmeinungen geprägten Interpretationen wurden und werden teilweise bis in heutige Zeit unkritisch übernommen und zur funktionalen Deutung ähnlicher Schatzfunde vergleichend herangezogen.

Im Folgenden wird untersucht, auf welchen Kriterien die sich unter den erfassten Schatzfunden abzeichnenden Interpretationsschemata zur funktionalen und sozialhistorischen Deutung basieren und inwieweit die kombinierte Betrachtung der in den vorhergehenden Kapiteln besprochenen Merkmale des Hortinhaltes und der Deponierungsverhältnisse die Charakterisierung unterschiedlicher Hortfunktionstypen gewährt. Anschließend wird die Betrachtung von räumlich und zeitlich gehäuft auftretenden Schatzfunden als »Schatzfundhorizonte« methodisch hinterfragt, insbesondere im Hinblick auf die gängigen Deutungsmodelle bezüglich den das Fundbild prägenden historischen Faktoren. Ergänzend zu den bislang von numismatischen Forschungsrichtungen bestimmten Interpretationsansätzen zur Erklärung gehäuft auftretender Schatzfunde im hohen und späten Mittelalter werden archäologische Interpretationsansätze, hauptsächlich zur Deutung römischer und wikingerzeitlicher Schatzfunde, berücksichtigt. Schließlich wird anhand der 324 erfassten Schatzfunde die Anwendbarkeit der Interpretationsansätze auf Verbreitungsmuster hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde überprüft und anschließend werden Aspekte der regionalen und säkularen Verbreitung vorgestellt und diskutiert.

1601 Lambacher 2006b, 23.

Funktionale und sozialhistorische Deutung

Das Horten von Sachgütern in Verbindung mit einer gewissen Wertschätzung der Objekte und deren bewusst vorgenommene Deponierung ist als epochen- und kulturübergreifendes Phänomen durch die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch zu beobachten[1602]. Im Gegensatz zu insbesondere bronze-, römer- und wikingerzeitlichen Deponierungen kam es bislang nicht zu einer methodisch-theoretisch orientierten Betrachtung der Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters als archäologische Quellengruppe. Vor allem bei der Erforschung bronzezeitlicher Deponierungen wird bereits seit Jahrzehnten das komplexe interpretatorische Problem kontrovers diskutiert, das in der engen Verknüpfung der Frage nach den ursprünglichen Besitzern der Schatzfunde beziehungsweise deren kulturhistorischer Zuordnung zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, der funktionalen Deutung und der Frage nach den Deponierungsmotiven besteht[1603]. Hier wie beispielsweise auch bei der Erforschung und Interpretation wikingerzeitlicher Schatzfunde[1604] zeichnen sich verschiedene Forschungstraditionen ab, ein Phänomen, das sich auch in der Erforschung hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde erkennen lässt.

Schatzfunde aus ereignisgeschichtlicher Perspektive

Die theoretische Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Hortung und Hortverbergung im hohen und späten Mittelalter setzte seitens der Numismatik ein. Im 19. und auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Deponierung von Schatzfunden nahezu durchweg mit kriegerischen Ereignissen in Verbindung gebracht. Es bestand kaum ein Zweifel an der kausalen Beziehung zwischen katastrophalen, durch Kriege oder sonstige soziale Unruhen auslösende Ereignisse verursachten unsicheren Lebensverhältnissen und der Verbergung von Schatzfunden. Andere Ursachen wurden als Deponierungsmotiv höchstens in Einzelfällen in Erwägung gezogen[1605]. Dies erklärt sich aus dem primären numismatischen Erkenntnisziel, der Bestimmung und Datierung der in den Schatzfunden enthaltenen Münztypen und der damit verbundenen Datierung des Deponierungszeitpunktes. Beeinflusst durch den Charakter der Schriftüberlieferung sowie die Ausrichtung der Schriftquellenforschung[1606] wurde der münzdatierte Deponierungszeitpunkt nach Möglichkeit mit dem fundortbezogen zeitlich nächstliegenden schriftlich überlieferten politischen Ereignis korreliert und eine kausale Beziehung zwischen diesem und dem Deponierungsmotiv postuliert. Die Fokussierung auf kriegerische Ereignisse und politische Unruhen als zur Deponierung von Schatzfunden führende Ursache ist zudem nicht selten auf eigene Kriegserfahrungen der mit der Auswertung von Schatzfunden betrauten Personen sowie das durch die Weltkriege verursachte allgemeine Trauma zurückzuführen[1607]. Angesichts der zahlreich überlieferten Schriftquellen, aus denen die Praxis der mittelalterlichen Kriegsführung, Kriegszüge

1602 Einen kultur- und epochenübergreifenden Überblick zu Hortinventaren bietet beispielsweise Geißlinger 1984, 320 und in mehreren Aufsätzen zum »Schwerpunkt Schätze und Horte«: Archäologie in Niedersachsen 7, 2004.

1603 Zur Diskussion beispielsweise Eggert 2001, 80-82 und ausführlicher Pauli 1985.

1604 Zu den verschiedenen Traditionen in der Erforschung wikingerzeitlicher Schatzfunde: Staecker 1997.

1605 Vgl. Ilisch 1980a, 3.

1606 Zu Beginn war diese allgemein stark auf die Erforschung politischer Ereignisse und Entwicklungen ausgerichtet bis im Zuge einer fortschreitenden Spezialisierung, beeinflusst u. a. durch Konzepte der französischen Annales-Schule sowie der englischen Geschichtswissenschaft, die Wirtschafts- und Sozialgeschichte zunehmend Bedeutung erlangten: Vgl. Goetz 1999, 153-177.

1607 Vgl. Staecker 1997, 95. – Steuer 2004, 606. – Geißlinger 2002, 127.

durch Plünderung und Diebstahl zu finanzieren, hervorgeht[1608], erscheint ein kausaler Zusammenhang zwischen kriegerischen Ereignissen und einer gehäuften Deponierung von Wertobjekten durchaus plausibel, ist jedoch, wie im Folgenden ausführlicher erläutert wird, im Einzelfall kaum gesichert nachzuweisen.

Die Prämisse einer häufigen Deponierung von Wertobjekten in Zusammenhang mit akuten Gefahrensituationen führte zur Bildung der funktionalen Kategorie der Verwahrhorte (emergency hoards)[1609]. Die Verwendung der deutschen Bezeichnung ‚Verwahrhort' erfolgt zwar in Ermangelung einer prägnanten wörtlichen Übersetzung, trägt jedoch als neutrale Begrifflichkeit der Tatsache Rechnung, dass die profan motivierte Verbergung von Wertobjekten letztlich einer individuellen Besorgnis um den Erhalt des Besitzes entspringt. Allgemeine Unruhen auslösende und das kriminelle Potenzial in der Bevölkerung steigernde Ereignisse wie Kriege, Epidemien und beispielsweise Hungersnöte sind zwar als allgemein zur Deponierung führende Ursache anzunehmen, das konkrete Deponierungsmotiv ist jedoch in einem individuellen Bedürfnis nach Besitzstandssicherung zu sehen, das auch unter allgemein friedlichen Verhältnissen zur Deponierung von Wertobjekten führen kann, beispielsweise aus Angst vor Diebstahl, Konfiskation oder Steuerschatzung. Die Kategorie der Verwahrhorte kann folglich prinzipiell sowohl Haushalts- und Sparhorte als auch Sammlungen und Rücklagen umfassen, die entweder in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung oder gemeinsam mit ehemals separat verwahrten Wertobjekten deponiert worden sein können und durch ihre vom Besitzer temporär vorgesehene Deponierung letztlich sämtlich zu Rücklagen auf bestimmte oder unbestimmte Zeit wurden. Zudem können Gefahrensituationen permanent angelegte Deponierungen ohne Bergungsabsicht des Besitzers initiieren, beispielsweise angesichts drohender Naturkatastrophen dargebrachte Opfer oder dauerhaft entsorgte Objekte, deren Besitz unangenehme Konsequenzen nach sich ziehen konnte. Denkbar ist ebenfalls eine dauerhafte Deponierung von Wertobjekten, wenn diese angesichts einer bevorstehenden Flucht oder Vertreibung nicht mitzuführen sind und keine Rückkehrmöglichkeit zum Schatzversteck abzusehen ist, die Wertobjekte jedoch nicht in feindliche Hände geraten sollen.

Für 89 der erfassten Schatzfunde wird eine Gefahrensituation als mutmaßliches Deponierungsmotiv in der Literatur benannt[1610], wobei mit 69 Schatzfunden die weit überwiegende Mehrzahl mit kriegerischen Ereignissen in Verbindung gebracht wird. Bei zwölf Schatzfunden wird das Deponierungsmotiv in Zusammenhang mit Pestepidemien und einhergehenden Pogromen gesehen, bei zwei Schatzfunden wird die Reformation als Ursache der Deponierung in Erwägung gezogen. Beim Schatzfund von Bokel (Hort-Nr. 49) werden in Abhängigkeit von unterschiedlichen Interpretationen bezüglich des ehemaligen Schatzbesitzers voneinander abweichende, die Deponierung mutmaßlich auslösende Ereignisse in der Literatur benannt. Unter der An-

1608 Ilisch 1980a, 3; Staecker 1997, 95; Thordeman 1939, 25 am Beispiel der Schlacht von Visby auf Gotland (S). – Beispielsweise findet sich in der vom Minoriten Salimbene von Parma (1221-1287) ab 1282 verfassten Chronik eine Notiz über Schätze in Zusammenhang mit der Zerstörung der Stadt Victoria: »Und sie bestimmten, dass wer von den Schätzen Victorias etwas besitze, die Hälfte davon behalten und die andere an die Kommune abtreten solle. Und so wurden die Armen auf wunderbare Art bereichert, auf Kosten eines geplünderten Fürsten. [...] Man beachte aber, dass von den Schätzen, die in Victoria gefunden wurden, nur wenige in Parma blieben, weil die von allen Seiten herbeiströmenden Kaufleute sie aufkauften und sie wohlfeil erhielten und sie mit sich davontrugen, die goldenen und silbernen Gefäße also, die Gemmen, Solitäre, Perlen und Edelsteine, die Purpur- und Seidengewänder und alle möglichen Dinge, die zum Schmuck und zum Gebrauch der Menschen zu dienen pflegen. Man beachte ferner auch, dass viele Schätze aus Gold, Silber und Edelsteinen auch in Brunnen, Schlupfwinkeln und Gräbern an der Stelle verborgen blieben, an der die Stadt Victoria stand, und dort liegen sie bis zum heutigen Tage; aber die Verstecke kennt man nicht...« (Heinisch 1977, 172-204, hier 189). Anzumerken ist, dass der ursprüngliche Grund für die Verbergung der Schätze aus der Notiz nicht eindeutig hervorgeht. Ein Zusammenhang mit der bevorstehenden Zerstörung der Stadt ist zwar denkbar, erscheint jedoch nicht zwingend. Vielmehr ist die Zerstörung der Stadt als Überlieferungsursache der im Verborgenen deponierten Schätze eindeutig benannt.

1609 Die Kategorie geht auf die von P. Grierson in seiner Einführung in die Numismatik (Numismatics, London 1975, 124 ff.) vorgenommene Einteilung von Schatzfunden zurück, in Abgrenzung gegenüber zufällig oder wegen eines Unfalls verlorenen Münzmengen (accidental losses), vergrabenen Ersparnissen (saving hoards) und Schätzen, die man nicht wieder auszugraben beabsichtigte (abandoned hoards).

1610 **Tab. 32**: Schatzfunde mit angegebenem Deponierungsmotiv.

nahme, dass es sich um Vermögenswerte der Söhne Heinrichs des Löwen beziehungsweise um einen Hort des Münzmeisters von Lüneburg handelte, wird die Deponierung »im Verfolg uns nicht genauer bekannter kriegerischer Handlungen«[1611] gesehen. Dagegen folgt aus der Interpretation des Schatzes als Eigentum des in Schriftquellen genannten Wundertäters Otbert von Bokel die Verknüpfung des Deponierungsmotivs mit einem Ereignis aus dessen schriftlich überlieferter Lebensgeschichte, konkret der in Folge eines kriegerischen Ereignisses erfolgten Flucht Otberts nach Stade und weiter nach Lübeck und Riga, wo er starb[1612]. Für den als Diebesgut gedeuteten Schatzfund von Hildesheim (Hort-Nr. 173) wird das Deponierungsmotiv in einer akuten »Zwangslage«[1613] des unrechtmäßigen Besitzers gesehen, wie auch bei den ebenfalls als Diebesgut interpretierten Schatzfunden von Iona I und II (GB, Hort-Nrn. 311-312). Die Deponierung des als Privatvermögen des Dompropstes Wilhelm III. von Aham gedeuteten Schatzfundes von Passau (Hort-Nr. 319) wird aufgrund nicht überlieferter kriegerischer Auseinandersetzungen im fraglichen Zeitraum spekulativ mit einem individuell erhöhten Sicherheitsbedürfnis des Besitzers, »übervorsichtig geworden durch seine negativen Eigenerfahrungen und der Passauer Bürgerschaft misstrauend«[1614], verbunden. Alternativ wird die Deutung als Diebesgut vorgeschlagen, sodass entsprechend vorgenannter Schatzfunde in diesem Fall gleichsam eine akute Gefahrensituation für den unrechtmäßigen Besitzer zur Deponierung der Wertobjekte geführt haben könnte. Die Deponierung des Schatzfundes von Gåtebo (S, Hort-Nr. 272) wird schließlich mit einer Bedrohung durch Seeräuber erklärt, wohingegen für den Schatzfund von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) zwar die Verbergung im Jahr der am Ort stattfindenden Wahl König Olufs (1376) als wahrscheinlich anzunehmen, jedoch hieraus kein konkretes Deponierungsmotiv abzuleiten ist.

Das Spektrum funktionaler Deutungen von Schatzfunden, deren Deponierung mit einer akuten Gefahrensituation in Verbindung gebracht wird, umfasst vorwiegend als Privatvermögen einer Person oder Familie gedeutete Horte sowie Händler-, Handwerker- und Pfandleiherhorte, Sparhorte, Herrscherschätze beziehungsweise Kriegskassen, Kirchen- und Klosterschätze, als Diebesgut gedeutete Horte und Opferhorte. Die sich im breiten Spektrum funktionaler Deutungen abzeichnende Heterogenität in der Struktur der Schatzfunde lässt keine charakteristischen Merkmale erwarten, die als eindeutige Indikatoren für die Funktionskategorie der vor akuter Gefahr verborgenen Verwahrhorte betrachtet werden könnten.

Dennoch wird verschiedentlich, insbesondere von numismatischer Seite[1615], das Beinhalten nichtmonetärer Objekte als Indikator für eine spontane Verbergung angesichts einer akuten Gefahr aufgefasst, wobei nichtmonetäre Objekte als fremdes Element in Münzschätzen betrachtet werden, ungeachtet des kapitalbildenden Charakters vor allem von Edelmetall in jedweder Form. Prinzipiell stellen sämtliche Gegenstände aus Edelmetall eine verhältnismäßig wertstabile Kapitalanlage dar und können dieser Funktion entsprechend als Kapitalrücklage gehortet werden. Die beachtliche Anzahl an Schatzfunden mit nichtmonetären Objekten spricht gegen die Ansicht, eine heterogene Zusammensetzung aus mehreren Objekttypen als eindeutigen Indikator für eine Deponierung angesichts einer akuten Gefahrensituation zu betrachten. Trotz der weit höheren Anzahl mittelalterlicher Münzschätze stellt das Horten nichtmonetärer Wertgegenstände keine Seltenheit dar, zumal die mehrheitlich unvollständige Überlieferung der Fundkomplexe zu berücksichtigen ist[1616]. Die Deponierung von Gegenständen wie Schmuckstücke, Edelmetallgeschirr und liturgische Geräte, die normalerweise im Gebrauchskontext verwahrt werden, um sie ihrer Gebrauchsfunktion entsprechend

1611 Grohne 1934, 240.
1612 Bachmann/Bachmann 1980, 22.
1613 Cosack 2003, 58.
1614 Mittermeier 1997, 220.
1615 Beispielsweise Sarvas 1981, 5 und Wiechmann 1996, 34. 45.
1616 Für nichtmonetäre Objekte ist gegenüber Münzen prinzipiell häufiger anzunehmen, dass sie im Fall von Nichtedelmetallobjekten nicht geborgen werden, im Fall von Edelmetallobjekten undokumentiert im Kunsthandel verschwinden oder eingeschmolzen werden. Zudem erfolgte die wissenschaftliche Erfassung, Auswertung und Publikation zahlreicher Schatzfunde mit einer starken Fokussierung auf die im Fundkomplex enthaltenen Münzen, unter weitgehender z.T. möglicherweise vollständiger Vernachlässigung nichtmonetärer Bestandteile.

im Alltag oder an Festtagen verwenden zu können, ist zwar mit einer gewissen Berechtigung als Indikator für ein mit einer konkreten Gefahrensituation und befürchtetem Verlust des Besitzes verbundenes Deponierungsmotiv zu betrachten. Jedoch ist eine akute Gefahrensituation nicht zwingend vorauszusetzen, da die Deponierung ebenfalls unter friedlichen Verhältnissen erfolgen kann, beispielsweise vor einer längeren Abwesenheit des Besitzers, aus Angst vor Diebstahl oder allgemein aus Misstrauen gegenüber Mitmenschen, wenn die Gegenstände nicht genutzt werden und kein unmittelbarer Bedarf daran besteht. Ob die Gegenstände als ihrer ursprünglichen Funktion entsprechende Gebrauchsgegenstände oder in einer hiervon abweichenden Funktion gehortet wurden, geht aus dem Zustand der Objekte hervor. In erstgenanntem Fall ist zu unterstellen, dass die Objekte keine funktionsbeeinträchtigenden Abnutzungen oder Beschädigungen aufweisen, die den Wert der Gegenstände auf den Materialwert reduzieren. Objekte, deren Zustand auf einen Verlust des Gebrauchswertes schließen lässt, deuten auf die Hortung als dem Materialwert entsprechendes Gewichtsgeld oder als zum Einschmelzen oder Umarbeiten vorgesehenes Rohmaterial hin. Vom Zustand der Objekte unabhängig kann die Hortung und geschützte Deponierung als Kapitalrücklage insbesondere von Edelmetallgegenständen sowohl in akuten Gefahrensituationen als auch als Präventivmaßnahme zur Sicherung des Besitzes unter normalen Verhältnissen erfolgen, eine Bergungsabsicht und einen entsprechenden Kapitalüberschuss beziehungsweise fehlenden unmittelbaren Bedarf an den Wertobjekten vorausgesetzt.

Ob die Deponierung durch ein allgemeines Sicherheitsbedürfnis des Besitzers oder eine akute Gefahrensituation verursacht wurde, geht gleichfalls aus den Deponierungsverhältnissen in der Regel nicht eindeutig hervor. Zwar deuten wenig aufwendig angelegte Schatzverstecke mit erkennbar geringen Maßnahmen zur Sicherung des Hortes vor bestandsgefährdenden Umwelteinflüssen und ebenso ungewöhnliche Behältnisse für die Deponierung von Wertobjekten, beispielsweise übliche Transportbehälter und haushaltsübliche Gefäße mit anhaftenden Nahrungsmittelrückständen oder Rußspuren, auf eine spontane Deponierungshandlung hin, jedoch bleibt spekulativ, ob diese durch eine akute Bedrohung oder ein individuelles Sicherheitsbedürfnis des Besitzers initiiert wurde. Entsprechendes gilt für außerhalb privaten Geländes erfolgte Deponierungen.

Auch anhand des weiteren Befundkontextes ist nur eingeschränkt auf ein konkretes Deponierungsmotiv zurückzuschließen. Selbst bei nachgewiesenen Zerstörungshorizonten im direkten Umfeld des Schatzverstecks, die auf ein katastrophales Ereignis schließen lassen, ist ein kausaler Zusammenhang zwischen diesem und dem Deponierungsmotiv nicht a priori anzunehmen. Beispielsweise könnten die Schatzfunde von Ryazan' I-VI (RUS, Hort-Nrn. 235. 361-365) bereits geraume Zeit vor der Zerstörung der Stadt durch Batu im Dezember 1237 deponiert worden sein, sodass das Deponierungsmotiv letztlich offen bleibt. Dagegen deuten beim Schatzfund von Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159) sowohl die Deponierungsverhältnisse als auch der Fundinhalt auf einen ursächlichen Zusammenhang mit der bevorstehenden Zerstörung der Basilika im Zuge des Mongoleneinfalls unter Hūlāgūs (1258-1260) hin. Das relativ aufwendig angelegte Schatzversteck belegt exemplarisch, dass sich ein sorgfältig geplantes Vorgehen bei der Deponierung mit umfangreichen Maßnahmen zur Sicherung des Hortes und eine mehr oder weniger spontane Verbergung angesichts einer akuten Bedrohung nicht zwingend ausschließen. Demnach sind generell keine signifikanten Unterschiede in den Deponierungsverhältnissen angesichts einer akuten Gefahrensituation und unter allgemein friedlichen Bedingungen verborgener Horte vorauszusetzen. Vielmehr zeichnet sich eine hohe Relevanz individueller Faktoren ab, die unabhängig vom zur Deponierung führenden Motiv die Wahl des Versteckplatzes und die Anlage des Schatzverstecks maßgeblich beeinflussen.

In Ermangelung eindeutiger, aus dem Fundinhalt und den Deponierungsverhältnissen zu gewinnender Indikatoren, stützt sich die Interpretation der angesichts einer akuten Gefahr erfolgten Deponierungen nahezu ausschließlich auf die zeitliche Nähe des Deponierungszeitpunktes zu schriftlich überlieferten Ereignissen

und die Unterstellung einer Kausalbeziehung zwischen diesen und dem jeweiligen Deponierungsmotiv. Das relative zeitliche Verhältnis von Deponierungszeitpunkt und schriftlich überliefertem Ereignis stellt jedoch keinen Beweis für einen kausalen Zusammenhang zwischen Deponierungsmotiv und historischem Ereignis dar, zumal nicht selten eine erhebliche Zeitspanne von mehreren Jahren bis Jahrzehnten zwischen dem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt und dem als ursächlich für die Deponierung eines Schatzfundes angenommenen Ereignis liegt[1617]. Über die Datierung der im Schatzfund enthaltenen Objekte ist lediglich der frühestmögliche Deponierungszeitpunkt für den Fundkomplex zu ermitteln. Angesichts längerer Laufzeiten von Münzen sowie einer längeren Nutzungsdauer von nichtmonetären Objekten kann die Deponierung geraume Zeit nach dem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt erfolgt sein, wobei die Zeitspanne nicht exakt zu bestimmen ist und folglich hypothetisch bleibt. Selbst bei münzführenden Fundkomplexen lässt sich die Vergrabungszeit nicht genau eingrenzen, da die mittelalterlichen Münzen bis weit ins 14. Jahrhundert hinein keine Jahreszahlen, sondern allenfalls den Namen oder das Bildnis des Münzherrn tragen[1618]. Zudem ist die Umlaufdauer einzelner Münztypen kaum konkret zu beziffern, nicht zuletzt da besonders beliebte, weithin akzeptierte und daher zur Thesaurierung besonders geeignete Währungsmünzen zum Teil bis weit über den Tod des ursprünglichen Münzherren hinaus unverändert weitergeprägt wurden, um die Stabilität der Währung zu erhalten[1619].

Ungeachtet der Problematik, dass fehldatierte und bislang unbekannte Münztypen sowie die unvollständige Überlieferung und Nichtberücksichtigung nichtmonetärer Bestandteile die Datierung des Deponierungszeitpunktes stark verfälschen können, wurde die funktionale Deutung anhand des mit einem schriftlich überlieferten Ereignis gleichgesetzten Deponierungsmotivs als primärem Indikator nicht selten bereits vor der vollständigen Auswertung der Fundkomplexe vorgenommen. Besonders deutlich treten derart monokausale Interpretationen bei den in die erste Hälfte bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts datierten Schatzfunden Mitteleuropas hervor, wie die Forschungsgeschichte des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster exemplarisch zeigt[1620]. Dessen früherer Deutung als Hort eines jüdischen Pfandleihers entsprechend basieren auch die Interpretationen der Schatzfunde von Lingenfeld (Hort-Nr. 32), Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36), Weißenfels (Hort-Nr. 33), Limburg (Hort-Nr. 41), Erfurt II (Hort-Nr. 34) und Colmar (F, Hort-Nr. 31) als jüdische Vermögen primär auf der zeitlichen Nähe des münzdatierten Deponierungszeitpunktes zur Mitte des 14. Jahrhunderts und der Gleichsetzung des Deponierungsmotivs mit durch Pest und Pogrome verursachten Unruhen. Bei den Schatzfunden von Münster und Lingenfeld gehen weder aus dem Fundinhalt noch den Deponierungsverhältnissen charakteristische Merkmale hervor, die als Indikatoren für eine Deponierung in einem jüdischen Funktionskontext sprechen. Folglich sind alternative Deutungen nicht auszuschließen[1621]. Entsprechendes gilt für den Schatzfund von Sangerhausen (Hort-Nr. 57), dessen Vergra-

1617 **Tab. 32**: Schatzfunde mit angegebenem Deponierungsmotiv.

1618 Ilisch 1980a, 4.

1619 Dazu ausführlicher Kapitel Fundinhalt als Indikator der Deponierungsmotive.

1620 Siehe Kapitel Fund- und Forschungsgeschichte.

1621 Für den Schatzfund von Lingenfeld verweist H. Ehrend auf die zeitliche Nähe des Deponierungszeitpunktes zu schriftlich überlieferten Streitigkeiten zwischen der Stadt Speyer und dem Pfalzgrafen Ruprecht I., sodass nicht auszuschließen ist, »dass unser Schatz einem reisenden Kaufmann gehörte, der ihn vor räubernden Vasallen des Pfalzgrafen verborgen hat« (Ehrend 1975, 38). Dennoch spricht sich Ehrend in der Folge für die Judenverfolgungen ab 1348 als Deponierungsmotiv aus, die der Schriftüberlieferung nach in Speyer besonders schlimm durchgeführt wurden (Ehrend 1975, 38-42). Darauf aufbauend deutet er den Schatzfund als Hinterlassenschaft eines jüdischen Kaufmanns oder Pfandleihers, der durch die drohende Judenverfolgung 1349 veranlasst wurde, seine Barschaft zu vergraben. G. Stein (1975, 56-57) kommt zu dem Schluss, dass die Judenverfolgung als Deponierungsmotiv unsicher ist, da es zahlreiche Unruhen auslösende Ereignisse im fraglichen Zeitraum gegeben habe, beispielsweise »die harten Auseinandersetzungen des Stadtadels mit den Zünften in jenen Tagen«. Auch E. Nau (1983, 106) erscheint es sehr fraglich, »ob es sich hier wirklich um das Fluchtkapital eines Speyrer Juden aus dem Jahr 1349 handelt [...] Nichts zwingt dazu, den Lingenfelder Schatz mit den Judenpogromen oder der Pfalzgrafenfehde in ursächlichen Zusammenhang zu bringen«. Sie nimmt vielmehr an, dass es sich um das Vermögen eines wohlhabenden Landbewohners bzw. Speyrer Bürgers handelt: Nau 1983, 107-109.

bung K. Sieburg[1622] in den Kontext der Pest und einhergehender Pogrome stellt, da kriegerische Ereignisse für den fraglichen Zeitraum nicht überliefert sind. Bezüglich der Frage nach dem ehemaligen Besitzer zieht er alternativ die Deutung als Klosterschatz des Augustinerklosters und als Vermögen eines Juden beziehungsweise (christlichen) Laien in Betracht[1623]. Bei den Schatzfunden von Weißenfels und Środa Śląska deuten in den Fundkomplexen enthaltene, mit spezifisch jüdischer Symbolik versehene Gegenstände[1624] zwar auf einen jüdischen Funktionszusammenhang hin, allerdings bleibt methodisch fraglich, ob einzelne Objekte ausreichen, um den gesamten Fundkomplex in einen jüdischen Kontext zu stellen, »auch wenn die Vergrabung der Schmuckstücke wahrscheinlich in die Zeit der Pestpogrome (1348/1349) fällt«[1625]. Beim Schatzfund von Limburg spricht gleich den Schatzfunden von Salzburg (A, Hort-Nr. 46) und Briviesca I (ES, Hort-Nr. 40) die Lage der Fundstelle im mittelalterlichen Stadtviertel für die Deponierung in einem jüdischen Funktionszusammenhang. Allerdings ist dies angesichts der schriftlich belegten Mischbevölkerung, sowohl in soziokultureller als auch gewerblicher Hinsicht, in verkehrs- und geschäftsgünstig gelegenen, zentralen Bereichen der Stadt nicht als hinreichendes Kriterium für eine eindeutige Interpretation zu betrachten. Bei den Schatzfunden von Erfurt, Colmar und Briviesca III (ES, Hort-Nr. 39) sprechen schließlich sowohl jeweils enthaltene Objekte jüdischen Gebrauchs[1626] als auch die Lage der Fundstelle im mittelalterlichen jüdischen Stadtviertel für die Deponierung in einem jüdischen Funktionszusammenhang.

Mit Ausnahme der Schatzfunde von Briviesca und Salzburg wird für vorgenannte Schatzfunde das Deponierungsmotiv mit Pogromen um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Verbindung gebracht, wohingegen für den um 1290/1300 deponierten Schatzfund von Salzburg und die um 1366 deponierten Schatzfunde von Briviesca das Deponierungsmotiv mit zeitlich näher liegenden kriegerischen Ereignissen gleichgesetzt wird[1627]. Trotz des nicht zu beweisenden kausalen Zusammenhangs zwischen Pogrom und Deponierungsmotiv ist ein beharrliches Festhalten an darauf basierenden monokausalen Interpretationsschemata bei den als jüdisch deklarierten Schatzfunden Mitteleuropas, deren Deponierung um die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert wird, festzustellen[1628]. Wie für den Schatzfund von Münster bereits ausführlich dargestellt, resultiert dieser Umstand aus einer häufig unreflektierten Übernahme älterer Interpretationsansätze unter konsequenter Ausblendung nicht ins Interpretationsschema passender Faktoren, beispielsweise einer unvollständigen Überlieferung und daraus resultierend einer unsicheren Datierung des Deponierungszeitpunktes. Besonders kritisch ist ein derart methodisches Vorgehen bei Schatzfunden zu hinterfragen, in denen Objekte enthalten sind, die auf einen späteren Deponierungszeitpunkt verweisen, wie im Fall der Schatzfunde von Münster[1629] und Colmar. Der Prägezeitraum einiger Brakteaten im Schatzfund von Colmar datiert ans Ende des 14. Jahrhunderts, sodass bei entsprechender Datierung des Deponierungszeitpunktes die Gleichsetzung des Deponierungsmotivs mit dem für 1348/1349 schriftlich überlieferten Pogrom hinfällig wird. Die daraus

1622 Sieburg 1932, 521.

1623 Ebenda.

1624 Beim Schatzfund von Weißenfels ein jüdischer Hochzeitsring, beim Schatzfund von Środa Śląska ein dem Siegel der Regensburger Juden vergleichbarer Siegelring mit fünfzackigem Stern und Mondsichel.

1625 Teile des Schmuckfundes von Weißenfels in: Katalog Speyer 2004, 194 [M. Wener].

1626 Bei den Schatzfunden von Erfurt und Colmar jeweils ein jüdischer Hochzeitsring, beim Schatzfund von Briviesca III Teile des Pessach-Geschirrs.

1627 Im Fall des Schatzfundes von Salzburg kriegerische Ereignisse im Zuge der Unruhen nach dem Tod des Erzbischofs Rudolf im Jahr 1290, beispielsweise die Besetzung Salzburgs durch Herzog Otto von Bayern: Koch 1977, 96. – Im Fall der Schatzfunde von Briviesca kriegerische Auseinandersetzungen zwischen Pedro I. und Enrique II. um den Thron von Kastilien: Iglesias 2002, 103.

1628 Beispielsweise benennt Steuer 2004, 605 den Schatzfund von Münster zusammen mit jenem aus Środa Śląska als während eines Judenpogroms verborgen. Auch W. Transier (2004, 202-203) sieht den Schatzfund aus Münster, wie die Funde aus Colmar (F), Erfurt, Köln, Lingenfeld oder Weißenfels in Verbindung mit den Verfolgungen während des Pestpogroms (1349/1350) und somit gelten die Schatzfunde für ihn ebenfalls als »Zeugnisse der Judenverfolgungen«.

1629 Die Emailzierscheibe (Kat.-Nr. 32) und die Ringspange (Kat.-Nr. 7) sind stilistisch eher in die zweite Hälfte des 14. Jhs. zu datieren.

resultierende Kritik an der bisherigen Datierung des Deponierungszeitpunktes wird jedoch mit dem mangelnden Forschungsstand bezüglich des Prägezeitraums von Brakteaten abgewehrt[1630].
Selbst bei einem sicher zu erbringenden Nachweis der zeitlichen Nähe des Deponierungszeitpunktes zu einem schriftlich überlieferten Ereignis wie Pogrome und Kriegszüge ist ein kausaler Zusammenhang mit dem Deponierungsmotiv nicht zwingend vorauszusetzen, zumal aus der Schriftüberlieferung meist nicht hervorgeht, inwieweit die Bevölkerung allgemein von den Ereignissen betroffen war. Trotz des hypothetischen Charakters der Interpretation eines Schatzfundes bezüglich des Deponierungsmotivs wird an der These einer überwiegenden Verbergung von Wertobjekten in Kriegs- und Krisenzeiten vor allem seitens der numismatischen Forschung festgehalten. Dies erklärt sich mit dem Quellenwert von Schatzfunden zur Rekonstruktion des Münzumlaufs. Für angesichts einer akuten Gefahr deponierte Verwahrhorte wird angenommen, dass sie eine weniger intentional geprägte Auswahl bestimmter Münztypen beinhalten als in nicht akuten Gefahrensituationen deponierte Horte, deren Zusammensetzung von der Intention des Hortenden respektive der Hortfunktion maßgeblich beeinflusst wird. Unter der Prämisse, dass in einer akut bedrohlichen Situation deponierte Horte das zum Zeitpunkt der Deponierung gerade verfügbare Kapital enthalten, spiegelt deren Münzspektrum eher den zeitgenössischen Münzumlauf wider als zum Zweck des Sparens oder als Kapitalrücklage subjektiv ausgewählte und gehortete Münzen[1631]. Allerdings können Gefahrensituationen durchaus auch zur Deponierung von Sparhorten und zuvor anderweitig verwahrten Rücklagen führen, sodass letztlich bei jedem Schatzfund von einer subjektiven Auswahl aus dem potenziell verfügbaren Münzspektrum auszugehen ist, da lediglich das in absehbarer Zeit vom Besitzer nicht benötigte Kapital deponiert wurde.

Schatzfunde aus ökonomischer Perspektive

Seit den 1950er Jahren finden Schatzfunde in der numismatischen Forschung zunehmend Beachtung als historische Quelle vor allem für die Geld-, aber auch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Gegenüber der bis dahin allgemein akzeptierten Ansicht, vorrangig unsichere und unruhige Lebensverhältnisse als Deponierungsmotiv für Schatzfunde zu betrachten, vertrat W. Hävernick auf der Arbeitstagung der Numismatischen Kommission der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 1954 in Hamburg die Antithese, wonach Vermögen in früheren Epochen ohne Bankinstitute prinzipiell vergraben beziehungsweise verborgen wurden, als sichere Form des Sparens[1632]. Als generelle Motivation für die Verbergung kann die Besorgnis um Erhaltung des Besitzes insbesondere vor unbefugtem Zugriff und/oder Feuereinwirkung angesehen werden, die unter unruhigen oder zu befürchtenden katastrophalen Verhältnissen akut verstärkt werden kann. Als die Deponierung auslösende Faktoren sind neben dem individuellen Sicherheitsempfinden des Besitzers auch wirtschaftliche und rituelle Motive in Betracht zu ziehen. Je mehr sich die Ansicht durchsetzt, Deponierungen von Wertobjekten als gängiges Verhalten sowohl unter unruhigen als auch friedlichen Verhältnissen zu betrachten, desto stärker liegt das Augenmerk auf einer funktionalen Differenzierung der Schatzfunde. Dabei basiert die funktionale Deutung mehr auf dem Hortbildungsmotiv und weniger auf dem Deponierungsmotiv, das ersterem nicht zwingend entspricht. Durch die enge Verknüpfung numismatischer und wirtschaftsgeschichtlicher Forschungsfragen liegt der Fokus von numismatischer Seite auf der Differenzierung von Schatzfunden aus ökonomischer Perspektive. Dabei sind nahezu ausschließlich profane

1630 Dhénin/Poinsignon 1999, 84.
1631 Vgl. Grinder-Hansen 1992, 121-122 und Ilisch 1980a, 1-2. – Das objektivste Spiegelbild des realen Geldumlaufs liefern verlorene Münzen, wobei hier die geringwertigen Nominale dominieren.
1632 Numismatische Kommission 1954, 4. – Vgl. Ilisch 1980a, 3.

Horte Gegenstand der Betrachtung, für die eine Deponierung mit beabsichtigter Bergung je nach Bedarf beziehungsweise nach Möglichkeit durch den ehemaligen Besitzer zu unterstellen ist. Dagegen sind rituelle Deponierungen und dauerhaft entsorgte oder verlorene Objektkollektionen lediglich von untergeordneter Bedeutung[1633]. Der Betrachtung von Schatzfunden als primär ökonomisches Phänomen entspringen die Funktionstypen Haushaltshort, Sparhort und Kapitalrücklage.

Haushaltshorte, als für den baldigen Verbrauch bereitgestelltes Kapital, umfassen zeitgenössisch umlaufende Münzen beziehungsweise als Gewichtsgeld gehortete Objekte in moderater Anzahl, wobei Umfang und Wert der Objektkollektionen von der finanziellen Potenz des Besitzers und der Höhe der zeitnah vorgesehenen Ausgaben abhängig sind. Der ebenfalls als Haushaltshort zu betrachtende, zum Einschmelzen oder Umarbeiten vorgesehene Materialvorrat von im Metallgewerbe tätigen Personen hängt dem Umfang nach zudem von der Auftragslage ab. Prinzipiell ist die Überlieferung von Haushaltshorten in archäologischem Kontext nicht zu erwarten, da sie ihrer Funktion entsprechend leicht zugänglich verwahrt werden, um bei Bedarf spontan darauf zugreifen zu können. In akuten Gefahrensituationen vom Besitzer nicht mitgeführte Haushaltshorte können weniger leicht zugänglich, vor unbefugtem Zugriff besser geschützt verwahrt und damit funktional zu einer Rücklage werden. Folglich könnte es sich bei den als Besitz von Reisenden[1634] gedeuteten Schatzfunden von Eltang II (DK, Hort-Nr. 98), Helsingør (DK, Hort-Nr. 104), Landsgrav Mark (DK, Hort-Nr. 103), Systofte (DK, Hort-Nr. 92), Jezreel-Tal (IL, Hort-Nr. 328) und Prag (CZ, Hort-Nr. 286) um ursprünglich mitgeführte Haushaltshorte handeln. Entsprechendes gilt für die möglicherweise beim Transport verlorenen Horte von Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322), Vejby (DK, Hort-Nr. 125), Højstrup (DK, Hort-Nr. 106), Thame (GB, Hort-Nr. 127), Fishpool (GB, Hort-Nr. 126) und Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) ebenso wie für die potenziell als Besitz der Verstorbenen bewusst oder unbewusst mit ins Grab gegebenen Horte von Prokuplje (SRB, Hort-Nr. 265) und Flødstrup kirkegård (DK, Hort-Nr. 101). Auch bei dem im Beinhaus des Passauer Domhofes abgelegten Schatzfund von Passau (Hort-Nr. 319) sowie dem im Uferbereich eines Sees deponierten Schatzfund von Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167) könnte es sich um ursprünglich mitgeführte Haushaltshorte handeln.

Sparhorte, als im Hinblick auf eine geplante Anschaffung angespartes Kapital, sind sowohl nach dem Inhalt als auch den Deponierungsverhältnissen und der geringen Überlieferungswahrscheinlichkeit Haushaltshorten grundsätzlich ähnlich. Umfang und Wert eines Sparhortes hängen primär vom Kaufpreis des angestrebten Produktes ab. Je nach Dauer des Sparvorganges kann das Münzspektrum eine längere oder kürzere Laufzeit umfassen. Insbesondere bei längerfristig akkumuliertem Kapital sind gegebenenfalls Phasen unterschiedlich intensiver Spartätigkeit anhand einer ungleichmäßigen chronologischen Verteilung der Münzen zu erkennen. Zu unterstellen ist, dass Sparhorten die jeweils hochwertigsten für den Hortenden erreichbaren Münzen hinzugefügt wurden[1635]. Neben Münzen können ebenfalls nichtmonetäre Objekte enthalten sein, die im Warenverkehr akzeptierte Tauschmittel mit anerkannter Kaufkraft darstellten. Funktionale Voraussetzung für einen Sparhort ist die relativ leichte Zugänglichkeit, um bei Bedarf Wertobjekte hinzufügen oder entnehmen zu können. Dabei hängen die zur Sicherung des Hortes vor unbefugtem Zugriff getroffenen Maßnahmen vom individuellen Sicherheitsempfinden des Hortbesitzers und den sich bietenden konstruktiven Möglichkeiten ab. Als weitere auf einen Sparhort hindeutende Merkmale gelten die Unterbringung in einem nachweislichen Spargefäß, entsprechend der als Behälter des Schatzfundes von St. Pölten (A, Hort-Nr. 58) dienenden Spardose, sowie eine schrittweise Thesaurierung implizierende Portionierung des Fundinhaltes in kleinere Einheiten und eine chronologische Schichtung der Schatzbestandteile mit nach oben

1633 Vgl. beispielsweise die Definition »eigentlicher Münzschätze« bei Sarvas 1981, 4.

1634 Als Interpretationskriterien dienen jeweils als Importgüter betrachtete, nicht aus regionaler Produktion stammende Gegenstände, wobei hier nicht näher auf die Problematik der Lokalisierung des Produktionsortes eingegangen wird.

1635 Grinder-Hansen 1992, 121.

hin jünger werdenden Objekten. Haushaltshorten entsprechend können Sparhorte angesichts einer akuten Gefahrensituation dauerhafter und weniger leicht zugänglich, vor unbefugtem Zugriff besser geschützt deponiert und damit funktional zu einer auf bestimmte oder unbestimmte Zeit angelegten Rücklage werden. Darüber hinaus kann ein Funktionswandel hin zu einer Rücklage erfolgen, wenn die geplante Anschaffung hinfällig wird oder der Sparhort durch Erlangen einer größeren Barschaft überflüssig und damit zu überschüssigem, auf absehbare Zeit nicht benötigtem Kapital wird.
Rücklagen stellen gegenüber Haushalts- und Sparhorten längerfristig gehortetes Kapital dar, an dem auf absehbare Zeit kein unmittelbarer Bedarf besteht und das zur finanziellen Absicherung des Lebensstandards in der Zukunft vorgesehen ist. Folglich ist eine dauerhafter angelegte Deponierung mit hohen Hortsicherungsmaßnahmen zum Schutz der Wertobjekte vor bestandsgefährdenden Umwelteinflüssen zu unterstellen. Demgegenüber tritt der Aspekt einer leichten Zugänglichkeit zu den deponierten Wertobjekten für den Besitzer zurück. Insbesondere für längerfristig angelegte Rücklagen ist anzunehmen, dass die gehorteten Objekte möglichst wertbeständig über die Zeit bleiben oder bestenfalls eine Wertsteigerung erfahren sollten, wobei deren Umfang und Wert einerseits von der wirtschaftlichen Situation der hortenden Person und andererseits von deren Einschätzung des zukünftigen Kapitalbedarfs abhängig sind. Die Auswahl der gehorteten Objekte beziehungsweise Objekttypen wird zudem durch individuelle Sammelstrategien bestimmt, sodass Rücklagen prinzipiell eine heterogene Zusammensetzung aufweisen können und sich nicht grundsätzlich von Sparhorten unterscheiden müssen. Schließlich ist eine gemeinsame Deponierung ursprünglich getrennt, beispielsweise in Sparhorten und Sammlungen, verwahrter Wertobjekte als Rücklage, sowohl aus einem individuellen Sicherheitsbedürfnis heraus als auch angesichts einer akuten Gefahrensituation, möglich.
Die in Verbindung mit ökonomischen Hortbildungsmotiven aufgestellten Funktionstypen Haushaltshort, Sparhort und Rücklage beziehen sich zwar primär auf Münzschätze, können jedoch auf sämtliche Objektkollektionen bezogen werden, die im Warenverkehr akzeptierte Tauschmittel mit anerkannter Kaufkraft darstellten. Dabei wird die Beurteilung des Phänomens der Hortung und Deponierung von Vermögenswerten von der Ansicht geleitet, Menschen als ökonomisch-rational handelnde Wesen zu betrachten. Folglich werden primär wirtschaftliche Motive sowohl für die Bildung als auch die Deponierung von Horten angenommen[1636].

Schatzfunde aus archäologischer Perspektive

Die archäologische Perspektive auf das Phänomen der Hortung und Hortverbergung im Mittelalter wird einerseits durch die numismatischen Forschungsrichtungen und andererseits durch ur- und frühgeschichtliche Interpretationsansätze beeinflusst. Die theoretische Auseinandersetzung mit der Quellengruppe der Horte ist in der ur- und frühgeschichtlichen Forschung bereits frühzeitig durch das Problembewusstsein geprägt, dass die Deponierung von Wertobjekten insgesamt nicht mit einer einzigen Niederlegungsabsicht respektive einem einzigen Deponierungsmotiv zu verbinden ist. Folglich werden Horte als Resultat funktional mehrdeutigen Kulturverhaltens betrachtet[1637]. Dies erklärt sich aus dem Mangel zeitgenössischer Schriftüberlieferung und der damit einhergehenden Unmöglichkeit, Deponierungen aus ur- und frühgeschichtlichen Epochen mit konkreten historischen Ereignissen zu verknüpfen. Dennoch ist das Bestreben erkennbar, die

1636 Als Ursachen für die Vergrabung von Münzschätzen werden neben Kriegsereignissen, der Sicherung vor Diebstahl, Misstrauen gegenüber Verwandten und sonstigen persönlichen Gründen das Verstecken der Barschaft bei Steuerschatzungen und die Hortung einer beliebten oder besonderen Geldsorte in Währungskrisen benannt: Numismatische Kommission 1954, 27.

1637 Eggert 2001, 78.

Quellengruppe mittels Klassifizierung verschiedener funktionaler Horttypen näher zu charakterisieren, wobei die funktionale Deutung mit der mutmaßlich zur Deponierung führenden Motivation des ehemaligen Besitzers auf einer hypothetischen Annahme basiert.

Die forschungsgeschichtliche Betrachtung zeigt unterschiedliche, durch spezifische Prämissen bestimmte Deutungsansätze. So führt ein ausgeprägtes religionsgeschichtliches Interesse des Bearbeiters zu einer überwiegenden beziehungsweise ausschließlichen Berücksichtigung derartiger Deponierungen, die als Opfer- oder Weihehorte interpretiert werden können und darauf aufbauend zu einer allgemeinen Betonung ritueller Deponierungsmotive und entsprechender Hortfunktionen. Eine Affinität für wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen führt dementsprechend zu einer Betonung ökonomischer Deponierungsmotive und einer Hervorhebung von als Händler- oder Handwerkerhorten zu interpretierenden Deponierungen. Mit einem auf sozial- und politikgeschichtlichen Entwicklungen liegenden Interessenschwerpunkt des Bearbeiters geht im Allgemeinen eine Fokussierung auf die Deutung von Horten als angesichts einer akuten Gefahrensituation vorgenommene Deponierungen einher[1638].

Bezüglich der Deponierungsmotive und daraus hervorgehender Hortfunktionstypen werden die beiden Funktionskategorien rituelle und profane Deponierungen unterschieden, wobei neben der Analyse des Fundinhaltes die Deponierungsverhältnisse als wesentliches Kriterium bei der funktionalen Deutung berücksichtigt werden. In der ur- und frühgeschichtlichen Forschung besteht eine ausgeprägte Tendenz, Horte mit reversiblen Deponierungsverhältnissen als temporär angelegte, profane Deponierungen zu deuten und irreversible Deponierungsverhältnisse als Indikator für permanent angelegte, rituelle Deponierungen zu betrachten[1639]. Dieser Interpretationsansatz ist ebenfalls prinzipiell auf hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde anzuwenden, auch wenn Opferhandlungen in christlichem Kontext lediglich in geringerem Ausmaß mit der permanenten Deponierung von Wertobjekten einhergehen[1640]. Dies findet eine gewisse Bestätigung in der geringen Anzahl erfasster Schatzfunde mit irreversiblen Deponierungsverhältnissen, wobei die meist unzureichende Beobachtung der Deponierungsverhältnisse als relativierender Faktor zu berücksichtigen ist. Bauopfer und der Brauch, Münzen in Brunnen und Schächte zu werfen, belegen ein gewisses Fortdauern spezieller Formen ritueller Deponierungen in christianisierten Gebieten, die als Rudimente älterer religiöser Anschauungen zu betrachten sind. Dabei bleibt offen, ob sie das ununterbrochene Fortleben heidnischen Volksglaubens widerspiegeln oder ob es sich um eine künstliche Wiederbelebung nach dessen Vorbild handelt. In der Regel bestehen hoch- und spätmittelalterliche Opfer- und Weihegaben aus materiell geringwertigen Objekten, entsprechend der nur geringen Anzahl an Edelmetallgegenständen in den samischen Opferhorten von Unna Saiva (S, Hort-Nr. 169), Vindelgransele (S, Hort-Nr. 370), Bäsksjö (S, Hort-Nr. 371), Saivo (S, Hort-Nr. 367) und Rautasjaure (S, Hort-Nr. 170) wobei nicht auszuschließen ist, dass hier Edelmetallobjekte durch Plünderung und Diebstahl in größerem Umfang entwendet wurden und daher in den Fundkomplexen sekundär unterrepräsentiert sind. Die Auswahl der geopferten Gegenstände bezieht sich primär auf Objekte mit magisch-religiöser Bedeutung im Volksglauben, in den samischen Opferhorten hauptsächlich Rentierknochen und -geweihe, Glimmerbrocken, Steingeräte und bis Mitte des 14. Jahrhunderts diverse Metallgegenstände wie Anhänger, Spangen und Fibeln, Finger- und Armringe, Gürtelbeschläge, Kettenglieder, Perlen, Münzen, Blech-, Draht- und sonstige Fragmente überwiegend aus Bronze, Kupfer, Zinnlegierungen und Eisen, seltener aus Silber. Der Nachweis einer Deponierung von Edelmetallgegenständen mit der Intention des Opferns oder Weihens erfolgt anhand des Fundinhaltes allenfalls über eindeutige Beifunde magisch-religiöser Bedeutung, die jedoch mit Ausnahme der samischen Opferhorte in keinem der erfassten Fälle nachgewiesen sind. Schriftlich überlieferte und mündlich tradierte Analogien aus der Frühen Neuzeit

1638 Eggert 2001, 80.

1639 Eggert 2001, 81 mit Verweis auf Geißlinger 1984, 322.

1640 Zu Opferhandlungen in kirchlichem Kontext beispielsweise Illi 1995.

belegen, dass prinzipiell eine Vielfalt an Edelmetallobjekttypen rituell deponiert werden konnte. Bei den in kirchlichem Kontext geopferten Münzen handelt es sich meist um niedrige Nominale des zeitgenössischen Münzumlaufs, wobei häufig ältere Münztypen bevorzugt wurden[1641].

Während es sich bei den Schatzfunden von samischen Opferplätzen um sowohl durch den Befundkontext als auch Beifunde magisch-religiöser Bedeutung im Volksglauben eindeutig gekennzeichnete rituelle Deponierungen handelt, ist für den Schatzfund von Tune kirke (DK, Hort-Nr. 95), der einzig auf dem Merkmal der Deponierung in einer verschlossenen Mauernische basierend als Bauopfer gedeutet wird, eine rituelle Hortfunktion nicht eindeutig nachzuweisen. Alternativ kommt die Interpretation als profane, mit hohen Hortsicherungsmaßnahmen deponierte Rücklage in Betracht, entsprechend den sonstigen, in Gebäudehohlräumen deponierten Schatzfunden, die in keinem der erfassten Fälle eine für Bauopfer charakteristische Position innerhalb der Gebäude aufweisen.

Für Schatzfunde von christlichen Begräbnisplätzen ist ein rituelles Deponierungsmotiv ebenfalls nicht a priori anzunehmen, da konventionell besonders geschützte Bereiche für temporär vorgesehene Deponierungen von Wertobjekten durchaus genutzt wurden, wie nicht zuletzt aus der Schriftüberlieferung hervorgeht. Selbst für erkennbar unmittelbar mit der Bestattung des Leichnams in den Grabkontext eingebrachte Fundkomplexe, wie dem Schatzfund von Flødstrup kirkegård (DK, Hort-Nr. 101), bleibt offen, ob es sich um dem Toten intentional mitgegebene Beigaben oder um unbemerkt, in der letzten Bekleidung des Toten enthaltene und somit unbewusst mitvergrabene Wertobjekte handelt.

Auch bei Gewässerfunden bestehen prinzipiell diverse funktionale Deutungsmöglichkeiten. Neben unabsichtlich in tiefen oder stark strömenden Gewässern verlorenen Wertobjektsammlungen können Fundkomplexe aus einzelnen verlorenen oder geopferten Objekten strömungsbedingt akkumuliert werden. Bei letzteren bleibt auf das einzelne Objekt bezogen fraglich, ob dieses in jedem Fall mit der Intention des Opferns deponiert wurde. Beeindruckende Massen von Opferstücken an besonderen Orten wie beispielsweise Brunnen, Brücken und Quellen sind zwar als »Ausdruck massenhaft gleichförmigen Opferverhaltens« zu deuten, wobei dieses »mitunter durch die Nachahmung fordernde Mentalität eines »Zielwurfs« gefördert werden mag«[1642]. Zudem besteht die Möglichkeit der Nutzung von Gewässern zur temporären Deponierung von Wertobjekten oder zu deren dauerhafter Entsorgung beispielsweise um zu verhindern, dass sie in den Besitz anderer Personen gelangen[1643]. Gewässerfunden entsprechend werden Deponierungen in Mooren ebenfalls häufiger mit rituellen Deponierungsmotiven in Verbindung gebracht, unter der Annahme, dass eine Bergung technisch schwierig bis unmöglich gewesen sei. H. Geißlinger[1644] wirft angesichts der differierenden Bodenverhältnisse in Sumpf- und Moorgebieten sowie den in Verbindung mit schriftlich überlieferten Kriegsereignissen als profane Verwahrhorte gedeuteten dänischen Moordepots der frühen Neuzeit die Frage auf, »ob tatsächlich alle oder fast alle prähistorischen Depots in Mooren von vornherein als religiös motiviert angesehen werden dürfen«[1645], womit explizit nicht gemeint ist, dass es nicht durchaus rituelle Deponierungen gegeben haben kann. Aufgrund der problematischen Abgrenzung gegenüber profanen Deponierungen werden im Umkehrschluss besondere, das heißt reversible Deponierungsverhältnisse, die auf fehlende Hortsicherungsmaßnahmen im Hinblick auf eine Zugriffsbeschränkung gegenüber anderen Personen schließen lassen, als charakteristisches Merkmal für rituelle Deponierungen in Mooren betrachtet.

1641 Vgl. Sarvas 1981, 4. – Grinder-Hansen 1992, 121.

1642 Klüßendorf 1995, 139-151, Zitat 140.

1643 Verwiesen sei hier auf das Beispiel der Versenkung des Nibelungenschatzes im Rhein und auf den Schatzfund von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131), der möglicherweise eine auf der Flucht vor feindlichen Truppen versenkte Kriegskasse darstellt. Zur Interpretation des Schatzfundes von Tutbury: Hawkins 1832; vgl. Cherry 2000, 161.

1644 Geißlinger 2004.

1645 Ebenda 460.

Dass rituelle Deponierungen nicht zwingend irreversible Deponierungsverhältnisse aufweisen müssen, belegen nicht zuletzt die archäologisch nachgewiesenen Plünderungsspuren an samischen Opferplätzen und beispielsweise die schriftlich überlieferten rituellen Deponierungshandlungen im wikingerzeitlichen Skandinavien. Die Interpretation wikingerzeitlicher Schatzfunde war zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark beeinflusst durch die skandinavischen Sagas. Diese berichten von Silberopfern der Wikinger an Odin (*Ynglinga saga*) und von verborgenen Schätzen, die als Selbstausstattung für ein Leben im Jenseits vorgesehen waren (*Egils saga, Landnámabók*)[1646]. Die Betonung kultischer Praktiken in der volkskundlichen Überlieferung spiegelt sich in der archäologischen Interpretation entsprechender Deponierungen wider, gestützt durch ethnographische Parallelen[1647]. In den letzten Jahren ist eine Hinwendung zu einer differenzierteren Betrachtung der wikingerzeitlichen Horte in der Forschung zu beobachten, die auf der Kombination von Aussagen der Saga-Überlieferung (*Svarfdæla saga*) und der Position des Schatzverstecks in Bezug auf den Wohnplatz basiert[1648]. Horte innerhalb des engeren Wohnbereichs werden als profane Versteckfunde gedeutet, wohingegen außerhalb gelegenen Depots eher eine mythologische Funktion als Gaben an die Götter zum Schutz von Haus und Grund zugesprochen wird. Ein weiterer mentalitätsgeschichtlicher Interpretationsansatz im Kontext von Magie, Religion und Ethik erklärt die Akkumulation von Gold und Silber als Garant für wachsenden Erfolg und Glück für den Eigentümer und dessen Nachkommen, wobei der Umstand des Vergrabens ambivalent gedeutet wird mit der profanen Motivation des sicheren Verbergens und der rituellen Selbstausstattung für das Leben nach dem Tod[1649]. Weder nach den Deponierungsverhältnissen noch dem Inhalt sind die schriftlich überlieferten rituellen Horte von mit profaner Motivation deponierten und prinzipiell zur Bergung und Verwendung im Diesseits vorgesehenen Rücklagen zu unterscheiden.

Irreversible Deponierungsverhältnisse sind kein eindeutiger Indikator zur Identifizierung ritueller Deponierungen, da der Vorgang des unabsichtlichen Verlustes und die dauerhafte Entsorgung von Wertobjekten ebenfalls zu deren Ablagerung an schwer erreichbarer oder unzugänglicher Stelle führen können. Das Deponierungsmotiv und die damit verbundene Hortfunktion sind in der Regel nicht eindeutig nachzuweisen. So könnten beispielsweise die üblicherweise als verlorene Opfermünzen in Kirchen gedeuteten Fundkomplexe zumindest teilweise aus intentional durch Fußbodenspalten geopferten Münzen bestehen, entsprechend dem in heutiger Zeit nicht unüblichen Brauch, Münzen in mit Gitterrosten verschlossene Licht- und Heizungsschächte in Kirchen zu werfen[1650].

Auch bei den aufgrund der Deponierung in ungewöhnlichen Kontexten, wie beispielsweise Latrinen und Brunnen, als dauerhaft entsorgte Wertobjekte interpretierten Fundkomplexen, ist die Möglichkeit des unbeabsichtigten Verlustes oder einer auf temporäre Zeit angelegten Deponierung mit beabsichtigter Bergung nicht sicher auszuschließen. Durch Plünderung und Diebstahl unrechtmäßig erworbene und sonstige illegale Güter können angesichts drohender oder bereits eingeleiteter Strafverfolgung für ihren Besitzer akut gefährlich werden, sodass eine dauerhafte Entsorgung der Gegenstände zweckmäßig erscheint. Bei keinem der erfassten, als Diebesgut gedeuteten Schatzfunde handelt es sich um eine nachweisbar vorsätzlich irreversibel angelegte Deponierung. Als Interpretationskriterien dienen bei den Schatzfunden von Haraldsborg slotsbanke (DK, Hort-Nr. 84) und Hildesheim (Hort-Nr. 173) die Deponierung mutmaßlich aus Kirchen- beziehungsweise Klosterschätzen stammender Objekte an einem außerhalb des ursprünglichen Funktionskontextes gelegenen Ort und die eilig anmutende Vergrabung der Wertgegenstände ohne sorgfäl-

1646 Staecker 1997, 95.

1647 Hier hauptsächlich Reiseberichte aus Lappland, wonach es dort im 17. und 18. Jh. nicht unüblich war, dass das Familienoberhaupt angesammelte Reichtümer ohne Wissen seiner Angehörigen versteckte, um sie für sein eigenes komfortables Leben im Jenseits zu nutzen: Staecker 1997, 95.

1648 Ebenda 97.

1649 Ebenda 97-98.

1650 Vgl. Kœnig 1995, 170.

tige Hortsicherungsmaßnahmen. Das schriftlich überlieferte Beispiel des vom Vogt des Klosters Blaubeuren im Auftrag des Abtes auf seinem Privatgelände in Ehingen/Donau (Alb-Donau-Kreis, Baden-Württemberg) vergrabenen Klosterschatzes zeigt jedoch, dass außerhalb des eigentlichen Gebrauchs- und Funktionskontextes deponierte Kirchen- und Klosterschätze nicht zwingend Diebesgut sein müssen[1651]. Für die beiden im Kloster von Iona deponierten Schatzfunde (GB, Hort-Nrn. 311-312) werden als Interpretationskriterien für die Deutung als Diebesgut die erkennbar absichtliche Zerteilung der Schmuckobjekte in handlichere Stücke und die auf eine spontane Verbergung hindeutenden Deponierungsverhältnisse herangezogen. Darüber hinaus könnte es sich um die Deponierung von im Kloster nicht erlaubtem Privatbesitz handeln, wie bei den entsprechend gedeuteten Gegenständen, die im Hohlraum unter den Bohlen der Gestühlreihen im 1330 erbauten Nonnenchor des Klosters Wienhausen bei Celle (Lkr. Celle, Niedersachsen) deponiert worden waren[1652].

Im Gegensatz zu ur- und frühgeschichtlichen Horten, für die eine mehrheitliche Deutung als Opfer- oder Weihegaben bis heute diskutiert wird[1653], werden für Horte des hohen- und späten Mittelalters wie auch für neuzeitliche Deponierungen weit überwiegend profane Deponierungsmotive angenommen. Die weitergehende funktionale Differenzierung basiert primär auf Charakteristiken des Fundinhaltes und daraus hervorgehenden Hinweisen auf den ehemaligen Besitzer beziehungsweise dessen berufliche und soziale Stellung. Die Frage nach dem mutmaßlichen Deponierungsmotiv ist dabei von sekundärer Bedeutung. Zur Differenzierung unterschiedlicher Hortfunktionstypen werden Unterschiede im Typenspektrum, dem Zustand der Objekte und dem Umfang der Horte herangezogen. Dabei entsprechen die auf den Beruf des ehemaligen Besitzers bezogenen Funktionstypen weitgehend den in der ur- und frühgeschichtlichen Hortfundforschung gängigen Interpretationsansätzen[1654], sowohl hinsichtlich der Interpretationskriterien als auch der inhaltlichen Deutung.

Rohmaterial, Halbfertigprodukte, Produktionsausschuss und ein hoher Fragmentierungsgrad, der für die Hortung zum Einschmelzen vorgesehener Altmetallgegenstände spricht, gelten als Indikatoren für Handwerkerdepots[1655]. Mit Ausnahme des Schatzfundes von London (GB, Hort-Nr. 360) sind in keinem der erfassten Fälle Hinweise auf die Deponierung im handwerklichen Kontext aus den Deponierungsverhältnissen zu gewinnen. Allerdings ist die Deponierung in einem Brunnen im ehemaligen Goldschmiedequartier Londons ebenso wie die Lage einer Fundstelle in einem zentralen, verkehrs- und geschäftsgünstig gelegenen städtischen Bereich, besonders in Marktnähe, kein eindeutiges Kriterium zur Abgrenzung von Handwerkerhorten gegenüber Depots sonstiger, im Handel mit Metallerzeugnissen tätiger Personen, wie bezüglich des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster bereits ausführlich dargestellt. Ebenso ermöglichen die aus dem Fundinhalt abgeleiteten Kriterien keine eindeutige Differenzierung von Horten verschiedener Metallgewerbetreibender[1656]. Dies entspricht in gewisser Hinsicht den schriftlich bezeugten Goldschmieden, die in Personalunion als Münzmeister, Händler und Pfandleiher tätig waren und sowohl mit Fertigwaren als

1651 Die Deponierung des Blaubeurer Klosterschatzes auf dem Privatgelände des Klostervogtes erfolgte um 1562 aus Angst vor Plünderung und Enteignung in der Reformation. Als ausschlaggebender Faktor für die Wahl des Versteckplatzes dürfte ein Mangel an einer durch den Abt als ausreichend sicher eingeschätzten Versteckmöglichkeit innerhalb des Klosters anzusehen sein. Zum Blaubeurer Klosterschatz: Geißlinger 2004, 486 Anm. 93.

1652 U. a. ein sorgsam in Tücher gehüllter und in einer Spanschachtel deponierter Alraun: H. Appuhn, Kloster Wienhausen (Hamburg 1955) 28 zitiert nach Fingerlin 2005, 16.

1653 Als Erklärungsmuster für die Überlieferung zahlreicher wertvoller Metalldepots. – Kritisch zu einseitig religionsgeschichtlichen Interpretationen beispielsweise Eggert 2001, 80-81 mit Verweis auf Torbrügge 1985, 17-23. – Siehe auch Pauli 1985, 195-206.

1654 Zu diesen beispielsweise Eggert 2001, 82 und ausführlicher, kritisch hinterfragt Huth 1997, 178-183.

1655 Berufsspezifische Werkzeuge sind allgemein epochenübergreifend äußerst selten mit anderen Wertgegenständen vergesellschaftet, was auf eine in der Regel separate Verwahrung hindeutet. Bei keinem der erfassten Schatzfunde sind Goldschmiedewerkzeuge enthalten.

1656 Dies entspricht den Ergebnissen von Huth 1997, 182.

auch Rohmaterial und Altedelmetall in jedweder Form handelten. Zudem wurden Edelmetallgegenstände unabhängig vom Objekttyp ihrem Materialwert entsprechend als Gewichtsgeld eingesetzt, sodass eine Hortung im privaten Kontext als wertstabile Kapitalanlage ebenfalls in Betracht zu ziehen ist. Der nicht eindeutigen Abgrenzbarkeit tragen die diversen alternativen Deutungen der Schatzfunde von Münster (Hort-Nr. 30), Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171), Pritzwalk (Hort-Nr. 35), Lundby Krat (DK, Hort-Nr. 79), Bokel (Hort-Nr. 49) und Slagelse (DK, Hort-Nr. 99) Rechnung.

Als Indikatoren für das Depot eines Händlers und gleichfalls für Pfandleiherhorte gelten die Ansammlung neuwertiger, gleichförmiger Objekttypen, eine größere Anzahl überregional gültiger, hochwertiger Münzen, Edelmetallbarren in der Funktion als überregional anerkanntes Zahlungsmittel zur Begleichung größerer Beträge, Feinwaagen und Gewichte sowie die Nähe der Fundstelle zum Markt oder zu Handelswegen. Den Indizien für Handwerkerdepots entsprechend handelt es sich hierbei ebenfalls nicht um eindeutig berufskennzeichnende Merkmale. Zudem sind Edelmetallbarren und größere Nominale zur Hortung umfangreicher Vermögenswerte in komprimierter Form besonders geeignet, sodass sie privates Kapital vor allem finanziell potenter Personen darstellen können. Die Hortung gleichförmiger Objektkollektionen ist auch im privaten Kontext, als Resultat individueller Sammelstrategien, möglich. Die breite Varianz sowohl im Umfang als auch im Typenspektrum der als Händler- oder Pfandleiherhorte gedeuteten Schatzfunde lässt auf eine hohe Relevanz individueller Voraussetzungen und Möglichkeiten zur Hortung von Wertobjekten auch im beruflichen Kontext schließen. Dies entspricht den schriftlich überlieferten, teils erheblichen Vermögensunterschieden innerhalb der beruflichen und sozialen Gesellschaftsschichten. Zudem könnte eine heterogene Struktur der Schatzfunde in Bezug auf vorgenannte Interpretationskriterien auf eine gemeinsame Deponierung privater Vermögenswerte und beruflichen Kapitals zurückzuführen sein, wie beispielsweise für den Schatzfund von Mehntack (EST, Hort-Nr. 160) vermutet wird. Die 15 Bronzeschalen werden als Handelsware gedeutet, aufgrund der großen Anzahl, die über den Bedarf eines privaten Haushaltes hinausgehen dürfte[1657]. Die dem Umfang nach bescheidene Kollektion von Schmuckstücken und älteren Münzen wird dagegen eher als privater Besitz gedeutet[1658]. Auffallend ist die nicht selten kombinierte funktionale Deutung von Sparhorten, die Händlern respektive Gewerbetreibenden zugewiesen werden[1659]. Entsprechende Interpretationen zeigen eine Beeinflussung durch numismatisch respektive wirtschaftshistorisch orientierte Forschungsansätze. Gegenüber den als Händlerhorte interpretierten Schatzfunden, die keine ausgeprägten regionalen Häufungen aufweisen, konzentrieren sich die als Pfandleiherhorte gedeuteten Fundkomplexe, mit Ausnahme des Schatzfundes von Slagelse (DK, Hort-Nr. 99), auf Mitteleuropa. Die hier ausschließlich jüdischen Besitzern zugeschriebenen Pfandleiherhorte folgen dem Topos der »Zinsknechtschaft«, der zu den wichtigsten Bestandteilen des antijüdischen Stereotyps in der mittelalterlichen Schrift- und Bildüberlieferung zählt[1660], ungeachtet dessen, dass durchaus auch anderweitige Bevölkerungsgruppen im Zinsgeschäft und der Geldleihe tätig waren. Die funktionale Deutung als jüdischer Pfandleiherhort basiert, dem früheren Interpretationsmodell des Schatzfundes von Münster entsprechend[1661], bei den Schatzfunden von Colmar (F, Hort-Nr. 31), Lingenfeld (Hort-Nr. 32), Weißenfels (Hort-Nr. 33) und Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36) primär auf einer mehr oder weniger gegebenen zeitlichen Nähe des Deponierungszeitpunktes zur Mitte des 14. Jahrhunderts und der damit begründeten Verknüpfung des Deponierungsmotivs mit Pogromen im Zuge der sich ausbreitenden Pestepidemie. Nicht selten wird der um 1349/1350 in Mitteleuropa postulierte Schatzfundhorizont

1657 Zudem könnte es sich bei den vier überlieferten Bronzeschalen, zumindest den Abmessungen nach, um einen zusammengehörenden Satz handeln, der für den Verkauf vorgesehen war.

1658 Vgl. Hausmann 1914, 165-166.

1659 So bei den Schatzfunden von Lundby Krat (DK, Hort-Nr. 79), Slagelse (DK, Hort-Nr. 99), Gryfino (PL, Hort-Nr. 55) und St. Pölten (A, Hort-Nr. 58). Für die Schatzfunde von Peine II und III (Hort-Nrn. 50-51) und Burge (S, Hort-Nr. 165) wird die Interpretation als Sparhort dagegen bislang in keinen weiteren Funktionskontext gestellt.

1660 Toch 2004, 15.

1661 Siehe Kapitel Fund- und Forschungsgeschichte.

als Beleg für die Judenverfolgungen und die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden angeführt[1662]. Allerdings unterliegt erstgenannte Annahme einem klassischen Zirkelschluss, und auch die Ansicht, wonach es sich bei den in den Schatzfunden enthaltenen Gegenständen vielfach um Pfänder für Kredite jüdischer Bankiers handelte[1663], ist aufgrund eines nicht zu erbringenden Nachweises nicht zu verifizieren. Neben der Geldleihe waren Juden nicht selten als Händler tätig, sodass beträchtliche Vermögenswerte in jüdischem Besitz auch aus Handelsgeschäften resultieren konnten, wie für den Schatzfund von Erfurt (Hort-Nr. 34) und als alternative Deutung für den Schatzfund von Lingenfeld (Hort-Nr. 32)[1664] angenommen wird. Zudem waren Juden im Dienstleistungssektor, beispielsweise als Ärzte, tätig und letztlich bleibt fraglich, inwieweit die schriftlich überlieferte Norm des weitgehenden Berufsverbots für Juden im produzierenden Gewerbesektor in der Praxis durchgesetzt wurde[1665].

Angesichts der diversen Möglichkeiten für Juden überschüssiges Kapital zu erwirtschaften, besteht bei einer gegenüber dem Beruf des Besitzers neutralen Deutung als jüdisches Vermögen, wie bei den Schatzfunden von Briviesca I und III (ES, Hort-Nrn. 39-40) und Limburg (Hort-Nr. 41), weniger die Gefahr einer Über- beziehungsweise Fehlinterpretation. Dennoch ist bereits der Nachweis eines jüdischen Funktionskontextes nicht unproblematisch. Bei den Schatzfunden von Erfurt (Hort-Nr. 34), Colmar (F, Hort-Nr. 31), Limburg (Hort-Nr. 41) und Briviesca (ES, Hort-Nrn. 39-40) ist das maßgebliche Interpretationskriterium die Lage der Fundstelle in einem jüdischen Stadtviertel, wobei die auch für Wohnviertel mit jüdischen Siedlungskonzentrationen schriftlich belegten engen nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Juden und Christen einer eindeutigen Interpretation entgegen stehen.

Mit den Hochzeitsringen in den Schatzfunden von Colmar und Erfurt sowie Teilen des Pessach-Geschirrs im Schatzfund von Briviesca III sind mit spezifisch jüdischen Objekten in diesen Fundkomplexen weitere Indikatoren enthalten, die auf einen jüdischen Funktionszusammenhang hindeuten. Ob einzelne Objekte ein hinreichendes Kriterium darstellen, um den gesamten Fundkomplex jüdischen Besitzern zuzuweisen, bleibt jedoch methodisch fraglich. Dies gilt insbesondere für die Schatzfunde von Weißenfels (Hort-Nr. 33) und Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36), deren Deutung auf einem im Fundkomplex enthaltenen Hochzeitsring beziehungsweise einem Siegelring basiert, ohne aus dem Befundkontext hervorgehende, die Interpretation zusätzlich stützende Kriterien. Schließlich können jüdische Objekte durchaus zumindest temporär in nichtjüdischen Besitz übergehen, beispielsweise wenn sie Goldschmieden zum Umarbeiten oder christlichen Vertrauensleuten zur sicheren Verwahrung übergeben werden[1666].

Für die Schatzfunde von Münster (Hort-Nr. 30) und Lingenfeld (Hort-Nr. 32) gehen weder aus dem Fundinhalt noch den Deponierungsverhältnissen auf einen jüdischen Kontext hindeutende Indikatoren hervor. Angesichts der allgemein geringen Nachweisbarkeit ist das gängige Interpretationsschema, ausgehend von der Datierung des Deponierungszeitpunktes das Deponierungsmotiv mit einem Pogrom gleichzusetzen und daraus folgend auf einen jüdischen Besitzer und dessen Beruf zu schließen, in jedem Fall kritisch zu hinterfragen[1667].

1662 So beispielsweise bei Transier 2004, 202 und Harck 2004, 36.

1663 Transier 2004, 203.

1664 Stein 1975, 55.

1665 Vgl. Haverkamp 2004, 33. – Zumindest für die Iberische Halbinsel ist anzunehmen, dass Juden handwerkliche und landwirtschaftliche Erzeugnisse auch zum Verkauf an die übrige Bevölkerung produzierten: Transier 2004, 202 und Toch 2004, 14.

1666 Zumindest letzterer Fall ist schriftlich belegt für das Vermögen Vivilins in Bern: Geiger 2001, 245-246.

1667 Bislang wird lediglich für den Schatzfund von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) die Frage nach dem ehemaligen Besitzer kontrovers diskutiert, wobei deutlich wird, dass die jeweiligen Interpretationsansätze weniger allgemeinen, zeitspezifischen Forschungsrichtungen folgen, sondern mehr durch die individuellen Ansichten der jeweiligen Bearbeiter geprägt sind. Zudem werden unterschiedliche, die jeweilige Interpretation stützende Kriterien herangezogen bzw. die Kriterien unterschiedlich bewertet. Letztendlich ist jedoch aufgrund der unvollständigen Überlieferung und der unzureichend bekannten Deponierungsverhältnisse keine eindeutige Interpretation zu erbringen, sodass alternative Deutungen möglich bleiben. Zu den diversen Interpretationsansätzen: Ehrend 1975, bes. 37-42; Stein 1975, bes. 56-57; Wielandt 1975, bes. 63; Nau 1983, bes. 106-109; Stein 1990, bes. 66; Katalog Speyer 2004, 224 [S. Eggensperger].

Insbesondere umfangreichere Schatzfunde mit relativ hoch zu veranschlagender Kaufkraft implizieren eine mit der beruflichen und sozialen Stellung des Besitzers verbundene Hortfunktion. Allerdings stellt sich die Frage, ob berufliches Kapital und privates Vermögen generell zu unterscheiden ist. Während sich vorgenannte Problematik in der Mehrzahl der Schatzfundinterpretationen widerspiegelt, indem die Frage, ob es sich um die Deponierung von im privaten oder beruflichen Kontext gehorteten Vermögenswerten handelt letztlich offen bleibt, wird der Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) als in Ausübung klösterlicher Grundherrschaft angelegter Hort eines Vogts oder Gutsverwalters des Klosters Bordesholm gedeutet[1668]. Das Postulat basiert neben dem als beachtlich errechneten Kaufwert des Schatzfundes auf Charakteristiken der Fundstelle, wonach die Deponierung auf dem Gelände eines größeren Gutshofes vorgenommen wurde. »Obwohl nicht völlig auszuschließen ist, dass wir es hier mit dem Sitz eines Adeligen zu tun haben, dessen gutsherrschaftlicher Bereich nicht dem Kloster zugehörig war«[1669], wird die These deponierten Klosterkapitals präferiert.

Schatzfunde als sozialen Indikator heranzuziehen ist nicht unproblematisch. Neben des nicht exakt zu rekonstruierenden Tauschwertes[1670] steht die Tatsache, dass es sich jeweils nur um einen Teil der Vermögenswerte einer Person oder Personengruppe handelt dem direkten Rückschluss auf die finanzielle Potenz des ehemaligen Besitzers entgegen. Demnach spiegeln Schatzfunde nur in gewissem Maße die wirtschaftliche Situation des Hortenden wider. Anhand dieser auf die soziale Stellung des Hortbesitzers zurückzuschließen ist angesichts der durchaus stark variierenden Vermögensverhältnisse innerhalb der Gesellschaftsschichten kaum möglich[1671]. Die überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde repräsentiert relativ bescheidene Vermögenswerte, sowohl die Nominalwerte der Münzen als auch die Qualität der Schmuckstücke und sonstigen Gebrauchsgegenstände betreffend, was für eine Zuordnung zur gehobenen Mittelschicht sprechen könnte. In der Regel geht aus den deponierten Objekten weder hervor, ob es sich um den Besitz einer oder mehrerer Personen handelt, noch ob die Besitzer männlich oder weiblich sind. Eindeutig geschlechtsspezifische Unterschiede im Hortinventar sind auch nicht zu erwarten, angesichts der durch Grabfunde, Bild- und Schriftquellen belegten weitgehenden Übereinstimmung der von Männern und Frauen getragenen Schmuckstücke und Kleidungsaccessoires.

Überdurchschnittlich hochwertige Objektkollektionen werden als Indikator für den Besitz von Adeligen gewertet, so bei den Schatzfunden von Opole (PL, Hort-Nr. 43), Voineşti-Iaşi (RO, Hort-Nr. 179), Schinetea (RO, Hort-Nr. 188), Ernesthaza (SRB, Hort-Nr. 177), Augst (CH, Hort-Nr. 221), Verona (I, Hort-Nr. 38), Østergård (DK, Hort-Nr. 172) und Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36). Für die Schatzfunde von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131), Fishpool (GB, Hort-Nr. 126) und Bokel (Hort-Nr. 49) wird darüber hinaus aufgrund des jeweils umfangreichen Komplexes hochwertiger Münzen die funktionale Deutung als Kriegskasse in Erwägung gezogen. Lediglich für die Schatzfunde von Østergård und Tutbury gehen aus dem Befundkontext die soziale Zuordnung stützende Hinweise hervor. Der Schatzfund von Østergård fand sich in einer Pfostengrube eines dem Grundriss nach herausragend großen Pfostenhauses in einer ländlichen Siedlung. Allerdings wird hier die Deutung als ländlicher Herrschersitz maßgeblich auf den Schmuckfund gestützt, der aufgrund seiner qualitativ hochwertigen Ausführung »Verbindungen bis in die höchsten Gesellschaftsschichten«[1672] aufzeigt[1673]. Herrschaftliche Anwesen waren jedoch meist neben den adeligen Bewohnern auch einem größeren Personenkreis,

1668 Wiechmann 1996, 43.

1669 Ebenda.

1670 Siehe Kapitel Hortstruktur – Umfang.

1671 Vgl. am Beispiel von Münzfunden auf Burgen als Indikatoren für adelige Besitzer: Mittermeier 2001, 404-405.

1672 Sørensen 2005, 342.

1673 Anzumerken ist, dass hochwertige Objekte nicht zwangsläufig im unmittelbaren herrschaftlichen Kontext gefunden werden, wie beispielsweise der Goldsolidus Karls des Großen aus Ingelheim belegt. Dieser wurde nicht innerhalb des ehemaligen Palastgeländes entdeckt, sondern in einer etwa 500 m entfernt gelegenen, aus einfachen Gruben- und Pfostenbauten bestehenden Siedlung in der Peripherie der Pfalz: Grewe 1998, 34-35.

beispielsweise Bediensteten, zugänglich, sodass prinzipiell auch nichtadelige Personen ihre Besitztümer hier deponieren konnten. Demnach ist ein derartiger Befundkontext allein kein hinreichender Indikator für eine gesicherte soziale Zuordnung deponierter Objekte.

Die Interpretation des Schatzfundes von Tutbury (GB, Hort-Nr. 131) als Teil der Kriegskasse von Thomas, Earl of Lancaster († 1322) basiert auf der Nähe der Fundstelle zur alten Burg von Tutbury und der überdurchschnittlich hohen Anzahl hochwertiger Silbermünzen. Der Schatzfund von Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36) wird dagegen zwar als aus den Beständen der Luxemburger stammender »Herrscherschmuck von ganz außergewöhnlichem Charakter und Wert«[1674] angesprochen, jedoch aufgrund der Auffindung im Bauschutt abgebrochener Altstadthäuser als Hort eines jüdischen Pfandleihers interpretiert[1675]. Die Interpretation wird auf die Nähe des Deponierungszeitpunktes zu schriftlich überlieferten Pogromen sowie einen im Fundkomplex enthaltenen Siegelring, dessen Motiv stark demjenigen der Siegel des 13. und 14. Jahrhunderts der Regensburger Juden ähnelt[1676], gestützt. Zudem scheint die Interpretation durch diejenige des »Mainzer Schatzes der Kaiserin Agnes« inspiriert worden zu sein[1677]. Dennoch schließt J. Pietrusiński[1678] die Möglichkeit eines Verkaufs der Schmuckstücke und damit die Interpretation als Händlerhort nicht gänzlich aus indem er anmerkt, dass »das Neumarkter Unterpfand für eine Anleihe aus der Reserve der Schatzkammer der Luxemburger stammt, die vor allem aus nicht mehr benutzten Kleinodien bestand, die in den vierziger Jahren verkauft oder bei Neumarkter Juden verpfändet wurden – in Übereinstimmung mit der damaligen Praxis der Herrscher, die bei Bedarf zu derartigen Operationen Zuflucht nahmen«.

Deponierungen in Kirchen und Klöstern erfolgen zwar in einem bestimmten soziokulturellen Kontext, der jedoch zumindest in einigen Bereichen auch Laien zugänglich war. Folglich konnten private Vermögenswerte sowohl von Geistlichen als auch Laien innerhalb der durch moralisch-religiöse Konventionen besonders geschützten Bereiche deponiert werden. Dass Ordensangehörige entgegen der vorgeschriebenen Norm durchaus persönliche Gegenstände auch nach dem Eintritt ins Kloster besaßen, belegt beispielhaft die Ansammlung von Verlustfunden aus dem Hohlraum unterhalb des Nonnengestühls in der Nonnenempore der Kirche des Klarissenklosters zu Ribnitz (Lkr. Vorpommern-Rügen, Mecklenburg-Vorpommern). Hier fanden sich unter anderem lederne Brillenfassungen, Brillengläser, Messer, Zierlöffel, Buchschließen, Brakteaten, Münzen und Ringe[1679].

Während für prähistorische Deponierungen bereits seit Beginn der Erforschung Einigkeit darüber besteht, dass deren ehemalige Besitzer überlieferungsbedingt weitgehend anonym bleiben[1680], ist für Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters durch die dichtere Parallelüberlieferung bedingt die Tendenz erkennbar, diese nach Möglichkeit mit historisch bekannten Persönlichkeiten zu verknüpfen. Hauptsächliche Indikatoren sind im Fundkomplex enthaltene, als persönlicher Besitz, beispielsweise mittels Siegel, Wappen oder Namensinschriften, gekennzeichnete Gegenstände. Allerdings ist wie bei den bereits erwähnten jüdischen Objekten fraglich, ob einzelne Gegenstände ein hinreichendes Kriterium darstellen, um den gesamten Fundkomplex als Besitz einer bestimmten Person zu identifizieren. Dies gilt insbesondere, wenn über die persönlichen Gegenstände hinaus keine personenbezogenen Hinweise aus dem Befundkontext mittels fundortbezogener Schriftüberlieferung hervorgehen, wie nicht zuletzt die alternativen Interpretationen be-

1674 Pietrusiński 1998, 190.
1675 Ebenda 198.
1676 Katalog Speyer 2004, 138 [C. Schineller].
1677 Zumindest werden einzelne Schmuckformen im Vergleich mit Schmuckstücken des Schatzfundes von Şroda Ślązka herangezogen: Pietrusiński 1998. Zu diesem Fundkomplex, bei dem es sich nach neueren Erkenntnissen um eine Fälschung handelt: Krug 1999.
1678 Pietrusiński 1998, 199.
1679 Jöns 2005, 128.
1680 Vgl. Geißlinger 2004, 487.

züglich des ehemaligen Besitzers bei den Schatzfunden von Passau (Hort-Nr. 319), Kiskunhalas-Fehértó (H, Hort-Nr. 322), Kelebia (H, Hort-Nr. 317) und Thame (GB, Hort-Nr. 127) zeigen[1681].

Gleichfalls ist allein anhand des Befundkontextes und dementsprechender Schriftüberlieferung nicht sicher auf eine konkrete historische Person als Schatzbesitzer zu schließen, wie die diversen Deutungen des Schatzfundes von Bokel (Hort-Nr. 49) beispielhaft belegen[1682]. Die Gefahr einer Überinterpretation der Quellen zeigt sich nicht nur in der Verknüpfung des Schatzfundes von Bokel mit dem in Schriftquellen genannten Bewohner des Bokeler Hofes, Otbert von Bokel, wie sie A. und E. Bachmann[1683] vornehmen, sondern gleichfalls in der Interpretation des sog. Mainzer Schatzes der Kaiserin Agnes beziehungsweise »Giselaschmucks«[1684]. Die Deutung als Schmuckensemble aus dem Besitz der Kaiserin Agnes basiert ebenso wie diejenige als Besitz der Kaiserin Gisela auf uneindeutigen Indikatoren, insbesondere stilistischen Merkmalen[1685]. Beide Deutungen sind insofern hinfällig, als dass es sich nicht um ein originär zusammengehöriges Schmuckensemble handelt, sondern um eine Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte Zusammenstellung einzeln im Kunsthandel erworbener Objekte, wie aus den Akten des Berliner Kunstgewerbemuseums hervorgeht[1686]. Die nachweislich gefälschte Fundgeschichte und die angeblichen Deponierungsverhältnisse führten zu der Hypothese, dass es sich in letzter Verwendung um den Hort eines im Mainz ansässigen jüdischen Pfandleihers gehandelt habe[1687].

Für in Gebäuden oder auf privatem Grund erfolgte Deponierungen besteht zwar prinzipiell die Möglichkeit der Verknüpfung mit historisch fassbaren Haus- beziehungsweise Grundstückseigentümern respektive Bewohnern[1688], allerdings reichen die diesbezüglichen Schriftquellen häufig nicht bis ins Mittelalter zurück und sind letztlich meist von zu geringer Aussagekraft, um eine eindeutige Identifizierung des Besitzers deponierter Wertobjekte zu belegen.

Für die überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters ist die Verknüpfung mit einer konkreten historischen Persönlichkeit nicht möglich. Für sie wird entsprechend den prähistorischen Deponierungen versucht, sie in ein bestimmtes soziokulturelles Umfeld einzuordnen, wobei sich die Einbeziehung zeitgenössischer Bild- und Schriftquellen allgemein positiv auf den Erkenntnisgewinn auswirkt, jedoch zugleich die Gefahr der Überinterpretation birgt.

Die Funktion eines Hortes ist primär mit dem Motiv der Hortbildung verknüpft, das abgesehen von rituellen Deponierungen und aus profanen gründen permanent angelegten Deponierungen nicht a priori dem Deponierungsmotiv entspricht. Das Hortbildungsmotiv ist lediglich indirekt zu erschließen, da individuelle Voraussetzungen sowohl bei der Hortung als auch der Deponierung den Inhalt und die Deponierungsverhältnisse beeinflussen. Zudem wurden die überlieferten Schatzfunde in der Regel nicht innerhalb des ursprünglichen Nutzungskontextes deponiert, wobei die meist unzureichenden Kenntnisse um die Deponierungsverhältnisse, insbesondere im Hinblick auf die Zugänglichkeit zum Schatzversteck für den ehemaligen Besitzer, die Identifikation von Haushalts- und Sparhorten stark beeinträchtigt. Funktionale Voraussetzung für die Deponierung in deren ursprünglicher Funktion ist die leichte Zugänglichkeit zum Schatzversteck, um bei Bedarf spontan auf das Kapital zugreifen zu können. Angesichts der damit verbundenen hohen Wahrscheinlichkeit der frühzeitigen Entdeckung und Entwendung sowie des vom Besitzer kurz- bis mittelfristig vorgesehenen Verbrauchs der bereitgestellten Güter besteht lediglich eine geringe Wahrscheinlichkeit der Überlieferung

1681 Ein Beispiel, allerdings des 17. Jhs., für die Identifikation des Besitzers über Initialen auf einem Anhänger und fundortbezogene Schriftüberlieferung ist der Schatzfund aus der Kirche von Skjern in Jutland (DK): Lindahl 2003, 43 Abb. 38.

1682 Zu den Deutungen des Schatzfundes von Bokel: Meier 1932, bes. 150-151; Grohne 1934, bes. 240; Bachmann/Bachmann 1980; Krabath 2004b, 48.

1683 Bachmann/Bachmann 1980.

1684 Schulze-Dörrlamm 1991, 110-111.

1685 Zur Kritik an den Interpretationsansätzen: R. Busch, in: Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 20, 2004, 5-15.

1686 Krug 1999.

1687 Schulze-Dörrlamm 1991, 111-113.

1688 Vgl. Ericsson/Atzbach 2005b, 13. – Fingerlin 2005, 16-17.

von Haushalts- und Sparhorten. Demnach ist anzunehmen, dass es sich bei den überlieferten profanen Schatzfunden in der Regel um mittel- bis längerfristig angelegte und daher mit höheren Hortsicherungsmaßnahmen deponierte Rücklagen beziehungsweise um intentional oder unbeabsichtigt an unzugänglicher Stelle abgelagerte Wertobjekte handelt.

Die geschützte Deponierung von Wertobjekten als Rücklage kann einerseits aus einem individuellen Sicherheitsbedürfnis resultierend sorgfältig geplant erfolgen, andererseits können ursprünglich im Funktionskontext gehortete Wertobjekte angesichts einer akuten Gefahrensituation spontan geschützter deponiert werden. Derart unzugänglicher deponierte Haushaltshorte, Sparhorte und Wertobjektsammlungen werden somit ebenfalls zu Rücklagen, die unter Umständen mehrere ursprünglich separat gehortete Wertobjektsammlungen beinhalten können. Das Deponierungsmotiv ist unabhängig vom Hortbildungsmotiv letztlich in einem individuellen Bedürfnis nach Besitzstandssicherung zu sehen, das angesichts allgemein bedrohlicher Lebensverhältnisse, beispielsweise im Zuge von kriegerischen Ereignissen, Epidemien und Hungersnöten, akut verstärkt werden kann. Ein konkretes, die Deponierung auslösendes Ereignis ist in der Regel nicht eindeutig nachweisbar. Entsprechendes gilt für die zur Überlieferung führende Ursache.

Nicht zuletzt belegt der Mangel an spezifischen, aus dem Fundinhalt und den Deponierungsverhältnissen zu gewinnenden Indikatoren, die eine eindeutige funktionale Deutung gewähren, dass funktionale Horttypen primär als heuristische Konstrukte und nicht unmittelbar als Elemente der einstigen Realität zu betrachten sind. Der eindeutige Nachweis einer bestimmten Hortfunktion respektive eines Deponierungsmotivs ergibt sich allenfalls aus einer idealen Quellenbasis, die jedoch überlieferungsbedingt lediglich in Ausnahmefällen gegeben ist.

Bei Schatzfunden, deren Auswertung auf die Rekonstruktion des historischen Funktionskontextes zielt, ist die nicht selten unmittelbare Verknüpfung der postulierten Hortfunktion mit der beruflichen und sozialen Stellung des Besitzers sowie dem mutmaßlichen Deponierungsmotiv und der angenommenen Überlieferungsursache auffallend. Das regelhaft auf uneindeutigen Indikatoren basierende Interpretationsschema ist durch spezifische Prämissen bestimmt, die eine zirkelschlussartig aufeinander aufbauende Indizienkette initiieren. Besonders deutlich ist dies bei jenen Schatzfunden festzustellen, deren Deponierungszeitpunkt um die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert wird und die folglich als Horte jüdischer Besitzer interpretiert werden, wobei Pogrome gleichermaßen als Deponierungsmotiv und Überlieferungsursache betrachtet werden[1689]. Bei Schatzfunden, deren ehemaliger Besitzer mit einer konkreten historischen Persönlichkeit identifiziert wird, ist die funktionale Deutung nach Möglichkeit mit einem aus der überlieferten Lebensgeschichte hervorgehenden Ereignis, das als mutmaßliches Deponierungsmotiv und Ursache der Überlieferung zu erschließen ist, verknüpft[1690].

1689 Ein Paradebeispiel stellt die Interpretation des Schatzfundes von Limburg (Hort-Nr. 41) dar. Anhand der Prägedaten ermittelt P. Berghaus (1961, 39) den Deponierungszeitpunkt als zwischen 1338 und 1342 liegend. Unter Berücksichtigung der Schriftüberlieferung sowie des großen Vermögenswertes interpretiert Berghaus (1961, 40-41) den Schatz als »Judenvermögen, vielleicht auch nur ein Teil eines solchen Vermögens [...]. Bei dieser Deutung beantworten sich auch sofort zwanglos die weiteren Fragen nach den Gründen des Verbergens und des Liegenbleibens des Limburger Goldschatzes«, womit die für die Jahre zwischen 1338 und 1341 schriftlich überlieferten Judenpogrome durch die sog. »Armleder«-Bewegung gemeint sind. »Die unruhigen Jahre 1338/1341 haben jedoch offensichtlich einen der Limburger Juden veranlasst, einen Teil seines Vermögens zu verstecken. Mag er vertrieben worden sein, mag ihn ein natürlicher Tod im Exil oder ein gewaltsamer Tod in Limburg ereilt haben – hiervon schweigen die Münzen und lassen vielmehr alle Möglichkeiten offen.« (Berghaus 1961, 41). – Eine vergleichbare Argumentation findet sich bezüglich des Schatzfundes von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) bei Ehrend 1975, 38-39.

1690 So z. B. bei der Interpretation des Schatzfundes von Bokel (Hort-Nr. 49) als Vermögen Otberts von Bokel. Dieser verkaufte der Überlieferung nach heilkräftiges Wasser, was zu einem regen Pilgerbetrieb führte, unter dem Schutz des an den Einnahmen beteiligten Bremervörder Burgvogts. Nachdem die Burg Bremervörde 1218 von Dienstmannen des Bremer Erzbischofs eingenommen worden war, floh Otbert nach Stade und weiter nach Lübeck und Riga, wo er starb. Bereits 1928 war in einer Beilage der Bremervörder Zeitung von August Bachmann die These vertreten worden, dass es sich bei dem Schatzfund um einen Teil des Vermögens Otberts von Bokel handele, den dieser vor seiner Flucht in der Nähe des Hofes Bokel vergraben habe: Bachmann/Bachmann 1980, 22.

Die Interpretationen einzelner Schatzfunde folgen weniger zeitspezifisch ausgeprägten Forschungsrichtungen als vielmehr im persönlichen Forschungsinteresse des jeweiligen Bearbeiters wurzelnden spezifischen Prämissen. Einerseits finden sich problembewusste Interpretationsansätze, die in der Regel mehrere alternative Deutungsmöglichkeiten aufzeigen und andererseits monokausale Deutungen, die auf einer zirkelschlussartigen Verknüpfung der als Indikatoren betrachteten Merkmale basieren. Aufgrund der Schwierigkeit, eine konkrete Hortfunktion und das damit verbundene Deponierungsmotiv für einzelne Schatzfunde nachzuweisen, werden häufiger geographisch und zeitlich vergleichbare Schatzfunde in die Betrachtung einbezogen, wobei deren Interpretation nicht selten unreflektiert übernommen wird. Die spezifische Auswahl derartiger Schatzfunde, die in das jeweilige Interpretationsschema passen, führt teilweise zur Generierung von »Schatzfundhorizonten«, wie dem um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Mitteleuropa postulierten Horizont »jüdischer« Schatzfunde.

Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster

Die Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster ist von hoher Relevanz in der archäologischen Erforschung von Schatzfunden respektive Horten. Durch die Einbeziehung vergleichbarer Fundkomplexe in die Interpretation eines einzelnen Schatzfundes wird versucht, dessen Einordnung in einen kulturhistorischen Funktionszusammenhang zu verifizieren. Allerdings handelt es sich bei den berücksichtigten Schatzfunden meist um eine prämissengesteuerte Auswahl derartiger Fundkomplexe, die in das jeweilige Interpretationsschema passen. Dagegen werden der Argumentation entgegen stehende Horte beziehungsweise abweichende Deutungen nahezu konsequent ausgeblendet, wie entsprechende Interpretationen »jüdischer« Schatzfunde besonders deutlich zeigen[1691]. Darüber hinaus werden gehäuft auftretende Schatzfunde, deren Deponierung in einem bestimmten geographischen Gebiet innerhalb eines begrenzten Zeitraumes erfolgte, zu Schatzfundhorizonten zusammengefasst und als Zeugnisse bedeutender politik-, wirtschafts- oder sozialgeschichtlicher Ereignisse betrachtet. Allerdings stellt sich die Frage, ob die zur Deponierung der Schatzfunde führende Motivation oder die zur Überlieferung führenden Ursachen maßgeblich für die Ausprägung des Fundbildes sind.

Ausgehend von der Annahme, dass es sich bei den hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden mehrheitlich um ursprünglich zur temporären Deponierung vorgesehene Kapitalrücklagen handelt, dürfte die überwiegende Mehrzahl der erfolgten Deponierungen von den Besitzern selbst oder von autorisierten Personen wieder geborgen und folglich nicht überliefert worden sein. Hinzu tritt die Möglichkeit der mehr oder weniger zufälligen Entdeckung und Entwendung deponierter Wertobjekte durch Dritte. Dagegen wirkt sich eine vom Besitzer bewusst oder unbeabsichtigt nicht realisierte Bergungsabsicht positiv auf die Überlieferung aus. Neben den historischen Auswahlprozessen führen rezente Faktoren zu einer sekundären Verzerrung des Fundbildes. Rezente Auswahlprozesse beeinflussen sowohl die Entdeckungswahrscheinlichkeit als auch die wissenschaftliche Erfassung und Auswertung von Schatzfunden[1692]. Wie groß der Anteil der in ihrem Depot verbliebenen, wiederentdeckten und dokumentierten Horte am einstmals deponierten Gesamtbestand ist, bleibt spekulativ. Grundlegend für die Interpretation von Kartierungsergebnissen ist die Hypothese, dass es sich bei den erfassten Funden um eine repräsentative Auswahl handelt. Rezente Faktoren, nicht zuletzt die der Kartierung zugrunde gelegte Datenauswahl, können die relative Anzahl der Schatzfunde zwar verändern, jedoch sich abzeichnende zeitliche und räumliche Verbreitungsmuster nicht

1691 Siehe im Kapitel Funktionale und sozialhistorische Deutung. 1692 Siehe Kapitel Überlieferungsbedingungen.

gänzlich verfälschen. Schließlich wird ein Teil der deponierten Schätze durch Zufall stets entdeckt und falls in einer Periode oder Region gar keine Schätze gebildet und deponiert wurden, kann dieses negative Bild nicht nachträglich verändert werden[1693]. Bezüglich in der Zukunft zu erwartender Neufunde ist mit einer gewissen Berechtigung zu unterstellen, dass diese das Fundbild nicht grundlegend verändern[1694].

Die Frage, ob Schatzfundhorizonte primär auf eine einheitliche zur Deponierung führende oder vielmehr auf eine die Überlieferung initiierende Ursache zurückzuführen sind, wird durchaus kontrovers diskutiert. Traditionell wurde die Konzentration von Schatzfunden in bestimmten Gebieten und zu bestimmten Zeiten als Widerspiegelung wirtschaftlicher Verhältnisse betrachtet. Ausgehend von der Überlegung, dass die Entstehung von Schatzfundhorizonten thesaurierbare Vermögensansammlungen voraussetzt, wurde schatzfundreichen Gebieten eine besondere wirtschaftliche Bedeutung mit einem entsprechenden Kapitalüberschuss zugesprochen. Dagegen wurde fundärmeren Regionen eine geringere wirtschaftliche Bedeutung beigemessen und folglich die geringere Verfügbarkeit zu hortenden Kapitals unterstellt. Aus der Häufigkeit etwa zeitgleich verborgener Schatzfunde auf den Umfang allgemeinen Besitzes und Wohlstandes zu schließen impliziert, dass gehortetes Vermögen generell möglichst geschützt deponiert wurde und das Fundbild weniger die Deponierungsmotive als vielmehr die Überlieferungsursachen widerspiegelt.

Die von S. Bolin 1926[1695] aufgestellte These, Schatzfunde könnten als Zeugnisse kriegerischer und sonstiger katastrophaler Ereignisse aufgefasst werden, wirkte als revolutionäre Inhaltsdeutung, die in der Folgezeit zahlreiche Anhänger fand. Seinem Ansatz entsprechend wurden insbesondere münzdatierte Deponierungen mit schriftlich überlieferten Ereignissen korreliert, ungeachtet dessen, dass eine zeitliche Korrelation nicht zwingend den kausalen Zusammenhang zwischen Ereignis und Deponierungsmotiv belegt. Ausgehend von der relativ dichten Schriftüberlieferung in Verbindung mit absolut datierten Münzen wurden vor allem römerzeitliche Schatzfunde regelhaft mit militärischen Ereignissen in Zusammenhang gebracht[1696]. Schatzfundhorizonte dienten dem Erklärungsmuster entsprechend der Verortung schriftlich überlieferter Kriegszüge beziehungsweise dem Nachweis von in Schriftquellen nicht überlieferten kriegerischen Auseinandersetzungen[1697]. Die Betrachtung von Schatzfundhorizonten als archäologischer Niederschlag kriegerischer Ereignisse fand und findet teilweise auch heute noch zahlreiche Anhänger nicht zuletzt deshalb, da sie scheinbar eine stringente Erklärung des Fundbildes ermöglicht. Dass kriegerische und sonstige unsichere Lebensumstände hervorrufende Ereignisse sowohl die gehäufte Deponierung als auch die häufigere Überlieferung von Horten begünstigen können, geht nicht nur aus der antiken bis neuzeitlichen Schriftüberlieferung hervor, sondern entspricht gleichermaßen den Erfahrungen, die weite Teile der Bevölkerung Europas während der beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert machten. Die in unruhigen Zeiten erhöhte Gefahr, persönlichen Besitz durch Plünderung, Raub oder Enteignung zu verlieren, lässt eine möglichst sichere Verwahrung von Wertgegenständen im Verborgenen durchaus als zweckmäßig erscheinen. Zudem könnten geplünderte Wertobjekte, die nicht direkt mitzutransportieren waren, deponiert worden sein und somit zu einer erhöhten Anzahl an Horten beigetragen haben[1698]. Das gehäufte Vorkommen plötzlicher Todesfälle, Vertreibungen und Flucht ohne Rückkehrmöglichkeit sowie angesichts akuter Gefahrensituationen eilig vorgenommene Deponierungen ohne ausreichende Kennzeichnung des Schatzverstecks können zu einer überdurchschnittlich häufigen Überlieferung deponierter Wertobjekte führen.

1693 Vorausgesetzt die Angabe des Fundortes und die Datierung der Fundkomplexe ist in jedem Fall korrekt. Vgl. Numismatische Kommission 1954, 2-5.

1694 Vgl. Huth 1997, 160-161.

1695 S. Bolin, Fynden av romerska mynt i det fria Germanien. Studier i romersk och äldre germansk historia, 1926.

1696 Ausführlicher hierzu Haupt 2001, 69-72.

1697 Zedelius 1993. – Steuer 2004, 603. – Geißlinger 1984, 331.

1698 Vgl. Geißlinger 1984, 331. – Haupt 2001, 84.

Trotz der plausiblen scheinbaren Kausalität stellt die Gleichsetzung des Deponierungsmotivs und der Überlieferungsursache eines Schatzfundes mit einem schriftlich überlieferten Ereignis ein unzulässiges monokausales Erklärungsmodell dar. Aus der Schriftüberlieferung geht in der Regel nicht hervor, wie stark die Bevölkerung allgemein von den Kriegshandlungen betroffen war und in welchem Ausmaß sie unter den kriegerischen Verhältnissen leiden musste. Für die Deponierung eines Schatzfundes kommen auch unter allgemein unruhigen Verhältnissen individuelle, für die jeweilige Person relevante Motive in Betracht. Somit sind allgemeine Unruhen eher als genereller Hintergrund der Lebensverhältnisse zu betrachten und weniger als pauschal die Deponierung von Wertobjekten auslösendes Motiv.

Wie die vergleichende Betrachtung der 324 erfassten Schatzfunde zeigt, sind weder aus dem Fundinhalt noch den Deponierungsverhältnissen Indikatoren zu gewinnen, die dem eindeutigen Nachweis eines konkreten Deponierungsmotivs und einer zur Überlieferung führenden Ursache dienen könnten. Die auf der Münzdatierung basierende Unterstellung eines kausalen Zusammenhangs zwischen der Verbergung und Überlieferung von Schatzfunden mit zeitlich nahe liegenden historischen Ereignissen hat zur Folge, dass Aussagen bezüglich der Verbergungs- und Überlieferungsursachen gemacht werden, die weit über den eigentlichen Informationsgehalt der Münzen hinausgehen[1699]. Neuere Untersuchungen, insbesondere zu römerzeitlichen Horten, zeigen, dass die Auswirkungen kriegerischer Ereignisse auf die Bildung und Überlieferung von Horten allgemein weit überschätzt werden und sich bei kritischer Überprüfung in den meisten Fällen keine direkte Korrelation nachweisen lässt[1700]. Dies entspricht der Feststellung von E. Nau, wonach es »überhaupt ein wenig Erfolg versprechendes Unternehmen [ist], die Funde mit den nur ungefähr datierbaren Mittelaltermünzen auf genaue Jahre und konkrete Ereignisse festlegen zu wollen. [...] Die beliebte Gleichung: Münzfund = Krieg geht vor der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wo es im Gegensatz zu früheren Zeiten genau aufs Jahr datierte Münzen und konkrete historische Angaben über militärische Maßnahmen gibt, so gut wie nie auf«[1701]. Neben der kaum möglichen jahrgenauen Datierung mittelalterlicher Münzen steht das Auftreten unbekannter Münztypen besonders in Altfunden sowie die häufig unvollständige Überlieferung und Auswertung der Fundkomplexe einer exakten Bestimmung des frühestmöglichen Deponierungszeitpunktes entgegen. Bemerkenswert ist das teilweise starre Festhalten an der These einer Verbergung im Kontext schriftlich überlieferter Ereignisse trotz einer größeren zeitlichen Differenz zwischen frühestmöglichem Deponierungszeitpunkt und dem als Deponierungsmotiv angenommenen Ereignis. Dabei wird der anhand der Münzen nicht exakt zu datierende Deponierungszeitpunkt als die These stützendes Argument angeführt.

Den Schatzfunden der römischen Kaiserzeit entsprechend wurden und werden hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde nach Möglichkeit mit schriftlich überlieferten Ereignissen, insbesondere Kriegen und sonstigen Unruhen auslösenden Krisen, in Beziehung gesetzt. Dass es sich bei den als archäologischer Niederschlag überregional katastrophal wirkender Ereignisse betrachteten Schatzfundhorizonten letztlich um eine prämissengesteuerte Auswahl von Schatzfunden handelt, zeigt der für Mitteleuropa um die Mitte des 14. Jahrhunderts postulierte »Pesthorizont« besonders deutlich. In der Regel handelt es sich bei den zu einem Schatzfundhorizont um 1348/1350 zusammengefassten Schatzfunden um derartige Fundkomplexe, die in einen jüdischen Funktionszusammenhang gestellt werden und deren Deponierungsmotiv wie auch die Überlieferungsursache folglich mit im Zuge der Ausbreitung der Pest einhergehenden Pogromen gleichgesetzt werden[1702]. Die Interpretation der einzelnen Schatzfunde basiert primär, teilweise ausschließlich,

1699 Vgl. Haupt 2001, 9.

1700 Dies gilt für sämtliche Epochen der Menschheitsgeschichte, aus denen Schatzfunde respektive Horte überliefert sind. Vgl. Steuer 2004, 603-604 und Staecker 1997, 90.

1701 Nau 1983, 106.

1702 Zum »Pesthorizont«: Harck 2004, 36; Wener 2004, 103-104 und jeweils mit beispielhafter Aufzählung einbezogener Schatzfunde Berghaus 1961, 41; 1980, 168; Ilisch 1999, 119; Leroy 1999, 16-17; Steuer 2004, 605; Transier 2004, 202-203; Descatoire 2007a, 13-14.

auf der Datierung des Deponierungszeitpunktes in die erste Hälfte bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts, womit deren Betrachtung als »Zeugnisse der Judenverfolgungen«[1703] einem klassischen Zirkelschluss unterliegt. Wie die diversen Interpretationsansätze zum Schatzfund von Lingenfeld (Hort-Nr. 32) bezüglich des Deponierungsmotivs exemplarisch zeigen[1704], ist davon auszugehen, dass es um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Mitteleuropa neben Pest und Pogrom zahlreiche Unruhen auslösende Ereignisse gegeben hat, beispielsweise »die harten Auseinandersetzungen des Stadtadels mit den Zünften in jenen Tagen«[1705]. Die allgemeine Fokussierung auf Deponierungsmotive im Kontext von Pest und Pogromen erklärt sich einerseits aus einem Mangel an überlieferten beziehungsweise edierten Schriftquellen, die fundortbezogene Auskunft über politisch-soziale Unruhen geben, andererseits aus der »eminent historischen Bedeutung«[1706], die der Pestepidemie in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Europa beigemessen wird. Die Kartierung der im Rahmen vorliegender Arbeit erfassten Schatzfunde des 14. Jahrhunderts (**Taf. 2, 1**) zeigt keinen ausgeprägten Horizont von um die Jahrhundertmitte deponierten Schatzfunden. Vielmehr zeichnet sich bezüglich der Interpretationen eine Konzentration von Schatzfunden mit Pogromen als postuliertem Deponierungsmotiv in Deutschland ab, was als Ausdruck einer speziellen Vergangenheitsbewältigung aufzufassen ist, die zu einem verstärkten Interesse an derart zu interpretierenden Schatzfunden führte[1707].

Seit den 1950er Jahren wurde die Verbreitung von Schatzfunden zunehmend wieder als Widerspiegelung wirtschaftlicher Verhältnisse betrachtet, in Zusammenhang mit der Verfeinerung numismatischer Methoden und der Betrachtung von Schatzfunden als geld- und wirtschaftsgeschichtliche Quelle. Zudem könnte sich hierin ein Reflex auf den wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er Jahre und die Friedensbewegung der 1960er Jahre abzeichnen[1708]. Für eine gehäufte Hortung von Wertobjekten in einer Region werden allgemein ein hoher Geldumlauf und wirtschaftlicher Wohlstand mit einem entsprechenden Kapitalüberschuss vorausgesetzt, wobei die Auswirkungen auf das Fundbild durchaus kontrovers diskutiert werden.

P. Ilisch[1709] bezweifelt den postulierten kausalen Zusammenhang zwischen »viel umlaufendem Geld« und »viel vergrabenem Geld« wobei er auf die Ergebnisse der Untersuchung von Schatzfundkonzentrationen in Thüringen durch W. Hävernick[1710] verweist. Demnach waren in Gegenden mit schriftlich überliefertem hohem wirtschaftlichem Entwicklungsstand relativ weniger zahlreich Schatzfunde zu verzeichnen als in vergleichsweise ärmeren Landstrichen. Dies entspricht der Auffassung von B. Hårdh[1711], wonach Konzentrationen wikingerzeitlicher Schatzfunde in Skandinavien ökonomisch unterentwickelte Regionen kennzeichnen, wohingegen in weit entwickelten Handelsregionen das Kapital investiert statt längerfristig gehortet und folglich eine geringere Anzahl an Schatzfunden überliefert wurde. Die These wird durch die Beobachtung gestützt, dass Schatzfunde vor allem in solchen Gebieten auftreten, die in der Wikingerzeit zu den zentralen Siedlungsräumen gehörten und sich nicht vorrangig an Handelsplätzen konzentrieren[1712]. Demnach ist der Versuch, anhand gehäuft auftretender Schatzfunde Handelszentren und Handelswege zu rekonstruieren, methodisch nicht unproblematisch[1713]. Schatzfundhäufungen werden vielmehr als typischer Siedlungsniederschlag und Indikator für Ansiedlungen wohlhabender Personen betrachtet, maßgeblich auf die These

1703 Berghaus 1961, 41.

1704 Siehe Kapitel Überlieferungsbedingungen.

1705 Stein 1975, 56-57.

1706 Bergdolt 1994, 10. – Nicht zuletzt trugen die von historischer und medizinhistorischer Seite im Verlauf des 19. Jhs. veröffentlichten umfangreichen Darstellungen über die Pest in der Mitte des 14. Jhs. dazu bei, dass die als »Schwarzer Tod« bezeichnete Pestepidemie umstellt ist von Mythen. So handelt es sich mit einiger Wahrscheinlichkeit bei der Bezifferung der großen Verluste mit etwa einem Drittel der Bevölkerung um einen Mythos, da sich die Schriftquellen, wie im Fall Münsters, häufig über konkrete Verlustzahlen ausschweigen: Vasold 2003, 11. – Zu den Mythen insgesamt: Vasold 2003, 10-12.

1707 Bis auf die Schatzfunde von Colmar (F, Hort-Nr. 31) und Środa Śląska (PL, Hort-Nr. 36) handelt es sich ausschließlich um in Deutschland entdeckte Schatzfunde.

1708 Vgl. am Beispiel der Interpretationen wikingerzeitlicher Schatzfunde: Staecker 1997, 96.

1709 Ilisch 1980a, 13.

1710 Hävernick 1955, bes. 16-18.

1711 Hårdh 2002, 183.

1712 Ebenda 181.

1713 Blomkvist 1974, 65. – Ilisch 1980a, 14.

gestützt, dass Vermögenswerte regelhaft auf privatem Gelände respektive im näheren Wohnumfeld deponiert wurden[1714].

Insbesondere für die Silberschatzfunde Skandinaviens wird angenommen, dass die Hortung von Edelmetall, vor allem Silber, in größerem Umfang überwiegend unter noch nahe an der Naturalwirtschaft liegenden Verhältnissen erfolgte. Demnach stellen Schatzfunde überschüssiges Kapital dar, das durch Überproduktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse erwirtschaftet und von der bäuerlichen Bevölkerung als längerfristige Rücklage deponiert wurde, da sie vergleichsweise selten Zahlungen mit Geld in Form von Edelmetallobjekten leisten musste[1715]. Damit bietet sich eine mögliche Erklärung für die Feststellung von E. Nau, wonach im ländlichen gegenüber dem städtischen Bereich die dreifache Menge an Münzfunden zu verzeichnen ist[1716]. Allerdings ist zu beachten, dass der überwiegende Teil der mittelalterlichen Bevölkerung in ländlichem Kontext lebte und zudem sind die ungünstigeren sekundären Überlieferungsbedingungen für Schatzfunde in städtischem Kontext zu berücksichtigen.

Im Gegensatz zu vorgenannten Überlegungen, wonach die Verbreitung von Schatzfunden monetäre Entwicklungen und damit die finanziellen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter welchen die Bevölkerung lebte und arbeitete, widerspiegelt, vertritt P. Berghaus[1717] die Ansicht, dass sich allenfalls indirekt Erkenntnisse wirtschaftsgeschichtlicher Art ableiten lassen, da sowohl die Deponierung als auch die Überlieferung nicht bis in die Zeit der Schatzbildung zurückreichen. Er schließt daraus, dass die Verbreitung von Schatzfunden primär politisch-soziale Verhältnisse widerspiegelt.

In jüngerer Zeit fand der Interpretationsansatz, wonach Schatzfundkonzentrationen als Resultat wirtschaftlichen Wohlstands in Kombination mit unruhigen Verhältnissen betrachtet werden weitere Verbreitung[1718]. In gewisser Hinsicht wird damit der engen Verflechtung wirtschaftlicher, sozialer und politischer Entwicklungen beziehungsweise deren gegenseitiger Beeinflussung innerhalb eines wechselwirksamen Beziehungssystems Rechnung getragen, womit ein stärkerer Realitätsbezug gegeben ist gegenüber monokausalen Deutungsansätzen, die in jedem Fall eine zu starke Abstraktion der einstigen Lebensrealität darstellen. Mit der Berücksichtigung diverser, die Hortung und Deponierung von Edelmetall beeinflussender Faktoren wird die Verbreitung von Horten als vielschichtiges Phänomen aufgefasst, das aus einer Kombination potenziell das Fundbild prägender Faktoren resultiert. Ein derartiger Ansatz liegt beispielsweise der Analyse der Verbreitung römischer Münzhorte des 3. Jahrhunderts in Gallien und den germanischen Provinzen durch P. Haupt[1719] zugrunde. Da sich die Horte nicht in den schriftlich tradierten Kriegsgebieten konzentrieren, ist weniger aktuelles Kampfgeschehen als Deponierungsmotiv anzunehmen als vielmehr die durch innenpolitische Spannungen verursachte allgemeine Unsicherheit in der Bevölkerung bezüglich der zukünftigen po-

1714 Beispielsweise Hårdh 2002, 181-183 und Stenberger 1958, 18 mit Hinweis auf die Problematik, den legitimen Besitzanspruch geltend zu machen bei der Verbergung auf nicht eigenem Grund und der Auffindung durch eine andere Person als dem ehemaligen Schatzeigentümer.

1715 Sarvas 1981, 3. – Hårdh 2002, 183.

1716 Nau 1983,106. – Die Bewohner von Städten mussten sich überwiegend zur Deckung ihres Bedarfs auf das Angebot der Märkte verlassen, insbesondere im Bereich der Lebensmittelversorgung. Die Stadtbevölkerung hatte somit einen großen Anteil an der Nachfrage (Roehl 1983, 77). Die mit über 80 % größte eigenständige Bevölkerungsgruppe in der mittelalterlichen Gesellschaft, die der Bauern, deckte dagegen nur einen geringen Teil ihres Grundbedarfs an Gütern und Nahrungsmitteln auf dem Markt. Aufgrund der Rechtsbeziehungen zwischen Herrn und Bauer wurden viele Güter vom Grundherrn bereitgestellt, inklusive Behausung und Hausrat (Ebenda 74). Es ist jedoch davon auszugehen, dass Erzeuger landwirtschaftlicher Produkte im Durchschnitt nur einen geringen verkäuflichen Überschuss produzierten, dessen Erlös hauptsächlich zur Deckung der finanziellen Verpflichtungen diente (Ebenda 73). In der Regel blieb folglich kein größerer Kapitalüberschuss, der von der ländlichen Bevölkerung hätte kumuliert werden können. – Nau erklärt die deutliche Differenz in der Fundfrequenz mit einer pauschal erhöhten Gefahr für die Landbevölkerung, persönlichen Besitz zu verlieren: Nau 1983, 106-107.

1717 Numismatische Kommission 1954, 2-5.

1718 Beispielsweise Ilisch 1980a, 6 am Beispiel westfälischer Schatzfunde und Stenberger 1958 am Beispiel der wikingerzeitlichen Schatzfunde Gotlands. Zu weiteren Anhängern dieses Interpretationsansatzes bezogen auf wikingerzeitliche Schatzfunde: Hårdh 1976, 10-11.

1719 Haupt 2001.

litischen und wirtschaftlichen Stabilität[1720]. Zudem zeigt die Häufung von Horten in bestimmten Perioden, insbesondere in den 260er und 270er Jahren, eine auffallende Parallele mit dem Herabsetzen des Wertes der Münzen in jenen Perioden[1721]. Inflation und Misstrauen in die Regierung beziehungsweise die künftige politische und wirtschaftliche Stabilität führen auch heute noch zu einer vermehrten Hortung möglichst wertbeständiger Kapitalrücklagen[1722].

Seitens der archäologischen Forschung zeichnet sich seit den 1980er Jahren ein verstärktes Bewusstsein dafür ab, dass Schatzfundhorizonte weniger durch eine gehäufte Deponierung als vielmehr durch eine gehäufte Überlieferung generiert werden[1723]. Die Ursache für das Verbleiben eines ursprünglich zur Bergung vorgesehenen Hortes in seinem Versteck ist auf individuelle ereignisgeschichtliche Begebenheiten im Leben des Hortbesitzers zurückzuführen, die sich in der Regel nicht aus den überlieferten Quellen erschließen. Der selben Problematik bei der Nachweisbarkeit eines konkreten Deponierungsmotivs entsprechend wird häufiger versucht, die Überlieferungsursache mittels Einordnung des oder der betreffenden Schatzfunde in einen Schatzfundhorizont zu verifizieren. Standen zunächst kriegerische Ereignisse als Ursache für eine gehäufte Überlieferung von Schatzfunden im Vordergrund theoretischer Erwägungen, so werden heute zunehmend auch wirtschaftliche Ursachen diskutiert[1724]. Die zahlreich überlieferten Silberhackfunde der Wikingerzeit in Schweden werden beispielsweise auf zu einem Überfluss an Silber führende Wirtschaftsverhältnisse zurückgeführt[1725]. Die Schatzfunde stellen demnach überschüssiges Kapital in Form von Sparhorten oder Rücklagen dar. Als mögliche Ursache der gehäuften Überlieferung werden inflationäre Tendenzen diskutiert, das heißt die mittels Hortdeponierungen künstliche Verknappung des Edelmetalls, um die Entwertung im Waren- und Gabentausch aufzuhalten beziehungsweise den Silberwert zu stabilisieren[1726]. Derart finanzpolitische Maßnahmen können jedoch nur von staatlicher Seite aus unternommen werden. Aus Sicht einzelner Privatleute handelt es sich eher um einen temporär vorgesehenen Entzug des überschüssigen Kapitals aus dem Geldumlauf, das bei Bedarf wieder geborgen und zu Zahlungszwecken eingesetzt werden sollte, bestenfalls nach überstandener Inflation. War Silber im Übermaß vorhanden, sank dementsprechend die Nachfrage nach Silber, das folglich nicht nur einem Wertverlust unterlag sondern auch schwerer abzusetzen war. Die Hortung überschüssigen Silbers wäre demnach die logische Konsequenz.

Im Verlauf des Spätmittelalters kam es nicht selten, in verschiedenen Regionen Europas zu inflationären Tendenzen, in Verbindung mit dem Herabsetzen des Edelmetallgehaltes bestimmter Münzen zur Steigerung des Münzumlaufs und zur Deckung eines erhöhten Geldbedarfs, beispielsweise im Falle einer Staatsverschuldung oder bei anfallenden Kriegskosten[1727]. Hierbei gebildete und deponierte Horte beinhalten nach dem Greshamschen Gesetz[1728] überwiegend hochwertige Münzen, die als Wertaufbewahrungsmittel gehortet werden, wohingegen die dem Materialwert nach geringwertigeren Münzen zu Zahlungszwecken ausgegeben werden und folglich in Umlauf bleiben. Allerdings hängt die Nominalstruktur eines Hortes wesentlich von der Erreichbarkeit der einzelnen Nominale für den Hortenden ab. Finanzkräftige Personen sind eher in der Lage, große Nominale oder hochwertige Edelmetallobjekte zu erwerben und in größerem Umfang zu horten als finanziell weniger potente Personen, die lediglich geringere Geldsummen ansparen

1720 Haupt 2001, 240.

1721 Ebenda 59. – Zur Inflation im 3. Jh.: Wolters 2005, 439. – Zur Krise im 3. Jh. allgemein: Nuber 2005.

1722 Dies zeigt nicht zuletzt der in der ersten Jahreshälfte 2010 zunehmende Mangel an Gold- und Silbermünzen, die käuflich zu erwerben waren.

1723 Insbesondere in der Erforschung römerzeitlicher Horte: vgl. Haupt 2001, 87-89.

1724 Insbesondere für bronze-, römer- und wikingerzeitliche Schatzfunde.

1725 Vgl. Hårdh 2002.

1726 Dazu bezogen auf bronzezeitliche Horte kritisch: Huth 1997, 189-190.

1727 Dazu am Beispiel Frankreichs: Kluge 2005, 30-31.

1728 Das Greshamsche Gesetz, benannt nach Sir Thomas Gresham (1519-1579), im 16. Jh. formuliert, verallgemeinert die z. Z. der Edelmetallstandards beobachtete Tatsache, dass schlechtes Geld das gute Geld aus dem Umlauf verdrängt.

können. Für Kleinsparer, die nicht in der Lage sind ihr geringes Vermögen in kapitalbildenden Wertobjekten anzulegen, bringt die Inflation herbe Verluste mit sich[1729]. Demnach könnten Inflationen theoretisch zu einer gehäuften Überlieferung geringwertigerer Sparhorte und Kapitalrücklagen führen, unter der Annahme, dass deren Geldwert auch nach überstandener Inflation zu gering im Verhältnis zum Bergungsaufwand war. Edelmetall, insbesondere Gold, bleibt relativ wertstabil selbst bei Inflation, Deflation und Währungsreformen. Inflation und Deflation können zu einer allgemein reduzierten Konsum- und Investitionsneigung und damit zu einer gesteigerten Hortungsrate führen, wobei die Kapitalrücklagen in der Regel für eine zukünftige Verwendung vorgesehen sind. Folglich ist eine üblicherweise erfolgte Bergung der Horte zu unterstellen und anderweitige, individuelle Ursachen sind für die nicht realisierte Bergung von Horten anzunehmen. Beispielsweise wird für den Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) das Hortbildungsmotiv mit einer durch zyklische Getreidepreissprünge hervorgerufenen Deflation Ende des 15. Jahrhunderts in Nordwest- und Mitteleuropa in Verbindung gebracht, wohingegen als Deponierungsmotiv eine akute Gefahrensituation, möglicherweise in Zusammenhang mit der Reformation, in Erwägung gezogen wird. Die Ursache der Überlieferung bleibt unbenannt[1730]. Daraus folgt, dass sich monetäre Phänomene wie Inflation und Deflation nicht zwangsläufig in einer gehäuften Überlieferung und damit in der Verbreitung von Schatzfunden widerspiegeln.

Die wirtschaftliche Situation ist gegenüber früheren Epochen für das spätmittelalterliche Europa, gestützt auf eine allgemein dichtere Schriftüberlieferung, zwar detaillierter zu rekonstruieren, allerdings bestehen erhebliche regionale Unterschiede in Quantität und Qualität der schriftlich überlieferten Informationen, die eine Rekonstruktion der gesamteuropäischen Verhältnisse erheblich beeinträchtigen[1731]. Selbst für die Neuzeit ist die wirtschaftliche Entwicklung in zahlreichen Regionen quellenbedingt allenfalls näherungsweise nachzuvollziehen[1732], sodass die Auswirkungen wirtschaftlicher Phänomene auf die Quantität der Hortbildung und Hortüberlieferung kaum adäquat zu beurteilen sind. Somit ist die Betrachtung von Schatzfundverbreitungsmustern als Indikator der Konjunktur stark problematisch, zumal die Wirtschaft im mittelalterlichen Europa nicht homogen, sondern im Gegenteil durch Vielfalt und Verschiedenartigkeit geprägt war. Die differierende wirtschaftliche Entwicklung verlief im Wesentlichen in drei Dimensionen: von Region zu Region, entsprechend dem Charakter und der zeitlichen Abfolge der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung sowie nach sozialökonomischen Gruppen[1733]. Die variierenden Verhältnisse sind bei der Betrachtung von Schatzfunden als Quelle zur Rekonstruktion der mittels Schriftüberlieferung allenfalls indirekt zu erschließenden Einkommens- und Vermögensverhältnisse der Bevölkerung zu berücksichtigen[1734].

Das Einkommen, als die Hortung von Wertobjekten und die Nachfrage nach Gütern, insbesondere Luxusgütern, wesentlich bestimmender Faktor, kann prinzipiell anhand von Preisen und Löhnen ermittelt werden. Die sozial- und wirtschaftshistorischen Untersuchungen W. Abels hatten zum Ziel, die Bewegung der Preise auf der Basis schriftlich überlieferter Datenreihen nachzuvollziehen. Dabei stellten für Abel alle Arten von

1729 Vgl. Krüger 2005b, 470.
1730 Wiechmann 1996, 44-45.
1731 Vgl. Spufford 2004, 282.
1732 Vgl. Krüger 2005b, 470.
1733 Roehl 1983, 69.
1734 Die überwiegende Mehrzahl wirtschaftsgeschichtlicher Beiträge zur westeuropäischen Wirtschaft im Mittelalter ist auf die Angebotsseite ökonomischer Beziehungen (Produktion und Handel) ausgerichtet, wohingegen der Aspekt der Nachfrage weniger Beachtung findet (Roehl 1983, 67). Diese Ungleichheit der Forschungsintensität ist teilweise auch darin begründet, dass im Vergleich mit anderen Arten ökonomischer Information ein relativer Mangel an Daten zur Erörterung der Nachfrage herrscht. Nach Roehl 1983, 68 verhält es sich derart, »dass historische Statistiken, die sich mit Kategorien wie Erzeugungsmengen, Produktion, Ausfuhr usw. beschäftigen, häufig aufgezeichnet und aufbewahrt werden, wogegen man viel seltener auf solche stößt, welche die verschiedenen Bestandteile der Konsum- und Investitionsgüternachfrage betreffen. Selbst wenn sie aber vorkommen, so sind die letztgenannten Daten zudem fast immer mikroökonomisch angegeben, für einen einzelnen Haushalt bzw. ein einzelnes Unternehmen. Somit lassen sich diese Statistiken viel weniger unmittelbar verwenden als die der ersten Art, die häufig in aggregierter Form vorliegen«.

Preisen, auch Löhne als Preise der Arbeit, unersetzliche wirtschaftshistorische Indikatoren dar[1735]. Die aufgestellten Preis- und Lohnreihen dienten der Darstellung säkularer Trends sowie der Entwicklungen innerhalb weniger Jahre oder Jahrzehnte durch mehrgliedrig gleitende Jahresdurchschnitte von 10 beziehungsweise 25 Jahren[1736]. Dabei lag der Forschungsschwerpunkt Abels auf der Agrargeschichte, insbesondere Versorgungskrisen und Nahrungsnot[1737]. Seine Habilitationsschrift[1738] war vor allem den Preisentwicklungen für verschiedene Gruppen von Agrarprodukten, insbesondere dem Nahrungsgetreide, sowie für andere Waren im Verhältnis zur Bevölkerungsentwicklung, den monetären und naturalen Einkommensmöglichkeiten der verschiedenen bäuerlichen und handwerklichen Gruppen, den Löhnen, Bodenpreisen und Bodenrenten gewidmet[1739]. Abel stellte säkulare Preisbewegungen fest, die sämtliche mitteleuropäischen Länder seit dem Hochmittelalter betrafen[1740]. Die beobachteten agrargeschichtlichen Phänomene erklärte er mit dem variierenden Verhältnis zwischen Bevölkerung und Bodenraum, wohingegen er keinen wesentlichen Einfluss geld- und währungsgeschichtlicher Entwicklungen auf die Preisbildung sah. Damit ließ er unberücksichtigt, »dass bei einer säkularen Betrachtung das monetäre Element aufgrund der Veränderung der Silberwerte der Währung eine besondere Einordnung erfordert«[1741]. In vorindustrieller Zeit hingen Geldmengenänderungen hauptsächlich von der verfügbaren Menge an Edelmetall ab sowie zumindest bei einem überörtlichen Handel von der Verwendung von Wechseln, die als Zahlungs- und Zwischenfinanzierungsmittel gebraucht wurden, sodass der direkte Vergleich von Münzen, Preisen und Löhnen durchaus problematisch ist. Abel versuchte, über die Umrechnung der Preise und Löhne auf Silberwerte in Gramm Silber interregionale, mit Berücksichtigung unterschiedlicher Währungen, und intertemporale, mit Berücksichtigung zunehmend unterwertiger Münzprägung, Entwicklungen herauszuarbeiten[1742]. Um Vergleichbarkeit zwischen dem sehr heterogenen schriftlich überlieferten Datenmaterial herzustellen und damit langfristige Preisbewegungen erkennen zu können, wurden die Daten von Abel in zweifacher Hinsicht reduziert, indem er sie auf ein einheitliches Maß und Münzsystem umrechnete. Eine gewisse Verfälschung ist dabei unvermeidlich[1743]. Die Abweichungen zwischen Feingehalt und Nominalwert der Münzen bringt die Problematik mit sich, dass kaum festzustellen ist, »ob einer Preisnotierung der Vergangenheit gute, vollgewichtige oder schlechte Zahlungsmittel zugrunde lagen«[1744], mit welchem Silbergehalt also korrekter Weise zu rechnen ist.

Sinkende oder niedrige Agrar- und damit Nahrungspreise wirkten sich vor allem auf die Realeinkommen der sich über den Markt versorgenden nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung günstig aus. Für die in der Landwirtschaft tätigen Personen, vom Feudalherren bis zur Gesindekraft, sind zudem differenzierte Einkommensverhältnisse zu berücksichtigen. Auch beeinflussten sinkende Agrarpreise und steigende Preise für gewerbliche Produkte und Löhne das Einkommen eines auf den Absatz über den Markt und auf familienfremde Arbeitskräfte angewiesenen größeren Bauern in anderer Weise, als bei einem überwiegend auf die Subsistenzfunktion ausgerichteten reinen Familienbetrieb[1745]. Ebenso wirkte sich die von Abel nachgewiesene direkte Beziehung zwischen Agrarkrisen beziehungsweise Hungersnöten und durch Versorgungsengpässe verursachten Teuerungen nicht gleichermaßen auf die Einkommensverhältnisse der Bevölkerung

1735 Gerhard 2004, 39-41.
1736 Henning 2004, 12.
1737 Was nach Henning 2004, 13 auf die persönlichen Erfahrungen Abels mit den Ernährungsproblemen im Ersten Weltkrieg und in den ersten Nachkriegsjahren bis 1924 zurückzuführen sein dürfte.
1738 Abel 1935.
1739 Henning 2004, 14.
1740 Gerhard 2004, 41.
1741 Henning 2004, 15.
1742 Ebenda 15-16.
1743 Zur Kritik an Abels methodischen Ansätzen und Vorgehensweisen ausführlich: Henning 2004, 45-52 und Gerhard 2004, 53-57. Gerhard verweist darauf, dass die auf Umrechnung der Getreidepreisreihen mit Hilfe von Reduktionsfaktoren basierenden Kurvenverläufe nicht wesentlich von jenen abweichen, bei denen auf die Umrechnung mit Hilfe von Reduktionsfaktoren verzichtet wurde. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Berechnung mit reduzierten Größen zumindest für die Darstellung langfristiger Entwicklungen unnötig ist.
1744 Gerhard 2004, 49.
1745 Henning 2004, 27.

aus. Während für die städtische Bevölkerung der Geldbedarf zur Deckung ihrer Lebenshaltungskosten allgemein anstieg, wirkte sich die Teuerung der Agrarprodukte für die ländlichen Produzenten als Kapitalüberschuss und Kapitalhortung begünstigender Faktor aus, letzteres zumindest bei einer nachfolgenden, sich im Preisverfall äußernden Deflation und einer damit verbundenen reduzierten Investitionsneigung[1746]. Außerdem hatten sich im Spätmittelalter aufgrund der unterschiedlichen Preisentwicklungen für verschiedene Produktgruppen die Austauschverhältnisse gerade zwischen landwirtschaftlichen und gewerblichen Produkten zu Lasten der landwirtschaftlichen Produkte verschlechtert[1747]. Die Marktverhältnisse wichen zum Teil erheblich voneinander ab, insbesondere unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Nachfrage nach Gütern des Grundbedarfs und nach Gütern des gehobenen oder des Luxusbedarfs. Demnach gab es »keine generell gleichgerichteten und im Ausschlag gleich umfangreichen Preisänderungen, sondern produktspezifische. Dies ist ein wesentlicher Problembereich der Analyse der spätmittelalterlichen und der frühneuzeitlichen wirtschaftlichen und der daraus auch weitgehend resultierenden sozialen Verhältnisse«[1748].
Eine Berechnung der Lebenshaltungskosten im Mittelalter ist aufgrund der Quellenlage nicht möglich. Es gibt allenfalls Schätzungen über den durchschnittlichen Lebensmittelverbrauch, anhand derer die Kosten rekonstruiert werden. Auch die Realeinkommen sind, aufgrund der insgesamt spärlich überlieferten Lohnangaben, die zudem in unterschiedlichen Nominalen angegeben sind und daher auf einen vergleichbaren einheitlichen Wert normiert werden müssen, nicht exakt zu bestimmen. Folglich sind Preisreihen und darauf basierende Diagramme zur Darstellung der Preisentwicklung stark problembehaftet und darauf aufbauende Folgerungen auf die wirtschaftliche Lage bestimmter Wirtschaftszweige oder gar die gesamtwirtschaftliche Situation wie auch auf die der Lohnempfänger respektive Konsumenten mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Sie deuten allenfalls Größenordnungen oder tendenzielle Entwicklungen an. Somit ist es nicht möglich, Preisreihen mit der Anzahl von Schatzfunden über die Zeit direkt zu korrelieren und daraus auf variierende Einkommensverhältnisse als maßgeblichen Faktor für schwankende Hortbildungs-, Deponierungs- und Überlieferungsraten und damit die Ausprägung von Schatzfundverbreitungsmustern zu schließen, was theoretisch sowieso vorauszusetzen, jedoch nicht konkret nachzuweisen ist.
Die Frage, ob in einer bestimmten Region zu einer bestimmten Zeit gehäuft auftretende Schatzfunde eine Phase allgemeinen wirtschaftlichen Wohlstands oder einer wirtschaftlichen Krise zum Deponierungszeitpunkt oder dem nachfolgenden Überlieferungszeitraum widerspiegeln, ist somit nicht pauschal zu beantworten. In der Konjunkturtheorie wird für Phasen wirtschaftlichen Aufschwungs zwar eine allgemein erhöhte Investitions- und Konsumneigung angenommen und für Phasen wirtschaftlichen Abschwungs eine allgemein reduzierte Investitions- und Konsumneigung. Wie Produzenten und Konsumenten jeweils reagieren, hängt jedoch von der individuellen Lagebeurteilung und der auf Grundlage der Zukunftseinschätzung getroffenen Entscheidungen ab. Individuelle Strategien können dazu führen, dass sowohl in wirtschaftlich günstigen wie auch schlechten Zeiten nach Möglichkeit überschüssiges Kapital vermehrt gehortet wird.
Um eine möglichst große Annäherung an die historischen Verhältnisse zu erreichen und die für das Phänomen der gehäuften Hortung und Hortüberlieferung maßgeblichen Faktoren benennen zu können, ist eine zumindest nach Gewerbezweigen und sozialen Gesellschaftsschichten beziehungsweise nach Einkommensgruppen differenzierte Betrachtung erforderlich. Dabei ist die überwiegend spärliche Kenntnis des jeweiligen Befundkontextes der Schatzfunde und deren daraus resultierend nur ungenau zu rekonstruierender kulturhistorischer Funktionskontext problematisch. Zudem erschwert die enge Verflechtung wirtschaftlicher, politischer und sozialer Gegebenheiten und Entwicklungen in einem wechselwirksamen System die Beurteilung einzelner Faktoren im Hinblick auf ihre Relevanz für die Ausprägung der Verbreitung von Schatzfun-

1746 Vgl. Wiechmann 1996, 44-45.
1747 Henning 2004, 20.
1748 Ebenda 16.

den. Politische Ereignisse und Maßnahmen als Reaktion auf wirtschaftliche und/oder soziale Entwicklungen wirkten sich auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und damit auf den Alltag der Menschen im Geltungsbereich aus, wiederum jedoch nicht in einheitlicher Weise und in selbem Umfang. Der herrschaftlich-obrigkeitliche Einfluss auf die Wirtschaft im Mittelalter manifestierte sich neben regulierenden Eingriffen in Geldumlauf und Währungssystem vor allem in behördlich festgelegten Gebühren und Steuern. Eine hohe Abgaben- und Steuerlast könnte zu einer gehäuften Deponierung von Münzen und Edelmetallobjekten geführt haben, mit der Motivation, diese vor den Steuereintreibern zu verbergen[1749]. Steuerhinterziehung als Motiv für die Deponierung von Wertobjekten ist jedoch kaum konkret nachzuweisen, zumal das Verheimlichen von Kapital nicht zwingend eine längerfristige Verbergung voraussetzt[1750]. Gegensätzlich argumentiert könnte eine hohe Steuer- und Abgabenlast durch Verminderung überschüssigen Kapitals eine reduzierte Anzahl deponierter Horte nach sich ziehen.

Gleichfalls ambivalent sind kriegerische Ereignisse zu deuten. Der traditionell angenommene ursächliche Zusammenhang zwischen gehäuften Deponierungen von Wertobjekten und der Angst vor kriegerischen Ereignissen und einhergehenden Plünderungen sowie die gehäufte Überlieferung aufgrund einer höheren Anzahl plötzlicher Todesfälle sowie Flucht und Vertreibung ohne Rückkehrmöglichkeit erscheint plausibel. Ebenso können die wirtschaftlichen Auswirkungen kriegerischer Ereignisse zur umfangreicheren Hortung von Edelmetallobjekten als wertbeständige Kapitalrücklage führen. Schriftlich belegte Maßnahmen zur Finanzierung erhöhter Staatsausgaben in Kriegs- und Krisenzeiten waren neben der Erhöhung der Menge des umlaufenden Geldes, meist in Verbindung mit Münzverschlechterungen und Inflation, häufig Steuererhöhungen und teilweise die Enteignung wohlhabender Bevölkerungsgruppen[1751]. Angesichts des hohen Verbrauchs finanzieller Ressourcen in Kriegs- und Krisenzeiten könnte sich dieser in einer reduzierten Hortanzahl widerspiegeln, zumindest auf Seiten der Verlierer, die schweren wirtschaftlichen Repressalien unterlagen und daher möglicherweise vermehrt auf deponierte Kapitalrücklagen zurückgreifen mussten. Damit bietet sich eine mögliche Erklärung für die Feststellung, dass sich in schriftlich überlieferten Kriegsgebieten im Vergleich mit friedlichen Regionen und Zeiten in der Regel keine signifikanten Schatzfundhorizonte abzeichnen.

Durch natürliche Gegebenheiten wie klimabedingte Missernten und daraus resultierende Hungersnöte oder Epidemien verursachte krisenhafte Verhältnisse hatten ebenfalls weitreichende wirtschaftliche Auswirkungen, die wiederum politische Reglementierungen bewirkten. Beispielsweise führten klimabedingte Ernteausfälle gegen Ende des 15. Jahrhunderts vor allem in Nordwest- und Mitteleuropa zu einem Versorgungsengpass mit Nahrungsgetreide und daraus resultierend zu einer Teuerung. Die Hansestädte verhängten zudem teilweise ein Ausfuhrverbot für Getreide, das jedoch sowohl von Produzenten als auch Kaufleuten nach Möglichkeit umgangen wurde[1752]. Wie bereits dargestellt, wirkten sich Teuerungen von Agrarprodukten einerseits durch Gewinnsteigerung auf Seiten der Produzenten eher begünstigend und andererseits durch gestiegene Lebenshaltungskosten auf Seiten der Konsumenten eher reduzierend auf die Kapitalhortung aus.

Ein Beispiel für den Einfluss wirtschaftlicher Verhältnisse auf das Sozialgefüge und daraus hervorgehende politische Restriktionen sind Kleiderordnungen. Diese obrigkeitlich verfügten Luxusverbote und Aufwandsbeschränkungen sollten die soziale Zeichenfunktion von Kleidung und Schmuck zur Verdeutlichung von

1749 Steuer 2004, 604. – Zur Problematik der Rekonstruktion der Steuerpolitik und Steuersysteme im mittelalterlichen Europa: Miller 1983; Jensen 1992c, 156.

1750 Vgl. Haupt 2001, 69.

1751 Beispielsweise ist die Enteignung des Templerordens, der Juden und Lombarden zur Aufbesserung der Staatskasse schriftlich belegt für Frankreich unter der Regierung Philipps IV. (1285-1314).

1752 Wiechmann 1996, 44.

Standesunterschieden durch die Einhaltung schriftlich fixierter Normen gewährleisten[1753]. Sie sind als Reaktion auf allgemeinen wirtschaftlichen Wohlstand beziehungsweise höhere Einkommen der niederen Gesellschaftsschichten zu verstehen, wodurch weitere Teile der Bevölkerung finanziell in der Lage waren, hochwertigen Schmuck und teure Gewandung zu erwerben und zu tragen[1754]. Dass Kleiderordnungen den Umfang der Hortung von Edelmetallschmuck beeinflussten ist zwar theoretisch möglich, allerdings schwerlich nachzuweisen, allein bereits aufgrund der regionalen, teilweise lokalen Differenzen in den Bestimmungen sowie der nicht abzuschätzenden Anzahl an Gesetzesübertretungen bezüglich des privaten Schmuckbesitzes und -gebrauchs[1755].

Schließlich sind im Volksglauben wurzelnde Opferpraktiken als die Deponierung von Wertobjekten beeinflussendes soziales Phänomen zu beachten. Aus der volkskundlichen Überlieferung geht hervor, dass die rituelle Deponierung von Edelmetallobjekten durch krisenhafte Gegebenheiten, beispielsweise Naturkatastrophen beziehungsweise die Furcht vor solchen, begünstigt werden konnte[1756]. Zwar widersprechen die nur vereinzelt überlieferten Belege für die rituelle Deponierung von Edelmetallobjekten nicht der Ansicht, dass in christianisierten Gebieten »keine Opfer an höhere Mächte im Modus der vorkirchlichen Epochen dargebracht«[1757] wurden, dennoch bezeugen sie die Möglichkeit eines gewissen Fortlebens heidnischer Opferpraktiken, wenn auch nicht in vorkirchlichen Epochen vergleichbarem quantitativen und materiellen Umfang. Den bis in heutige Zeit nicht unüblichen Bau- und Brunnenopfern sowie den Opfergaben in kirchlichem Kontext entsprechend handelt es sich bei auf heidnischem Volksglauben fußenden Opfergaben weit überwiegend um materiell geringwertige Objekte. Neben religiösen Konventionen beeinflussen wirtschaftliche Verhältnisse den materiellen Wert der Opfergaben, wie nicht zuletzt die um die Mitte des 14. Jahrhunderts abbrechende Sitte der Opferung von Metallobjekten in den samischen Opferhorten belegt[1758]. Der nach Auskunft des beigefügten Schriftstücks am 27. Februar 1926 in der Gemeinde Kist, Lkr. Würzburg (Bayern) in einer Glasflasche deponierte Hort ist ein Beispiel für eine durch eine Wirtschaftskrise initiierte rituelle Deponierung, in diesem Fall inflationsbedingt wertloser Geldscheine (**Abb. 184**)[1759]. Dagegen ist mehreren frühgeschichtlichen bis neuzeitlichen Horten aus der Provinz Drenthe (NL), die teilweise Münzen und diverse Metallgegenstände in größerem Umfang beinhalten, durchaus ein beachtlicher Materialwert zuzusprechen. V. T. van Vilsteren[1760] spricht den in sumpfigem Gelände, abseits von Siedlungsstellen vorgenommenen Deponierungen eine rituelle Hortfunktion zu, wobei er neben vorgenannten Kriterien auf den Zustand der Objekte verweist, die teils neuwertig, teils intentional zerstört deponiert wurden. Bei dem um 1330 deponierten Schatzfund von Coevorden weist neben den Deponierungsverhältnissen zudem die Zusammensetzung des Fundkomplexes Parallelen mit den im 3. und 4. Jahrhundert in Mooren im westlichen Ostseegebiet deponierten Waffensammlungen auf, die einem Bericht des römischen Historikers Orosius aus dem 5. Jahrhundert folgend als »eroberte Kriegsbeute, die nach siegreichen Gefechten einer Gottheit geop-

1753 Blaschitz/Krabath 2004, 751.

1754 Nach Roehl 1983, 77 besteht eine zeitliche Korrelation zwischen dem gesetzlichen Erlass von Kleiderordnungen und Perioden säkular steigender Löhne.

1755 Gesetzliche Bestimmungen zeugen letztlich von einer häufigeren Umgehung bzw. Missachtung gesellschaftlicher Normen, sodass unklar bleibt, inwieweit die Einhaltung der Vorschriften allgemeine Akzeptanz in der Bevölkerung fand.

1756 Verwiesen sei auf zwei vergoldete Becher, die einer alten Chronik zufolge der »Nymphe« in der Karstquelle Blautopf bei Blaubeuren (Baden-Württemberg) anlässlich großer Überflutungsgefahr nach schwerem Unwetter im Einzugsgebiet der Quelle 1641 geopfert wurden: Geißlinger 2004, 466 Anm. 40.

1757 Geißlinger 2004, 465.

1758 Zachrisson 1984, 124-125 erklärt den abrupten Wechsel in der Opfertradition plausibel als in Zusammenhang mit den sozialen Veränderungen im Zuge der Pestepidemie und der Agrarkrise in Norwegen um die Mitte des 14. Jhs. stehend.

1759 Der Hort umfasste nach Auskunft des Begleitschreibens, in dem darüber hinaus das rituelle Deponierungsmotiv benannt ist, »je 1 Geldschein im Nennwert von 1 M bis 1 Billion aus der Zeit der größten Geldentwertung, als 1 Billion Papiermark nur 1 Reichsmark galt«: Arch. Deutschland H. 6, 2006, 43-44 [M. Hoppe].

1760 Van Vilsteren 2000, 58-60.



Abb. 184 Die Notgeldscheine im Depotfund von Kist, Lkr. Würzburg. – (Nach Arch. Deutschland H. 6, 2006, 43).

fert«[1761] wurden, gedeutet werden. Gewisse Parallelen zeigen ebenfalls die samischen Opferhorte, wobei deren nichtmilitärische Struktur, der lange Kumulationszeitraum und die schriftlich belegten Opferpraktiken eine entsprechende Deutung als geopferte Kriegsbeute widerlegen. Abgesehen von den durch den Befundkontext und Beifunde magisch-religiöser Bedeutung eindeutig charakterisierten samischen Opferhorten ist der Nachweis einer rituellen Hortfunktion für Schatzfunde problematisch[1762].

Bislang wird die Fortführung heidnischer Traditionen im hohen und späten Mittelalter als potenzielles Deponierungsmotiv und Überlieferungsursache für eine größere Anzahl dementsprechend als rituelle Deponierungen interpretierter Schatzfunde allenfalls für die spät christianisierten Gebiete, insbesondere Skandinaviens, in Erwägung gezogen. Während hier auf die Möglichkeit des fortgesetzten Brauchtums der aus der Saga-Überlieferung bekannten rituell motivierten Deponierung materiell wertvoller Objekte verwiesen wird[1763], ist der allgemeinen Ansicht folgend, mit einer nur geringen Anzahl ritueller Deponierungen unter den im christianisierten Europa deponierten Schatzfunden zu rechnen. Dem widerspricht V. T. van Vilsteren unter Bezugnahme auf die weite Verbreitung und teilweise Übernahme abergläubischen Brauchtums in christlichem Kontext[1764]. Da jedoch eine rituelle Hortfunktion im Einzelfall in der Regel nicht eindeutig nachweisbar ist, bleiben die Anzahl und damit die Auswirkungen ritueller Deponierungen auf die Verbreitung von Schatzfunden spekulativ.

Das Phänomen der Deponierung und Überlieferung von Horten und daraus hervorgehend die Verbreitung von Schatzfunden unterliegt vielfältigen variabel einflussnehmenden Faktoren. Die das Fundbild genuin beeinflussenden Faktoren stehen in Zusammenhang mit den Hortfunktionen, den Deponierungsmotiven sowie den die Überlieferung initiierenden Ursachen, die von individuellen Absichten und Möglichkeiten seitens der Hortbesitzer abhängig und daher lediglich indirekt zu erschließen sind. Allgemeine, die Schatzfundverbreitung genuin beeinflussende Faktoren entstammen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen zum Zeitpunkt der Deponierung und dem nachfolgenden Überlieferungszeitraum. Aufgrund deren enger Verflechtung in einem wechselwirksamen Beziehungsgeflecht ist der Grad der Einflussnahme eines einzelnen Faktors nicht exakt zu bestimmen. Dazu zählen die Verfügbarkeit der Edelmetalle, die Struk-

1761 Gebühr 2007, 40.
1762 Siehe Kapitel Interpretation – Funktionale Deutung.
1763 Zachrisson 1984, 124-125.
1764 Van Vilsteren 2000, bes. 60-62.

tur des Handels und die Art der Zahlungsmittel sowie die demographische und siedlungsgeographische Entwicklung.

Im Umkehrschluss die Anzahl von Schatzfunden als Parameter für die Berechnung der Bevölkerungsdichte heranzuziehen, wie es P. Turchin und W. Scheidel[1765] versuchen, ist problematisch. Die Einbeziehung der Häufigkeit von Schatzfunden als Parameter in einem mathematischen Modell zur Berechnung der römischen Bevölkerungszahl im zweiten und ersten Jahrhundert v. Chr. basiert auf der These, dass Schatzfunde Kriegszeiten und politische Krisen anzeigen. Dieses monokausale Deutungsmodell stellt jedoch, wie im Vorhergehenden gezeigt wurde, eine zu starke Abstraktion der tatsächlichen Verhältnisse dar. Zudem sind die Verbreitung von Schatzfunden sekundär beeinflussende Faktoren zu berücksichtigen, die mit der Entdeckung der Fundkomplexe einsetzen. Dies sind vor allem die ungleiche Entdeckungswahrscheinlichkeit, abhängig von topographischen Bedingungen und der Intensität bodeninvasiver Maßnahmen, die von Land zu Land differierende Auslegung des Schatzregals und die regional unterschiedliche Forschungsintensität[1766], die zu einer vermehrten respektive verminderten Meldung von Funden in bestimmten Gegenden führen, die differierende wissenschaftliche Erfassung und Publikation und nicht zuletzt die bei der jeweiligen Auswertung berücksichtigte Auswahl an Schatzfunden[1767]. Vorgenannte Faktoren bedingen, dass nicht nur nicht die Gesamtheit aller ursprünglich verborgenen sondern auch nicht sämtliche in ihrem Versteck verbliebenen Horte überliefert sind. Da somit quantitativen Auswertungen lediglich eine mehr oder weniger stark begrenzte Auswahl an Schatzfunden zugrunde liegt, sind die Auswirkungen historischer Faktoren auf die Verbreitung allenfalls näherungsweise zu ermitteln[1768]. In Anlehnung an ein Zitat von G. Wiebe zur Preisentwicklung dürfen regionale und zeitliche Unterschiede in der Häufigkeit von Schatzfunden »niemals durch eine einzige Ursache zu erklären versucht werden. Denn wenn auch in der Tat einmal ein [...] Faktor in ganz ungewöhnlicher Stärke auftritt, so wird das Endergebnis einer längeren [...] Entwicklung stets und überall eine Kombination der Wirkungen aller überhaupt möglichen [...] Faktoren sein«[1769].

Unter Berücksichtigung vorgenannter Problematik wird im Folgenden die sich bei der Kartierung der erfassten Schatzfunde abzeichnende unterschiedliche Häufigkeitsverteilung dargestellt und auf potenziell einflussnehmende historische Faktoren hin untersucht.

Deponierungen nach Regionen über die Zeit

Zur Verdeutlichung der regional und zeitlich variierenden Häufigkeitsverteilung wurden die erfassten Schatzfunde nach ihrem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt kartiert (**Taf. 1-2**). Dadurch können sich Abweichungen zum tatsächlichen beziehungsweise angenommenen Deponierungszeitpunkt eines Schatzes ergeben, sofern dieser anhand des Münzspektrums oder der stilistischen Einordnung nichtmonetärer Bestandteile auf einen späteren Zeitpunkt datiert wird. Da der Deponierungszeitpunkt in der Regel nicht exakt zu bestimmen ist, sondern allenfalls bestimmte Zeiträume als wahrscheinlich anzunehmen sind, wurde den Kartierungen der frühestmögliche Deponierungszeitpunkt als bestmöglicher Anhaltspunkt zugrunde gelegt.

1765 Turchin u. a. 2009.

1766 Unter Forschungsintensität ist hier vor allem die Aktivität einzelner interessierter Fachleute und Sammler zu verstehen. – Vgl. Ilisch 1980a, 14.

1767 Das Fundaufkommen mittelalterlicher Schatzfunde in einzelnen Ländern ist so groß, dass mehrjährige Forschungsprojekte für deren vollständige Erfassung notwendig sind.

1768 Vgl. Grinder-Hansen 1992, 120.

1769 G. Wiebe, Zur Geschichte der Preisrevolution des XVI. und XVII. Jhs. (Leipzig 1895) 198 zitiert nach Gerhard 2004, 57.

Die nach Jahrhunderten getrennte und mittels verschiedener Symbole nach den zu Anfang, Mitte und Ende eines Jahrhunderts erfolgten Deponierungen differenzierte Kartierung dient der übersichtlichen Darstellung bei möglichst direkter Vergleichbarkeit. Stellen die einzelnen Kartenbilder zwar zunächst ein mentales Konstrukt zur besseren zeitlichen Einordnung bestimmter historischer Ereignisse und Abläufe dar, so werden dennoch säkulare Veränderungen im Vergleich der Kartierungen ersichtlich, wobei die Übergänge als fließend zu betrachten sind. Die Zusammenschau der Kartierungen ermöglicht es, längerfristig wirksame Prozesse nachzuvollziehen. Die große Anzahl der mit einem Deponierungszeitpunkt zu Beginn der Jahrhunderte kartierten Schatzfunde ist teilweise bedingt durch ungenaue Datierungen. So wurden beispielsweise nicht münzdatierte Schatzfunde, die stilistisch ins 12./13. Jahrhundert datieren, mit dem *terminus post quem* 1101 erfasst.

Gewisse Abweichungen sind zudem in geografischer Hinsicht gegeben. Für Schatzfunde, deren Fundstelle sich keinem heutigen Ortsnamen eindeutig zuordnen ließ, wurde als Bezugspunkt der nächstgrößere Ort oder der Mittelpunkt des jeweiligen Verwaltungsgebietes kartiert. Bei sehr dicht liegenden Fundpunkten wurden diese zur Verbesserung der Übersichtlichkeit etwas verschoben, wobei eine möglichst geringe Abweichung von den Koordinaten des Fundortes angestrebt wurde. Auch die Markierung zeitgleicher Schatzfunde mit selbem Fundort durch nur einen Fundpunkt dient der übersichtlicheren Darstellung, wobei lokale Fundkonzentrationen lediglich in Ryazan' (RUS, Hort-Nrn. 235. 361-365) und Iona (GB, Hort-Nrn. 311-312) im 13. Jahrhundert sowie in Bad Gandersheim (Lkr. Northeim, Hort-Nrn. 68. 217), Erfurt (Hort-Nrn. 34. 323), Peine (Hort-Nrn. 50-51), Briviesca (ES, Hort-Nrn. 39-40) und Nykøbing Falster (DK, Hort-Nrn. 96. 102) im 14. Jahrhundert auftreten.

Bei der vergleichenden Betrachtung der Anzahl von Schatzfunden nach Regionen über die Zeit ist die zentrale Fragestellung, welche Faktoren die Verbreitung maßgeblich prägen und welche historischen, das Fundbild genuin beeinflussenden Faktoren zu erschließen sind. Das darauf folgende Kapitel ist der Zusammenfassung der Ergebnisse und der Frage gewidmet, ob verschiedene kulturelle Traditionen im Deponierungsverhalten, das heißt den Motiven der Hortung und Deponierung sowie den Ursachen des Belassens von Horten in ihren Verstecken, fassbar sind.

Mit Europa als geographischem Arbeitsgebiet ist dessen Ausdehnung zu groß, als dass sämtliche Regionen detailliert hinsichtlich der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Rahmenbedingungen für die Deponierungen vom 12. bis 15. Jahrhundert untersucht werden können, zumal es sich um teils rasch ablaufende dynamische Prozesse unter kleinstaatlichen Verhältnissen handelt, was sich nicht zuletzt in einer Vielzahl variierender Währungs- und Wirtschaftsräume im mittelalterlichen Europa manifestiert. Daher wird im Folgenden auf die Ergebnisse regionaler Studien zurückgegriffen, die in der Regel auch die reinen Münzschatzfunde einer Region miteinbeziehen, sodass die vorliegender Untersuchung zugrunde liegende Datenauswahl erweitert und damit das Aussagepotenzial erhöht wird. Dies gilt insbesondere für Regionen mit einer vergleichsweise hohen Konzentration an Schatzfunden, in denen gegenüber Regionen mit geringem Fundaufkommen quellenbedingt meist eine höhere Forschungsintensität besteht. Damit bietet sich zugleich die Möglichkeit, die gängigen Deutungsmodelle für gehäuft auftretende Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters anhand der Verbreitung der 324 erfassten Schatzfunde zu überprüfen.

Die regionale Unterteilung des Arbeitsgebietes ist an den heutigen Ländergrenzen orientiert. Damit können Studien zu Schatzfundverbreitungen, die häufiger national ausgerichtet sind, unproblematisch in die Betrachtung einbezogen werden. Zudem ist eine Unterteilung nach historischen Regionen, der einstigen Realität entsprechend, aufgrund vorgenannter Problematik in Zusammenhang mit der räumlichen und zeitlichen Dimension des Arbeitsgebietes und den stark variierenden Verhältnissen im mittelalterlichen Europa annä-

hernd unmöglich[1770]. Im Vergleich dazu bietet die an heutigen Ländergrenzen orientierte Unterteilung eine hohe Übersichtlichkeit. Die regionale Betrachtung beginnt mit den nordeuropäischen Ländern Schweden, Finnland und Dänemark. Darauf folgen die westeuropäischen Länder Großbritannien, Niederlande, Belgien und Frankreich, die südeuropäischen Länder Spanien und Italien, die mitteleuropäischen Länder Deutschland, Österreich, Schweiz, Polen, Tschechien, Ungarn und Estland, die osteuropäischen Länder Russland, Weißrussland und Ukraine sowie die südosteuropäischen Länder Rumänien, Bulgarien, Serbien, Mazedonien und Griechenland. Mit je einem Schatzfund aus Israel und Syrien wurden zudem zwei auf vorderasiatischem Gebiet vorgenommene Deponierungen berücksichtigt.

Schweden

Auf dem Gebiet des heutigen Schweden wurden 36 der 324 Schatzfunde deponiert[1771]. In das 12. Jahrhundert datiert die Deponierung von insgesamt 15 Fundkomplexen. Mit zehn Schatzfunden zeichnet sich ein Verbreitungsschwerpunkt zu Beginn des 12. Jahrhunderts ab, der darauf zurückzuführen ist, dass die Deponierung der Mehrzahl der Fundkomplexe nicht münzdatiert ist, mit Ausnahme des Schatzfundes von Ocksarve (Hort-Nr. 320, *terminus post quem* 1120)[1772]. Die restlichen, stilistisch ins 12. Jahrhundert datierten Schatzfunde wurden mit dem *terminus post quem* 1101 erfasst. Um die aus der ungenauen Datierung der Fundkomplexe resultierende verzerrte Darstellung der Verbreitung über die Zeit zu relativieren, wird die zeitliche Verteilung der Schatzfunde des 12. Jahrhunderts im Folgenden nicht berücksichtigt.

12. Jahrhundert

Die Schatzfunde konzentrieren sich im südöstlichen Randbereich des schwedischen Festlands sowie auf den Inseln Öland und Gotland. Die sich im Wesentlichen mit derjenigen der zahlreicheren Münzschätze deckende geografische Verbreitung[1773] deutet darauf hin, dass die strategisch günstige Position insbesondere der schwedischen Inseln in Bezug auf den Ostseehandel die Kumulation von Reichtum und damit die Hortbildung begünstigte[1774]. Die auf dem Festland deponierten Münzschatzfunde des 12. Jahrhunderts werden als Hinweis auf aus der Eisengewinnung in größerem Umfang und dem Eisenhandel resultierenden materiellen Wohlstand gewertet[1775]. Das Motiv für die Deponierung der Schatzfunde an Küsten und Wasserwegen wird einerseits mit der allgemeinen Bedrohung durch Seeräuber erklärt und andererseits mit der Struktur des sog. Bauernhandels, dem durch die ortsansässigen Bauern betriebenen Fernhandel[1776]. Entsprechend den Verhältnissen auf Gotland blieb die Agrargesellschaft auf Öland in Form einer Hofverbandsgesellschaft während des Mittelalters ohne grundlegendere Änderungen[1777]. Der durch die Schatzfunde repräsentierte Reichtum wird als Nachweis einer intensiv betriebenen Handelstätigkeit aufgefasst, zumal es diesbezüglich an schriftlichen Quellen mangelt[1778].

Das Silber war als Zahlungsmittel im internationalen Warenaustausch sicherlich von größerer Bedeutung, allerdings könnten die zahlreich überlieferten Silberschätze darauf hindeuten, dass Zahlungen in Silber tatsächlich nur selten vorgenommen wurden. Nach B. Hårdh[1779] stellte Silber auf einem Hof im agrarisch

1770 Zur generellen Problematik bei der Abgrenzung von Arbeitsgebieten: Kapitel Zeitliche, geographische und strukturelle Eingrenzung der Datenbasis – Geographischer Rahmen.

1771 **Tab. 55**: Schatzfunde aus Schweden.

1772 Der Schatzfund von Tingby (Hort-Nr. 274) führt zwar ebenfalls Münzen, diese wurden jedoch nicht bestimmt.

1773 Vgl. Jonsson 2000, 914.

1774 Vgl. Holmqvist 1963, 175. – Bezogen auf Gotland: Westholm 1999, 526.

1775 Holmqvist 1963, 175.

1776 Blomkvist 1974, 65.

1777 LexMA IV (1989) 1578-1579 s.v. Gotland [B. Böttger-Niedenzu/A. Niedenzu].

1778 Nylén 1998, 481.

1779 Hårdh 2002, 183.

geprägten Siedlungsraum ein Vermögen dar, »das nur bei besonderen Gelegenheiten, wie etwa einer Auslandsreise oder vielleicht um Grundbesitz zu kaufen, benötigt wurde«. Demnach könnte es sich bei den Schatzfunden um Kapitalrücklagen beziehungsweise Sparhorte handeln, zumal sie anscheinend überwiegend in oder zumindest in unmittelbarer Nähe des Wohnsitzes deponiert wurden. Grabungsbefunde mit dem konkreten Nachweis von Wohnstrukturen, wie im Fall der durch die Auffindung des großen Schatzfundes (Hort-Nr. 165) initiierten Ausgrabung bei Burge in Lummelunda auf Gotland[1780], sind jedoch selten. Der Schatzfund von Burge wird als Sparhort interpretiert, wobei eine allgemeine Bedrohung, beispielsweise durch Seeräuber, die Verbergung durchaus nahe legen kann. Die Kombination von allgemeinem Sicherheitsempfinden des Besitzers und einem die Deponierung auslösenden Ereignis wird als Deponierungsmotiv für die Schatzfunde auf Öland, darunter derjenige von Gåtebo (Hort-Nr. 272), diskutiert[1781]. Vor allem in der älteren Literatur wird als mögliches Deponierungsmotiv für die wikingerzeitlichen Schatzfunde das in Snorres Ynglingasaga beschriebene Gesetz Odins herangezogen, das besagt, dass derjenige der Reichtum vergräbt auch im nächsten Leben davon profitieren wird[1782]. Ein gewisses Fortleben heidnischer Traditionen im hohen und späten Mittelalter ist zwar nicht auszuschließen jedoch weder anhand der Fundzusammensetzung noch der Deponierungsverhältnisse sicher nachzuweisen. Sowohl die für eine Verwendung im Diesseits vorgesehenen Rücklagen als auch diejenigen, die dem Auskommen im Jenseits dienen sollten, wurden meist im direkten beziehungsweise näheren Wohnumfeld deponiert.

Mehrheitlich spricht der Inhalt der Schatzfunde nicht unbedingt für eine Interpretation als Sparhort oder Kapitalrücklage. Alle 36 Schatzfunde beinhalten Schmuck, wovon elf Fundkomplexe zusätzlich Geschirr enthalten. Von den 20 münzführenden Schatzfunden enthalten lediglich 14 Fundkomplexe eine größere Anzahl an Münzen, sodass von einer Deponierung von Zahlungsmitteln in nennenswertem Umfang auszugehen ist. Mit Ausnahme des Schatzfundes von Ocksarve (Hort-Nr. 320) ist der Fragmentierungsgrad der in den Fundkomplexen enthaltenen Gegenstände zu gering, als dass eine Deponierung von Bruchsilber als Gewichtsgeld sicher anzunehmen wäre. Die Deponierung überwiegend intakter Gegenstände des alltäglichen beziehungsweise festtäglichen Gebrauchs spricht eher für einen konkreten Anlass für die Deponierung, der das Verlangen nach Besitzstandssicherung akut verstärkt. Lediglich für 14 der 36 Schatzfunde wurde ein möglicher Verbergungsgrund in der Literatur benannt, wovon für fünf Fundkomplexe die Deponierung in Zusammenhang mit politischen Unruhen in Erwägung gezogen wird. Die Deponierung des Schatzfundes von Räppe (Hort-Nr. 350) wird im Kontext innerer Unruhen im südöstlichen Schweden in den 1240er Jahren gesehen[1783], diejenige des Schatzfundes von Alt-Uppsala (Hort-Nr. 146) in Zusammenhang mit der Invasion des dänischen Prinzen Magnus Henriksen 1160, wobei A. Andersson[1784] auf die Möglichkeit der Deponierung unter weniger spektakulären Umständen verweist[1785]. Die Deponierung der Schatzfunde von Amunde (Hort-Nr. 150), Dune (Gotland/S, Hort-Nr. 149) und Kyrkebinge (Hort-Nr. 151) auf Gotland wird mit der Invasion des dänischen Königs Waldemar Atterdag 1361 in Verbindung gebracht[1786]. Allerdings ist lediglich die Verbergung des Schatzfundes von Dune anhand der enthaltenen Münzen sicher um die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert (*terminus post quem* 1351), wohingegen die Datierung für die Schatzfunde von Amunde und Kyrkebinge auf stilistisch ähnlichen Schmuckstücken zu solchen im Schatzfund von Dune

1780 Berghaus u. a. 1969. – Nylén 1998, 481.
1781 Blomkvist 1974, 65.
1782 Vgl. Hårdh 1976, 9.
1783 Kjellmark u. a. 1939.
1784 Andersson 1983, 9.
1785 Am Beispiel des Schatzfundes von Alt-Uppsala wird die Problematik deutlich, die mit der Benennung einer möglichen Verbergungsursache für einen nicht jahrgenau datierten Schatzfund verbunden ist. Ausgehend vom Fundort und den christlichen Symbolen auf den im Schatzfund enthaltenen Trinkschalen wurde als Deponierungsgrund der letzte heidnische Aufstand gegen das sich etablierende Christentum, schriftlich überliefert für das Jahr 1080, in Erwägung gezogen. Die Datierung der Trinkschalen ins fortgeschrittene 12. Jh. lässt diese Interpretation hinfällig werden: Andersson 1983, 8-9.
1786 Ugglas 1936.

basiert. Die Invasion Waldemar Atterdags und die Schlacht von Visby am 27. Juli 1361 ist das am meisten beachtete politische Ereignis in der Geschichte Schwedens im Mittelalter, was nicht zuletzt auf die umfangreiche, teils legendäre Überlieferung zurückzuführen ist[1787]. Allerdings besteht keine unmittelbare Korrelation zwischen den Fundorten der Schätze und den überlieferten Kriegsschauplätzen[1788], woraus jedoch aufgrund der lückenhaften Überlieferung nicht abzuleiten ist, dass die Schätze keinesfalls aus Angst vor bevorstehenden Plünderungen im Zuge der Invasion verborgen wurden. Weshalb trotz der anzunehmenden größeren Verluste in der Bevölkerung Gotlands lediglich fünf weitere Münzschatzfunde überliefert sind, deren Deponierung um die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert und den Ereignissen von 1361 zugeordnet werden kann, bleibt offen. Die Schriftüberlieferung bietet eine mögliche, jedoch nicht direkt zu belegende Erklärung dafür, dass kein nach 1361 bis zum Ende des 15. Jahrhunderts auf Gotland deponierter Schatzfund erfasst wurde. Wie der Chronist Hans Nielssön Strelow (1587-1656) berichtet, forderte Waldemar Atterdag umfangreiche Tributzahlungen von der gotländischen Bevölkerung[1789]. Es ist jedoch nicht davon auszugehen, dass die Tributzahlungen ein finanzielles Desaster für die Bevölkerung darstellten[1790], obwohl Gotland bereits seit Ende des 13. Jahrhunderts und verstärkt im 14. Jahrhundert seine wirtschaftliche Vormachtstellung im Ostseehandel gegenüber Lübeck und der Hanse einbüßte und schließlich mit der Eroberung durch Waldemar Atterdag auch seine politisch unabhängige Stellung verlor[1791].

Da die schwedischen Schatzfunde inklusive der reinen Münzschätze nach ihrem Deponierungszeitpunkt nur in begrenztem Maße mit politischen Ereignissen zu korrelieren sind, wurde bereits von B. Thordeman[1792] und in jüngerer Zeit von K. Jonsson[1793] ein Zusammenhang zwischen Schatzdeponierung und wirtschaftlichen Verhältnissen in Erwägung gezogen. Der Umfang der Münzprägung und die Verfügbarkeit von Münzen sind Faktoren, die unzweifelhaft das Hortverhalten beeinflussen. Die Auswertung von Jonsson[1794] zeigt, dass keine direkte Korrelation zwischen umlaufender und gehorteter beziehungsweise deponierter Münzmenge nachzuweisen ist. Dagegen ist für die zwischen 1175 und 1363 deponierten Schatzfunde ein Zusammenhang zwischen Währungsreformen und der Anzahl überlieferter Schatzfunde festzustellen. Ausgehend von der Beobachtung, dass das Horten und Deponieren von Edelmetallobjekten auch in Zeiten nicht regulierten Münzumlaufs üblich war, so in Schweden im 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts[1795], ist von einer vermehrten Hebung deponierter Schätze durch ihre Besitzer im Zuge von Währungsreformen auszugehen, da die Anzahl überlieferter zeitgleich deponierter Schatzfunde relativ gering ist. Ein kausaler Zusammenhang zwischen Währungsreform und der Anzahl überlieferter Schatzfunde ist jedoch schwer nachzuweisen, nicht zuletzt da Währungsreformen nicht in jedem Fall schriftlich überliefert wurden und diese häufig mit politisch und/oder wirtschaftlich unruhigen Zeiten einhergehen und schließlich die das Fundbild sekundär beeinflussenden Faktoren zu berücksichtigen sind.

13./14. Jahrhundert

Die mit vier erfassten Schatzfunden geringe Anzahl der im 13. Jahrhundert in Schweden deponierten Fundkomplexe bestätigt sich zwar in einer gleichfalls geringen Zahl bekannter Münzschätze[1796], ein direkter Zusammenhang mit dem Übergang von einem nicht regulierten zu einem regulierten Münzumlauf ist allerdings nicht nachzuweisen.

Auch die Deponierung der zwölf Schatzfunde, die während des 14. Jahrhunderts verborgen wurden, zeigt keinen zeitlichen Zusammenhang mit den aus Schriftquellen für die Jahre 1313, 1315, 1340, 1354 und

1787 Thordeman 1939.
1788 Vgl. ebenda 20 Abb. 18.
1789 Ebenda 25.
1790 Ebenda 26.
1791 Westholm 1999, 526. 528-529.
1792 Thordeman 1936.
1793 Jonsson 2000.
1794 Ebenda 916.
1795 Ebenda 913-914.
1796 Vgl. ebenda 913-915.

1363 zu erschließenden Währungsreformen. Dagegen fällt bei der Einbeziehung der Münzschätze eine starke Häufung der zwischen 1354 und 1363 deponierten Schatzfunde auf. K. Jonsson[1797] sieht den möglichen Grund für die große Zahl an Münzschätzen in der Tatsache, dass es sich um eine Übergangsphase zwischen wiederholten Währungsreformen hin zu einem stabilen Münz- und Währungssystem handelt. Allerdings widerspricht der Befund den sonstigen Beobachtungen Jonssons, wonach Währungsreformen eher mit einer geringen Zahl überlieferter Schatzfunde einhergehen[1798]. Eine plausiblere Erklärungsmöglichkeit für die Überlieferung der Schatzfunde wäre demnach in der zeitgleich in Schweden herrschenden schweren Inflation zu sehen. Darüber hinaus ist das 14. Jahrhundert in Schweden, wie in weiten Teilen Europas, durch große politische und wirtschaftliche Umstürze charakterisiert[1799]. Wiederholte Thronkämpfe führten zu einer Schwächung der Königsmacht bei gleichzeitiger Stärkung des Hochadels, bis zur Vereinigung mit den Königreichen Dänemark und Norwegen 1397 in der Kalmarer Union.

Trotz dass die Pestepidemie um die Jahrhundertmitte das nach der Invasion Waldemar Atterdags 1361 auf Gotland meist beachtete Ereignis in der Geschichte Schwedens des 14. Jahrhunderts ist, wird ein Zusammenhang mit der Deponierung von edelmetallführenden Horten bislang lediglich für einige samische Metalldepots in Erwägung gezogen. Die im Siedlungsgebiet der Sami (Sápmi) erfassten Deponierungen von Bäsksjö (Hort-Nr. 371), Vindelgransele (Hort-Nr. 370), Rautasjaure (Hort-Nr. 170), Gråträsk (Hort-Nr. 168), Unna Saiva (Hort-Nr. 169) und Mörtträsket (Hort-Nr. 167) stammen mit Ausnahme von Mörtträsket und Gråträsk sämtlich von samischen Opferplätzen[1800]. Die Deponierung der Metallobjekte an ehemaligen Opferplätzen und die Vergesellschaftung mit Geweihen und Knochen, als Überreste von Speiseopfern interpretiert, legen einen Zusammenhang der Deponierung mit Kulthandlungen nahe. Schriftliche Berichte christlicher Missionare belegen die Praxis des Opferns im Rahmen samischer Kulthandlungen im 17. und 18. Jahrhundert[1801]. Zudem bezeugen stratifizierte Funde an samischen Opferplätzen deren Nutzung auch über die Christianisierung der Sami Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus[1802]. I. Serning[1803] erklärt die Deponierung zahlreicher Metallobjekte, insbesondere Anhänger und Münzen, während des 11. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts mit einer Veränderung in der Opferpraxis durch die Sami, möglicherweise in Zusammenhang mit einer außergewöhnlich reichhaltigen Verfügbarkeit importierter Metallobjekte in Lappland. Für die vorhergehenden und ebenso die nachfolgenden Epochen belegt das stratifizierte Fundmaterial archäologisch untersuchter Opferplätze die nahezu ausschließliche Deponierung von Tieropfern. Während der Bruch in der Tradition der Opferhandlung um die Mitte des 14. Jahrhunderts in der älteren Literatur primär als Reaktion auf politische oder wirtschaftliche Veränderungen aufgefasst wird, sieht I. Zachrisson[1804] einen Zusammenhang mit den allgemein veränderten sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen im Zuge der Klimaverschlechterung zu Beginn des 14. Jahrhunderts und der Pestepidemie 1349-1350. Agrarkrise, Bevölkerungsverluste und durch die Hanse veränderte wirtschaftliche Beziehungen zu Norwegen und Nowgorod könnten zu einer Verschlechterung der allgemeinen wirtschaftlichen Situation und damit zu einer geringeren Verfügbarkeit von Metallobjekten geführt haben.

15. Jahrhundert

Den allgemeinen wirtschaftlichen Wohlstand in Schweden im 15. Jahrhundert bezeugen die etwa 100 überlieferten Münzschätze und die vor allem in Kirchen zahlreich erhaltenen Kunstschätze des 15. Jahrhunderts[1805]. Mit den Schatzfunden von Halland (Hallands län/S, Hort-Nr. 145), Mossåkra (Hort-Nr. 282)

1797 Jonsson 2000, 915.
1798 Ebenda 916.
1799 Katalog Stockholm 1984, 20 [A. Andersson].
1800 Vgl. Zachrisson 1984, 121.
1801 Serning 1956, 163.
1802 Katalog Stockholm 1994, 91.
1803 Serning 1956, 163.
1804 Zachrisson 1984, 124.
1805 Katalog Stockholm 1984, 21. – Jonsson 2000, 916.

und Hagby Kyrka (Hort-Nr. 154) wurden lediglich drei Schatzfunde des 15. Jahrhunderts mit nichtmonetären Bestandteilen erfasst, deren Deponierungsmotiv wie auch die Überlieferungsursache jeweils spekulativ bleibt.

Finnland

Von den fünf auf dem Gebiet Finnlands erfassten Fundkomplexen[1806] ist lediglich die Deponierung des Schatzfundes von Halikko-Joensuu (Hort-Nr. 141) anhand der stilistischen Einordnung der Schmuckobjekte sicher ins 12. Jahrhundert zu datieren. Die Schatzfunde von Kuusamo-Lämsä (Koillismaa/FIN, Hort-Nr. 140), Kuusamo-Tavajärvi (Koillismaa/FIN, Hort-Nr. 142), Nastola-Ruuhijärvi (Lahti/FIN, Hort-Nr. 143) und Salla-Aatservainen (Lapin lääni/FIN, Hort-Nr. 144) sind dagegen stilistisch nur ungenau in den Zeitraum von der Mitte des 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts zu datieren[1807]. Für keinen der Schatzfunde fand sich ein potenzieller Verbergungsgrund in der Literatur. Ein Zusammenhang der Deponierung und Überlieferung mit Kriegszügen Schwedens und Nowgorods in Finnland im 12. Jahrhundert bleibt hypothetisch.

Dänemark

Aus dem Gebiet des heutigen Dänemark stammen 35 Fundkomplexe[1808]. Nur für eine geringe Anzahl der mittelalterlichen Schatzfunde Dänemarks wird ein konkretes schriftlich überliefertes Ereignis als mutmaßliches Deponierungsmotiv benannt[1809], darunter die Schatzfunde von Haraldsborg (Hort-Nr. 84), Ribe (Hort-Nr. 87) und Rådved (Hort-Nr. 97). Der Schatzfund von Haraldsborg wurde beim Pflügen im Kontext eines Burghügels entdeckt. Aufgrund des Befundkontextes und der durch die Schlussmünze datierten Verbergung des Schatzes nach 1132 wird der Verbergungsgrund in den kriegerischen Auseinandersetzungen nach der Ermordung Knuds 1131 und der Erstürmung der Burg 1132/1133 durch Erik Emune gesehen. Die Verbergung des Schatzfundes von Ribe, anhand der Schlussmünze auf nach 1246 datiert, wird in Kombination mit der Verbergung eines zeitgleich deponierten Münzschatzes in den Kontext der gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen König Erik Plovpenning und seinem Bruder Herzog Abel 1247 gestellt. Die Interpretation ist wiederum auf den Befundkontext gestützt, das heißt die Stadt Ribe, deren Herrschaft im Zuge der Auseinandersetzungen zweimal wechselte, was für die Bewohner unruhige und unsichere Verhältnisse mit sich brachte. Im Gegensatz dazu wird die Verbergung des Schatzfundes von Rådved nicht auf ein unmittelbar mit dem *terminus post quem* 1337 zeitlich korrelierendes Ereignis bezogen, sondern auf den 1368 stattfindenden gewaltsamen Konflikt in Nord-Jütland zwischen den Grafen von Holstein zusammen mit jütländischen Rebellen gegen König Waldemar Atterdag[1810]. Aufgrund der nur selten möglichen Verknüpfung des Deponierungszeitpunktes mit einem schriftlich überlieferten kriegerischen und sonstigen krisenhaften Ereignis werden insbesondere wirtschaftliche Faktoren zur Erklärung der Schatzfundhäufigkeitsverteilung herangezogen[1811].

1806 **Tab. 56**: Schatzfunde aus Finnland.
1807 Kivikoski 1973.
1808 **Tab. 57**: Schatzfunde aus Dänemark. – Bei den von Jensen u. a. 1992 erfassten, zwischen den Jahren 1050 und 1550 verborgenen 326 Fundkomplexen handelt es sich weit überwiegend um reine Münzschätze.
1809 Vgl. Grinder-Hansen 1992, 124-126.
1810 Ebenda 126.
1811 Vgl. ebenda 125. – Bendixen 1992. – Jensen 1992c.

12./13. Jahrhundert

Die neun Schatzfunde, die im Verlauf des 12. Jahrhunderts verborgen wurden, lassen sich mit Ausnahme des Schatzfundes von Haraldsborg weder mit konkreten historischen Ereignissen verknüpfen noch, teilweise bedingt durch den Mangel an schriftlicher Überlieferung, mit wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklungen. Der Bürgerkrieg, der um 1146-1157 durch den Konflikt um den dänischen Königsthron zwischen Svend, Knud und Waldemar I. entbrannte, korreliert zwar zeitlich mit einer relativ hohen Anzahl an Schatzdeponierungen[1812], da es sich jedoch weit überwiegend um Münzschätze handelt, spiegelt sich diese Periode nicht in einem Verbreitungsschwerpunkt der im Rahmen vorliegender Arbeit berücksichtigten Schatzfunde. Gegenüber dem 12. Jahrhundert ist eine deutlich geringere Anzahl an im 13. Jahrhundert deponierten Schatzfunden überliefert, wovon lediglich vier Fundkomplexe erfasst wurden. Schriftquellen bieten eine mögliche Erklärung für die relativ spärliche Überlieferung dänischer Schatzfunde des 13. Jahrhunderts. Im Jahr 1225 forderte Heinrich von Schwerin die enorme Summe von 25000 Silbermark als Lösegeld für die Freilassung König Waldemars II. aus der Gefangenschaft. Die Begleichung der Lösegeldforderung erschöpfte die Silberreserven Dänemarks[1813]. Die Solidarität der Bevölkerung mit ihrem König vorausgesetzt, könnte die spärliche Überlieferung von Schatzfunden des 13. Jahrhunderts darauf zurückzuführen sein, dass überdurchschnittlich viele Rücklagen von ihren Besitzern geborgen und abgeliefert wurden, um die Freiheit des Königs erkaufen zu können. Andererseits ist bei einem Mangel an gemünztem Silber und entsprechend hoher Nachfrage von einer allgemeinen Verringerung des thesaurierten Vermögens zugunsten der Erhöhung des Münzumlaufs auszugehen. In gewisser Hinsicht widerspricht jedoch die beträchtliche Anzahl der in den Schatzfunden enthaltenen Silbermünzen, von mindestens 431 Exemplaren im Schatzfund von Vrendrup Hede (Hort-Nr. 88) bis zu 1400 Exemplaren im Schatzfund von Bjæverskov (Hort-Nr. 111), vorgenannten Überlegungen.

14. Jahrhundert

Gegenüber dem 13. Jahrhundert steigt die Anzahl der im 14. Jahrhundert deponierten Schatzfunde stark an. K. Grinder-Hansen[1814] schließt auf einen Zusammenhang zwischen der Deponierung einer großen Anzahl umfangreicher Münzschätze und einer heftigen Inflation während der Regierungszeiten von Erik Menved (1286-1319), Christopher II (1319-1326, 1330-1332) und Waldemar III. (1326-1330), im Zuge derer Silberpennies annähernd auf den Wert von reinen Kupfermünzen absanken. Welche Motivation zur Verbergung vor allem großer Münzmengen in inflationärer Zeit Grinder-Hansen vermutet, bleibt unklar. Denkbar ist die Interpretation als Verwahrhorte aus Angst vor Plünderung und Raub in Kombination mit der Möglichkeit der Spekulation auf eine Steigerung der Kaufkraft des gemünzten Silbers nach überstandener Inflation. Zudem waren große Gebiete Dänemarks in den 1320er und zu Beginn der 1330er Jahre an Holsteiner Adelige verpfändet, sodass die Verbergung größerer Silberwerte möglicherweise auf das Motiv der Steuerhinterziehung zurückzuführen sein könnte. Demnach könnten insbesondere größere Schatzfundkomplexe als »Schwarzgeldkassen« interpretiert werden. Die Überlieferung der Fundkomplexe zeigt jedenfalls, dass die ehemaligen Besitzer trotz allgemein hohen Geldbedarfs nicht unmittelbar auf sämtliche Silberreserven zurückgreifen mussten oder dies vielleicht auch nicht mehr konnten. Erfasst wurden fünf Schatzfunde, deren Deponierungszeitpunkt zwischen 1286 und 1332 datiert. Den größten Fundkomplex stellt der Schatzfund von Systofte (Hort-Nr. 92) dar, der neben einer Eisentrense und einer Glasperle 30258 Silbermünzen beinhaltet, gefolgt vom Schatzfund von Thorupled (Hort-Nr. 89) mit 701 Silbermünzen und dem Schatzfund von Midskov (Syddanmark/DK, Hort-Nr. 91) mit 301 Münzen. Die Schatzfunde von Vindinge Kirke (Hort-Nr. 90)

1812 Vgl. Bendixen 1992, 155 und Jensen u. a. 1992, Bd. 1, Karte 1.
1813 Bendixen 1992, 155.
1814 Grinder-Hansen 1992, 125.

und Landsgrav Mark (Hort-Nr. 96) enthalten dagegen lediglich acht beziehungsweise keine Münzen. Einzig für den Schatzfund aus der Kirche von Vindinge wird ein mutmaßliches Deponierungsmotiv benannt, in Zusammenhang mit der funktionalen Deutung als Opferhort[1815].
Dänemark blieb bis zur Herrschaft Waldemars IV. Atterdag (1340-1375) ohne zentrale Regierungsgewalt. Der Münzanteil der in dieser Zeit verborgenen Schatzfunde spiegelt die politischen Verhältnisse in einer Dominanz ausländischer Münzen, die bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts besteht und ab dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts den zunehmenden wirtschaftlichen und politischen Einfluss der Hanse in Dänemark anzeigt[1816]. Waldemar IV. gelang es als König von Dänemark bis zum Ende der 1350er Jahre die verpfändeten Ländereien wieder einzulösen. Seine andauernde Expansionspolitik führte schließlich zu den beiden Kriegen zwischen der Hanse und Dänemark. Während Waldemar sich im ersten Krieg (1360/1361-1365) noch erfolgreich behaupten konnte, unterlag er im zweiten Krieg (1368-1370). Aus der Regierungszeit Waldemars IV. Atterdag bis zum Ende des 14. Jahrhunderts wurden zehn Schatzfunde erfasst. Diese Häufung von Schatzdeponierungen entspricht der zeitgleichen Verbergung überdurchschnittlich vieler Münzschätze[1817], worin sich einerseits wachsender Wohlstand infolge zunächst stabilerer politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse widerspiegeln könnte, andererseits die zunehmenden Unruhen im Zuge der Expansionspolitik Waldemars IV. Allerdings ist für keinen der erfassten Schatzfunde eine Korrelation zwischen mutmaßlichem Verbergungsgrund und einem bestimmten historischen Ereignis nachzuweisen.

15. Jahrhundert

Dies gilt gleichfalls für die sieben Schatzfunde, die im 15. Jahrhundert deponiert wurden. Das bedeutendste politische Ereignis war die Vereinigung der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden in der Kalmarer Union von 1397 bis 1523 unter der Vorherrschaft Dänemarks. Obwohl vor allem die Regierung Erichs von Pommern (1412-1439 alleiniger König der Kalmarer Union) geprägt war von Konflikten mit der Hanse, dem Deutschen Orden und den Herzogtümern Holstein und Schleswig, scheinen die Auswirkungen auf die Verbergung von Horten und den Münzumlauf in Dänemark sehr gering gewesen zu sein, ausgenommen die zahlreichen Funde vor allem einzelner Goldmünzen[1818]. Die wirtschaftliche Vormachtstellung Dänemarks im Ostseehandel äußert sich in gewissem Umfang in der Prägezahl dänischer Silbermünzen, die verglichen mit den Prägungen europäischer Silbermünzen um die Mitte des 15. Jahrhunderts sehr hoch war[1819]. Die Häufung von dänischen Schatzfunden im 15. Jahrhundert kann auf wirtschaftlichen Wohlstand zurückgeführt werden, zumal die Kosten für die kriegerischen Auseinandersetzungen unter Erich von Pommern vor allem von Schweden getragen werden mussten, dessen Westküste, ebenso wie Bornholm, von Dänemark besetzt war.

Großbritannien

Auf dem Gebiet Englands und Schottlands wurden insgesamt 20 Schatzfunde erfasst[1820]. Davon datieren lediglich die Schatzfunde von Plan (Hort-Nr. 313) und Worcester (West Midlands/Hort-Nr. 129) ins 12. Jahrhundert. Während für den Schatzfund von Plan aufgrund dessen unvollständiger Überlieferung der mutmaßliche Verbergungsgrund offen bleibt, sieht J. D. A. Thompson[1821], gestützt durch das Spektrum der im

1815 Die Interpretation basiert auf der Zusammensetzung von acht Münzen und einem Bronzeschlüssel und deren Vermauerung im Altar: Jensen u. a. 1992, Kat.-Nr. 134.
1816 Jensen 1992c, 158.
1817 Jensen 1992c, 158.
1818 Vgl. ebenda 159-160.
1819 Ebenda 158.
1820 **Tab. 58**: Schatzfunde aus Großbritannien.
1821 Thompson 1956, xxxi.

Fundkomplex enthaltenen Münzen, einen Zusammenhang zwischen der Verbergung des Schatzfundes von Worcester sowie zweier Münzschätze und dem Aufstand der Barone gegen Henry II. von England in den Jahren 1173-1175. Für die Mehrzahl der Schatzfunde, deren Verbergung in die Regierungszeit Henry II. datiert, nimmt Thompson dagegen ökonomische Deponierungsmotive als wahrscheinlicher gegenüber militärischen Einflüssen an. Er stützt seine These auf die der Schriftüberlieferung nach überwiegend friedlichen Verhältnisse in England und die zeitliche Verbreitung der Schatzfunde, in Verbindung mit deren Korrelierbarkeit mit den Währungsreformen der Jahre 1158 und 1180[1822].

13./14. Jahrhundert

Die Verbergung der Schatzfunde von Iona (Hort-Nrn. 311-312) und Coventry (Hort-Nr. 128) erfolgte jeweils im 13. Jahrhundert, wobei der Deponierungszeitpunkt der nicht münzdatierten Schatzfunde von Iona anhand des Fundkontextes in der Kirche und einer Kapelle des um 1203 gegründeten Nonnenklosters lediglich auf nach 1203 zu datieren ist. Die beiden Fundkomplexe werden als ursprüngliches Eigentum von Nonnen, das bei deren Eintritt ins Kloster Teil des Klosterschatzes wurde und in letzter Funktion als Beutegut eines Diebes gedeutet, aufgrund des hohen Fragmentierungsgrades der Schmuckobjekte, insbesondere der goldenen Kopfbänder. Als mögliches Motiv für die Deponierung nimmt A. O. Curle[1823] an, dass der unrechtmäßige Besitzer gezwungen war die Objekte zu verstecken und sieht eine Bestätigung seiner Hypothese in der Überlieferung der Schatzfunde: »That the rascal met his fate and lost his ill-gotten gains is the obvious conclusion«[1824].

Gut ein Viertel der überlieferten mittelalterlichen Schatzfunde Großbritanniens wurde in den Regierungszeiten Edwards I (1272-1307), Edwards II (1307-1327) und Edwards III (1327-1377) verborgen[1825]. J. D. A. Thompson führt diese enorme Konzentration an Schatzfunden auf die fortwährenden politischen Unruhen und schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse zurück, die zu einem Übermaß an Horten führten. Von den erfassten Schatzfunden datieren elf Fundkomplexe nach ihrem Deponierungszeitpunkt zwischen 1272 und 1377, wobei mit Ausnahme des Schatzfundes von Branxholm (Scottish Borders/GB, Hort-Nr. 138) der *terminus post quem* für die Deponierung jeweils vor 1330 liegt. Dieser zeitliche Verbreitungsschwerpunkt zeichnet sich ebenfalls bei den von Thompson berücksichtigten Fundkomplexen ab, sodass sich ein Zusammenhang mit den fortschreitenden Eroberungsversuchen Schottlands durch England vermuten lässt. Darauf deutet auch die geographische Verbreitung der Schatzfunde hin, die sich insbesondere in den Grenzgebieten zwischen England und Schottland konzentrieren[1826]. Die geringere Anzahl an Schatzfunden im restlichen England und in Wales erklärt Thompson[1827] mit den friedlicheren Verhältnissen in diesen Regionen, »and in consequence there was much less need to hoard money against the risk of military operations«. Dagegen führt er die geringe Anzahl an irischen Schatzfunden auf schlechtere Überlieferungsbedingungen zurück, da in Irland zu Beginn des 14. Jahrhunderts vergleichbar unruhige Verhältnisse herrschten wie in Schottland[1828]. Demnach könnte sowohl die zeitliche als auch die räumliche Konzentration der Schatzfunde eher mit einer höheren Überlieferungsrate in den von militärischen Unruhen direkt betroffenen Gebieten zu erklären sein, unter der Annahme, dass hier vergleichsweise mehr Schatzfunde von ihren ursprünglichen

1822 Thompson 1956, xxxi.
1823 Curle 1924, 111.
1824 Ebenda.
1825 106 der von Thompson erfassten 394 Schatzfunde: Thompson 1956, xxxvi-xliii und Karte II.
1826 Siehe **Taf. 2, 1**. – Vgl. Thompson 1956, xxxvi-xxxvii und Karte II.
1827 Ebenda xxxvii.
1828 »[...] the publication of so small a number of hoards is due partly to a failure to keep adequate records of those recovered and partly to the deliberate suppression of hoards by their finders...« (Thompson 1956, xxxvii).

Besitzern nicht mehr geborgen werden konnten[1829]. Für diese These spricht zudem die schriftlich und durch Münzfunde belegte drastische Erhöhung der umlaufenden Münzmenge durch die englischen Könige zwischen 1279 und 1330, die zu einem Anstieg hortbaren Kapitals führte[1830]. Die zahlreichen ausländischen Münzen in britischen Horten dieser Periode deuten einerseits auf inflationäre Tendenzen der einheimischen Währung und andererseits auf internationale wirtschaftliche Beziehungen, insbesondere zu Norddeutschland und den Niederlanden, hin[1831]. England nahm innerhalb der Hanse eine bedeutende Stellung ein, vor allem durch den Export von Wolle und Tuch. Die wirtschaftliche Expansion führte zu wachsendem Wohlstand in weiteren Teilen der Bevölkerung und damit potenziell zu einem Anstieg an Horten. Dass sich dies nicht in einem signifikant erhöhten Fundaufkommen in Gesamtbritannien widerspiegelt könnte darauf hindeuten, dass die Mehrzahl der Schatzfunde unter friedlichen Verhältnissen von ihren Besitzern wieder geborgen und das Geld in Umlauf gebracht wurde.

Von den zwischen 1330 und 1400 in Großbritannien deponierten Schatzfunden wurde lediglich der nach 1371 verborgene Schatzfund von Branxholm (Hort-Nr. 138) erfasst, dessen mutmaßlicher Verbergungsgrund offen bleibt[1832]. Auffallend ist, dass im Gegensatz zu den um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Mitteleuropa deponierten Schatzfunden für keinen der britischen Schatzfunde eine Deponierung in Zusammenhang mit Pest und Pogromen erwogen wird. Eine mögliche Erklärung liegt in der schriftlich überlieferten Vertreibung der Juden aus England durch Edward I.[1833] Darüber hinaus werden auch keine sonstigen sozialen Missstände als potenzielle Ursachen für eine Schatzverbergung in Erwägung gezogen.

15. Jahrhundert

Selbiges gilt für die im 15. Jahrhundert deponierten Schatzfunde, wovon fünf englische Fundkomplexe erfasst wurden. Bei den Schatzfunden von London (Hort-Nr. 360) und Abberley (Hort-Nr. 132) bleibt das Deponierungsmotiv offen, nicht zuletzt bedingt durch das Fehlen von Münzen und der somit nicht näher einzugrenzenden Datierung des jeweiligen Deponierungszeitpunktes. Beim Schatzfund von Holbrook (Hort-Nr. 130) sind dagegen die unvollständige Überlieferung des Fundkomplexes und die unzureichende Dokumentation der Deponierungsverhältnisse den Erkenntnisgewinn beeinträchtigende Faktoren[1834].

Die gegenüber den Schatzfunden des 14. Jahrhunderts deutlich geringere Anzahl an Schatzfunden des 15. Jahrhunderts und deren weite Streuung über England ohne erkennbare Fundkonzentration zeichnet sich ebenfalls bei den von J. D. A. Thompson erfassten Fundkomplexen ab[1835]. Zu bemerken ist, dass sich

1829 Die Interpretation des Schatzfundes von Tutbury (Hort-Nr. 131) verdeutlicht beispielhaft einen hypothetischen Zusammenhang zwischen der Deponierung eines Schatzfundes im Kontext kriegerischer Ereignisse und dessen Überlieferung. Der anhand der Münzen in die Jahre 1321/1322 datierte Verbergungszeitpunkt, die Fundstelle auf einer Schotterbank des Flusses Dove und die Zusammensetzung des Fundkomplexes, bestehend aus 20000 Silbermünzen, einem goldenen Fingerring und einem Pilgerzeichen von Thomas Becket deuten auf Thomas Earl of Lancaster als ursprünglichen Besitzer hin (Hawkins 1832, 162). Der Schatz wird als Teil seiner Kriegskasse interpretiert, die er beim überstürzten Rückzug während seiner Revolte gegen König Edward II. zurückließ. Der Chronist William le Packington berichtet, dass der Earl of Lancaster von Tutbury nach Burton-on-Trent zog, um eine Brücke gegen die königlichen Truppen zu halten. Er wurde jedoch vom König überlistet und floh nach Boroughbridge, wo er vernichtend geschlagen wurde. Dem Chronisten nach ließ Thomas vor seiner Flucht in Burton »all his vittels and other things« zurück (ebenda 163; Cherry 2000, 161). Dieses Zitat wird mit der gebotenen Vorsicht auf die Deponierung des Schatzes bezogen. Die Überlieferung des Schatzes wird mit dessen überstürzter Verbergung im Kontext des eiligen militärischen Rückzugs erklärt: »... amid the hurry and disturbance of a rapid retreat, the exact place of loss would scarcely be recollected, even if the persons who had beheld the disaster had survived the fatigues and dangers of the subsequent events; and it is therefore not surprising that though much search might have been afterwards made, it was without any successful result« (Hawkins 1832, 164).

1830 Zum Münzausstoß der elf englischen Münzstätten in dieser Zeit: Thompson 1956, xxxvii-xxxviii.

1831 Zum Münzspektrum der Horte: Thompson 1956, xl-xli.

1832 Zu den in der Mitte und zweiten Hälfte des 14. Jhs. verborgenen Münzschätzen: Thompson 1956, xlii-xliv.

1833 Cherry 2000, 165.

1834 Zur Fundgeschichte: Haedeke 2000, 173-174.

1835 Thompson 1956, xlv-xlix. – 36 von 394 Schatzfunden datieren nach ihrem Verbergungszeitpunkt ins 15. Jh.

weder in der zeitlichen noch geographischen Verbreitung der Schatzfunde die Rosenkriege (Wars of the Roses) abzeichnen. Thompson[1836] verweist darauf, dass die mit Unterbrechungen von 1455 bis 1485 geführten bürgerkriegsähnlichen Kämpfe um die englische Thronherrschaft im Wesentlichen zwischen den Adeligen und ihren Gefolgsmännern geführt wurden, während die Masse der Bevölkerung unter vergleichsweise friedlichen Verhältnissen lebte, ausgenommen eine Schlacht oder Belagerung fand in ihrer unmittelbaren Umgebung statt. Lediglich die Verbergung des Schatzfundes von Fishpool (Hort-Nr. 126) kann anhand des Münzspektrums exakt an den Beginn des Jahres 1464 datiert und mit der Schlacht von Hexham in Northumberland in Verbindung gebracht werden. Der hohe Vermögenswert insbesondere der 1237 Goldmünzen wird als Bestätigung des potenziellen Verbergungsgrundes herangezogen, da lediglich bedeutende Mitglieder der gegnerischen Parteien oder allenfalls die reichsten Kaufleute über ein derart hohes Kapital verfügten[1837]. Im Gegensatz dazu stellt der aus fünf goldenen Fingerringen und 10 Silbermünzen bestehende Schatzfund aus dem Fluss Thame bei Mansfield (Hort-Nr. 127) eher eine durchschnittliche Barschaft einer wohlhabenderen Person dar, deren Motiv für die Verbergung (*terminus post quem* 1457) spekulativ bleibt.

Niederlande, Belgien, Frankreich

Aufgrund der jeweils geringen Anzahl werden die Schatzfunde auf den Gebieten der Niederlande, Belgiens und Frankreichs zusammenfassend betrachtet. In den Niederlanden wurden zwei, in Belgien drei und in Frankreich zehn Schatzfunde erfasst[1838]. Für die beiden in den Niederlanden entdeckten Schatzfunde von Arnhem (Prov. Gelderland/NL, Hort-Nr. 220) und Zutphen (Prov. Gelderland/NL, Hort-Nr. 219) finden sich keine Vermutungen über das jeweilige Deponierungsmotiv in der Literatur. In beiden Fällen handelt es sich bislang um rein numismatische Auswertungen, wobei der Schwerpunkt der Untersuchungen auf der Bestimmung und Beschreibung vor allem bislang unbekannter Münztypen und der Rekonstruktion der Münzgeschichte sowie der daraus abzuleitenden Handelsbeziehungen liegt[1839].
Dagegen liegt der Schwerpunkt der Auswertung bei den drei, auf dem Gebiet des heutigen Belgien entdeckten Fundkomplexen von Maldegem (Hort-Nr. 185), Hasselt (Hort-Nr. 184) und Liège (Hort-Nr. 181) auf der kunstgeschichtlichen Beschreibung und Einordnung der Edelmetallobjekte. Lediglich die Verbergung des Schatzfundes von Liège wird mit einem schriftlich überlieferten Ereignis in Verbindung gebracht. Ausgehend von der Datierung der Münzen ins 14. und beginnende 15. Jahrhundert sowie der Zuweisung zweier Schalen und einem Fingerring zum Besitz des Lièger Bürgers und Domherren F. Crooy wird das für das Jahr 1407 überlieferte Massaker an der Lièger Bürgerschaft als möglicher Verbergungsgrund in Erwägung gezogen[1840].
Von den zehn, auf dem Gebiet Frankreichs deponierten Schatzfunden wird lediglich für die beiden Fundkomplexe von Mirepoix (Hort-Nr. 182) und Colmar (Hort-Nr. 31) ein möglicher Verbergungsgrund in der Literatur benannt. Die Verbergung des Schatzfundes von Mirepoix wird, ausgehend von dem durch die Schlussmünze ins Jahr 1361 datierten frühestmöglichen Verbergungszeitpunkt, mit den Überfällen des schwarzen Prinzen Eduard unter der Führung von Pierre Petit, die Mirepoix 1362 erreichten, in Verbindung gebracht[1841]. Die Verbergung des Schatzfundes von Colmar wird, ausgehend von der Lage der Fundstelle im ehemaligen jüdischen Viertel, dem enthaltenen jüdischen Hochzeitsring und der münzdatierten frühest-

1836 Thompson 1956, xlvii.
1837 Cherry 2000, 163; 1973, 319.
1838 **Tab. 59**: Schatzfunde aus den Niederlanden, Belgien und Frankreich.
1839 Van Gelder 1951; 1958.
1840 Bara 1944, 83. 86. – Das Massaker an den Bürgern folgte auf die Vertreibung des Bischofs aus der brennenden Stadt.
1841 Savès 1984, 42.

möglichen Verbergung ab 1342, im Kontext der Pogrome 1348/1349 im Zuge der Ausbreitung der Pest gesehen[1842]. Dass für den Schatzfund von Lessay (Hort-Nr. 180) trotz der Verknüpfung mit einer konkreten historischen Persönlichkeit als mutmaßlich ehemaligem Besitzer kein Verbergungsgrund zu benennen ist, wird mit dem Mangel an schriftlicher Überlieferung zu dessen Lebensgeschichte erklärt[1843]. Für die übrigen auf dem Gebiet Frankreichs erfassten Fundkomplexe ist der Deponierungszeitpunkt nicht näher einzugrenzen, da sie keine Münzen enthalten. Folglich wird die Frage nach dem mutmaßlichen Verbergungsgrund in der Literatur nicht thematisiert, sondern der Schwerpunkt auf die kunsthistorische Beschreibung und Einordnung der Objekte gelegt.

Spanien, Italien

Auf dem Gebiet des heutigen Spanien wurden die beiden Schatzfunde Briviesca I (Hort-Nr. 40) und III (Hort-Nr. 39) erfasst[1844]. Anhand der in den Fundkomplexen enthaltenen Münzen wird die Verbergung beider Schatzfunde ins Jahr 1366 datiert und mit den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Pedro I. und Enrique II. um den Thron von Kastilien in Verbindung gebracht[1845].
Für die beiden, auf dem Gebiet des heutigen Italien deponierten Schatzfunde von Margreid (*terminus post quem* 1262, Hort-Nr. 366) und Verona (*terminus ante quem* 1342, Hort-Nr. 38) wird in der Literatur kein konkreter Verbergungsgrund benannt.

Deutschland

Auf dem Gebiet des heutigen Deutschland wurden 63 Schatzfunde erfasst[1846]. Von diesen datieren acht Schatzfunde nach ihrem Verbergungszeitpunkt ins 12. Jahrhundert, wobei für keinen der Fundkomplexe ein mutmaßlicher Verbergungsgrund in der Literatur benannt wird. Mit Ausnahme des 1994 entdeckten Schatzfundes von Teisendorf-Thumberg (Lkr. Berchtesgadener Land, Hort-Nr. 314) handelt es sich um Entdeckungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Gemäß damaliger Gewohnheit wurden die Münzen rasch bearbeitet und publiziert, wobei der Fokus auf der genauen Bestimmung und Datierung der Münzen lag. Gegenüber diesem Forschungsziel trat die Bestimmung des Deponierungsmotivs in den Hintergrund[1847]. Die Schatzfunde des 12. Jahrhunderts zeigen weder in der zeitlichen noch in der räumlichen Verteilung eine auffallende Häufung.

13. Jahrhundert

Unter den 16 im Verlauf des 13. Jahrhunderts deponierten Schatzfunden zeichnet sich mit neun Schatzfunden eine Häufung der Deponierungen in den ersten drei Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts ab. Von diesen

1842 Zur Kritik an der kulturhistorischen Interpretation und der Münzdatierung: Kapitel Fundinhalt als Indikator der Deponierungsmotive.

1843 Ein im Schatzfund enthaltener Siegelring trägt den Namen P. Leclert. Dumas/Monard 1978, 138 führen den Mangel an Schriftüberlieferung insbesondere auf die Zerstörung zahlreicher Archive im Département Manche während des Zweiten Weltkriegs zurück.

1844 **Tab. 60**: Schatzfunde aus Spanien und Italien.

1845 Iglesias 2002, 103.

1846 **Tab. 61**: Schatzfunde aus Deutschland.

1847 Besonders deutlich formuliert von W. Bahrfeldt und W. Reinecke zum Bardewiker Schatzfund (Hort-Nr. 45): »Als wichtigstes Ergebnis aber dürfte anzusehen sein die endgültige Beseitigung der allerdings nur vereinzelten Annahme, dass die Jakzabrakteaten erst nach 1170 geschlagen seien, und die neue Bestätigung der selbständigen Prägung Ottos I. von Brandenburg schon zu seines Vaters Lebzeiten, und zwar in seiner für diese Zeit bisher unbekannten Münzstätte Havelberg« (Bahrfeldt/Reinecke 1913, 184).

stammen sechs Fundkomplexe aus Nordwestdeutschland, sodass prinzipiell ein Zusammenhang mit dem durch die Hanse bewirkten wirtschaftlichen Aufschwung in der Region zu vermuten ist, wobei der frühestmögliche Deponierungszeitpunkt jeweils noch vor der Blütezeit der Hanse (ab ca. 1250-1500) liegt. Von den im 13. Jahrhundert deponierten Schatzfunden wird lediglich für diejenigen von Bokel (*terminus post quem* 1220, Hort-Nr. 49) und Hildesheim (*terminus post quem* 1300, Hort-Nr. 173) ein potenzielles Deponierungsmotiv in der Literatur benannt. Die Verbergung des Schatzfundes von Bokel wird von E. Grohne[1848] »im Verfolg uns nicht genauer bekannter kriegerischer Handlungen« gesehen, aufgrund des hohen Vermögenswertes der 15 000 Silbermünzen, 11 Gold- und 34 Silberobjekte. Der angenommene Verbergungsgrund erscheint bei Grohne eng verknüpft mit der funktionalen Deutung des Fundkomplexes, den er als »eine Art Kriegskasse«[1849] interpretiert. Anzumerken ist, dass der hohe Vermögenswert weniger als Hinweis auf das Deponierungsmotiv als vielmehr auf den Überlieferungsgrund aufzufassen ist. Es ist davon auszugehen, dass derart hohe Vermögenswerte nur in ihren Verstecken überliefert wurden, wenn besondere Umstände den ehemaligen Besitzer nachhaltig an der Bergung hinderten, beispielsweise dessen plötzlicher Tod im Zuge kriegerischer Ereignisse. A. und E. Bachmann[1850] vertreten dagegen die These, dass es sich bei dem Schatzfund um einen Teil des Vermögens des Wunderheilers Otbert von Bokel handelt, den dieser vor seiner Flucht, nach der Eroberung der Burg Bremervörde und der Absetzung des Schutzpatrons Otberts, Vogt Hinrich von Oftenhusen, in der Nähe des Hofes Bokel vergraben habe. Der Verbergungsgrund wird hier über die Identifikation einer historisch bekannten Persönlichkeit als mutmaßlich ehemaligem Besitzer und die Verknüpfung mit überlieferten Ereignissen aus deren Lebensgeschichte erschlossen. Neuere Untersuchungen ergaben jedoch, dass weder die Fundstelle noch der Inhalt des Schatzfundes einen direkten Hinweis auf den ehemaligen Besitzer des stattlichen Vermögens geben[1851] und gleichfalls die Frage nach dem mutmaßlichen Verbergungsgrund offen bleibt. Die Verbergung des als Diebesgut gedeuteten Schatzfundes von Hildesheim wird hypothetisch in Zusammenhang mit einer Zwangslage gesehen, »die ihn [den Dieb, Anm. Verf.] genötigt hat, seine Beute in der Nähe des Weges zu verbergen«[1852].

14. Jahrhundert

In das 14. Jahrhundert datiert die Deponierung von insgesamt 31 Schatzfunden, wovon 13 Fundkomplexe mit einem Verbergungszeitpunkt in den ersten drei Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts kartiert wurden. Hierzu zählen jedoch elf Fundkomplexe, deren Deponierungszeitpunkt nicht genauer als im 14. Jahrhundert einzuordnen ist. Sie wurden mit dem *terminus post quem* 1301 erfasst, was zu einer gewissen Verzerrung des Kartenbildes führt. Unter diesen können lediglich der Schatzfund von Hirschfelde (Lkr. Barnim, Hort-Nr. 213) und der Schatzfund von Sonneborn (Hort-Nr. 63) stilistisch an den Anfang des 14. Jahrhunderts datiert werden. Die erfassten Schatzfunde, die um die Mitte bis Ende des 14. Jahrhunderts deponiert wurden, häufen sich im nördlichen Teil Deutschlands. Hypothetisch könnte sich hierin der wachsende Wohlstand in der Bevölkerung im direkten Einflussbereich der Hanse widerspiegeln.

Auffallend ist, dass lediglich für sechs von 31 Schatzfunden, die im Verlauf des 14. Jahrhunderts verborgen wurden, ein möglicher Verbergungsgrund in der Literatur benannt wird. Dies sind die sämtlich anhand des Münzspektrums nach ihrem Deponierungszeitpunkt um die Mitte des 14. Jahrhunderts datierten Schatzfunde von Weißenfels (Hort-Nr. 33), Lingenfeld (Hort-Nr. 32), Limburg an der Lahn (Hort-Nr. 41), Sangerhausen (Hort-Nr. 57), Erfurt II (Hort-Nr. 34) und Münster (Hort-Nr. 30). Als mutmaßliche Deponierungsmotive werden einheitlich die für das Umfeld des jeweiligen Fundortes schriftlich überlieferten Pogrome im Zuge

1848 Grohne 1934, 240.
1849 Ebenda.
1850 Bachmann/Bachmann 1980, 20-22.
1851 Krabath 2004b, 48.
1852 Cosack 2003, 58.

der Ausbreitung der Pest benannt. Die Interpretation des Deponierungsmotivs wird, mit Ausnahme des Schatzfundes von Sangerhausen, durch einen mehr oder weniger eindeutig zu erschließenden jüdischen Funktionskontext gestützt, wobei die Detailanalyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster exemplarisch zeigt, dass ein eindeutiger Nachweis des Deponierungsmotivs in der Regel weder anhand des Fundinhaltes noch dem Befundkontext und den potenziell zu erschließenden ehemaligen Besitzern zu erbringen ist. Alternative Erklärungsmodelle wurden, obwohl gemäß den Deponierungen anderer Zeitstellung durchaus denkbar, für die Deponierung von Schatzfunden um die Mitte des 14. Jahrhunderts in der einschlägigen Literatur bislang nicht in Erwägung gezogen. Dies erstaunt, zumal zahlreiche Schriftquellen auf eine krisenhafte Situation in Mitteleuropa hindeuten, die im Allgemeinen mit der zwischen 1347 und 1350 grassierenden Pestepidemie in Verbindung gebracht wird. Neuere Untersuchungen zeigen jedoch, dass die krisenhaften Symptome nicht allein auf die Pestepidemie zu beziehen sind, sondern dass sich auch andere krisenhafte Erscheinungen, beispielsweise die Klimaverschlechterung, auswirkten[1853]. Lediglich für den Schatzfund von Sangerhausen wird als Deponierungsmotiv neben einem Pogrom auch die allgemein unruhige Situation im Zuge der Ausbreitung der Pest in Erwägung gezogen, aufgrund der Lage der Fundstelle im Garten des Augustinerklosters, einem eindeutig nicht jüdischen Funktionskontext. Als Grund für die Überlieferung wird der unerwartete Tod des Besitzers vermutet[1854]. Trotz der überlieferten krisenhaften Lebensumstände für weitere Bevölkerungsteile werden diese nicht als potenzielle Ursache für Schatzdeponierungen um die Mitte des 14. Jahrhunderts in nicht jüdischem Kontext in Erwägung gezogen. Im Fall der Schatzfunde von Wetteborn (Lkr. Hildesheim, Hort-Nr. 48), Dardesheim (Lkr. Harz, Hort-Nr. 69), Aschersleben (Hort-Nr. 42) und Gransee (Hort-Nr. 44) ist dies auf die rein numismatische Auswertung der Fundkomplexe, mit der Beschränkung auf die Bestimmung, Beschreibung und Datierung der Münzen und die Ermittlung des Deponierungszeitpunktes, zurückzuführen.

Wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen deuten darauf hin, dass sich die Folgen einer demographischen Krise in Mitteleuropa erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts deutlich auswirkten[1855]. Dies könnte als möglicher Erklärungsansatz für das gehäufte Fundaufkommen der um die Mitte und gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Deutschland deponierten Schatzfunde dienen und die vergleichsweise geringe Anzahl an sieben erfassten Deponierungen des 15. Jahrhunderts erklären.

15. Jahrhundert

Für die Schatzfunde von Langerwehe (Hort-Nr. 61) und Mutzschen (Hort-Nr. 318) werden kriegerische Ereignisse als mögliche Deponierungsmotive herangezogen[1856], für die Schatzfunde von Passau (Hort-Nr. 319) und Flintbek (Hort-Nr. 64) finden sich dagegen differenziertere Erklärungsmodelle. Da der auslösende Beweggrund für die Verbergung des Schatzfundes von Passau (*terminus post quem* 1465) nicht ohne weiteres zu erschließen ist, vermutet I. Mittermeier[1857], dass es sich um einen Versteckfund des Besitzers selbst handeln könnte, ausgehend von der Fundsituation, die eine ursprünglich kurzfristig vorgesehene Deponierung anzeigt. Da für Passau im fraglichen Zeitraum kaum territorialpolitisch bedingte kriegerische Auseinandersetzungen überliefert sind, führt Mittermeier als potenzielle Verbergungsmotive Übervorsicht in Folge nega-

1853 Vasold 2003, 122.

1854 »Es kann sein, dass der, der die Münzen vergrub, damals sein Geheimnis mit ins Grab nahm. Auch ein Laie kann die Münzen heimlich im Klostergarten vergraben haben, weil sie dort vor Nachforschungen besonders sicher waren. Kriegerische Ereignisse, mit denen die Vergrabung in Zusammenhang gestanden haben könnte, sind nicht bekannt« (Sieburg 1932, 521).

1855 Vasold 2003, 123.

1856 Für Langerwehe die Geldrische Fehde, die 1444 mit der Schlacht bei Linnich endete: Hagen 1959, 516. – Für Mutzschen ein bevorstehender Hussiteneinfall 1430: Spehr 1998, 71.

1857 Mittermeier 1997, 220.

tiver Eigenerfahrungen des Besitzers und Misstrauen gegen die Passauer Bürgerschaft an[1858]. In Zusammenhang mit dessen Tod, der mutmaßlich die Bergung des Schatzes verhinderte, scheint auch denkbar, dass sich ein Unbefugter der wertvollen Objekte bemächtigte, etwa durch Diebstahl oder Unterschlagung[1859]. In diesem Fall wäre das Deponierungsmotiv in einer Gefahrensituation für den unrechtmäßigen Besitzer zu sehen. Das mögliche Deponierungsmotiv für den Schatzfund von Flintbek (Hort-Nr. 64) wird eng verknüpft mit den potenziellen Gründen für dessen Bildung gesehen[1860]. Demnach könnte es sich um eine Rücklage handeln, die von ihrem Besitzer in inflationärer Zeit gehortet und sicher verwahrt wurde, da die wirtschaftliche Lage zu Beginn der 1490er Jahre in Norddeutschland eine Investition überschüssigen Kapitals nicht unbedingt ratsam erscheinen ließ. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass erst eine akute Gefahrensituation zur Vergrabung des Schatzes führte. Hierauf deutet der rußgeschwärzte Grapen, der demnach noch kurze Zeit vor seiner Verwendung als Schatzbehälter seiner ursprünglichen Bestimmung als Kochgefäß diente, hin[1861].
Die Mehrzahl der Schatzfunde des 15. Jahrhunderts wurde im nördlichen Teil Deutschlands entdeckt. Wie die Untersuchung M. Norths[1862] zeigt, ist die Zahl der Deponierungen im 15. Jahrhundert in Norddeutschland fast doppelt so hoch als im vorhergehenden und im folgenden Jahrhundert. Insbesondere die zahlreichen Münzschätze belegen die intensive Münzthesaurierung, deren Ursache nicht in militärischen Unruhen gesehen wird, da das 15. Jahrhundert der Schriftüberlieferung nach eines der friedlichsten in der norddeutschen Geschichte darstellt. Vielmehr werden die von North[1863] ermittelten zyklischen Preissprünge für Getreide, in Verbindung mit einer sich im Verfall der Preise äußernden Deflation und einer daraus resultierenden reduzierten Investitionsneigung der ländlichen Produzenten als Erklärungsmodell für die hohe Anzahl an Schatzfunden des 15. Jahrhunderts herangezogen. Zu beachten ist jedoch, dass dieses Modell zwar plausibel die Ursachen der Hortbildung und Deponierung erklären kann, jedoch weniger diejenigen, die eine Bergung der Horte durch ihre Besitzer verhinderten und so zur Überlieferung der Schatzfunde führten.

Österreich, Schweiz

Von den auf dem Gebiet des heutigen Österreich verborgenen Schatzfunden wurden lediglich acht Fundkomplexe erfasst[1864]. Sechs datieren nach ihrem Verbergungszeitpunkt ins 13. Jahrhundert, zwei Fundkomplexe wurden im 15. Jahrhundert deponiert.
Von den sechs im 13. Jahrhundert deponierten Schatzfunden werden für vier politische Unruhen beziehungsweise kriegerische Auseinandersetzungen als Deponierungsmotiv in Erwägung gezogen. Für den Schatzfund von Gschieß-Baldramsdorf (*terminus post quem* 1228, Hort-Nr. 53) weist F. Dworschak[1865] aufgrund des nicht jahrgenau zu ermittelnden Deponierungszeitpunktes darauf hin, dass nicht ohne weiteres ein kriegerisches Ereignis in der Umgebung des Fundplatzes als Ursache für die Vergrabung zu benennen sei. Dennoch verweist er auf die für die Jahre 1232/1233 schriftlich überlieferten kriegerischen Handlungen zwischen Herzog Bernhard II. und Bischof Ekbert von Bamberg.
Die Vergrabung des Schatzfundes von St. Pölten (Hort-Nr. 58) wird im Kontext von Kriegszügen des ungarischen Königs Bela IV. gesehen, dessen plündernde Horden der Schriftüberlieferung nach das Land ver-

1858 Hinweise ergeben sich aus der überlieferten Lebensgeschichte des Passauer Dompropstes Wilhelm III. von Aham, der über die Initialen auf dem im Schatzfund enthaltenen Petschaft »mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit« (Mittermeier 1997, 213) als ehemaliger Besitzer identifiziert werden konnte.
1859 Mittermeier 1997, 220.
1860 Wiechmann 1996, 44-45.
1861 Ebenda 45.
1862 North 1990, 127 Tab. 32.
1863 Ebenda 177 Diagramm 7 und 183 Diagramm 8.
1864 **Tab. 62**: Schatzfunde aus Österreich und der Schweiz.
1865 Dworschak 1931, 117.

wüsteten. Nach F. Dworschak[1866] ist »in diesen Schrecken verbreitenden Kriegszügen« die Ursache der Verbergung des Fundes zu sehen, ausgehend von der Münzdatierung auf nach 1246.
Die Identifikation des potenziellen Deponierungsmotivs unterliegt beim Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (Hort-Nr. 171) der Problematik, dass nur wenige Münzen eindeutige Hinweise auf das Verbergungsdatum geben[1867]. Während ein mit fünf Exemplaren vertretener ungarischer Denartyp, der nach heutigem Forschungsstand unter Ladislaus IV. (1272-1290) geprägt wurde, den *terminus post quem* 1272 für die Verbergung bieten würde, datiert R. Zaoral einige böhmisch-mährische Münztypen des Fundkomplexes in die Jahre 1276/1278. Unter der Annahme, dass es sich hierbei um die Schlussmünzen des Schatzfundkomplexes handelt, folgert Zaoral[1868], dass der »Schatz [...] höchstwahrscheinlich in den unruhigen Jahren der Zeit von 1276 bis 1278 versteckt [wurde, Anm. Verf.], als das Heer König Rudolfs I. von Habsburg das Land ob der Enns durchzog beziehungsweise besetzte«. Obwohl die urkundliche Überlieferung für den Ansitz Fuchsenhof, auf dessen Gelände der Schatz entdeckt wurde, erst ein Jahrhundert nach dem ermittelten Vergrabungszeitpunkt des Schatzes einsetzt, werden die politischen und militärischen Wirren von 1276 bis 1278 als wahrscheinlicher Hintergrund für die Deponierung angenommen, da diese »sicher auch die Bürgerschaft von Freistadt mitsamt zufällig anwesenden Händlern tangierten«[1869].
Auch die Vergrabung des Schatzfundes von Salzburg (Hort-Nr. 46) wird nicht jahrgenau, sondern um 1290/1300 datiert, aufgrund einer Anzahl nicht näher bestimmbarer Münzen[1870]. Als möglicher Verbergungsgrund kommen die Wirren nach dem Tod Erzbischofs Rudolf († 1290) in Betracht, als der vom Papst ernannte Kirchenfürst Konrad sich vorerst nicht durchsetzen konnte und der bayerische Herzog Otto Teile der Stadt Salzburg besetzte[1871].
Für die Schatzfunde von Golling-Torren (Bez. Hallein/A, Hort-Nr. 214) und Hohenstein-Engerwitz (Hort-Nr. 59) werden dagegen keine möglichen Ursachen für die Deponierung benannt[1872]. Auch für den Schatzfund von Mondsee (Hort-Nr. 60) wird kein potenzielles Deponierungsmotiv benannt, was auf die nur ungenaue Bestimmbarkeit des Vergrabungszeitpunktes in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts zurückzuführen ist[1873]. Demgegenüber wird die Verbergung des Schatzfundes von St. Valentin (Hort-Nr. 374, *terminus post quem* 1482) mit den Feldzügen des ungarischen Königs Matthias in Verbindung gebracht, auch wenn die Kriegsperiode von 1477 bis 1486 keinen signifikanten Niederschlag in der Verbreitung der Münzschatzfunde Ostösterreichs findet[1874].
Auf dem Gebiet der heutigen Schweiz wurde lediglich der im 12. Jahrhundert deponierte Schatzfund von Augst (Hort-Nr. 221) erfasst. Der aus Schmuckstücken, einer Schale und einem Löffel bestehende Silberschatz wurde anhand stilistischer Kriterien zunächst ins frühe 10. Jahrhundert datiert und als archäologisches Zeugnis der Ungarneinfälle gedeutet. Dem widerspricht M. Schulze-Dörrlamm[1875], wonach der Fundkomplex aufgrund der enthaltenen Silberschale und der Drahtohrringe mit Spiralende frühestens im 11./12. Jahrhundert aus unbekannten Gründen vergraben wurde, vorausgesetzt der Fundzusammenhang wurde nicht von einem Kunsthändler gefälscht.

1866 Dworschak 1923a, 237.
1867 Alram u. a. 2004, 89.
1868 Zaoral 2004, 126.
1869 Kühtreiber u. a. 2004, 858.
1870 Koch 1979, 48.
1871 Ebenda 49.
1872 Es liegen lediglich kurze Fundberichte vor. Zum Schatzfund von Hohenstein-Engerwitz: Dworschak 1923b; zum Schatzfund von Golling-Torren: Loehr 1931, 106.
1873 Koch 1976, 65.
1874 Alram/Winter/Metlich 1997, 134-135. – Als unmittelbarer Anlass für die Deponierung wird das Vordringen Johann Zelenyis, des Söldnerführers von König Matthias, in Erwägung gezogen, dessen Scharen im Jahre 1482 der Schriftüberlieferung nach plündernd und brandschatzend bis Enns und St. Florian vordrangen.
1875 Schulze-Dörrlamm 1992, 165-166.

Polen, Tschechien

Von den neun auf dem Gebiet des heutigen Polen erfassten Schatzfunden[1876] wird lediglich für denjenigen von Środa Śląska II (Hort-Nr. 36) ein konkreter Verbergungsgrund in der Literatur benannt. Ausgehend vom münzdatierten frühestmöglichen Verbergungszeitpunkt 1342, dem hohen Geldwert und der Zuweisung der Schmuckobjekte zum Herrscherschatz der Luxemburger nimmt J. Pietrusiński[1877] an, dass es sich bei dem Schatzfund um ein »Unterpfand für eine Anleihe aus der Reserve der Schatzkammer der Luxemburger« handelt, »das in den vierziger Jahren verkauft oder bei Neumarkter Juden verpfändet« wurde. Das Deponierungsmotiv sieht er in Verbindung mit dem für 1349 schriftlich überlieferten Pogrom[1878]. R. Pieńkowski[1879] verweist jedoch auf die Ungenauigkeit der Münzdatierung, wonach die Schlussmünze, ein österreichischer Florin Albrechts II., möglicherweise erst um 1350 geprägt wurde. Demnach könnte die geschlossene Deponierung des Fundkomplexes nicht vor 1350 erfolgt sein. Als möglichen Deponierungs- und Überlieferungsgrund führt Pieńkowski[1880] ein für 1362 überliefertes Pogrom an, bei dem der jüdische Besitzer des Schatzes gestorben sein könnte.

Dass für die übrigen Schatzfunde kein mutmaßlicher Verbergungsgrund in der Literatur benannt wird, ist einerseits auf die unzureichende Dokumentation der Deponierungsverhältnisse sowie die unvollständige Überlieferung der Fundkomplexe zurückzuführen und andererseits auf die bislang nicht erfolgte umfassende Auswertung[1881]. Die Schatzfunde von Dąbrówka Dolna (Woj. Opolskie/PL, Hort-Nr. 324), Szczecin (Hort-Nr. 78) und Domkowo (Hort-Nr. 334) sind bislang nur unvollständig ausgewertet und lediglich als Katalogbeiträge publiziert. Der Schatzfund von Opole (Hort-Nr. 43) wurde bislang unter rein kunsthistorischen Fragestellungen ausgewertet, die sich vor allem auf die stilistische und zeitliche Einordnung der Schmuckobjekte, deren Produktionsort, den Gebrauchszweck und die potenziellen Eigentümer beziehen. Die Schatzfunde von Lubnice (Hort-Nr. 224), Laski (Hort-Nr. 210), Służejów-Służejówek (Hort-Nr. 75) und Gryfino (Hort-Nr. 55) wurden dagegen unter numismatischen Fragestellungen ausgewertet, die sich auf die Datierung der Münzen, deren Zuweisung zu Prägestätten, die Geld-, Währungs- und Wirtschaftsgeschichte sowie den möglichen Besitzer beziehen. Die Frage nach dem potenziellen Verbergungs- und Überlieferungsgrund tritt demgegenüber in den Hintergrund, wie folgendes Zitat verdeutlicht: »Trotzdem verbaut uns dies Splittermünzchen [eine einzelne Münze aus dem 15. Jahrhundert im Schatzfund von Gryfino, Anm. Verf.] natürlich den sicheren Schluss auf Zeit und Anlass des letzten Schatzverstecks – sofern man dafür bei einem offenbaren Spartopf besondere Gründe überhaupt suchen will und das Grübeln, warum ein so beträchtliches Vermögen ungenutzt verborgen blieb, wirklich für allgemeingeschichtlich belangvoll, nicht bloß für eine Frage nach persönlichem Schicksal hält«[1882].

Die Deponierung zweier Fundkomplexe datiert in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, drei Schatzfunde wurden im 14. Jahrhundert und vier im 15. Jahrhundert deponiert. Die deutliche Zunahme der Deponierungen ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erklärt A. Volkmann[1883] mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung im Zuge des Landesausbaus, der zu einer Anhäufung überschüssigen Kapitals führte, »das, aus welchen Gründen auch immer, nicht sofort wieder in den nun fast überall üblichen Geldkreisumlauf mit vollen monetären Strukturen eingebracht wurde«.

1876 **Tab. 63**: Schatzfunde aus Polen.
1877 Pietrusiński 1998, 199.
1878 Ebenda 198.
1879 Pieńkowski 2000, 1065.
1880 Ebenda 1064 Anm. 23.
1881 Die Schatzfunde von Środa Śląska II (Hort-Nr. 36), Szczecin (Hort-Nr. 78) und Domkowo (Hort-Nr. 334) ausgenommen handelt es sich um Entdeckungen des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jhs.
1882 Kunkel 1934, 338.
1883 Volkmann 2006, 99.

Der Forschungsstand zu den acht, auf dem Gebiet des heutigen Tschechien erfassten Schatzfunden[1884] entspricht weitgehend demjenigen der in Polen erfassten Fundkomplexe. Die Schatzfunde von Prag (Hort-Nr. 286) und Mnichovice (Hort-Nr. 344) wurden bislang rein numismatisch ausgewertet. Der Schatzfund von der Burg Karlštejn bei Prag (Hort-Nr. 325) ist ebenfalls bislang nur unvollständig ausgewertet und publiziert. Für keinen findet sich die Verknüpfung mit einem bestimmten historischen Ereignis als mutmaßlichem Verbergungsgrund in der Literatur.
Unter den Schatzfunden zeichnet sich mit sechs Deponierungen ein Verbreitungsschwerpunkt im 13. Jahrhundert ab. Die Konzentration der um 1230 verborgenen Fundkomplexe erklärt V. Hrubý[1885] mit Unruhen im Zuge der deutschen Ostkolonisation, die vor allem Mähren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts betrafen, ausgehend von der Annahme, dass es sich bei den Schatzfunden um privaten Besitz einzelner Personen oder Familien handelte, die ihre Wertgegenstände zur Sicherung in unruhigen Zeiten vergruben.

Ungarn

Auf dem Gebiet des heutigen Ungarn wurden insgesamt 27 Schatzfunde erfasst[1886]. Es fällt auf, dass deren Deponierung erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzt. Eine mögliche Erklärung bietet die Schriftüberlieferung, aus der ein rasches Wachstum des weltlichen Großgrundbesitzes seit Beginn des 13. Jahrhunderts im Königreich Ungarn hervorgeht[1887]. Der damit verbundene wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufschwung auch niederadeliger Gesellschaftsschichten schuf günstige Voraussetzungen für die Anhäufung von Wertobjekten in weiteren Bevölkerungsteilen. Allerdings ist die auffallende Häufung von 20 Schatzfunden, die im 13. Jahrhundert deponiert wurden, vor allem auf deren Erfassung und Publikation durch N. Parádi zurückzuführen[1888]. Ziel seiner Untersuchung war es, den Schmuckbestand des Schatzfundes von Nyáregyháza-Pusztapótharaszt (Hort-Nr. 187) vergleichend zu bewerten und die Entwicklung der Schmuckformen im 13. Jahrhundert nachzuvollziehen. Daher stützte er sich hauptsächlich auf Schmuck und Münzen beinhaltende Schatzfunde, wohingegen reine Münzschätze und nicht münzdatierte Fundkomplexe unberücksichtigt blieben[1889]. Auffallend ist die einheitliche Münzdatierung des Deponierungszeitpunktes von 15 Schatzfunden auf »um 1240« wobei zu beachten ist, dass es sich um Altfunde aus den Jahren 1881-1971 handelt, deren Münzen bereits kurz nach der Entdeckung ausgewertet und die numismatischen Ergebnisse publiziert wurden. Zur Absicherung der Datierung wäre eine Neuauswertung der Fundkomplexe erforderlich, wie beispielsweise die Untersuchung älterer Fundkomplexe durch G. Hatházi[1890] ergab.
Für 18 Schatzfunde, deren Verbergung vor beziehungsweise um 1241 datiert werden kann, wird die Deponierung mit der schriftlich überlieferten Invasion der Mongolen 1241/1242 korreliert[1891]. Dabei bleibt die Problematik des anhand des Münzspektrums nicht jahrgenau zu datierenden Deponierungszeitpunktes bislang weitgehend unberücksichtigt. Die vor oder während kriegerischer Auseinandersetzungen angenommene Deponierung eines Schatzfundes könnte durch die Beobachtung des Befundkontextes gestützt werden, die jedoch lediglich für den Schatzfund von Nyáregyháza-Pusztapótharaszt (Hort-Nr. 187) erfolgte.

1884 **Tab. 64**: Schatzfunde aus Tschechien.
1885 Hrubý 1960, 105. – Mit dem *terminus post quem* 1230 wurden fünf Schatzfunde erfasst: Střelice (Hort-Nr. 161), Babice (Hort-Nr. 162), Veselí nad Mor. (Hort-Nr. 163), Libčany (Královéhradecký kraj/CZ, Hort-Nr. 341) und Stihnov (Královéhradecký kraj/CZ Hort-Nr. 353).
1886 **Tab. 65**: Schatzfunde aus Ungarn.
1887 Engel 1994, 546.
1888 Parádi 1975.
1889 Ebenda 158.
1890 Gábor 2005.
1891 Dazu zählt ebenfalls der Schatzfund von Ladánybene-Hornyák-Dombról (Hort-Nr. 197), dessen Deponierung im Kontext des Tatarenzuges 1241/1242 angenommen wird. Das Turkvolk der Tataren fiel zusammen mit der Invasion der Mongolen in Ungarn ein.

N. Parádi[1892] schließt anhand von aufgefundenen Keramikfragmenten des späten 12. und 13. Jahrhunderts sowie eines vier Meter von der Fundstelle des Schatzes verborgenen Hortes landwirtschaftlicher Geräte auf eine árpádenzeitliche Siedlung, die während des Mongolensturms vernichtet wurde. Allerdings sind die angeführten Kriterien als unzureichend für eine eindeutige Identifizierung des Verbergungsgrundes einzustufen.
Die Konzentration der Schatzfunde östlich der Donau deckt sich mit dem aus der Schriftüberlieferung zu erschließenden Schwerpunkt der verheerenden Auswirkungen der mongolischen und tatarischen Invasionen[1893]. Demnach könnte sich im Kartenbild durchaus eine durch die Kriegszüge bedingte gehäufte Deponierung und Überlieferung von Schatzfunden abzeichnen. Unter dieser Annahme wären die Fundkomplexe als von den Besitzern aus Angst vor Diebstahl, Plünderung und Enteignung deponierte Rücklagen oder als von Plünderern deponiertes Beutegut zu deuten. Allerdings beinhaltet keiner der erfassten Schatzfunde große, sperrige Objekte, wie beispielsweise Geschirr, die nicht in jedem Fall leicht zu transportieren sind. Allenfalls waren die zwischen 957 und 7439 Münzen beinhaltenden Schatzfunde von Budapest (Hort-Nr. 193), Ladánybene-Hornyák-Dombról (Hort-Nr. 197), Nyáregyháza-Pusztapótharaszt (Hort-Nr. 187), Nagykamarás-Bánkút (Hort-Nr. 205), Gödöllo-Babat (Kom. Pest/H, Hort-Nr. 194) und Pátroha (Kom. Szabolcs-Szatmár-Bereg/Hort-Nr. 199) aufgrund ihres relativ hohen Gewichtes und Volumens nicht spontan mitzuführen und könnten daher, mit der Absicht sie bei Gelegenheit zu bergen, deponiert worden sein.
Von den nach der Mitte des 13. Jahrhunderts deponierten Schatzfunden wurden lediglich acht Fundkomplexe erfasst, ohne ausgeprägte zeitliche und räumliche Anhäufungen. Weder aus der Schriftüberlieferung noch dem jeweiligen Befundkontext gehen Hinweise auf das mutmaßliche Deponierungsmotiv und die Überlieferungsursache hervor. Lediglich für den Schatzfund von Kerepes, dessen Schlussmünze die Verbergung auf nach 1494 datiert, werden als Verbergungsgrund Ungarnfeldzüge um 1526 in Erwägung gezogen, wobei die Inschrift auf einem Löffel als Grundlage für die spätere Datierung dient[1894].

Estland

Auf dem Gebiet des heutigen Estland wurden zwölf Schatzfunde erfasst[1895]. Die Münzen beziehungsweise die stilistische Einordnung der Schmuckstücke datieren den frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt von acht Schatzfunden ins 12. Jahrhundert, wobei die Verbergung der Schatzfunde von Muhu (Hort-Nr. 280) und Tamse (Hort-Nr. 263) mit den dänisch-deutschen Eroberungen Estlands in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Verbindung gebracht wird. Selbiges Deponierungsmotiv wird für den Schatzfund von Kumna (Hort-Nr. 264) angenommen, dessen Münzen die Verbergung in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datieren. Mit der Invasion Waldemars II. in Nordestland 1219 und der Eroberung Süd- und Mittelestlands durch den Deutschen Orden verlor Estland in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit, weshalb dieses Ereignis im nationalen Gedächtnis bis heute stark präsent ist[1896].
Für die übrigen Schatzfunde des 12. und 13. Jahrhunderts fanden sich keine Angaben zur mutmaßlichen Deponierungsursache in der Literatur, mit Ausnahme des Schatzfundes von Mehntack (*terminus post quem* 1216, Hort-Nr. 160). Dessen Verbergung wird von R. Hausmann[1897], aufgrund der nach ihrer Laufzeit »bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts hinab« reichenden Münzen sowie chronologisch und strukturell vergleich-

1892 Parádi 1975, 158.
1893 Die Auswirkungen der Invasionen wurden durch G. Győrffy berechnet: Engel 1994, 543-544.
1894 Kralovánszky 1955.
1895 **Tab. 66**: Schatzfunde aus Estland.
1896 Nyborg 1991, 7.
1897 Hausmann 1914, 163.

barer Schatzfunde, mit einiger Wahrscheinlichkeit ins 14. Jahrhundert datiert, »wo ja im Estenlande noch nicht volle Ruhe herrschte«[1898]. Die von Hausmann angeführten Schatzfunde deuten auf einen gewissen Wohlstand der estnischen Bevölkerung im 13. und 14. Jahrhundert hin, der zumindest teilweise auf die Zugehörigkeit der estnischen Städte Reval (Tallinn), Narva, Dorpat (Tartu), Fellin (Viljandi) und Pernau (Pärnu) zur Hanse sowie die Handelskontakte, insbesondere nach Skandinavien, zurückzuführen ist[1899]. Von den erfassten Schatzfunden datieren jedoch lediglich diejenigen von Lõhavere Käsitöövakk (Hort-Nr. 288), Mehntack (Hort-Nr. 160) und Kostivere (Maak. Harju/EST, Hort-Nr. 289) nach ihrem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt ins 13. Jahrhundert sowie der Schatzfund von Utike (Hort-Nr. 290) ins 14. Jahrhundert.

Russland, Weißrussland, Ukraine, Litauen

Die Erfassung der russischen, weißrussischen und ukrainischen Schatzfunde stützt sich im Wesentlichen auf die Zusammenstellung der barrenführenden Schatzfunde von N. Bauer[1900]. Die insgesamt 45 Fundkomplexe[1901] werden im Folgenden gemeinsam und nicht nach den heutigen Ländern differenziert betrachtet. Lediglich für die Schatzfunde von Kyjiv (Kiev) II (UA, Hort-Nr. 304) und Ryazan' (RUS, Hort-Nrn. 235. 361-365) wird ein potenzieller Verbergungsgrund in der Literatur benannt. Während die Verbergung des Schatzfundes von Kyjiv (Kiev) II im Kontext der ersten Mongoleneinfälle zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgt sein könnte[1902], wird die Deponierung der Schatzfunde von Ryazan', ausgehend vom Fundort und dem Befundkontext abgebrannter Wohnhäuser[1903], mit der Zerstörung der Stadt Staraya Ryazan durch Batu (1205-1255) im Dezember 1237 in Verbindung gebracht[1904]. Allerdings ist der Zerstörungshorizont primär als Hinweis auf die potenzielle Überlieferungsursache zu betrachten, zumal die nicht münzdatierten Schatzfunde bereits geraume Zeit vor der Zerstörung der Stadt deponiert worden sein können.
Drei Schatzfunde datieren nach ihrem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt ins 12. Jahrhundert, 22 ins 13. Jahrhundert, zwölf ins 14. Jahrhundert und acht Fundkomplexe wurden im 15. Jahrhundert deponiert. Die deutliche Zunahme der im 13. und 14. Jahrhundert deponierten Schatzfunde könnte auf die sich konsolidierenden wirtschaftlichen Verhältnisse unter mongolischer Herrschaft im Reich der Goldenen Horde zurückzuführen sein, die potenziell zu einem Anstieg hortbaren Kapitals für weitere Bevölkerungsteile führten[1905]. Die Häufung der um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Kiewer Russland deponierten Schatzfunde, die mit Kriegszügen der Goldenen Horde in Verbindung gebracht werden[1906], zeichnet sich unter den erfassten Schatzfunden nicht ab. Dagegen resultiert die große Anzahl an 18 Deponierungen zu Beginn des 13. Jahrhunderts aus der stilistischen Datierung der Fundkomplexe ins 13. Jahrhundert und deren Erfassung mit dem *terminus post quem* 1201. Folglich spiegelt der Verbreitungsschwerpunkt nicht a priori die tatsächlichen historischen Verhältnisse wider. Entsprechendes gilt für die fünf, mit dem *terminus post quem* 1401 erfassten Schatzfunde.

1898 Hausmann 1914, 165. – Estland wurde 1346 von Dänemark an den Deutschen Orden verkauft.

1899 Unter den von Hausmann angeführten Schatzfunden befinden sich zwar einige mit nichtmonetärem Inhalt. Diese wurden jedoch aufgrund des zu wenig detaillierten Publikationsstandes im Rahmen vorliegender Arbeit nicht erfasst. – Zu den Handelskontakten Estlands, insbesondere nach Gotland: Leimus 1979, 77.

1900 Bauer 1929 und Bauer 1931. – Leider ist es nicht gelungen, die beiden monographischen Werke zu russischen Schätzen (N. P. Kondakov, Russkie klady. Tom. I, 1896. [Russische Schätze. Band 1] und G. F. Korzuchina, Russkie klady IX-XIII vv. Moskva-Leningrad 1954 [Russische Schätze des 9. – 13. Jhs.].) zur Einsichtnahme zu beschaffen.

1901 **Tab. 67**: Schatzfunde aus Russland, Weißrussland, Ukraine und Litauen.

1902 Griffin 1993, 5.

1903 Die Deponierungsverhältnisse sind für die Hort-Nrn. 363-365 archäologisch nachgewiesen.

1904 Darkevitch u. a. 1982, 209.

1905 Zu den wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen: Kramarovsky 2000, bes. 203.

1906 Dumitriu 2001, 94. – Zu den kriegerischen Ereignissen ausführlicher Usmanov 2000, 50.

Auf dem Gebiet des heutigen Rumänien wurden 17 Schatzfunde erfasst[1907]. Bislang steht eine monographische Aufarbeitung der rumänischen Schatzfunde aus. Der Schwerpunkt bei der Auswertung von Schatzfunden liegt hier vor allem auf der kunsthistorischen Einordnung der Schmuckobjekte und darauf aufbauend auf kostümgeschichtlichen Betrachtungen[1908]. Dass sich für sieben Fundkomplexe keine Angaben zum potenziellen Verbergungsgrund in der Literatur finden, ist vor allem auf deren unsachgemäße Bergung und unvollständige Überlieferung zurückzuführen, die weiterführenden Schlussfolgerungen entgegen stehen[1909].

Für zehn Schatzfunde werden kriegerische Ereignisse und politische Unruhen als Ursache für die Deponierung in Erwägung gezogen. Alternative Deponierungsmotive wurden bislang nicht diskutiert, obwohl vor allem bei nicht münzdatierten Fundkomplexen die Verknüpfung des Deponierungsmotivs mit einem bestimmten historischen Ereignis spekulativ bleibt. Von den sechs Schatzfunden, deren Deponierung vor die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert wird, werden die Schatzfunde von Voineşti-Iaşi (Hort-Nr. 179), Oţeleni (Hort-Nr. 178) und Mihail Kogălniceanu (Hort-Nr. 112) mit mongolischen Invasionen in Verbindung gebracht. Die Verbergung des Schatzfundes von Voineşti-Iaşi wird in den Kontext der Tartareninvasion 1241 gestellt, ausgehend von der Datierung der Schmuckstücke in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts[1910]. Der als Mongolensturm bezeichnete Einfall der Mongolen 1241 stellt ein vielbeachtetes Ereignis in der rumänischen Geschichte dar[1911], das sich jedoch unter den erfassten Schatzfunden nicht in einer gehäuften Anzahl abzeichnet.

Die Deponierung des Schatzfundes von Oţeleni (*terminus post quem* 1290) wird aufgrund der enthaltenen 80 Münzen der Goldenen Horde mit Kämpfen zwischen dem Anführer der Goldenen Horde, Khan Toktaï (1290-1312) und lokalen Tartaren-Fürsten (Nogaïs) in Verbindung gebracht[1912]. Dagegen wird die Deponierung des Schatzfundes von Mihail Kogălniceanu (*terminus post quem* 1325) in Zusammenhang mit der großen Tartareninvasion von 1335 gesehen[1913].

Beim stilistisch in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datierten Schatzfund von Goranu (Hort-Nr. 117) werden dagegen als potenzielles Deponierungsmotiv die angespannten Beziehungen mit dem ungarischen Königreich beziehungsweise die Bewegungen steppennomadischer Völkergruppen, beispielsweise der Kumanen aus Ungarn zur unteren Donau, angenommen[1914].

Für die Schatzfunde, deren Deponierung in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts bis zum Ende des 15. Jahrhunderts datiert wird, findet sich ausschließlich die Verknüpfung des mutmaßlichen Deponierungsmotivs mit türkischen Kriegszügen in der Literatur. Hierzu zählen der stilistisch ins 14. Jahrhundert datierte Schatzfund von Păcuil lui Soare (Jud. Constanţa/RO, Hort-Nr. 348) sowie die münzdatierten Schatzfunde von Bresniţa Ocol-Şuşiţa (*terminus post quem* 1365, Hort-Nr. 123), Gogoşu (*terminus post quem* 1386, Hort-Nr. 116), Drobeta Turnu Severin-Schela Cladovei (*terminus post quem* 1437, Hort-Nr. 122), Schinetea (*terminus post quem* 1470, Hort-Nr. 188) und Olteni (*terminus post quem* 1480, Hort-Nr. 120), wobei einzig

1907 **Tab. 68**: Schatzfunde aus Rumänien.

1908 Siehe Popescu 1970 und weitergehend Dumitriu 2001. L. Dumitriu 2001, 22 verweist auf häufiger vorgenommene unbefriedigende Auswertungen von Schatzfunden, im Sinne von oberflächlichen typologischen Analysen, die unter Umständen zu falschen chronologischen Einordnungen führen können. Dienen in erstgenanntem Fall Schatzfundkomplexe lediglich als Datierungshilfe, geht Dumitriu 2001, 89-102 zumindest kurz auf historische Hintergründe zum Verbergungszeitpunkt ein, wobei ihr primäres Ziel die Erklärung wechselnder Modetrends ist.

1909 Dumitriu 2001, 24.

1910 Teodor 1961, 269.

1911 Vgl. Dumitriu 2000, 404-406 und Dumitriu 2001, 93.

1912 Teodor 1964, 361.

1913 Iliescu u. a. 1964, 228.

1914 Dumitriu 2000, 404.

für die Verbergung des Schatzfundes von Schinetea alternativ auf innere politische Unruhen in Rumänien in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts als mögliche Ursache hingewiesen wird[1915].
Auf dem Gebiet Bulgariens wurden zehn Schatzfunde erfasst[1916] unter denen sich, im Gegensatz zu den rumänischen Schatzfunden, eine Anhäufung von Fundkomplexen in der Gegend von Varna im 13. und 14. Jahrhundert abzeichnet. Der Auswertung rumänischer Schatzfunde entsprechend liegt der Schwerpunkt bei der Auswertung bulgarischer Schatzfunde meist auf der kunsthistorischen Beschreibung und Einordnung der Schmuckbestandteile, wohingegen die Fundumstände allenfalls knapp erwähnt werden[1917]. Lediglich für die im 14. Jahrhundert verborgenen Schatzfunde von Mihaijlovgrad (Hort-Nr. 222), Nikopol (Plewen Oblast/Hort-Nr. 298), Dobrogled (Obl. Varna/BG, *terminus post quem* 1331, Hort-Nr. 307) und Vraca (Vratsa Oblast/BG, *terminus post quem* 1391, Hort-Nr. 266) wird ein mutmaßlicher Verbergungsgrund benannt. Ihre Deponierung wird mit der osmanischen Invasion in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Verbindung gebracht, die tiefgreifende politische, soziale und ökonomische Veränderungen mit sich brachte[1918].
In der geringen Anzahl von lediglich zwei erfassten Schatzfunden, deren Deponierung vor das 14. Jahrhundert datiert, könnte sich die schwierige ökonomische Situation in Bulgarien widerspiegeln, die hauptsächlich durch die mit einer hohen Steuerlast verbundene byzantinische Herrschaft (1018-1185) und die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts andauernden Überfälle der Tartaren verursacht wurde[1919].
Das gehäufte Auftreten der im 14. Jahrhundert deponierten Schatzfunde könnte einerseits aus der Schwächung des bulgarischen Staates durch interne Kämpfe und andererseits aus der türkischen Expansion zur Donau resultieren[1920]. Darüber hinaus könnte sich hierin eine gesteigerte Verfügbarkeit hortbaren Kapitals widerspiegeln, in Verbindung mit der positiven wirtschaftlichen Entwicklung im Zweiten Bulgarischen Königreich (1185-1396). Im 14. Jahrhundert wurde der Silberabbau intensiviert, was unter anderem zu einer erheblichen Zunahme der Prägezahl und der in Umlauf befindlichen bulgarischen Silbermünzen führte[1921].
Bei den sechs, auf dem Gebiet der heutigen Republik Serbien erfassten Schatzfunden[1922] liegt der Schwerpunkt der Auswertungen bislang ebenfalls auf der kunsthistorischen Einordnung der Schmuckobjekte. Für keinen der Schatzfunde wird ein potenzieller Verbergungsgrund benannt.

Mazedonien, Griechenland, Israel, Syrien

Auf dem Gebiet des heutigen Mazedonien wurde lediglich der Schatzfund von Markova (Hort-Nr. 343) erfasst, auf dem Gebiet Griechenlands der Schatzfund von Chalkida (Hort-Nr. 166) und auf dem Gebiet Israels der Schatzfund von Jezreel-Tal (Hort-Nr. 328). Für keinen dieser Fundkomplexe fand sich ein potenzieller Verbergungsgrund in der Literatur.
Dagegen wird die Deponierung des einzigen, auf dem Gebiet Syriens erfassten Schatzfundes von Resafa-Sergiupolis (Hort-Nr. 159) mit dem mongolischen Vorstoß nach Syrien unter Führung Hūlāgūs in den Jahren 1258-1260 in Verbindung gebracht. Dafür sprechen die Beobachtung von Brandspuren bei den archäologischen Forschungsgrabungen in der Ruinenstadt von Resafa-Sergiupolis, die von einem gewaltsamen Ende der Anlage zeugen, und das in diesen Jahren abbrechende Spektrum der Fundmünzen[1923]. Obwohl die Grabungsbefunde im Umkreis der Basilika die Annahme zulassen, »dass auch nach der Katastrophe von

1915 Alaiba 2002, 161.
1916 **Tab. 69**: Schatzfunde aus Bulgarien.
1917 Katalog Paris 1980. – Kuzev 1986.
1918 Katalog Sofia 2001, 26.
1919 Ebenda 15-21.
1920 Dumitriu 2001, 94; 2000, 403.
1921 Katalog Sofia 2001, 23-24.
1922 **Tab. 70**: Schatzfunde aus Serbien.
1923 Ulbert 1990, 5-6.

1258/1259 noch mit einem bescheidenen Leben innerhalb der Ruinenstadt zu rechnen ist« scheint T. Ulbert[1924] »eine über den archäologischen Befund immerhin nicht ganz auszuschließende spätere Niederlegung des Schatzgefäßes weniger wahrscheinlich zu sein«.

Aspekte der regionalen Verbreitung

Die vergleichende Betrachtung der Deponierungen nach Regionen zeigt eine deutliche Abhängigkeit zwischen der Anzahl erfasster Schatzfunde und dem Forschungsstand in einer Region. Für Gebiete mit einer größeren Anzahl bekannt gewordener Schatzfunde besteht quellenbedingt in der Regel ein höheres Forschungsinteresse und daraus resultierend ein fortgeschrittenerer Forschungsstand, der sich wiederum positiv auf den Publikationsstand und damit die Anzahl der in wissenschaftlichen Untersuchungen berücksichtigten Schatzfunde auswirkt[1925]. Je nach inhaltlicher Ausrichtung und geographischer sowie zeitlicher Begrenzung des Arbeitsgebietes können sich Schatzfundstudien als regional und zeitlich ausgeprägte Verbreitungsschwerpunkte in Schatzfundkartierungen niederschlagen, so beispielsweise die schmuckgeschichtlich orientierten Auswertungen ungarischer Schatzfunde des 13. Jahrhunderts durch N. Parádi (1975) und schottischer Schatzfunde des 14. Jahrhunderts durch J. G. Callander (1924). Derart durch das Interesse des Bearbeiters generierte Schatzfundhorizonte sind folglich primär auf die in der Untersuchung berücksichtigte Datenauswahl zurückzuführen und nur unter Vorbehalt als Widerspiegelung historischer Faktoren zu betrachten. Entsprechendes gilt für Schatzfundhorizonte, die auf eine von spezifischen Prämissen geprägte Auswahl an Schatzfunden zurückzuführen sind. Die hierbei berücksichtigten Fundkomplexe sind ihrem Inhalt und im Idealfall auch den Deponierungsverhältnissen nach mehr oder weniger plausibel mit bestimmten historischen Ereignissen in Beziehung zu setzen, wohingegen anderweitige Schatzfunde unberücksichtigt bleiben.
Auffallend ist die regelhafte Bezugnahme auf durch die Schriftüberlieferung bedingt legendäre, im nationalen Gedächtnis stark verankerte und präsente Ereignisse, wie die Invasion Waldemar Atterdags auf Gotland und die Schlacht von Visby 1361, der Mongolensturm 1241 in Ungarn, türkische Invasionen im 14. und 15. Jahrhundert in Rumänien und Bulgarien sowie die Judenpogrome im Zuge der Pestepidemie Mitte des

1924 Ulbert 1990, 6.

1925 Die vergleichsweise hohe Anzahl von 36 dänischen Schatzfunden ist vor allem auf den überdurchschnittlich hohen Forschungsstand in Dänemark zurückzuführen, insbesondere auf den 1992 erschienenen zweibändigen Katalog dänischer mittelalterlicher Schatzfunde (Jensen u. a. 1992). Die Erfassung und Erforschung von Schatzfunden hat in Dänemark eine lange Tradition, ausgehend von bereits im Mittelalter und der frühen Neuzeit erlassenen Gesetzen, wonach entdeckte Kulturgüter, insbesondere solche aus Gold und Silber, Staatseigentum darstellen (Jørgensen u. a. 1998, 11-13). Mit der Gründung der Königlichen Kommission zum Erhalt von Altertümern 1807 wurden die gemeldeten Funde registriert, wenn möglich inklusive Angaben zum Fundort und den Deponierungsverhältnissen, und in die Sammlung des Königlichen Museums für Nordische Altertümer, 1892 in Dänisches Nationalmuseum umbenannt, aufgenommen. Dem Engagement u. a. C. J. Thomsens und J. J. A. Worsaaes ist es zu verdanken, dass zahlreiche Objekte aus mittelalterlichen Schatzfunden bereits im 19. Jh. publiziert wurden (Lindahl 1992, 109; Jensen 1992b, 110). Vergleichbare Bedingungen gelten für die mit 35 Fundkomplexen größere Anzahl schwedischer Schatzfunde, wobei das hohe Interesse an schmuckführenden mittelalterlichen Schatzfunden und deren wissenschaftliche Publikation im 19. Jh. vor allem auf H. Hildebrand zurückzuführen ist. Auch für Großbritannien ist ein hoher numismatischer und kunsthistorischer Forschungsstand zu verzeichnen, wobei die höhere Anzahl von 20 erfassten Schatzfunden vor allem der schmuckgeschichtlichen Untersuchung der Sammlungsbestände im National Museum of Antiquities of Scotland durch J. G. Callander (1924) zu verdanken ist. Gleichfalls führen schmuckgeschichtliche Studien von L. Dumitriu (2001) und N. Parádi (1975) zu einer größeren Anzahl erfasster rumänischer bzw. ungarischer Schatzfunde. Dagegen ist die große Anzahl von 32 russischen und 11 ukrainischen Schatzfunden auf die Erfassung und Publikation barrenführender Schatzfunde durch N. Bauer (1929; 1931) zurückzuführen. Auch die Erfassung von zwölf estländischen Schatzfunden geht auf einen ungewöhnlich hohen Publikationsstand, besonders Tamla u. a. 2005, zurück, wohingegen die mit 63 Fundkomplexen weitaus höchste Anzahl deutscher Schatzfunde auf die systematische Erfassung der dem Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster chronologisch, strukturell und regional vergleichbaren Fundkomplexe im Rahmen vorliegender Untersuchung zurückgeht.

14. Jahrhunderts in Mitteleuropa. Die funktionale Deutung der zu Schatzfundhorizonten zusammengefassten Fundkomplexe zeigt ein Konglomerat unterschiedlicher Hortfunktionstypen, deren Deponierung nicht in jedem Fall zwingend mit dem als ursächlich für die Ausprägung eines Schatzfundhorizontes angenommenen historischen Ereignis in Verbindung zu bringen ist. Dagegen erscheint die gehäufte Überlieferung von Horten jedweder Funktion im Kontext krisenhafter Ereignisse mit als katastrophal anzunehmenden Auswirkungen auf weitere Bevölkerungsteile als schlüssigere Erklärung. Nicht selten werden derartige Ereignisse generalisierend als ursächlich für eine gehäufte Deponierung und Überlieferung von Schatzfunden betrachtet, was auf einzelne Fundkomplexe bezogen eine zirkelschlussartige, in der Regel nicht zu beweisende Gleichsetzung von Deponierungsmotiv und Überlieferungsursache darstellt.

Der Betrachtung von Schatzfundhorizonten als archäologischer Niederschlag krisenhafter politischer und sozialer Ereignisse entsprechend unterliegt die Korrelation regional und zeitlich variierender Häufigkeitsverteilungen mit wirtschaftlichen Entwicklungen gleichfalls der Gefahr des Zirkelschlusses, da die Schatzfunde selbst als Quelle zur Rekonstruktion ökonomischer Prozesse dienen, bedingt durch eine nicht hinreichend aussagekräftige Schriftüberlieferung. Während die zur Bildung und Deponierung profaner Schätze führenden Motive unproblematisch mit wirtschaftlichen Phänomenen zu begründen sind, ist die Ursache der Überlieferung als wesentlich das Verbreitungsbild beeinflussender Faktor weniger plausibel mit ökonomischen Verhältnissen zu korrelieren. Eine größtmögliche Annäherung an die einstigen Verhältnisse versprechen weitergefasste Interpretationsansätze[1926], die auf einer kombinierten Betrachtung politischer, wirtschaftlicher und sozialer Faktoren basieren und damit dem wechselwirksamen Beziehungssystem zwischen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Phänomenen Rechnung tragen.

Mit der Berücksichtigung einer möglichst großen Anzahl an Schatzfunden ohne enge zeitliche und räumliche Begrenzung und ohne Fokussierung auf einseitige Hortinterpretationen bezüglich deren Funktion und Deponierungsmotiv, zeichnen sich bei der Kartierung (**Taf. 1-2**) keine signifikanten, eindeutig auf bestimmte historische Faktoren zu beziehenden Schatzfundhorizonte ab. Dies spricht für die Allgemeingültigkeit des Phänomens der Hortung und Deponierung von Wertobjekten und deren Überlieferung als Schatzfunde. Dennoch sind trotz weitgehend gleicher Bedingungen bei der Überlieferung und Erfassung deutliche regionale und zeitliche Unterschiede in der Anzahl der Schatzfunde zu erkennen, die nicht ausschließlich auf mit der Entdeckung einsetzende sekundäre Überlieferungsbedingungen als die Verbreitung formatierende Faktoren zurückzuführen sind. Dies ist mit der gebotenen Vorsicht als Hinweis auf genuin, das heißt in der einstigen Kultur selbst liegende[1927], das Fundbild primär prägende Faktoren aufzufassen, die der Frage nach einem regional und zeitlich differierenden Deponierungsverhalten zugrunde gelegt werden können. Dabei sind stets die uneinheitlichen Bedingungen bei der Quellengewinnung und Quellenerschließung sowie die quellenbedingt starke Einschränkung der Rekonstruktion allgemeiner und individueller einflussnehmender Faktoren auf die Hortung, Deponierung und Überlieferung von Schatzfunden zu berücksichtigen[1928]. Die folgenden, auf den im Rahmen vorliegender Arbeit erfassten und kartierten 324 Schatzfunden basierenden Ergebnisse verstehen sich als Hypothesen, die auf Grundlage kleinräumigerer Untersuchungen unter Einbeziehung sämtlicher Schatzfunde einer Region zu verifizieren oder zu falsifizieren sind.

1926 Beispielsweise Thompson 1956, bes. xv-xvi. – Jonsson 2000. – Grinder-Hansen 1992, 124-126. – Bendixen 1992. – Jensen 1992c.

1927 Eggert 2001, 117.

1928 Vgl. ebenda 111-121.

Auswertung der Kartierung

Die auffallend geringe Anzahl erfasster Schatzfunde in den südeuropäischen Ländern Italien und Spanien sowie in Frankreich und der Schweiz ist weder auf eine signifikant geringere Bevölkerungsdichte noch auf eine wirtschaftliche Rückständigkeit gegenüber anderen europäischen Regionen zurückzuführen. Der Zusammenhang zwischen ökonomischer Prosperität und der Anzahl von Schatzfunden in einer Region ist zwar unbestritten, jedoch wird die Frage, inwiefern Schatzfundhäufungen die wirtschaftliche Bedeutung einer Region widerspiegeln kontrovers diskutiert[1929]. Überschüssiges Kapital als notwendige Voraussetzung für die Hortung von Edelmetallobjekten muss nicht zwangsläufig zu einer gehäuften Überlieferung gehorteten Edelmetalls führen. Zu berücksichtigen sind die Art der anerkannten Zahlungsmittel sowie die Ausprägung des Zahlungsverkehrs und der Tauschbeziehungen. Eine vergleichsweise geringe Anzahl an Schatzfunden mit nichtmonetären Bestandteilen könnte demnach auf ein weit entwickeltes Finanzsystem zurückzuführen sein, wie es insbesondere für die norditalienischen Handelsmetropolen bereits im 13. Jahrhundert schriftlich belegt ist[1930]. Das hohe Geldvolumen führte hier zur Entwicklung von Girobankgeschäften und zu einer gesteigerten Investition überschüssigen Kapitals in Handelsunternehmen. Entsprechend verringerte sich die Quantität thesaurierten Edelmetalls, wobei der Mangel insbesondere an nichtmonetären Bestandteilen in Schatzfunden darauf hindeuten könnte, dass Schmuck und Gefäße aus Edelmetall in diesen Regionen in der Regel nicht als längerfristige Kapitalanlage gehortet, sondern, nachdem sie unmodern oder unbrauchbar geworden waren, dem Edelmetallkreislauf wieder zugeführt wurden.

Während westlich einer Linie etwa von Antwerpen nach Venedig die meisten Zahlungen im spätmittelalterlichen internationalen Handelsverkehr per Wechsel erfolgten, wurde in den östlich gelegenen Regionen die überwiegende Mehrzahl der Zahlungen in Münzgeld respektive Edelmetall beglichen[1931]. Damit bietet sich eine mögliche Erklärung für die beachtliche Anzahl an Schatzfunden in gleichfalls weit entwickelten Handelsregionen Mittel-, Nord- und Osteuropas, wie etwa dem Hanseraum. Die Thesaurierung gemünzten und ungemünzten Edelmetalls in größerem Umfang deutet hier auf dessen übliche Hortung als wertstabile Kapitalanlage beziehungsweise Rücklage hin. Die Unterschiede in der Zusammensetzung der Schatzfunde können folglich auf eine unterschiedliche Verwendung nichtmonetärer Edelmetallgegenstände, einerseits als reine Prestigeobjekte und andererseits als Gewichtsgeld, zurückgeführt werden. Dagegen erscheint die Erklärung gehäuft auftretender Schatzfunde mit Schmuck und Edelmetallgeschirr als Ausdruck einer regionalen Deponierungssitte im Sinne häufiger vergrabener Mitgiften[1932] weniger plausibel.

Der Umfang gehorteten Edelmetalls hängt von dessen Verfügbarkeit ab. Lediglich in solchen Regionen war die Akkumulation von Edelmetall in größerem Umfang möglich, die entweder über eigene erschließbare Lagerstätten verfügten oder eine positive Handelsbilanz gegenüber rohstoffreichen beziehungsweise Edelmetall in größerer Menge bevorratenden Gebieten aufwiesen[1933]. Im Vergleich der Kartierung der Hauptförderstätten von Silber und Gold (vgl. **Abb. 93**) mit den Kartierungen der erfassten Schatzfunde (**Taf. 1-2**) zeigt sich insgesamt eine geringe geografische Korrelation zwischen Schatzfundhäufungen und Edelmetallfördergebieten. Allenfalls ist eine leichte Häufung von Schatzfunden in den Regionen um Harz und Erzgebirge im 12. und 13. Jahrhundert sowie in der Gegend um Friesach (Kärnten/A) im 13. Jahrhundert und in der Gegend von Schwaz (Tirol/A) im 15. Jahrhundert erkennbar.

1929 Siehe Kapitel Die Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster.

1930 Hier und beispielsweise auch in Flandern waren postmonetäre Geldformen wie Wechsel, Obligationen und Buchgeld in erstaunlich moderner Form gebräuchlich: Kluge 2005, 18; Spufford 2004, 33.

1931 Spufford 2004, 258.

1932 Vgl. den Erklärungsvorschlag zur regionalen Konzentration römischer Schatzfunde mit Schmuckanteilen bei Haupt 2001, 241.

1933 Am Beispiel Norddeutschlands: North 1989, 2.

Die große Anzahl der um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Ungarn deponierten Schatzfunde könnte auf eine positive Handelsbilanz zurückzuführen sein, die durch den Abbau und Export ungarischen Goldes erzielt wurde[1934]. Bemerkenswert ist, dass keiner der erfassten ungarischen Schatzfunde Goldobjekte enthält. Die Verbreitung der Schatzfunde mit Goldobjekten stimmt mit der aus Schriftquellen zu erschließenden Hauptexportrichtung ungarischen Goldes überein, das hauptsächlich donauaufwärts transportiert und verhandelt wurde[1935]. Insgesamt scheint die Häufigkeitsverteilung der erfassten Schatzfunde eher mit durch Handelsungleichgewichte hervorgerufenen regional unterschiedlichen Handelsbilanzen zu korrelieren, wobei die Rekonstruktion von Handelsbilanzen stark problembehaftet ist[1936].

Zumindest zeigt die Kartierung der Schatzfunde eine stark ausgeprägte Orientierung der Fundpunkte an größeren Handelswegen und Häufungen von Schatzfunden insbesondere entlang größerer Flüsse, in Mitteleuropa vor allem an Donau und Rhein, sowie in den Küstenregionen. Dies findet eine gewisse Entsprechung in der Nestorchronik aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wonach sich an der Kreuzung der großen Handelswege zwischen Europa und dem fernen Osten im Donaumündungsgebiet die wichtigsten Handelsgüter »Gold, Gewänder, Wein und zahlreiche Fruchtsorten aus Griechenland; Silber und Pferde aus Böhmen und Ungarn; Pelze, Wachs, Honig und Sklaven aus Russland« [1937] sammelten.

Dass auffallend viele Schatzfunde entlang wichtiger Fernhandelswege liegen, ist der Verbreitung römischer Münzhorte entsprechend vor allem auf die höhere Siedlungskonzentration und Bevölkerungsdichte entlang der Fernhandelswege und insbesondere an deren Knotenpunkten gegenüber dem agrarisch genutzten Hinterland zurückzuführen[1938]. Zudem führte der Mehrwert, der einerseits durch die Be- und Verarbeitung von Rohstoffen und andererseits durch handelspolitische Maßnahmen geschaffen wurde, zum Verbleib eines nicht unerheblichen Anteils des transferierten Edelmetalls in den entsprechenden Regionen[1939]. Die im Rheinischen Münzverein seit 1386 zusammengeschlossenen Kurfürstentümer Kurköln, Kurmainz, Kurtrier und Kurpfalz erschlossen ihre Edelmetallquellen beispielsweise durch die Erhebung von Durchgangszöllen (Rheingold)[1940].

Die Frage, ob eine größere Anzahl an Schatzfunden als Indiz für einen Überfluss oder Mangel an Edelmetall in einer Region zu betrachten sind, ist nicht pauschal zu beantworten. Ist der Bedarf an Edelmetall größer als dessen Verfügbarkeit, so sollte theoretisch das gesamte Edelmetall in gemünzter oder ungemünzter Form in Umlauf befindlich sein. Gehortetes Edelmetall ist dagegen dem Edelmetallkreislauf entzogen, wobei die Dauer der Deponierung weniger von der Beschaffungsmöglichkeit als vielmehr von der Absatzmöglichkeit respektive der Notwendigkeit zur Veräußerung von Edelmetall aus Sicht des Besitzers abhängt. Überschüsse können auch in Zeiten des allgemeinen Mangels angehäuft und gehortet werden, etwa um in der Zukunft befürchtete Versorgungsengpässe auszugleichen. Dem Greshamschen Gesetz entsprechend kann die Hortung guthaltiger Edelmetallobjekte als Kapitalrücklage auch in Zusammenhang mit einer fortgesetzten Münzverschlechterung, als finanzpolitische Reaktion auf den Mangel an Münzmetall zur Vergrößerung des Staatskapitals und der umlaufenden Geldmenge, stehen.

Insgesamt ist keine generelle Häufung von Schatzfunden mit nichtmonetären Bestandteilen in den bedeutenden Industrie- und Handelszentren festzustellen. Vielmehr deckt sich die Verbreitung mit Wirtschaftsregionen, in denen Zahlungen üblicherweise mit gemünztem oder ungemünztem Edelmetall und vergleichsweise selten mit Wechseln vorgenommen wurden. Ein vergleichbares Bild ergibt sich bezüglich der

1934 Zu den ungarischen Goldvorkommen: Spufford 2004, 268; Wiechmann 1996, 17.

1935 Vgl. Spufford 2004, 268. Zur Verbreitung der goldführenden Schatzfunde siehe **Tab. 43**.

1936 Vgl. Spufford 2004, 258.

1937 Zitiert nach Dumitriu 2001, 89.

1938 Vgl. Haupt 2001, 91. – Auch die slawischen Schatzfunde des 6. bis 12. Jhs. westlich von Oder und Neiße konzentrieren sich entlang der Handelswege und in Handelszentren: Herrmann 1985, 136 Abb. 53.

1939 Vgl. Spufford 2004, 263.

1940 Wiechmann 1996, 17.

Verbreitung umfangreicher Horte, gemessen an der Anzahl enthaltener Münzen und Edelmetallobjekte[1941]. Schatzfunde, die über 100 Münzen beinhalten häufen sich in Nord- und Mitteleuropa, Schatzfunde mit mehr als 100 nichtmonetären Objekten treten vor allem in Nordeuropa, insbesondere Schweden, und in etwas geringerer Anzahl in Ost- und Südosteuropa auf. Das häufigere Auftreten umfangreicher Horte mit einer größeren Anzahl nichtmonetärer Edelmetallobjekte in Skandinavien könnte auf die Fortführung der wikingerzeitlichen Tradition der Gewichtsgeldhortung zurückzuführen sein und gleichfalls in Ost- und Südosteuropa auf die entsprechende slawische Tradition. Zudem spricht die Verbreitung der barrenführenden Schatzfunde[1942] für eine intensivere Gewichtsgeldhortung in diesen Gebieten, auch wenn die Schmuckstücke und Münzen in den hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden im Vergleich zu den wikingerzeitlichen und slawischen Hacksilberfunden einen deutlich geringeren Fragmentierungsgrad aufweisen.
Unterschiedliche Typenspektren und Deponierungsverhältnisse können auf Unterschiede im Deponierungsverhalten hindeuten, wobei wirtschaftlichen Faktoren nicht zwangsläufig die ausschlaggebende Bedeutung zukommen muss. Die Hortung und Deponierung von Wertobjekten kann gleichfalls durch soziokulturell bestimmte Auswahlkriterien, etwa religiöser, geschlechtsspezifischer oder gesellschaftlicher Art, beeinflusst werden. Die verschiedenen ethnischen und sozialen Bevölkerungsgruppen im hoch- und spätmittelalterlichen Europa spiegeln sich jedoch lediglich in geringem Ausmaß in differierenden Inhalten und Zusammensetzungen der Schatzfunde wider. Das Typenspektrum zeigt eine weitgehende Gleichförmigkeit. Abweichungen sind weniger auf unterschiedliche Hortsitten als vielmehr auf unterschiedliche modische Entwicklungen im Gebrauch von Kleidungsaccessoires und Schmuck zurückzuführen[1943].
Während die Objekte in Schatzfunden Ost- und Südosteuropas stilistisch und in ihrer Typenzusammensetzung deutlich von byzantinischen Einflüssen geprägt sind, weisen die Schatzfunde Mittel-, West- und Nordeuropas gleichfalls eine hochgradige Einheitlichkeit der Objektkollektionen auf, wobei die Produktionsgebiete beziehungsweise die Orientierung an vorbildgebenden kulturellen Einflussbereichen schwer nachzuweisen ist. Die Ursache liegt im internationalen Handel mit Schmuck, Kleidungsaccessoires und Geschirr aus Edelmetall begründet und deren weite Verbreitung insbesondere über die großen Messen in Mittel- und Westeuropa. Vor allem anhand der Münzspektren sind über deren Prägeorte bis zu einem gewissen Grad regional differierende Handelskontakte nachzuweisen. Beispielsweise verweisen die häufiger in skandinavischen Schatzfunden vertretenen norddeutschen Silbermünzen auf die intensiven Handelsbeziehungen im Bereich der Hanse.
Nach Ausweis der zeitgenössischen Bild- und Schriftüberlieferung sowie der Siedlungs- und Grabfunde enthalten die Schatzfunde überwiegend die jeweils gebräuchlichen Schmuckstücke und Kleidungsaccessoires und in geringerem Umfang Geschirr aus Edelmetall. Teilweise decken die in Schatzfunden enthaltenen Objekte einen langen Hortinhaltszeitraum ab, wobei der Schatzfund von Weißenfels (Hort-Nr. 33) mit zwei bronzezeitlichen Golddrahtspiralen, der Schatzfund von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171) mit einer römischen Bügelfibel, einem römischen Fingerring und römischen Münzen, die Schatzfunde von Erfurt I (Hort-Nr. 323) und Store Frigård (DK, Hort-Nr. 80) ebenfalls mit römischen Münzen sowie der Schatzfund von Midskov (DK, Hort-Nr. 91) mit einer karolingischen Riemenzunge die Extrembeispiele darstellen. Die restlichen 318 Schatzfunde beinhalten Objekte, die einer Zeitspanne von wenigen Jahren bis maximal vier Jahrhunderten entstammen. Lediglich die im Schatzfund von Burge (S, Hort-Nr. 165) enthaltenen Münzen weisen über die Prägedaten einen längeren Hortinhaltszeitraum von 561 Jahren aus[1944].

1941 **Tab. 40**: Schatzfunde nach Gesamtobjektzahlen.
1942 **Tab. 45**: Schatzfunde mit Barren.
1943 Siehe Kapitel Hortstruktur – Objekttypen.
1944 **Tab. 44**: Münzspektren.

Auch wenn die skandinavischen gegenüber mitteleuropäischen Schatzfunden verhältnismäßig häufiger längere Hortinhaltszeiträume aufweisen, ist der Feststellung von S. Krabath[1945], wonach bezüglich der Akkumulationszeit eine zwischen Nord- und Mitteleuropa differierende Hortungssitte anzunehmen ist, nicht uneingeschränkt zuzustimmen. Als relativierender Faktor ist einerseits der anhand der Objektlaufzeiten nicht zu ermittelnde Hortbildungszeitraum zu berücksichtigen und andererseits der gegenüber Mitteleuropa insbesondere in Schweden hohe Forschungsstand bezüglich der Altersstruktur der in den Schatzfunden enthaltenen Objekte[1946]. Zudem schränkt die unvollständige Überlieferung der weit überwiegenden Mehrzahl der Schatzfunde den auf einem Vergleich der Hortinhalte basierenden Erkenntniswert erheblich ein.

Die Frage, warum in nord- und osteuropäischen Schatzfunden nichtmonetäre Wertobjekte in größerem Umfang und in größerer Vielfalt auftreten, findet letztlich keine eindeutige Erklärung. Generell hängen Umfang und Qualität der Wertobjektansammlungen primär von der wirtschaftlichen Potenz der Besitzer, wobei es sich um Privatpersonen, Personenverbände oder Institutionen handeln kann, und von diesen individuell festgelegten Auswahlkriterien ab, die nur bis zu einem gewissen Grad mit der sozialen Stellung des Besitzers korrespondieren. In sämtlichen Regionen Europas verweist das breite Spektrum in Umfang und Zusammensetzung der Schatzfunde auf die differierenden wirtschaftlichen Positionen innerhalb der gehobenen Gesellschaftsschichten und die Relevanz persönlicher Vorlieben bei der Auswahl gehorteter Objekte. Geschlechtsspezifische Unterschiede sind nicht feststellbar, bedingt durch die mehrheitlich von Männern und Frauen gleichermaßen getragenen Schmucktypen und Kleidungsaccessoires. Zudem können sich für Frauen typische Schmuckstücke und Trachtbestandteile durchaus im Besitz von Männern befinden und umgekehrt, beispielsweise im Zuge der Hortung als Gewichtsgeld. Gleichfalls ist der Rückschluss auf die Zugehörigkeit des Besitzers zu einer bestimmten Glaubensgemeinschaft anhand des Inhaltes von Schatzfunden stark problematisch, wie am Beispiel der »jüdischen Horte« gezeigt wurde[1947].

Objekte mit eindeutig religiöser Symbolik und Funktion in Schatzfunden können auf rituelle Motive bei der Deponierung hindeuten, wobei nicht zwangsläufig eine rituelle Hortfunktion zu unterstellen ist. Die aufgrund enthaltener liturgischer Geräte als Teile von Kirchenschätzen interpretierten Schatzfunde von Haraldsborg (DK, Hort-Nr. 84), Resafa-Sergiupolis (SYR, Hort-Nr. 159), Mirepoix (F, Hort-Nr. 182) und Charroux (F, Hort-Nr. 316) könnten durchaus angesichts einer besonderen Gefahrensituation und damit als profan motivierte Verwahrhorte deponiert worden sein, wobei für letztgenannten, aufgrund der Vermauerung in einer Arkade, auch die Interpretation als Bauopfer in Erwägung zu ziehen ist. Gegenstände wie Kreuz- und Agnus Dei-Anhänger, Kruzifixe und Reliquiare, die dem christlichen Glauben nach mit einer besonderen Schutzfunktion versehen waren, könnten aus profanen Motiven deponierten Horten beigegeben worden sein, um die Wertgegenstände vor unbefugtem Zugriff zusätzlich zu schützen[1948].

Gegenüber derartigen Objekten aus christlichem Kontext sind Gegenstände, die dem heidnischen Volksglauben nach ebenfalls mit einer besonderen Schutzfunktion versehen sein können, mit je einer Axt in den Schatzfunden von Hagby kyrka (S, Hort-Nr. 154) und Räppe (S, Hort-Nr. 350), einem Votivnagel im Schatzfund von Prokuplje (SRB, Hort-Nr. 265) und einem Thebalring im Schatzfund von Bokel (Hort-Nr. 49) in den Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters nur sehr spärlich vertreten. Von den insgesamt 21 Schatzfunden, die Objekte mit ritueller Schutzfunktion enthalten, stammen 13 aus Skandinavien[1949]. Während sie in den übrigen Regionen lediglich vereinzelt auftreten, ist mit elf Schatzfunden eine deutliche

1945 Krabath 2007, 124.

1946 Zur Problematik der nicht exakt zu bestimmenden Akkumulationszeit von Schatzfunden vgl. Kapitel Fundinhalt als Indikator der Deponierungsmotive. – Mit der Altersstruktur von Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters befasste sich bislang vor allem C. R. af Ugglas (1936).

1947 Siehe Kapitel Fundinhalt als Indikator der Hortfunktion und sozialhistorischen Einordnung.

1948 Vgl. Staecker 1997, 94-95.

1949 Tab 71: Schatzfunde mit Objekten ritueller Schutzfunktion.

Häufung in Schweden zu verzeichnen. Mit fünf Fundkomplexen datieren diese mehrheitlich ins 12. Jahrhundert, wohingegen aus dem 13. Jahrhundert zwei, aus dem 14. Jahrhundert vier Schatzfunde und aus dem 15. Jahrhundert lediglich ein Schatzfund erfasst wurde. Die zeitliche Verteilung mit abnehmender Tendenz könnte einen allgemeinen Mentalitätswechsel widerspiegeln, im Zuge dessen rituelle Schutzobjekte bei der Deponierung von Wertgegenständen zunehmend an Bedeutung verloren. Damit muss nicht zwingend die Aufgabe ritueller Deponierungen von Edelmetallobjekten verbunden sein, allerdings entziehen sich diese der archäologischen Nachweisbarkeit, mit Ausnahme der durch den Befundkontext und die Zusammensetzung der Fundkomplexe eindeutig charakterisierten samischen Opferhorte. Unter den geopferten Gegenständen sind Kreuzanhänger im Schatzfund von Bäsksjö (Hort-Nr. 371) mit einem Exemplar, im Schatzfund von Unna Saiva (Hort-Nr. 169) mit 36 Exemplaren und im Schatzfund von Gråträsk (Hort-Nr. 168) mit 40 Exemplaren vertreten. Die große Zahl von Hängekreuzen in den Opferhorten könnte auf deren zunehmende Verwendung als Opfergabe im 14. Jahrhundert hindeuten, zumal der als Händlerhort interpretierte Schatzfund von Mörtträsket (Hort-Nr. 167) mit 28 enthaltenen Kreuzanhängern deren allgemeine Gebräuchlichkeit belegt.

Der Rückschluss auf die Funktion von Horten und die zur Deponierung führenden Motive ist weder allein anhand der Fundkomplexe noch der Deponierungsverhältnisse eindeutig zu erbringen, allenfalls anhand der kombinierten Betrachtung von Hortinhalt und Deponierungsverhältnissen. Erkennbar regelhafte Beziehungen zwischen Hortstruktur und Deponierungsverhältnissen können bestimmte historische Verhaltensweisen indizieren und damit den Rückschluss auf bestimmte Deponierungsmotive und Hortfunktionen gewähren[1950]. So ist die Interpretation der samischen Opferhorte aufgrund regelhaft auftretender Objekttypen und deren qualitativer Charakteristika sowie der Deponierungsverhältnisse in Abhängigkeit von den Opferplätzen eindeutig. Zugleich dient das Fehlen charakteristischer Merkmale als Ausschlusskriterium, wie im Fall des als Diebesgut von Opferplätzen gedeuteten Schatzfundes von Gråträsk (S, Hort-Nr. 168) und des als Hort eines samischen Händlers interpretierten Schatzfundes von Mörtträsket (S, Hort-Nr. 167).

Darüber hinaus sind rituelle Deponierungshandlungen respektive rituelle Deponierungsmotive und Hortfunktionen für die erfassten Schatzfunde nicht eindeutig nachzuweisen. Jedoch ist insbesondere für die spätchristianisierten Gebiete Skandinaviens und Osteuropas die rituelle Deponierung von Edelmetallhorten in größerem Umfang im hohen und späten Mittelalter auch nicht sicher auszuschließen. Im regionalen Vergleich der Deponierungsverhältnisse fällt auf, dass Deponierungen bei oder unter größeren Steinen und Steinhaufen, mit Ausnahme des Schatzfundes von Hohenstein-Engerwitz (A, Hort-Nr. 59), auf Skandinavien begrenzt auftreten[1951]. Möglicherweise zeugt dies von einer hier länger fortgeführten Tradition, beseelte Steine zur Deponierung von Wertobjekten zu nutzen[1952]. Eine rituelle Hortfunktion ist allerdings nicht zwingend anzunehmen, denn die markanten Steinstrukturen könnten als Landmarke der Kennzeichnung des Schatzverstecks und der Erleichterung des beabsichtigten Wiederfindens gedient haben, entsprechend den unter Steinhaufen im Wald deponierten Sparhorten finnischer Bauern[1953]. Zudem könnten beseelte Steine als zusätzlicher religiöser Schutz für profane Horte genutzt worden sein. Die Interpretation als Opferhort erscheint insbesondere für oberflächlich abgelegte Wertobjekte als wahrscheinlich, wobei sämtliche der erfassten Schatzfunde unter oder in der Nähe der Steinstrukturen vergraben worden waren, mit Ausnahme der Deponierungen an samischen Opferplätzen bei markanten Steinen. Von diesen abgesehen weist die Zusammensetzung der Fundkomplexe keine charakteristischen Merkmale oder Regelmäßigkeiten auf, die

1950 Vgl. Eggert 2001, 118-119.
1951 **Tab. 52**: Schatzfunde nach Fundkontext.
1952 Zur Deutung entsprechender frühgeschichtlicher Deponierungen Geißlinger 1984, 327.
1953 Zu diesen: Sarvas 1981, 3.

eine rituelle Hortfunktion nahe legen. Im Gegenteil deuten die individuelle Zusammensetzung und der differierende Umfang der Horte sowie die bei den Schatzfunden von Allerslev (DK, Hort-Nr. 82) und Thorupled (DK, Hort-Nr. 89) nachgewiesenen Schatzbehälter eher auf profane Hortfunktionen hin.

Bezüglich der problematischen Abgrenzung ritueller und profaner Deponierungen stellt H. Geißlinger am Beispiel von 76 dänischen Schatzfunden des 17. Jahrhunderts fest, dass diese unabhängig von der Beschaffenheit des Untergrundes in ihrer Zusammensetzung und der Fundsituation übereinstimmen, was als Hinweis auf ähnliche Deponierungsmotive aufzufassen sei[1954]. Mit Blick auf die in isländischen Sagas beschriebenen Deponierungen von Wertobjekten als Selbstausstattung für ein Leben im Jenseits, die von profanen Rücklagen weder inhaltlich noch den Deponierungsverhältnissen nach zu unterscheiden sind[1955], ist dieser Ansicht nicht uneingeschränkt zuzustimmen.

Auf einem Vergleich der Verbreitung dänischer Schatzfunde des 17. Jahrhunderts mit schriftlich überlieferten Kriegsschauplätzen basierend, wird deren Deponierung überwiegend in den Kontext kriegerischer Ereignisse gestellt, wobei die Möglichkeit einer Deponierung von Schätzen auch in Friedenszeiten ausdrücklich nicht ausgeschlossen wird[1956]. Dabei bleibt der Aspekt, dass kriegerische Ereignisse weniger eine gehäufte Deponierung als vielmehr die gehäufte Überlieferung von Schatzfunden verursachen können, kaum berücksichtigt. Dass die von F. Lindahl erfassten Schatzfunde mehrheitlich Silbergeschirr enthalten, scheint die These einer überwiegenden Deponierung in Kriegszeiten zu stützen[1957]. Die Deponierung derartiger Gebrauchsgegenstände und Prestigeobjekte an unzugänglicher Stelle muss jedoch nicht zwingend angesichts akuter Gefahrensituationen erfolgen. Sie kann gleichfalls mit einem individuellen Sicherheitsempfinden des Besitzers unter allgemein friedlichen Verhältnissen in Zusammenhang stehen, wenn längerfristig kein Bedarf am Gebrauch der Objekte besteht.

Im Vergleich der Verbreitung Geschirr beinhaltender Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters[1958] mit schriftlich überlieferten regionalen Kriegsschauplätzen ist keine Korrelation zu erkennen. Beispielsweise datiert die Deponierung der ungarischen Schatzfunde mit Geschirr nach dem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt in keinem Fall in die Zeit des Mongolensturms um 1241, sondern sämtlich geraume Zeit später. Von den elf schwedischen geschirrführenden Schatzfunden ist lediglich für diejenigen von Amunde (Hort-Nr. 150), Dune (Hort-Nr. 149) und Kyrkebinge (Hort-Nr. 151) anhand des frühestmöglichen Deponierungszeitpunktes eine Deponierung in Zusammenhang mit der Invasion Waldemar Atterdags auf Gotland 1361 in Betracht zu ziehen.

Gleichfalls ist in der Verbreitung der überwiegenden Mehrzahl großvolumiger, umfangreicher Schatzfunde mit mehr als 100 Objekten, die bei einer Flucht und Vertreibung nicht leicht mitzutransportieren sind, keine signifikante Häufung in Krisenzeiten und Krisenregionen festzustellen[1959]. Lediglich bei den ungarischen Schatzfunden datieren 13 Fundkomplexe nach ihrem frühestmöglichen Deponierungszeitpunkt in den Zeitraum zwischen 1235 und 1241 und könnten demnach den Mongolensturm widerspiegeln. Dagegen fällt nur für sieben deutsche Schatzfunde der frühestmögliche Deponierungszeitpunkt in die Jahre zwischen 1335 und 1349, sodass sich die gravierenden Auswirkungen von Pest und Pogromen um die Mitte des 14. Jahrhunderts weniger signifikant in der Anzahl der Schatzfunde niederschlagen.

1954 Geißlinger 2004, 486. – Ähnlich argumentiert beispielsweise Hårdh 1976.

1955 Siehe Kapitel Interpretation – Funktionale Deutung.

1956 Geißlinger 2004, 472-474.

1957 Lindahl 1988. – Allerdings ist die Auswahl der berücksichtigten Schatzfunde hier deutlich durch das kunsthistorische Forschungsinteresse geprägt.

1958 **Tab. 46**: Schatzfunde mit Geschirr.

1959 **Tab. 72**: Schatzfunde mit mehr als 100 Objekten nach Regionen.

Ein für Kriegs- und Krisenzeiten anzunehmendes gehäuftes Vorkommen eilig erfolgter Deponierungen ist, aufgrund der allgemein nicht hinreichend detailliert beobachteten und dokumentierten Deponierungsverhältnisse, nicht nachzuweisen.
Darüber hinaus zeichnen sich unter den erfassten Schatzfunden keine regelhaften Beziehungen zwischen Hortinhalt und Deponierungsverhältnissen ab, die auf differierende regional begrenzte Einflüsse respektive kulturspezifische Unterschiede im Deponierungsverhalten und den Ursachen des Verbleibens der Horte in ihren Depots hindeuten. Vielmehr sind bei einer Betrachtung der Schatzfundinterpretationen bezüglich der zur Deponierung führenden Ursachen und der funktionalen Deutungen je nach Quellenlage und Forschungsstand unterschiedlich ausgeprägte »Forschungsregionen«[1960] zu verzeichnen.
Das Paradebeispiel zur Verdeutlichung des Sachverhalts sind die differierenden Interpretationen der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Mitteleuropa, besonders in Deutschland, und in Nordeuropa, am Beispiel Dänemark, deponierten Schatzfunde. Erstere werden nach Möglichkeit, ausgehend von der Datierung des Deponierungszeitpunktes und der zeitlichen Nähe zu schriftlich überlieferten Pogromen, als Horte jüdischer Besitzer deklariert, wobei das Pogrom jeweils sowohl als Deponierungsmotiv als auch Überlieferungsursache betrachtet wird. Bislang werden kaum alternative Deutungen in Erwägung gezogen ungeachtet dessen, dass lediglich für den Schatzfund von Erfurt II (Hort-Nr. 34) sowohl aus dem Fundinhalt als auch dem Befundkontext Indikatoren hervorgehen, die dessen kulturhistorische Deutung stützen. Die dänischen Schatzfunde, deren Deponierung in die erste Hälfte bis um die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert, werden dagegen nicht mit Pogromen und jüdischen Besitzern in Verbindung gebracht, was nicht zuletzt auf die Schriftüberlieferung zurückzuführen ist, wonach Juden in Dänemark erst unter Christian V. (1670-1699) ansässig wurden[1961]. Als mögliche Ursachen für die Deponierung von Schatzfunden werden hier vor allem wirtschaftliche und politische Verhältnisse betrachtet[1962].

Aspekte der säkularen Verbreitung

Im Vergleich der nach Jahrhunderten getrennten Verbreitungskarten (**Taf. 1-2**) fallen deutliche Unterschiede in der Anzahl der jeweils erfassten Schatzfunde auf. Diese verdoppelt sich von 54 Fundkomplexen des 12. Jahrhunderts auf 104 Fundkomplexe des 13. Jahrhunderts nahezu, erreicht mit 118 Fundkomplexen des 14. Jahrhunderts ihren Höchststand und fällt mit 48 Schatzfunden des 15. Jahrhunderts knapp unter die Anzahl der im 12. Jahrhundert deponierten zurück[1963].
Da abgesehen von sich vor allem auf die geographische Verbreitung ungleich auswirkenden rezenten Formationsprozessen weitgehend einheitliche Bedingungen bei der Überlieferung und Erfassung der Schatzfunde zu unterstellen sind, ist die zeitliche Verteilung in einem durch die Auswahl der berücksichtigten Schatzfunde begrenzten Rahmen als Widerspiegelung historischer Verhältnisse zu betrachten[1964]. Damit stellt sich die Frage, welche historischen Faktoren ursächlich die säkular differierende Häufigkeitsverteilung geprägt haben könnten.

1960 Die Benennung erfolgt in Anlehnung an den von Torbrügge geprägten Begriff, den er jedoch auf die Fundverbreitung bezieht: Vgl. Eggert 2001, 117.
1961 Geißlinger 2004, 483.
1962 Siehe Kapitel Deponierungen nach Regionen über die Zeit, Dänemark.
1963 **Tab. 73-76**: Schatzfunde des 12., 13., 14., und 15. Jhs.
1964 Zumal die tendenzielle Entwicklung der Hortzahlen eine gewisse Entsprechung in den von W. Hävernick (1976, 5) ausgewerteten deutschen Münzschatzfunden findet.

Langfristiger Konjunkturverlauf und Edelmetallverfügbarkeit

Die drastische Zunahme der im 13. Jahrhundert deponierten Schatzfunde korrespondiert mit dem gelegentlich als »Handelsrevolution« respektive »kommerzielle Revolution« bezeichneten europaweit enormen Anstieg des Handelsvolumens im 13. Jahrhundert auf lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Ebene. Dieser ist vor allem auf ein erhebliches Bevölkerungswachstum und eine starke Zunahme der umlaufenden Geldmenge zurückzuführen. Eine nicht unerhebliche Beeinflussung der geografischen Ausdehnung des Tauschverkehrs ist durch die Kolonisierung Osteuropas und der Küstengebiete der Ostsee sowie die Kreuzzüge im Mittelmeerraum zu unterstellen[1965]. Bedingt durch die gestiegenen Anforderungen von Wirtschaft und Handel wurde im Verlauf des 13. Jahrhunderts in West- und Mitteleuropa das um 800 auf der Basis des silbernen Denars (Pfennig) installierte mononominale Münzsystem durch eine differenzierte Währungsstruktur mit Pfennig-, Groschen- und Goldmünzen abgelöst. Damit nahm nicht nur die Menge des umlaufenden Geldes, sondern auch dessen Wert deutlich zu[1966]. Nicht zuletzt bewirkte der Bimetallismus instabilere Verhältnisse im europäischen Münzwesen, da der Kurswert der Goldmünzen gegenüber den Silbermünzen nicht fix, sondern vom Verhältnis in der Verfügbarkeit der beiden Edelmetalle abhängig war. Schwankungen in der Edelmetallverfügbarkeit brachten mehrfache Veränderungen des Gold- und Silberwertes zueinander mit sich[1967].

Goldmünzen und nichtmonetäre Gegenstände aus Gold sind in den Schatzfunden insgesamt spärlich vertreten. Lediglich in den Schatzfunden des 14. und 15. Jahrhunderts treten Goldmünzen mit durchschnittlich neun beziehungsweise sechs Exemplaren in nennenswerter Anzahl auf[1968]. Dies ist vor allem auf die Erschließung der ertragreichen ungarischen Goldvorkommen in den 1320er und 1330er Jahren und die weite Verbreitung des ungarischen Dukaten als bevorzugtes Zahlungsmittel zurückzuführen. Für den überwiegenden Anteil der Bevölkerung waren Goldmünzen im alltäglichen Zahlungsverkehr aufgrund der zu hohen Kaufkraft im Verhältnis zum Preis der meisten Konsumgüter allerdings wenig geeignet[1969]. Somit ist anzunehmen, dass die Masse der Bevölkerung nicht in den Besitz von Goldmünzen gelangte und dementsprechend auch nicht horten konnte.

Der Zeitraum etwa vom 11. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts wird als ein Zeitraum des allseitigen Wirtschaftwachstums mit fortgesetzten Preiserhöhungen, Gewinnsteigerung und dementsprechender Kapitalanhäufung in Europa charakterisiert. Darauf folgte ab den 1330er Jahren bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts eine Phase der wirtschaftlichen Stagnation, in der sich die Entwicklung in zahlreichen Volkswirtschaften von Wachstum zu Schrumpfung umkehrte. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entspannten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse europaweit betrachtet und erlangten ein neues Gleichgewicht[1970].

Die Anzahl der Schatzfunde des 14. und 15. Jahrhunderts zeigt gewissermaßen einen gegenläufigen Trend zur allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung. Dieser Eindruck verstärkt sich mit Blick auf den Umfang deponierten Edelmetalls in den Schatzfunden über die Zeit, gemessen an der Gesamtzahl der in den Schatzfunden enthaltenen Edelmetallobjekte[1971]. Während die Schatzfunde des 14. Jahrhunderts gegenüber jenen des 13. Jahrhunderts eine deutliche quantitative Zunahme deponierter Edelmetallgegenstände ausweisen,

1965 Vgl. Spufford 2004, 12; Cipolla 1983, 5-6; Bernard 1983, 177. – Zu den auf Schätzungen basierenden Trends der Gesamtbevölkerung: Russell 1983; Buttinger 2006, 63-65.

1966 Kluge 2005, 23.

1967 Ebenda 25. – Porteous 1969, 85.

1968 Unter Berücksichtigung des Schatzfundes von Fishpool (GB, Hort-Nr. 126) erhöht sich der Durchschnittswert für Schatzfunde des 15. Jhs. auf 35 Goldmünzen. Siehe **Tab. 16**.

1969 Spufford 2004, 269.

1970 Bernard 1983, 177-178. – Spufford 2004, 12.

1971 Zur Problematik der Verwendung der Gesamtobjektzahl als Messkriterium zur Bestimmung des Umfangs und ursprünglichen Wertes von Schatzfunden ausführlich im Kapitel Umfang.

fällt der Wert durchschnittlich enthaltener Edelmetallobjekte in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts annähernd auf den Durchschnittswert in den Schatzfunden des 13. Jahrhunderts zurück. Lediglich die Anzahl durchschnittlich enthaltener Goldmünzen bleibt in den Schatzfunden des 15. Jahrhunderts deutlich höher[1972].

Dass im 14. Jahrhundert die größte Anzahl von Schatzfunden und die mit Abstand höchste Quantität deponierter Silbermünzen und sonstiger Gegenstände aus Silber zu verzeichnen ist, erscheint zunächst erstaunlich angesichts des schriftlich belegten allgemeinen Silbermangels in Europa ab etwa 1271[1973]. Die gesamteuropäische Vermehrung des Silbergeldes basiert zwar zu einem nicht unerheblichen Anteil auf der Erschließung neuer, teilweise sehr ertragreicher Silbervorkommen in Harz und Erzgebirge, Ungarn, Böhmen und Tirol sowie auf Sardinien, allerdings stieg der Geldbedarf gegenüber der Förderung neuen Prägemetalls deutlich schneller an[1974]. Die Situation verschärfte sich mit den rückläufigen Fördermengen neuen Silbers im 14. Jahrhundert bei einer aus europäischer Sicht ungünstigen Handelsbilanz mit Asien[1975]. Nicht zuletzt könnte die menschliche Neigung, in wirtschaftlich schwierigen Zeiten Kapitalrücklagen in möglichst wertbeständiger Form zu bilden und zu horten in nicht unerheblichem Umfang zum allgemeinen Silbermangel beigetragen haben.

Die große Anzahl an Horten mit einer insgesamt großen Menge an Silber im 14. Jahrhundert bestätigt das Greshamsche Gesetz, wonach schlechtes Geld das gute Geld aus dem Umlauf verdrängt und gutes Geld mittels Hortung dem Umlauf temporär entzogen wird. Generell besteht in Zeiten des Silbermangels eine gegenüber dem Angebot höhere Nachfrage, was prinzipiell den Silberwert steigert. Zudem reagierten die nicht über eigenes Bergsilber verfügenden Münzstände auf die Mangelsituation mit Münzverschlechterungen und in gleicher Weise wurde die Geldmenge zur Finanzierung erhöhter Staatsausgaben in Krisenzeiten vergrößert[1976]. Somit dürften guthaltige Silbermünzen und sonstige guthaltigen Silbergegenstände bevorzugt gehortet worden sein.

Mit dem Abbau der ungarischen Lagerstätten war Gold gegenüber den vorhergehenden Jahrhunderten in größerem Umfang im 14. und bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in Europa verfügbar, womit ein sinkender Kurswert für Gold gegen Silber verbunden war[1977]. Demnach könnte die relativ hohe Anzahl von Goldmünzen in Schatzfunden des 14. und 15. Jahrhunderts auf die allgemein höhere Verfügbarkeit zurückzuführen sein beziehungsweise auf die bei niedrigeren Goldpreisen potenzielle Erschwinglichkeit für eine breitere Bevölkerungsschicht. Überschüssiges Kapital in Form von Goldmünzen und Goldobjekten zu horten bietet den Vorteil, hohe Vermögenswerte in komprimierter Form und damit unauffällig verwahren zu können.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war Silber wieder in größeren Mengen in Europa verfügbar, aufgrund der Erschließung größerer neuer Silbervorkommen in den Alpen und im Erzgebirge sowie technischer Neuerungen beim Raffinieren von Silber aus silberhaltigen Kupfererzen und dem Einsatz von Pumpen zum Trockenlegen der Gruben wodurch der weitere Abbau in bereits stillgelegten Silberminen, beispielsweise in Kutná Hora (Kuttenberg/CZ) und am Rammelsberg bei Goslar, wieder rentabel wurde[1978]. Die höhere Verfügbarkeit von Silber korreliert auffallend mit der geringen Anzahl von 15 erfassten, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts deponierten Schatzfunden.

1972 Siehe **Tab. 16**.

1973 Porteous 1969, 88 mit Hinweis auf die in zahlreichen Städten, beispielsweise Augsburg, Köln und Wien, erlassenen Ausfuhrverbote für Silber zur Sicherung der Edelmetallversorgung der Münzstätten. – Dazu auch Kluge 2005, 28.

1974 Kluge 2005, 28.

1975 Spufford 2004, 269. – Zum Handelsungleichgewicht zwischen Europa und Asien: ebenda 258-261.

1976 So schriftlich belegt für Frankreich unter der Regierung Philipps IV. des Schönen (1285-1314), den seine Zeitgenossen bereits einen »königlichen Münzfälscher« nannten: Kluge 2005, 28-29.

1977 Eine tabellarische Übersicht über die Kurswertverhältnisse von Gold und Silber in Venedig und Ägypten zwischen 1278 und den 1470er Jahren bietet Spufford 2004, 261.

1978 Spufford 2004, 270. – Porteous 1969, 142.

Jh.	Anzahl Horte	Horte mit Gesamtobjektzahl									
		1-50		51-100		101-500		501-1000		> 1000	
		absolut	%	absolut	%	absolut	%	absolut	%	absolut	%
12.	54	32	59	3	5	9	16	4	7	6	11
13.	104	51	49	7	6	22	21	6	5	18	17
14.	117	56	47	10	8	26	22	6	5	19	16
15.	48	23	47	2	4	6	12	6	12	11	22

Tab. 21 Nach Größenklassen getrennte Übersicht der Schatzfunde. – Die prozentualen Werte sind ohne Berücksichtigung von Dezimalstellen angegeben. Generell handelt es sich um Mindestangaben, da in einigen Schatzfundpublikationen die konkrete Anzahl der Münzen und Objekte nicht angegeben ist und eine größere Anzahl der Schatzfunde unvollständig überliefert wurde.

Sozialökonomische Verhältnisse

Trotz einer auf die Gesamtheit bezogen guten Korrelierbarkeit der Schatzfunde nach deren Deponierungszeitpunkt und Fundinhalt mit langfristigen Konjunkturverläufen und insbesondere der allgemeinen Edelmetallverfügbarkeit, zeigen der durchgängig differierende Umfang und Wert sowie die unterschiedliche Zusammensetzung zeitlich und regional vergleichbarer Schatzfunde eine deutliche Abhängigkeit von individuellen Voraussetzungen und Möglichkeiten bei der Hortung von Wertobjekten an. Im Vergleich der Schatzfunde nach Gesamtobjektzahlen[1979] sind dennoch gewisse tendenzielle Entwicklungen über die Jahrhunderte zu erkennen. **Tabelle 21** zeigt eine Übersicht der Anzahl von Schatzfunden nach Größenklassen unterteilten Gesamtobjektzahlen über die Jahrhunderte.

Während der prozentuale Anteil kleinerer Vermögensansammlungen mit maximal 50 Edelmetallobjekten eine abnehmende Tendenz mit Stagnation vom 14. zum 15. Jahrhundert aufweist, ist bei den mittelgroßen Fundkomplexen mit 51 bis 100 beziehungsweise 101 bis 500 Objekten vom 12. bis 14. Jahrhundert eine zunehmende und vom 14. zum 15. Jahrhundert eine abnehmende Tendenz zu verzeichnen. Dagegen zeigen die höheren Vermögenswerte mit 501 bis 1000 Objekten mit einer vom 12. bis 14. Jahrhundert abnehmenden und vom 14. zum 15. Jahrhundert deutlich zunehmenden Tendenz eine gegenläufige Entwicklung an. Schließlich ist für den prozentualen Anteil sehr großer Vermögensansammlungen mit über 1000 Edelmetallobjekten vom 12. bis 15. Jahrhundert eine deutliche Steigerung, mit leicht rückläufiger Tendenz vom 13. zum 14. Jahrhundert, zu verzeichnen. Damit deutet sich ein zunehmendes soziales Gefälle mit einer sich vergrößernden Kluft zwischen Arm und Reich durch eine langfristig verstärkte Ungleichheit der Einkommen im spätmittelalterlichen Europa an.

Die Gesellschaft im mittelalterlichen Europa war überwiegend eine Agrargesellschaft. Selbst nach der Erschließung weiter Kulturlandschaften, dem Ausbau der Städte und der fortschreitenden Differenzierung der Wirtschaftsräume wird die Zahl der unmittelbar von der Landwirtschaft lebenden Menschen auf über 80 % der Bevölkerung, einschließlich großer Teile des kleinstädtischen Bürgertums, geschätzt[1980]. Die zunehmende Auflösung der starren grundherrschaftlichen Strukturen führte zwar zu einer Minderung der

1979 Zur Problematik der Verwendung der Gesamtobjektzahl als Messkriterium zur Bestimmung des Umfangs und ursprünglichen Wertes von Schatzfunden ausführlich im Kapitel Umfang.

1980 Europa im Mittelalter 2006, 46 [A. Bühler].

bäuerlichen Unfreiheit sowie der grundherrlichen Eigenwirtschaft und bewirkte eine Verselbständigung der bäuerlichen Wirtschaftsweise beziehungsweise die Umwandlung der Grundherrschaften »in rechtlich attraktivere und wirtschaftlich effizientere Organisationsformen«[1981]. Jedoch brachte die allgemeine wirtschaftliche Expansion des 12. und 13. Jahrhunderts nicht in jedem Fall bessere Lebensbedingungen und mehr Lebensqualität für die ländliche Bevölkerung mit sich. Nicht zuletzt ist die ab dem 12. Jahrhundert explosionsartige Entwicklung der Städtelandschaft in Europa auf die Entlassung einer großen Anzahl an Menschen aus ihren rechtlichen und sozialen Bindungen und die attraktiver erscheinende städtische Lebensform in einem besonderen Rechtsraum, der soziale Mobilität und individuelles Glücksstreben eher ermöglichte als außerhalb von Städten, zurückzuführen[1982].

Die reichen Mitglieder der mittelalterlichen Gesellschaft waren sehr wenige der wohlhabendsten Bauern, Adelige und andere, deren Einkünfte aus Grund und Boden in erheblichem Umfang resultierten wie Verwaltungsbeamte vor allem der Grundherrschaften, wirtschaftlich erfolgreiche Handwerker, Kaufleute und städtische Grundbesitzer. Die Mitglieder dieser Mittel- und Oberschicht stellten zwar eine Minderheit der Gesamtbevölkerung dar; bestritten jedoch den wesentlichen Teil der Güternachfrage, was ebenfalls auf ein sehr starkes soziales Gefälle verweist[1983]. Diesem unterlag auch der Klerus als eigenständige Schicht innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft. Die Kirche als Institution mit zentralisierter Verwaltung nahm zwar bedeutenden Einfluss auf die mittelalterliche Wirtschaft, die Geistlichen waren in ökonomischer Hinsicht jedoch nicht von anderen Angehörigen ihrer jeweiligen sozialen Schicht zu unterscheiden, das heißt der Dorfpfarrer lebte typischerweise auf dem selben materiellen Niveau wie seine Gemeinde und am entgegen gesetzten Ende der sozialökonomischen Stufenleiter stand ein Leben, das demjenigen der wohlhabendsten Gesellschaftsschichten entsprach[1984].

Vor allem die am Handel und den damit verbundenen Finanzgeschäften Beteiligten hatten die Gelegenheit reich zu werden und rasch gesellschaftlich aufzusteigen[1985]. Während in Städten, vor allem den großen Handelsmetropolen, die Kapitalmärkte über die Beschaffung und Gewährung von Krediten für Produktions- und Handelsunternehmen florierten, war es insbesondere für kleinere Landwirte äußerst schwierig, einen Kredit etwa für anstehende oder geplante Investitionen zu erhalten. Die bei weitem üblichste Form von Schulden unter den Bauern war der Konsumkredit, der normalerweise eine kurzfristige Laufzeit von der Saat- bis zur Erntezeit hatte und üblicherweise in Naturalien rückzahlbar war. Die Zinssätze für solche Kredite konnten ohne weiteres bei 100 % und darüber liegen, sodass sie weniger die Produktivität erhöhten, sondern vielmehr ausbeuterisch wirkten[1986].

Die vergleichende Betrachtung der Schatzfunde nach deren Anzahl in städtischem und ländlichem Kontext über die Zeit (**Tab. 22**)[1987] zeigt, dass mit Ausnahme des 14. Jahrhunderts die Anzahl deponierter Schatzfunde in ländlichem Kontext sowohl nach der absoluten Anzahl als auch dem prozentualen Anteil deutlich überwiegt. Somit spiegelt sich die höhere Wirtschaftskraft in Städten nicht in einer höheren Anzahl von Schatzfunden.

Unter Berücksichtigung der eingeschränkten Aussagekraft aufgrund der ungleichen Überlieferungsbedingungen für Schatzfunde in städtischem und ländlichem Kontext sowie der beträchtlichen Anzahl von

1981 Europa im Mittelalter 2006, 61 [A. Bühler].

1982 Ebenda 65-68. 86-99.

1983 Roehl 1983, 75. – Zur Steuerstruktur als das soziale Gefälle verstärkender Faktor: Spufford 2004, 43-44.

1984 Ausführlicher zum wirtschaftlichen Einfluss der Kirche, beispielsweise über den Verbrauch von Wein und den religiös vorgeschriebenen Verzehr von Fisch: Roehl 1983, 78-79.

1985 Bernard 1983, 177.

1986 Roehl 1983, 87 mit Hinweis auf die aus der Schriftüberlieferung nur sporadisch hervorgehenden Angaben über das Kreditwesen, sodass über die Bedingungen der Kredite, die Zwecke, um deretwillen sie aufgenommen wurden, und dergleichen letztlich nur Vermutungen angestellt werden können. Zur Entwicklung des Kapitalmarktes und Kreditwesens ausführlich Spufford 2004, 14-44.

1987 **Tab. 51**: Schatzfunde nach Befundkontext. Stadtnah deponierte Schatzfunde wurden zu denjenigen aus städtischem Kontext gezählt.

	Anzahl Horte	Anzahl Horte							
		12. Jh.		13. Jh.		14. Jh.		15. Jh.	
		absolut	%	absolut	%	absolut	%	absolut	%
Stadt	74	6	17	18	36	35	46	15	45
Land	108	24	70	31	62	35	46	18	54

Tab. 22 Anzahl der Schatzfunde nach Befundkontext über die Zeit. – Die prozentualen Werte sind ohne Berücksichtigung von Dezimalstellen angegeben. Generell handelt es sich um Mindestangaben, da für 131 Schatzfunde keine konkreten Angaben zum Befundkontext aus den Publikationen hervorgehen.

Schatzfunden ohne nähere Angaben zum Befundkontext in der Literatur, könnte die drastische Zunahme der Schatzfunde aus städtischem Kontext vom 12. bis 14. Jahrhundert auf die steigende Anzahl der Städte und den damit verbundenen Bevölkerungszuwachs in Städten zurückzuführen sein. Dem entspricht die deutliche Abnahme der in ländlichem Kontext deponierten Schatzfunde vom 12. bis 14. Jahrhundert. Dagegen sind der stagnierende prozentuale Anteil der in Städten deponierten Schatzfunde und der deutliche prozentuale Anstieg der in ländlichem Kontext deponierten Schatzfunde vom 14. zum 15. Jahrhundert nicht äquivalent zu erklären. Möglicherweise spiegelt sich hierin eine zunehmende Neigung der städtischen Bevölkerung, überschüssiges Kapital zu investieren statt zu horten und ein gegenläufiger Trend in der Verwendung des Geldes im ländlichen Kontext.

Eine derart unterschiedliche Verwendung finanzieller Überschüsse könnte gleichfalls als Erklärung für die allgemein höhere Anzahl der in ländlichem gegenüber der in städtischem Kontext deponierten Schatzfunde dienen. Im Gegensatz zur ländlichen Bevölkerung mussten sich die Bewohner von Städten zur Deckung ihres Bedarfs überwiegend, insbesondere im Bereich der Lebensmittelversorgung, auf das Angebot der Märkte verlassen, womit die Stadtbevölkerung einen weit größeren Anteil an der Nachfrage nach Konsumgütern hatte[1988]. Demgegenüber sind für die ihren Grundbedarf an Lebensmitteln weitgehend selbst erzeugenden Bewohner ländlicher Regionen geringere Lebenshaltungskosten zu unterstellen, sodass sie überschüssiges Kapital, vorausgesetzt sie konnten solches erwirtschaften, eher ansparen und längerfristig horten konnten. Angesichts der für ländliche Produzenten nur schwer zu erhaltenden Kredite erscheint das Horten von Kapitalrücklagen zur Überwindung etwa durch Missernten hervorgerufener Notsituationen jedenfalls zweckmäßig.

Die insgesamt hohe Anzahl münzführender Schatzfunde aus ländlichem Kontext und der aus der Schriftüberlieferung hervorgehende Umstand, dass ab dem Ende des 13. Jahrhunderts die Grundbesitzer ihren Pachtzins im Wesentlichen als Münzgeld verlangten[1989], spricht gegen die Ansicht, wonach weite Teile der ländlichen Bevölkerung bis zum Ende des Mittelalters nur ausnahmsweise mit Münzgeld in Berührung gekommen seien[1990]. Dagegen ist mit Blick auf die hohe Zahl der Schatzfunde aus ländlichem Kontext der Einschätzung, dass die hier lebende Bevölkerung zu großen Teilen nicht auf Münzgeld zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts angewiesen war[1991], zuzustimmen.

Anhand der vergleichenden Betrachtung der Hortzahlen ist somit kein soziales Gefälle zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung zu erkennen. Auch im Vergleich des Umfangs, gemessen an der Anzahl enthaltener Edelmetallobjekte, von in städtischem und ländlichem Kontext deponierten Schatzfunden zeigt sich eine erstaunlich ähnliche Verteilung der Größenklassen (**Tab. 23**)[1992].

1988 Roehl 1983, 77.
1989 Spufford 2004, 14.
1990 Kluge 2005, 31.
1991 Ebenda.
1992 **Tab. 77**: Schatzfunde aus städtischen und ländlichen Kontexten nach Objektzahlen.

	Anzahl Horte	Horte mit Gesamtobjektzahl									
		≤ 100		>100-500		>500-1000		>1000-10 000		>10 000	
		absolut	%	absolut	%	absolut	%	absolut	%	absolut	%
Stadt	74	35	47	15	20	5	6	16	21	3	4
Land	108	52	48	22	20	12	11	18	16	4	3

Tab. 23 Anzahl der Schatzfunde nach in Größenklassen unterteilten Gesamtobjektzahlen und Befundkontext. – Die prozentualen Werte sind ohne Berücksichtigung von Dezimalstellen angegeben. Generell handelt es sich um Mindestangaben, da für 131 Schatzfunde keine konkreten Angaben zum Befundkontext aus den Publikationen hervorgehen.

Lediglich bei größeren Horten besteht eine gewisse Abweichung. Während bei den Schatzfunden mit mehr als 500 bis 1000 Objekten der Anteil von Schatzfunden aus städtischem gegenüber jenen aus ländlichem Kontext um fünf Prozent geringer ist, zeigt sich bei den Schatzfunden mit mehr als 1000 bis 10 000 Objekten ein um denselben Faktor umgekehrtes Verhältnis der prozentualen Anteile.
Der differenziertere Vergleich der gehorteten Vermögenswerte hinsichtlich des Verhältnisses von regionalen zu überregionalen Währungen zeigt einen mit 44 % der Schatzfunde aus städtischem Kontext gegenüber 34 % der Schatzfunde aus ländlichem Kontext deutlich höheren Anteil von Schatzfunden aus städtischem Kontext mit überregionalen Münzen[1993]. Hierin könnte sich einerseits die höhere Verfügbarkeit überregional gültiger Münzen in Städten widerspiegeln und andererseits die häufigere Hortung größerer Vermögenswerte, da als Zahlungsmittel überregional anerkannte Münzen in der Regel ein höheres Gewicht und einen höheren Feingehalt und damit eine größere Kaufkraft besaßen als lediglich im regionalen Zahlungsverkehr anerkannte Nominale.
Für den Nachweis einer Deponierung durchschnittlich hochwertigerer Vermögensansammlungen in Städten gegenüber ländlichen Kontexten wäre der Vergleich hinsichtlich der ehemaligen Kaufkraft der Schatzfunde Voraussetzung, die allenfalls über das reine Edelmetallgewicht näherungsweise ermittelt werden könnte[1994]. Allerdings wäre selbst unter dieser Voraussetzung der Rückschluss auf ein soziales Gefälle zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung nur in beschränktem Maß möglich, angesichts des aus der Schriftüberlieferung hervorgehenden häufigeren Grundbesitzes wohlhabender städtischer Bewohner in ländlichen Gebieten[1995]. Folglich ist die prinzipielle Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass in ländlichem Kontext deponierte Schatzfunde in nicht unerheblichem Umfang Kapitalrücklagen städtischer Bürger darstellen könnten, die ihre Wertsachen, wenn es ihnen sicherer erschien, außerhalb des städtischen Wohnumfeldes deponierten. Somit sind Schatzfunde aus ländlichen Kontexten nicht a priori als Ersparnisse ländlicher Gewerbetreibender und Bauern anzusprechen.

Politisch-soziale Verhältnisse

Auch wenn die säkular differierende Anzahl der Horte rückblickend plausibel mit langfristigen konjunkturellen Entwicklungen zu korrelieren ist, so dürfte die Entscheidung der damaligen Menschen zur Hortung oder Investition überschüssigen Kapitals eher von kurzfristigen, sich nur über wenige Jahre erstreckenden Aufschwüngen und Konjunkturrückgängen beeinflusst worden sein[1996]. Derart kurzfristige konjunkturelle

1993 Bei den Schatzfunden aus städtischem Kontext beinhalten 33 von 74 Schatzfunden überregionale Münzen, bei den Schatzfunden aus ländlichem Kontext 37 von 108 Schatzfunden, vgl. **Tab. 77**.

1994 Zur Problematik ausführlich im Kapitel Hortstruktur – Umfang.

1995 Vgl. Nau 1983, 107-109 am Beispiel des Schatzfundes von Lingenfeld.

1996 Vgl. Spufford 2004, 12.

Schwankungen sind anhand der schriftlichen und archäologischen Überlieferung kaum zu rekonstruieren. Zudem ist die ungleiche Verteilung der Schatzfunde über die Jahrhunderte nicht allein auf ökonomische Faktoren zu beziehen, sondern politisch-soziale Ursachen, die sowohl die Deponierung als auch die Überlieferung von Horten beeinflussen können, sind als das Fundbild genuin beeinflussende Faktoren mit zu berücksichtigen.

Die politische Entwicklung Europas ist ab dem ausgehenden Hochmittelalter von territorialer und politischer Differenzierung geprägt[1997]. Mit der hohen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Dynamik gingen fortwährend kriegerische Auseinandersetzungen und politisch-soziale Unruhen einher[1998]. Die Auswirkungen waren jedoch überwiegend lokal beziehungsweise regional begrenzt, wobei aus der Schriftüberlieferung zumeist nicht hervorgeht, in welchem Ausmaß die Bevölkerung jeweils betroffen war. Selbst für überregionale kriegerische Auseinandersetzungen, wie die Kriegszüge der Mongolen und Türken nach Ost- und Mitteleuropa, die vom Deutschen Orden betriebene Ostkolonisation oder den Hundertjährigen Krieg, sind die Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse der Bevölkerung und damit auf das Deponierungsverhalten und die Überlieferung von Horten nicht unmittelbar zu erschließen. In Deutschland beispielsweise liegt erst für den Dreißigjährigen Krieg eine aussagekräftige Schriftüberlieferung vor[1999]. Sowohl in der schriftlichen als auch der bildlichen Überlieferung erreichte die mediale Rezeption dieses Krieges ein bis dahin unerreichtes Ausmaß, das einen nachhaltigen Eindruck von den schrecklichen Auswirkungen auf die zivile Bevölkerung vermittelt. Darauf basierend wurden die unmittelbar dem Kriegsgeschehen zugeschriebenen Auswirkungen auf die Bevölkerung von neuzeitlichen Historikern nicht selten überbewertet und in selbem Maß auf mittelalterliche Kriegsereignisse rückprojiziert.

Die hohen Bevölkerungsverluste der Jahre 1616-1648 sind neueren Untersuchungen zufolge nur in geringerem Umfang auf Gewalttaten plündernder, brandschatzender und mordender Soldaten zurückzuführen. Dagegen sind die auf Hungersnöte und epidemische Krankheiten, die als direkte Auswirkungen des Krieges auftraten, zurückzuführenden Verlustzahlen als weit höher einzuschätzen. Die Ursache des Bevölkerungsrückgangs liegt demnach in einem Zusammenwirken von Seuchen, deren Verbreitung durch die zahlreichen Truppenbewegungen und flüchtenden Menschen begünstigt wurde, schlechten Ernten und Hungersnöten, einer niedrigen Geburtenrate und den Gräueltaten der Soldateska, wobei die einzelnen Regionen in stark unterschiedlichem Ausmaß betroffen waren[2000].

Dementsprechend ist die säkular variierende Anzahl deponierter und überlieferter Schatzfunde nicht auf einen einzelnen Faktor zu beziehen, sondern auf das Zusammenwirken politischer, sozialer und wirtschaftlicher Faktoren in einem wechselwirksamen Beziehungsgeflecht. Die Auswirkung regional und zeitlich unterschiedlich häufig auftretender Kriegsereignisse auf die europaweit differierende Häufigkeitsverteilung der Schatzfunde nach Jahrhunderten entzieht sich einer Beurteilung weitgehend.

Die relativ geringe Anzahl erfasster Schatzfunde des 12. Jahrhunderts gegenüber jenen des 13. Jahrhunderts könnte auf eine deutlich geringere Anzahl deponierter Horte und einer in Folge dessen auch geringeren Anzahl überlieferter Horte zurückzuführen sein. Erst im Verlauf des 12. Jahrhunderts waren durch eine Erhöhung der umlaufenden Geldmenge und damit des als Zahlungsmittel verwendeten Edelmetalls die ökonomischen Voraussetzungen für weitere Bevölkerungsteile zur Hortung von Edelmetallobjekten gegeben. Die Verfügbarkeit von Silber, als Basis für einen deutlichen Anstieg des in Umlauf befindlichen Silbergeldes, war im 12. Jahrhundert stark begrenzt, aufgrund deutlich rückläufiger Fördermengen der europäischen Sil-

1997 Bis zum Tode Friedrichs II. (1250) nahm das deutsche Reich eine Vormachtstellung in Europa westlich der Adria ein. Im Osten hatte Byzanz bis zur Spaltung des byzantinischen Reichs 1341 und der Eroberung Konstantinopels 1453 durch die Osmanen eine Vormachtstellung.

1998 Buttinger 2006, 57. – Matthew 1983, 19.

1999 z. B. die Eintragungen in den Kirchenbüchern von Breunsdorf (Sachsen): Kenzler 2004.

2000 Vasold 2003, 16-19.

berminen seit den 40er Jahren des 11. Jahrhunderts und der ständigen Ausfuhr größerer Silbermengen aus Europa, nicht zuletzt in Zusammenhang mit den Kreuzzügen. Erst im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts stieg die Verfügbarkeit von Silber durch die Entdeckung und den Abbau ertragreicher Silbervorkommen in Europa deutlich an[2001].

Auf dieser Grundlage war der enorme Anstieg der umlaufenden Geldmenge im 13. Jahrhundert möglich, der in Verbindung mit einem erheblichen Bevölkerungswachstum Voraussetzung für den drastischen Anstieg des Handelsvolumens war. Vorgenannte Faktoren könnten die Anzahl deponierter Horte deutlich vergrößert haben, was unter Annahme einer relativ konstanten Überlieferungsquote für Schatzfunde des 12. und 13. Jahrhunderts zu der signifikant höheren Anzahl erfasster Schatzfunde des 13. Jahrhunderts geführt haben könnte.

Dagegen ist die noch höhere Anzahl von Schatzfunden des 14. Jahrhunderts nicht durch die selben Faktoren zu erklären. Das 14. Jahrhundert ist allgemein gekennzeichnet durch starke Bevölkerungsverluste, wirtschaftliche Depression und Verknappung der Zahlungsmittel in Folge der Erschöpfung der mitteleuropäischen Silberbergwerke[2002]. Die Krise des 14. Jahrhunderts bahnte sich bereits durch das starke Bevölkerungswachstum im 13. Jahrhundert an. Bis dahin bewirkten günstige klimatische Bedingungen in West- und Mitteleuropa sowie die seit dem 12. Jahrhundert durch Landesausbau und neue Agrartechniken gesteigerten Erträge landwirtschaftlicher Produkte eine relativ stabile Ernährungslage der wachsenden Bevölkerung[2003]. Um 1300 reichten die landwirtschaftlichen Erträge kaum noch zur Versorgung der Bevölkerung aus, sodass die mit der um die Jahrhundertwende einsetzenden Klimaverschlechterung einhergehenden Ernteausfälle verheerende Hungersnöte zwischen 1309 und 1317 verursachten. Die hohen demographischen Verluste in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind zudem auf epidemische Krankheiten, die eine hohe Sterblichkeit in der durch Mangelversorgung geschwächten Bevölkerung hervorriefen, zurückzuführen[2004].

Die Hochwasserkatastrophe des Jahres 1342 bildet den Höhepunkt einer Serie extremer Witterungsereignisse in Mitteleuropa. Durch wiederholte Starkregenereignisse bedingt ertranken nicht nur eine beachtliche Anzahl an Menschen und Haustieren, sondern auch ein erheblicher Teil fruchtbaren Ackerbodens erodierte, sodass in weiteren Bereichen keine ertragreiche ackerbauliche Nutzung mehr möglich war[2005]. Infolge dessen wurden zahlreiche ländliche Siedlungen aufgegeben und die höhere Bevölkerungsdichte in Städten sowie die fortgesetzte Mangelernährung weiterer Bevölkerungsteile begünstigte die Ausbreitung epidemischer Infektionskrankheiten, insbesondere Pest und Pocken, um die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Neuere Forschungen zeigen, dass sich die Pest nach dem Jahr 1348 nicht so rasch von den italienischen Mittelmeerhäfen über die Küstenstädte Frankreichs, Spaniens, Englands und Deutschlands nach Mitteleuropa ausgebreitet haben kann, wie es aus der spätmittelalterlichen Schriftüberlieferung hervorgeht[2006]. Die Pest ist weit weniger infektiös als beispielsweise Grippe oder Pocken, weshalb davon auszugehen ist, dass die hohen demographischen Verluste um die Mitte des 14. Jahrhunderts nicht allein der Pest zuzuschreiben

2001 Spufford 2004, 267.

2002 Ebenda 12.

2003 Europa im Mittelalter 2006, 46 [A. Bühler]. – Zu den Entwicklungen in der Agrartechnologie, insbesondere dem schollenwendenden Pflug und der Dreifelderwirtschaft: ebenda 46-55.

2004 Buttinger 2006, 63-65. – Spufford 2004, 12. – Vasold 2003, 11. – Zum Bevölkerungsrückgang im 14. Jh.: Herlihy 1987; Sprandel 1987.

2005 Dotterweich/Bork 2007.

2006 Die Nachweisbarkeit eines konkreten Krankheitserregers und dessen Auswirkungen auf die Bevölkerung ist durchaus problematisch. Mittelalterliche Schriftquellen, vor allem Chroniken, berichten zwar mitunter relativ ausführlich von derartigen Geschehnissen, allerdings ist zu bedenken, dass die Schilderungen zumindest teilweise unter- bzw. übertrieben sein können. Zudem bleibt meist unklar, um welche Krankheit es sich handelt. Die Begriffe »Pest« und »Pestilenz« wurden auch als Synonym für »Seuche« verwendet. Schließlich wurde der Pesterreger erst 1895 vom Schweizer Tropenarzt Alexandre Yersin in Hongkong entdeckt: Vasold 2003, 8-9.

sind[2007]. Unabhängig von der medizinhistorisch interessanten Frage, um welchen speziellen Krankheitserreger es sich jeweils handelte, hatte die allgemein erhöhte Sterblichkeit weitreichende wirtschaftliche und gesellschaftliche Folgen. Die in der Bevölkerung hervorgerufenen Ängste wirkten sich auf das soziale Verhalten aus, was nicht zuletzt an den zahlreich überlieferten Pogromen deutlich wird.

Die hohen demographischen Verluste im Verlauf des 14. und 15. Jahrhunderts, mit einem Tiefststand der Bevölkerungszahl um 1470, sind somit vor allem auf die Folgen der Klimaverschlechterung in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und der zu Beginn des 15. Jahrhunderts einsetzenden »Kleinen Eiszeit« zurückzuführen[2008]. Die hohe Anzahl der im 14. Jahrhundert deponierten Schatzfunde könnte einerseits auf die dargestellten wirtschaftlichen Verhältnisse, die das Horten wertstabiler Kapitalanlagen in größerem Umfang begünstigt haben könnten, zurückzuführen sein und andererseits auf eine überdurchschnittlich hohe Überlieferungsrate in Folge gehäuft auftretender Todesfälle, wobei sich kein signifikanter Schatzfundhorizont abzeichnet, der mit der Pestepidemie Mitte des 14. Jahrhunderts zu korrelieren wäre.

Die gegenüber dem 14. Jahrhundert deutlich geringere Anzahl erfasster Schatzfunde des 15. Jahrhunderts könnte einerseits den niedrigeren Bevölkerungsstand und andererseits die ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts allgemein stabileren wirtschaftlichen Verhältnisse widerspiegeln unter der Voraussetzung, dass überschüssiges Kapital vermehrt investiert statt gehortet wurde. Zudem könnte die geringe Anzahl an Schatzfunden mit nichtmonetären Bestandteilen auf eine zunehmende Verwendung von Münzen als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel zurückzuführen sein. Beispielsweise handelt es sich bei 15 gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Dänemark verborgenen Schatzfunden mit einer Ausnahme um reine Münzschätze. Lediglich der Schatzfund von Øster Vang (Hort-Nr. 108) enthält neben 3045 Münzen drei silberne Fingerringe[2009]. Auch die große Anzahl der im 15. Jahrhundert in Norddeutschland deponierten Münzschätze deutet auf eine intensive Münzthesaurierung hin, die mit zyklischen Getreidepreissprüngen, einhergehender Deflation und daraus resultierend einer reduzierten Investitionsneigung der ländlichen Produzenten in Verbindung gebracht wird[2010].

Ein zur »Dynamisierung in der ‚Monetarisierung' der Gesellschaft«[2011] führender Faktor ist die drückende Finanzpolitik in Folge eines zunehmenden Geldbedarfs zur Deckung erhöhter Staatsausgaben in Krisenzeiten, wobei sich der Dynamisierungsprozess regional stark unterschiedlich abspielte. In Westeuropa sind die Auswirkungen des Hundertjährigen Krieges, in Form eines Anstiegs der Münzproduktion gekoppelt mit der Ausgabe höherwertiger Nominale, wodurch das Geldvolumen in noch stärkerem Umfang als die Münzproduktion wuchs, besonders deutlich[2012]. Die Einstellung des Schuldendienstes und der Rückzahlung der Goldguldenanleihe bei den italienischen Bankhäusern der Bardi und Peruzzi, durch die England den mit Beginn des Krieges schlagartig steigenden Geldbedarf zu decken gesucht hatte, führte zum Bankrott der beiden Florentiner Bankhäuser[2013]. In Frankreich wurde dagegen wiederholt zum Mittel der Münzmanipulation respektive Münzverschlechterung gegriffen, was zu den ersten schriftlich überlieferten gravierenden Finanzkrisen führte[2014]. Somit brachten die neuen Dimensionen von Zahlkraft und Geldmengen nicht nur die ersten gravierenden Finanzkrisen und Bankrotte[2015], sondern anscheinend auch ein verändertes Deponierungsverhalten mit sich, indem die Hortung nichtmonetärer Edelmetallobjekte als Gewichtsgeld und wertstabile Kapitalanlage stark an Bedeutung verliert.

2007 Vasold 2003, 10-11.
2008 Zu den in der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jh. fortwährenden Epidemien: Vasold 2003, 11. 124. – Zu fortgesetzten Pogromen: Transier 2004, 203.
2009 Jensen u. a. 1992, Bd. 2, Kat.-Nrn. 282-296.
2010 Wiechmann 1996, 44-45.
2011 Kluge 2005, 31.
2012 Ebenda.
2013 Ebenda 26.
2014 Ebenda 30 und ausführlicher Porteous 1969, 115.
2015 Kluge 2005, 28.

ZUSAMMENFASSUNG DER VERGLEICHENDEN ANALYSE

Die systematische Auswertung der 324 Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters im kontrastierenden Vergleich ergab, dass sämtliche der als Indikatoren der Hortfunktionstypen, der Deponierungsmotive und der Überlieferungsursachen betrachteten Merkmale und Merkmalskombinationen letztlich uneindeutig und alternative Deutungen nicht sicher auszuschließen sind. Dies resultiert aus der engen Verknüpfung individueller und allgemeiner Voraussetzungen für die Hortung, Deponierung und Überlieferung von Wertobjektkollektionen in einem wechselwirksamen Beziehungsgeflecht. Zudem schlagen sich die vielschichtigen Aspekte der einstigen Realität in einem sich teilweise überschneidenden Informationsgehalt der archäologischen Sachkultur nieder. Ein derart komplexes System ist nicht detailliert zu rekonstruieren, da der Einfluss jedes sich potenziell auswirkenden Faktors von alleiniger Dominanz bis hin zu komplexen, sich überschneidenden Wechselwirkungen mit einem oder mehreren Faktoren reichen kann[2016]. Wie hoch der Grad der Einflussnahme eines potenziellen Faktors in der vergangenen Realität war, ist anhand der archäologischen Quellen, selbst unter Einbeziehung der Parallelüberlieferung, nicht eindeutig zu bestimmen[2017]. Die sich abzeichnende hohe Relevanz der individuellen Faktoren erschwert die Identifizierung allgemeiner Faktoren, die den gängigen Kategorisierungen der Schatzfunde nach Hortfunktionstypen und Deponierungsmotiven zugrunde liegen.

Schatzfundinterpretationen sind nicht nur durch zeittypische Lehrmeinungen und persönliche Forschungsinteressen des jeweiligen Bearbeiters beeinflusste spezifische Prämissen geprägt, sondern auch durch das komplexe Problem der engen Verknüpfung von Hortfunktion, Deponierungsmotiv und Überlieferungsursache. Dementsprechend basiert die Klassifizierung verschiedener funktionaler Horttypen einerseits auf der differenzierten Betrachtung allgemein zur Bildung und Deponierung von Horten führender Motive und andererseits auf der Einordnung in unterschiedliche kulturhistorische Funktionskontexte, die eng mit der Frage nach der beruflichen und sozialen Stellung der ehemaligen Hortbesitzer verknüpft ist. **Abbildung 185** zeigt eine Übersicht der gängigsten Kriterien zur Differenzierung funktionaler Horttypen. Das dargestellte Klassifikationsschema ist eine idealisierte Darstellung von in der Praxis nicht exakt gegeneinander abzugrenzenden Elementen. Die Eigenschaften der Horttypen entsprechen sich weitgehend, woraus die sich bei der funktionalen Deutung von Horten ergebende Problematik ansatzweise hervorgeht. Diese resultiert nicht nur aus der häufigen Überschneidung von Horteigenschaften, sondern auch aus der hohen Relevanz individueller Faktoren, die unabhängig von Hortfunktion und Deponierungsmotiv sowohl den Umfang und die Zusammensetzung eines Hortes als auch die Wahl des Versteckplatzes und die Anlage des Schatzverstecks maßgeblich beeinflussen. Hinzu kommen die häufig unvollständige Überlieferung und die meist unzureichende Dokumentation der Deponierungsverhältnisse als den Erkenntnisgewinn stark relativierende Faktoren. Daraus ergibt sich, dass die zur Kategorisierung verwendeten Ordnungsprinzipien nicht unbedingt bedeutungsvoll sind und die Horttypen primär Konstrukte und damit Elemente der archäologischen Heuristik und nicht a priori der einstigen kulturellen Realität darstellen[2018]. Der Mangel an spezifischen, aus dem Fundinhalt und den Deponierungsverhältnissen zu gewinnenden Indikatoren, die eine eindeutige funktionale Differenzierung ritueller und profaner sowie angesichts akuter Gefahrensituationen und unter allgemein friedlichen Bedingungen verborgener Horte gewährleisten bedingt, dass in der Regel mehrere

2016 Müller 1997, 4. Ausführlich dazu am Beispiel spätbronzezeitlicher Horte des nördlichen Schwarzmeergebietes: Kaiser 1997.

2017 Daher findet der Versuch von Sarvas 1981, die Einflussnahme der einzelnen Faktoren mittels Darstellung in einer mathematischen Formel bestimmbar zu machen, keine praktische Anwendbarkeit.

2018 Vgl. Eggert 2001, 143. – Huth 1997, 178.

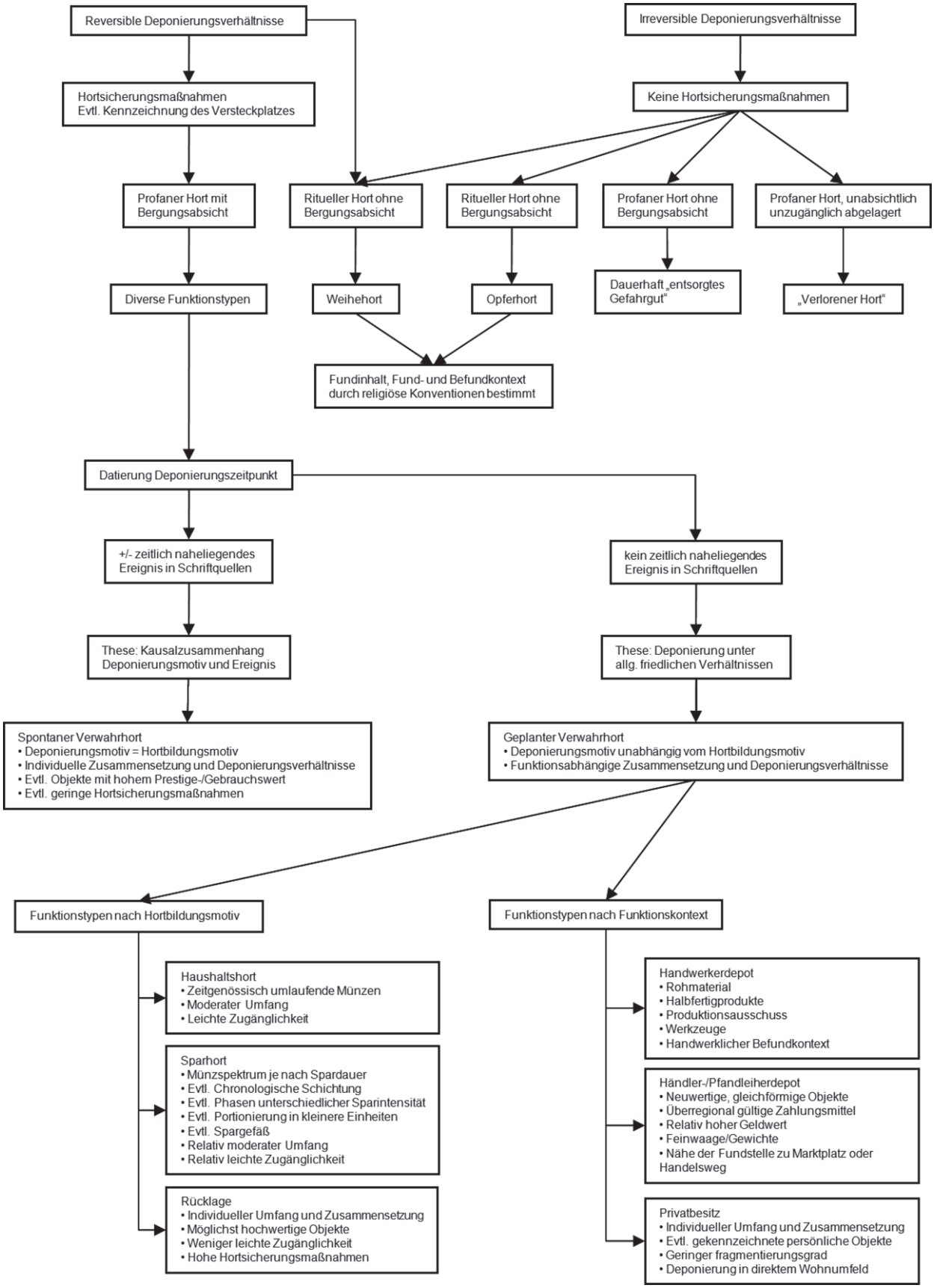


Abb. 185 Diagramm zur Differenzierung funktionaler Horttypen. – (Diagramm O. Börder, Entwurf A. Scholz).

alternative Deutungsmöglichkeiten bestehen. Ambivalente Deutungen sind allenfalls über Merkmalskombinationen einzuschränken.
Die regelhaft nicht gegebene Nachweisbarkeit einer konkreten Hortfunktion bedeutet nicht, dass im Mittelalter keine funktional differierenden Horte angelegt wurden. Jedoch zeichnet sich eine stark unterschiedliche Überlieferungswahrscheinlichkeit mit einer quantitativ weit überwiegenden Überlieferung längerfristig und daher mit hohen Hortsicherungsmaßnahmen angelegter Deponierungen ab.
Die unmittelbare Verknüpfung der postulierten Hortfunktion mit der beruflichen und sozialen Stellung des Besitzers sowie dem mutmaßlichen Deponierungsmotiv und der angenommenen Überlieferungsursache insbesondere bei Schatzfunden, deren münzdatierter Deponierungszeitpunkt mit einem schriftlich überlieferten Krisenereignis korreliert wird, stellt ein auf uneindeutigen, zirkelschlussartig verknüpften Merkmalen basierendes Interpretationsschema dar. Dabei wird der Informationsgehalt der Schriftquellen häufig ungenügend reflektiert in die Interpretation einbezogen. Die dichtere Parallelüberlieferung ergänzt zwar in gewisser Hinsicht die aus der archäologischen Überlieferung zu gewinnenden diagnostischen Merkmale, birgt jedoch zugleich die Gefahr der Überinterpretation bei ungenügender Reflexion des Aussagewertes. Bei entsprechender Berücksichtigung können Deutungskonzepte durch die Einbeziehung schriftlicher und bildlicher Quellen erheblich erweitert beziehungsweise verifiziert oder falsifiziert werden.
Insbesondere die gegenüber älteren Epochen quantitativ stark zunehmend überlieferten Schriftquellen des hohen und späten Mittelalters vermitteln detailliertere und vielschichtigere Informationen zum ehemaligen Funktionskontext von Schatzfunden sowie den allgemeinen wirtschafts-, sozial- und politikgeschichtlichen Rahmenbedingungen zum Zeitpunkt der Hortung, Deponierung und Überlieferung. Allerdings gehen aus der Schriftüberlieferung nur selten auf eine Fundstelle und einen Schatzfund unmittelbar zu beziehende Informationen hervor. Auch die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sind in Abhängigkeit vom Informationsgehalt der Quellen lediglich näherungsweise zu rekonstruieren. Eine größtmögliche Annäherung an die einstigen Verhältnisse ist für kleinräumige Gebiete zu erzielen, für die einheitliche Verhältnisse im Mittelalter zu unterstellen sind, wobei auch hier von differierenden Auswirkungen auf die Lebensverhältnisse der Menschen und damit ihre Entscheidung zur Hortung und Deponierung von Wertobjekten sowie die Ursachen der Überlieferung von Horten auszugehen ist. Daher ist das System von Hortung, Hortdeponierung und Hortüberlieferung mit den zur jeweiligen Handlung führenden Ursachen und Motiven bestenfalls in groben Zügen zu charakterisieren.
Größtmöglichen Erkenntnisgewinn versprechen auf der Betrachtung sämtlicher verfügbarer Informationen basierende Interpretationen, wobei die Einbeziehung von Analogien aus jüngerer Zeit mit geringer werdender zeitlicher und kultureller Distanz zum Untersuchungszeitraum hin als zunehmend zulässiger erscheint. Eindimensionale Deutungsmodelle, wie sie den gängigen, durch spezifische Prämissen geprägten Interpretationsschemata zugrunde liegen, sind als zu starke Abstraktion der einstigen Realität jedenfalls unzulässig, sowohl bezüglich der Interpretation einzelner Schatzfunde als auch räumlicher und zeitlicher Verbreitungsmuster.

SYNTHESE: SCHATZFUNDE ALS ARCHÄOLOGISCHE QUELLE

Bei der Auswertung und Interpretation von Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters ist gegenüber Horten aus ur- und frühgeschichtlichen Epochen die zunehmend dichter werdende Parallelüberlieferung schriftlicher und bildlicher Quellen von Vorteil. Damit eröffnet sich die prinzipielle Möglichkeit, auf konkrete Motive der Bildung und Deponierung von Horten sowie Ursachen der Überlieferung rückzuschließen und somit einen höheren Erkenntnisgewinn zu erzielen, sowohl hinsichtlich der Interpretation einzelner Horte wie auch zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster[2019]. Auf dieser Einschätzung des Quellenwertes basiert die der ur- und frühgeschichtlichen Forschung entspringende Forderung nach einer archäologisch orientierten Aufarbeitung »von Hortfunden aus historischer Zeit«[2020], im Hinblick auf die Möglichkeit, anhand von Deponierungen aus Epochen mit dichterer Überlieferung mittels Analogieschlüssen wichtige Regulative für die Interpretation ur- und frühgeschichtlicher Deponierungen zu gewinnen.

In Anbetracht dieser Forderung und des bestehenden Forschungsdefizits zielt vorliegende Arbeit auf die Ermittlung des Quellenwertes hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde. Der Fokus liegt auf der Frage, welche Erkenntnisse mittels archäologischer Fragestellungen und Methoden bei einem interdisziplinären Forschungsansatz, besonders durch die Einbeziehung zeitgenössischer Bild- und Schriftüberlieferung, zu gewinnen sind. Dabei ist die Betrachtung der Quellengruppe nicht auf ursprünglich temporär angelegte Horte begrenzt, sondern bezieht sämtliche edelmetallführenden Deponierungen, unabhängig vom mutmaßlichen Deponierungsmotiv und der Hortfunktion, mit ein[2021].

Wie die detaillierte Auswertung des 1951 entdeckten Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen exemplarisch zeigt, ist die Nachweisbarkeit einer konkreten Hortfunktion, des ehemaligen Besitzers, dessen Motiv bei der Deponierung und der Überlieferungsursache bei einem unsachgemäß geborgenen und unvollständig überlieferten Schatzfund stark eingeschränkt. Durch die mangelnde Kenntnis um die Deponierungsverhältnisse bedingt, ist weder die Anlage des Schatzverstecks noch das soziokulturelle Umfeld, in dem die Deponierung erfolgte, eindeutig zu rekonstruieren. Somit sind die Voraussetzungen für eine sichere funktionale und kulturhistorische Interpretation des Schatzfundes nicht gegeben. Zudem wirkt sich die unvollständige Überlieferung des Fundkomplexes stark relativierend auf den zu erzielenden Erkenntnisgewinn aus.

Zur Beantwortung der Frage, in welcher Funktion und mit welcher Wertschätzung die Objekte gehortet wurden, sind naturwissenschaftliche und goldschmiedetechnische Analysen von hoher Relevanz. Sie ermöglichen eine sichere Bestimmung der verwendeten Materialien und die Charakterisierung der Schmuckobjekte hinsichtlich der technologischen Ausführung. Als weiteres qualitatives Merkmal ist der Zustand der Objekte ein wichtiges Kriterium, das sich aus der Gebrauchsspurenanalyse ergibt. Die antiquarische Analyse von Form, Verzierung und Motiven zeigt, ob das Typenspektrum als einheitliches Ensemble oder als zusammengetragener Schmuck unterschiedlicher Provenienz zu charakterisieren ist, wobei die weite Verbreitung stilistisch einheitlicher Schmuckformen im spätmittelalterlichen Europa die Beurteilung erschwert.

2019 Vgl. Steuer 2004, 605. – Zu Schatzfundhorizonten und Schatzfundlandschaften: ebenda 602-606.

2020 Geißlinger 2004, 461.

2021 Eine entsprechend begrenzte Definition der Schatzfunde als Quellengruppe schlagen beispielsweise Eggert 2001, 80; Steuer 2004, 607 und Sarvas 1981, 4 vor, wohingegen beispielsweise Geißlinger 2004 und Haupt 2001 eine gemäß vorliegender Arbeit umfassendere Definition zugrunde legen.

Die umfassende Auswertung des Fundkomplexes nach vorgenannten Kriterien und unter Einbeziehung der numismatischen Ergebnisse zum Münzspektrum verweist auf die Deutung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus als Altsilberdepot. Ob es sich um den Hort eines Händlers, eines Goldschmieds oder Pfandleihers handelt und ob die Hortung in beruflichem oder privatem Kontext, das heißt in der Funktion als Recyclingmaterial oder Gewichtsgeld erfolgte, bleibt offen. Die traditionelle Deutung als Hort eines jüdischen Pfandleihers ist somit als eine von mehreren alternativen Deutungsmöglichkeiten zu betrachten, wobei vergleichsweise wenige Indizien für die Interpretation als jüdischer Pfandleiherhort sprechen.

Das Deponierungsmotiv und die Überlieferungsursache bleiben spekulativ. Beide mit einem für Münster lediglich indirekt aus den Schriftquellen zu erschließenden Pogrom um die Mitte des 14. Jahrhunderts gleichzusetzen, basiert auf einem unzulässigen Zirkelschluss. Damit ist die bisherige Deutung ein Paradebeispiel für die Einbeziehung schriftlicher Quellen, die bei ungenügender Reflexion des Informationsgehaltes zur Absicherung durch spezifische Prämissen geprägter monokausaler Interpretationsschemata dient. Bei einer quellenkritischen Betrachtung können schriftliche und bildliche Quellen das Interpretationsspektrum erheblich erweitern, woraus alternative Deutungsmöglichkeiten resultieren, die bei einem interdisziplinären Ansatz unter Berücksichtigung sämtlicher Charakteristiken des Fundkomplexes und der Deponierungsverhältnisse bis zu einem gewissen Grad zu verifizieren sind.

Die vergleichende Betrachtung ähnlicher Schatzfunde ist ein übliches Vorgehen zur Absicherung der Interpretation eines einzelnen Schatzfundes. Problematisch ist dabei, dass die weit überwiegende Mehrzahl der hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunde bislang nicht umfassend ausgewertet wurde. Wie dies bisher auch beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus der Fall war, liegen mehrheitlich nur Teilauswertungen vor allem der Münzspektren vor, die auf numismatische Fragestellungen fokussiert sind. Die nichtmonetären Bestandteile sind dagegen meist nicht detailliert ausgewertet, allenfalls wurden künstlerisch herausragende Einzelobjekte in kunsthistorische Zusammenhänge eingeordnet. Wie beim Schatzfund aus dem Stadtweinhaus erfolgte die Interpretation häufig bereits nach der Bestimmung der Schlussmünze und der darauf basierenden Ermittlung des frühestmöglichen Deponierungszeitpunktes, ohne dass der Gesamtkomplex vollständig ausgewertet wurde. Daraus ergibt sich die Gefahr der Fehldeutung bei unkritischer Übernahme auf uneindeutigen Kriterien basierender Interpretationen.

Infolge dessen wäre die detaillierte und umfassende Auswertung einer möglichst großen Anzahl hoch- und spätmittelalterlicher Schatzfunde nach standardisierten Kriterien wünschenswert. Diesbezüglich könnte die Auswertung des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster wie auch die Auswertung des Schatzfundes von Fuchsenhof bei Freistadt (A, Hort-Nr. 171)[2022] und gleichfalls die Auswertung des Schatzfundes von Erfurt (Hort-Nr. 34) als Referenzmodell dienen.

Eine standardisierte Auswertung und Publikation nach einheitlichem Schema könnte zu einem höheren Erkenntnisgewinn bei literaturbasierten, vergleichenden Studien führen. Denn der uneinheitliche Forschungs- und Publikationsstand bewirkt eine qualitative und quantitative Einschränkung der für einen kontrastierenden Vergleich heranzuziehenden Merkmale.

In der Regel finden sich lediglich spärliche, wenig detaillierte Angaben zum jeweiligen Fund- und Befundkontext, wodurch die vergleichende Untersuchung auf Charakteristika der Deponierungsverhältnisse erheblich beeinträchtigt ist. Die Spärlichkeit der dokumentierten Angaben ist einerseits auf die häufige Entdeckung und Bergung der Schatzfunde durch historisch wenig interessierte Laien, aus deren Sicht die Beobachtung der Deponierungsverhältnisse irrelevant ist, zurückzuführen. Andererseits geht aus den Publikationen teilweise hervor, dass von wissenschaftlicher (meist numismatischer) Seite die Dokumentation unspektakulärer Fundumstände und Deponierungsverhältnisse nicht als notwendig erachtet wurde[2023].

2022 Prokisch u. a. 2004a.

2023 Vgl. Huth 1997, 160 bezogen auf bronzezeitliche Horte.

Im Vergleich charakteristischer Merkmale, die aus dem Umfang und der Zusammensetzung der Fundkomplexe hervorgehen, wirkt sich die unvollständige Auswertung der Schatzbestandteile problematisch aus. Während die Münzspektren in der Regel detailliert ausgewertet und publiziert vorliegen, werden nichtmonetäre Bestandteile häufig nur erwähnt, allenfalls kurz beschrieben. Angaben zum Zustand der Objekte, ob diese stark abgenutzt, fragmentiert oder quasi neuwertig vorliegen, finden sich lediglich in Ausnahmefällen. Nicht selten repräsentiert das inventarisierte Typenspektrum lediglich die als wissenschaftlich wertvoll erachteten Bestandteile eines Schatzfundes, wohingegen die als unwesentlich angesehenen Objekte, insbesondere bekannte, häufig überlieferte Münztypen, stark fragmentierte Gegenstände oder solche aus unedlen Materialien, bis weit in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein aussortiert und undokumentiert entsorgt beziehungsweise eingeschmolzen wurden[2024]. Nicht in jedem Fall geht aus den Publikationen hervor, ob das Typenspektrum vollständig überliefert und publiziert ist.

Die große Anzahl von 324 Schatzfunden und deren Erfassung nach standardisierten Kriterien gewährleistet ein hohes Maß an Vergleichbarkeit und erlaubt statistisch relevante Aussagen. Die quellenkritische Betrachtung der Überlieferungsbedingungen zeigt, dass trotz der gegebenen Variabilität erstaunliche Übereinstimmungen bezüglich der Faktoren, die den Informationsgehalt einschränken beziehungsweise sekundär verzerren, bestehen. Somit ist von relativ einheitlichen Bedingungen auszugehen und eine direkte Vergleichbarkeit gegeben.

Die Charakterisierung des im hohen und späten Mittelalter praktizierten Deponierungsverhaltens basiert auf der funktionalen Deutung der Schatzfunde und den damit verbundenen Deponierungsmotiven. Fundinhalt und Deponierungsverhältnisse sind nicht nur als Indikatoren vorgenannter Kriterien zu betrachten, sondern zudem können sich Hinweise auf die zur Überlieferung der Horte führenden Ursachen ergeben. Diese sind gleichfalls ein wesentlicher historischer Faktor im Hinblick auf die funktionale Deutung sowie die Ausprägung räumlicher und zeitlicher Verbreitungsmuster.

Die systematische Auswertung zeigt allerdings, dass weder aus dem Umfang und der Zusammensetzung, noch aus den Deponierungsverhältnissen charakteristische Merkmale hervorgehen, die als spezifische Indikatoren für die eindeutige Bestimmung der Hortfunktion, des Deponierungsmotivs und der Überlieferungsursache dienen könnten. Es zeichnet sich eine hochgradige Abhängigkeit von individuellen Voraussetzungen und Möglichkeiten ab, sowohl was den Umfang und die Auswahl der gehorteten Wertgegenstände, als auch die Wahl des Versteckplatzes und die Anlage des Schatzverstecks betrifft.

Die relative Einheitlichkeit der Hortsicherungsmaßnahmen deutet darauf hin, dass es sich bei den überlieferten Horten in der Regel um längerfristig oder auf unbestimmte Zeit angelegte Deponierungen handelt, die mit ähnlich hohen Sicherungsmaßnahmen zum Schutz vor bestandsgefährdenden Umwelteinflüssen und insbesondere unbefugtem Zugriff erfolgten. Da hierin eine Voraussetzung für die weit über den Tod des ehemaligen Hortbesitzers hinausreichende Überlieferung besteht, ist von einer höheren Überlieferungswahrscheinlichkeit für Kapitalrücklagen gegenüber kurzfristig und leicht zugänglich deponierten Haushalts- und Sparhorten auszugehen. Für die Annahme, dass es sich bei den Schatzfunden des hohen und späten Mittelalters in der Regel um Rücklagen handelt, spricht zudem der Mangel an signifikanten Unterschieden im Spektrum der gehorteten Objekttypen, die einer funktionalen Differenzierung zugrunde gelegt werden könnten.

Gemäß der in christlichen Gesellschaften nicht im Modus und Wertumfang vorchristlicher Epochen dargebrachten Opfer an höhere Mächte, ist von profanen Deponierungsmotiven auszugehen. Dem entspricht

2024 Die gängige Begründung war, dass der wissenschaftlich geringe Wert den zur Archivierung zu betreibenden Aufwand nicht rechtfertigen würde. Jedoch dürfte die Motivation, historische Edelmetallobjekte dem Recycling zuzuführen, nicht selten in einer Aufbesserung des Etats wissenschaftlicher Institutionen zu sehen sein.

zwar in gewisser Hinsicht die – abgesehen von den samischen Opferhorten – nicht gegebene Nachweisbarkeit einer rituellen Hortfunktion, jedoch ist hierin kein Beweis für die ausschließlich profane Deutung zu sehen. Vor allem für die spät christianisierten Regionen Skandinaviens wird die Fortführung heidnischer Opfertraditionen in größerem Umfang bis ins hohe und späte Mittelalter diskutiert, was mit Blick auf die in isländischen Sagas beschriebenen Opfer, die von profanen Rücklagen weder nach dem Inhalt noch den Deponierungsverhältnissen zu unterscheiden sind, durchaus berechtigt erscheint. Zudem häufen sich hier Schatzfunde mit Objekten eindeutig religiöser Symbolik und Funktion sowie Deponierungsverhältnissen, die auf rituelle Deponierungshandlungen hindeuten können, mit leicht abnehmender Tendenz vom 12. bis 15. Jahrhundert. Zu beachten ist allerdings, dass rituelle Deponierungshandlungen nicht zwingend eine rituelle Hortfunktion belegen und sich nicht in jedem Fall im archäologischen Befund manifestieren. Generell stellt sich die Frage, ob der heutigen Mentalität entsprechend eine strikte Trennung ökonomischer und religiöser Ansichten und Handlungen der Menschen im mittelalterlichen Europa vorauszusetzen ist. Zahlreiche Bild- und Schriftquellen vermitteln die Relevanz der christlichen Weltordnung entsprechender Verhaltensrichtlinien. Demzufolge ist davon auszugehen, dass auch der Umgang mit Schätzen respektive kumulierten Wertobjekten religiös determiniert war[2025]. Unabhängig von der Hortfunktion könnte somit häufiger eine Kombination ökonomischer und religiöser Motive zur Deponierung geführt haben, etwa zur sicheren Verwahrung überschüssigen Kapitals im Verborgenen, was zugleich der Wahrung des christlichen Ideals diente[2026].

Der eindeutige Nachweis einer bestimmten Hortfunktion ergibt sich lediglich aus einer idealen Quellenbasis, die überlieferungsbedingt nur in Ausnahmefällen besteht. Von den erfassten Schatzfunden sind letztlich nur die samischen Opferhorte durch Beifunde eindeutig religiöser Bedeutung im Volksglauben, die Deponierung ohne zusätzlichen Schutz der Wertobjekte vor Umwelteinflüssen an ausgewiesenen Opferplätzen und die bis in die fortgeschrittene Neuzeit tradierten Opferpraktiken eindeutig funktional charakterisiert. Dagegen ist für die restlichen und damit die weit überwiegende Mehrzahl der Schatzfunde weder die Hortfunktion noch das Deponierungsmotiv und die zur Überlieferung führende Ursache eindeutig zu erschließen. In der Regel bestehen mehrere alternative Deutungsmöglichkeiten, wobei ambivalente Interpretationen allenfalls über Merkmalskombinationen einzuschränken sind.

Somit sind unterschiedliche Horttypen primär als heuristische Konstrukte zu betrachten, was nicht bedeutet, dass es im Mittelalter keine funktional differierenden Horte gegeben hat. Diese entziehen sich jedoch weitgehend der Nachweisbarkeit, zumal die zur Kategorisierung verwendeten Ordnungsprinzipien nicht unbedingt bedeutungsvoll sind. Wie die vergleichende Auswertung zeigt, sind die gängigen Interpretationskriterien letztlich uneindeutig.

Unter den Schatzfundinterpretationen finden sich einerseits problembewusste Ansätze, die mehrere alternative Deutungsmöglichkeiten aufzeigen und andererseits monokausale Deutungen, die auf einer zirkelschlussartigen Verknüpfung der als Indikatoren betrachteten Merkmale basieren. Vor allem letztere sind nicht nur durch zeittypische Lehrmeinungen und von persönlichen Forschungsinteressen des jeweiligen Bearbeiters beeinflussten spezifischen Prämissen geprägt, sondern weisen zudem häufiger eine ungenügend reflektierte Einbeziehung schriftlicher Quellen auf, deren Informationsgehalt in der Regel nicht direkt auf den jeweiligen Schatzfund zu beziehen ist.

Die unmittelbare Verknüpfung der postulierten Hortfunktion mit dem mutmaßlichen Deponierungsmotiv und der angenommenen Überlieferungsursache insbesondere bei Schatzfunden, deren münzdatier-

2025 Dazu ausführlich Hundsbichler 2007.

2026 Vgl. Burkart 2005, bes. 7-9. – Zahlreiche Bild- und Schriftquellen belegen, dass nicht der Armenfürsorge zugeführter Reichtum der christlichen Weltsicht entsprechend als unzweckmäßig und unehrenhaft galt: Hundsbichler 2007; Jaritz 2007; Rehm 2005.

ter Deponierungszeitpunkt mit einem schriftlich überlieferten Krisenereignis korreliert wird, stellt ein auf uneindeutigen, zirkelschlussartig verknüpften Merkmalen basierendes Interpretationsschema dar, dessen unterstellte Kausalbeziehungen, außer bei nachweislich permanent angelegten Deponierungen, nicht zu beweisen sind. Angesichts der zu unterstellenden variierenden Lebensverhältnisse in der Bevölkerung und individuellen Handlungsstrategien auch in Krisenzeiten ist das gängige Deutungsschema als zu starke Abstraktion der einstigen Realität einzustufen.

Schatzfunde bevorzugt als angesichts akuter Gefahrensituationen deponiertes Kapital zu betrachten, ist primär auf das numismatische Forschungsziel, Erkenntnisse zum Geldumlauf zu gewinnen, zurückzuführen. Dabei liegt die Prämisse zugrunde, dass die Auswahl der in spontan deponierten Horten enthaltenen Münzen weniger durch subjektive Auswahlkriterien des Hortenden bestimmt ist und folglich der zeitgenössische Geldumlauf weniger verzerrt widergespiegelt wird. Allerdings geht aus den Deponierungsverhältnissen in der Regel nicht hervor, ob eine spontane Deponierung angesichts einer akuten Gefahrensituation oder eine geplante Deponierung zum Schutz vor latenter Bedrohung durch Diebstahl erfolgte. Entsprechendes gilt bezüglich des Inhaltes der Schatzfunde, da sämtliche Edelmetallgegenstände trotz der ambivalenten Wertmaße bezüglich des Nutz-, Prestige- und Symbolwertes dem Materialwert entsprechend zur monetären Größe und damit zu Gewichtsgeld und in dieser Funktion deponiert werden konnten. Die möglichst sichere Verwahrung überschüssigen Kapitals, auf das bei Bedarf zurückgegriffen wird, ist als rational ökonomisches Verhalten generell zu unterstellen.

Das Deponierungsmotiv ist für temporär angelegte profane Deponierungen letztlich in einem individuellen Bedürfnis nach Besitzstandssicherung zu sehen, das unter allgemein bedrohlichen Lebensverhältnissen, die weniger als konkretes Deponierungsmotiv und vielmehr als allgemeine Rahmenbedingungen zu verstehen sind, akut verstärkt werden kann. Somit muss man nicht »plattem Positivismus«[2027] verfallen sein, wenn der naheliegendsten Erklärung der Vorzug gegeben wird. Diese Ansicht ist allerdings kritisch zu bewerten, wenn der hypothetische Charakter der Aussagen nicht hinreichend deutlich gemacht wird und, wie nicht selten, durch Einbeziehung regional und zeitlich vergleichbarer Schatzfunde die These eines kausalen Zusammenhangs zwischen historischem Ereignis, Schatzdeponierung und Schatzüberlieferung untermauert wird[2028].

Die Interpretation zeitlicher und räumlicher Verbreitungsmuster ist von hoher Relevanz in der archäologischen Erforschung von Schatzfunden respektive Horten. Dabei werden gehäuft auftretende Schatzfunde, deren Deponierung in einem bestimmten geographischen Gebiet innerhalb eines begrenzten Zeitraumes erfolgte, zu »Schatzfundhorizonten« zusammengefasst und als Zeugnisse bedeutender politik-, wirtschafts- oder sozialgeschichtlicher Verhältnisse betrachtet.

Aufgrund der sekundären Verzerrung des Fundbildes durch mit der Entdeckung der Schatzfunde einsetzende Faktoren, sind die Auswirkungen historischer Faktoren auf die Verbreitung allenfalls näherungsweise zu ermitteln. Letztere sind einerseits mit den Hortfunktionen, den Deponierungsmotiven sowie den zur Überlieferung führenden Ursachen und andererseits mit wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnissen zum Zeitpunkt der Deponierung und dem nachfolgenden Überlieferungszeitraum verbunden. Die Vielfalt und Variabilität der potenziell beeinflussenden Faktoren bewirkt, dass die Verbreitung immer als Resultat einer kombinierten Wirkung mehrerer Faktoren zu beurteilen ist. Multifaktorielle Erklärungsmodelle, die der engen Verflechtung einflussnehmender Faktoren in einem wechselwirksamen Beziehungssystem

2027 Torbrügge 1985, 18.

2028 K. Grinder-Hansen (1992, 126) bemerkt diesbezüglich treffend: »Over-hasty conclusions of this kind can lead to guesswork or perhaps even to direct manipulation of our knowledge about the historic past«.

Rechnung tragen, bieten einen stärkeren Realitätsbezug gegenüber monokausalen Deutungsansätzen, die in jedem Fall eine zu starke Abstraktion der einstigen Lebensrealität darstellen.
Allgemein sind Interpretationen von Schatzfundverbreitungsmustern von persönlichen Interessenschwerpunkten des Bearbeiters geprägten Prämissen und im Wesentlichen der Theorienbildung und -diskussion innerhalb der numismatischen Forschung folgenden zeittypischen Lehrmeinungen respektive allgemein favorisierten Forschungsrichtungen beeinflusst. Die Frage, ob Schatzfundhäufungen primär auf zur gehäuften Deponierung führende oder vielmehr auf eine häufigere Überlieferung initiierende Ursachen zurückzuführen sind, wird kontrovers diskutiert. Wie gezeigt wurde, ist das traditionell favorisierte monokausale Deutungsschema, wonach die Erklärung in einer sowohl gehäuften Deponierung als auch Überlieferung unter kriegerischen und sonstigen katastrophalen Verhältnissen gesehen wird, trotz der plausiblen scheinbaren Kausalität stark problematisch. Dementsprechend sind aufgrund der schwer nachzuweisenden und ambivalent zu deutenden Auswirkungen wirtschaftlicher Verhältnisse gehäuft auftretende Schatzfunde weder pauschal als Widerspiegelung einer Phase allgemeinen wirtschaftlichen Wohlstands noch einer wirtschaftlichen Krise zum Deponierungszeitpunkt oder dem nachfolgenden Überlieferungszeitraum zu betrachten. Beide Konzepte unterliegen der Problematik, dass Schatzfunde selbst als Quelle zur Rekonstruktion politischer, sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse dienen, womit die Gefahr des Zirkelschlusses einhergeht.
Die Schatzfundverbreitung nach Regionen ist deutlich geprägt von mit der Entdeckung einsetzenden und bis zur wissenschaftlichen Erfassung der Schatzfunde reichenden Faktoren, die zu einer Verzerrung des Fundbildes führen. Dieses ist somit nur unter Vorbehalt als Widerspiegelung historischer Verhältnisse zu betrachten. Dennoch werden regional und zeitlich gehäuft verzeichnete Schatzfunde regelhaft auf legendäre, im nationalen Gedächtnis stark verankerte und präsente Ereignisse bezogen. In Anbetracht der These einer gehäuften Deponierung und Überlieferung nichtmonetärer Gegenstände des alltäglichen und festtäglichen Gebrauchs unter kriegerischen und sonstigen katastrophalen Verhältnissen, wären entsprechende Verbreitungsmuster in der Kartierung der im Rahmen vorliegender Arbeit erfassten Schatzfunde zu erwarten. Die weit überwiegende Mehrzahl der schriftlich überlieferten Ereignisse findet jedoch keinen signifikanten Niederschlag in deren Verbreitung, was auf die häufige Generierung von »Schatzfundhorizonten« durch eine prämissengesteuerte selektive Auswahl der in die jeweilige Untersuchung einbezogenen Schatzfunde hindeutet. Ein Paradebeispiel hierfür ist in dem um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Mitteleuropa postulierten Horizont jüdischer Schatzfunde zu sehen.
Gegenüber der geringen Korrelierbarkeit mit schriftlich überlieferten krisenhaften Ereignissen scheint die Verbreitung von Schatzfunden eher mit ökonomischen Verhältnissen zu korrelieren. Allerdings sind die Überlieferung initiierende Ursachen als wesentlich das Verbreitungsbild beeinflussender Faktor aus rationalökonomischer Perspektive weniger plausibel mit wirtschaftlichen Aspekten zu begründen. Dem Prinzip der Nutzenmaximierung folgend, ist ein finanzieller Verlust allenfalls durch einen psychologischen Vorteil zu kompensieren, wobei Menschen nicht immer ökonomisch-rational handeln.
Angesichts der weitgehend gleichen Bedingungen bei der Überlieferung und Erfassung der Schatzfunde, sind die sich deutlich abzeichnenden regionalen und zeitlichen Unterschiede in deren Anzahl nicht ausschließlich mit sekundären Überlieferungsbedingungen zu erklären. Während regionale Unterschiede im Deponierungsverhalten, die auf soziokulturell bestimmte Auswahlkriterien etwa religiöser, geschlechtsspezifischer oder gesellschaftlicher Art hindeuten nicht nachweisbar sind, zeichnet sich eine Korrelation der Verbreitungsmuster mit dem regional differierenden ökonomischen Entwicklungsstand in Europa ab. Demnach weisen Regionen mit einem schriftlich belegten, weit entwickelten Finanzsystem im Spätmittelalter ein deutlich geringeres Fundaufkommen auf als Regionen, in denen bis zum Ende des Mittelalters sämtliche finanziellen Transaktionen üblicherweise in Edelmetall beglichen wurden. Somit ist eine Abhängigkeit der

Quantität gehorteten Edelmetalls, insbesondere nichtmonetärer Wertobjekte als längerfristige Kapitalanlage, vom wirtschaftlichen, vor allem finanzwirtschaftlichen Entwicklungsstand zu konstatieren.
Die säkular schwankende Anzahl der Schatzfunde korreliert mit langfristigen konjunkturellen Entwicklungen in Europa, obwohl die Entscheidung zur Hortung oder Investition überschüssigen Kapitals von kurzfristigen, sich nur über wenige Jahre erstreckenden Aufschwüngen und Konjunkturrückgängen beeinflusst worden sein dürfte und zudem politisch-soziale Ursachen als die Deponierung und Überlieferung von Horten beeinflussende Faktoren zu berücksichtigen sind.
Die Quantität gehorteten und deponierten Edelmetalls, gemessen am Gesamtumfang der Edelmetallobjekte und an der Hortanzahl, erreicht im 14. Jahrhundert ihren Höchststand, der somit in eine Zeit der europaweiten wirtschaftlichen Krise fällt und zum allgemeinen, schriftlich überlieferten Silbermangel beigetragen hat. Eine höhere Überlieferungswahrscheinlichkeit für Horte des 14. Jahrhunderts ist nicht nur mit einer höheren Anzahl deponierter Horte zu begründen, sondern auch mit einer gehäuften Anzahl plötzlicher Todesfälle im Zuge der Ausbreitung epidemischer Krankheiten.
Die relativ geringe Anzahl an Schatzfunden mit nichtmonetären Bestandteilen, die im 15. Jahrhundert deponiert wurden, deutet auf eine allgemein zunehmende Verwendung von Münzen als Zahlungs- und Wertaufbewahrungsmittel hin, da zahlreich überlieferte Münzschätze das 15. Jahrhundert als eine Zeit intensiver Münzhortung ausweisen. Demnach brachten die neuen Dimensionen von Zahlkraft und Geldmengen im Verlauf des Spätmittelalters nicht nur die ersten gravierenden Finanzkrisen und Bankrotte, sondern auch ein verändertes Deponierungsverhalten mit sich, indem die Hortung nichtmonetärer Edelmetallobjekte als Gewichtsgeld und wertstabile Kapitalanlage zunehmend an Bedeutung verliert.
Aus dem Vergleich der Schatzfunde nach Gesamtobjektzahlen geht ein zunehmendes soziales Gefälle mit einer sich vergrößernden Kluft zwischen Arm und Reich durch eine langfristig verstärkte Ungleichheit der Einkommen im spätmittelalterlichen Europa hervor. Die mit Ausnahme des 14. Jahrhunderts deutlich höhere Anzahl von Schatzfunden aus ländlichen Kontexten könnte auf eine höhere Neigung der städtischen Bevölkerung zur Investition statt Hortung überschüssigen Kapitals und einen gegenläufigen Trend in der Verwendung des Geldes in ländlichem Kontext hindeuten.
Aufgrund der Vielfalt sozialer, politischer und wirtschaftlicher Faktoren, die regional, zeitlich und innerhalb der Bevölkerung variieren und deren Verknüpfung in einem wechselwirksamen Beziehungssystem sind die Auswirkungen einzelner Faktoren auf die Lebensverhältnisse der Menschen und damit auf die Deponierung und Überlieferung von Horten nicht unmittelbar zu erschließen. Überlieferungsbedingt und durch den eingeschränkten Informationsgehalt bezüglich individueller ereignisgeschichtlicher Begebenheiten sind die anhand der Schatzfunde und deren Deponierungsverhältnissen zu erzielenden Erkenntnisse zur Rekonstruktion der soziokulturellen Funktionszusammenhänge stark begrenzt. Ein größtmöglicher Erkenntnisgewinn ist für Schatzfunde zu erzielen, deren Inhalt vollständig überliefert und deren Deponierungsverhältnisse detailliert beobachtet und dokumentiert wurden, wobei die umfassende interdisziplinär ausgerichtete Auswertung eine weitere Voraussetzung darstellt.
Zeitgenössische Bild- und Schriftquellen überliefern zwar in Abhängigkeit von der jeweiligen Quellenlage die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen sowie die allgemein in der Bevölkerung vorherrschende Mentalität mehr oder weniger detailliert. Schicksalhafte Ereignisse im Leben einzelner Personen, die zur Deponierung und Überlieferung der Horte führten, sind jedoch nur selten, allenfalls für sozial höher stehende Persönlichkeiten überliefert[2029]. In der Regel finden sich keine direkt auf einen Schatzfund

2029 Die Auswertung des Schatzfundes vom Domhof in Passau zeigt exemplarisch, dass selbst bei einer ungewöhnlich günstigen Quellenlage, die eine Verknüpfung des Fundkomplexes mit einer historischen Persönlichkeit erlaubt, verschiedene Deutungsmöglichkeiten in Bezug auf die funktionale Interpretation, den Anlass für die Deponierung und den Überlieferungsgrund bestehen bleiben: Mittermeier 1997.

beziehungsweise dessen Fundstelle zu beziehenden Schriftquellen, die Auskunft über den konkreten Besitzer oder den soziokulturellen Funktionskontext, in dem die Deponierung erfolgte, geben. Diesbezüglich sind aussagekräftigere Schriftquellen ab der frühen Neuzeit in größerem Umfang überliefert. Auch die Auswirkungen politischer und wirtschaftlicher Ereignisse und Entwicklungen auf die Lebensverhältnisse der Bevölkerung gehen erst aus der neuzeitlichen Schriftüberlieferung detaillierter hervor. Somit ist weniger die Quantität der parallel überlieferten Quellen als vielmehr die Qualität der überlieferten Informationen ausschlaggebend für den zu erzielenden Erkenntnisgewinn.

Die dichtere Parallelüberlieferung ergänzt zwar in gewisser Hinsicht die aus der archäologischen Überlieferung nur begrenzt zu gewinnenden diagnostischen Merkmale, birgt jedoch zugleich die Gefahr der Über- oder Fehlinterpretation bei ungenügender Reflexion des Aussagewertes. Bei entsprechender Berücksichtigung können Deutungskonzepte durch die Einbeziehung schriftlicher und bildlicher Quellen erheblich erweitert beziehungsweise verifiziert oder falsifiziert werden. Ein interdisziplinärer Zugang verdeutlicht die Vielfalt möglicher Bedeutungsdimensionen von Horten in unterschiedlichen kulturellen Bereichen und kann damit regulierend auf von spezifischen Prämissen geprägte Interpretationsansätze wirken. Gleichfalls bieten epochenübergreifende Betrachtungen die Möglichkeit, mittels Analogieschlüssen das Interpretationsspektrum zu erweitern, wobei die Einbeziehung moderner Analogien mit geringerer zeitlicher und kultureller Distanz zum Untersuchungszeitraum hin zunehmend zulässiger erscheint.

Schatzfunde respektive Horte als mit einer bestimmten Intention deponierte Objektkollektionen stellen je nach Forschungsansatz wichtige kulturgeschichtliche Quellen dar, die Aspekte der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialgeschichte und dem alltäglichen Bereich zuzuordnende Lebensgewohnheiten überliefern, die aus der zeitgenössischen Schrift- und Bildüberlieferung nicht in adäquater Weise hervorgehen. Die Betrachtung von Schatzfunden als Quelle der politischen Ereignisgeschichte wie auch als Siedlungsindikatoren oder zum Nachweis von Handelswegen ist bei nicht nachweisbarer Korrelation problematisch.

Das Konzept des geschlossenen Hortes ist für die relativchronologische Datierung der Schatzbestandteile gegenüber dem Inhalt ur- und frühgeschichtlicher Horte von geringer Relevanz, aufgrund der häufigen Vergesellschaftung mit Münzen und der dadurch gegebenen mehr oder weniger absoluten Datierung, in Abhängigkeit von der Datierbarkeit mittelalterlicher Münzen. Dementsprechend sind Schatzgefäße von großer Bedeutung für die Keramikchronologie.

Angesichts der sonst nur spärlich überlieferten Goldschmiedeerzeugnisse aus archäologischen Kontexten stellen Schatzfunde eine wichtige Quelle der Schmuck- und Kostümgeschichte sowie der goldschmiedetechnischen Entwicklung dar. Zudem ergänzen sie die in Bildquellen, Inventaren, Testamenten und Rechnungsbüchern überlieferte Sachkultur, die den obertägig überlieferten profanen Goldschmiedewerken entsprechend nahezu ausschließlich hochwertigste Gebrauchsgegenstände der höchsten Gesellschaftsschichten überliefern.

Die Vielfalt möglicher Forschungsansätze und Deutungen machen Schatzfunde zu einer reizvollen Quellengruppe, deren Facettenreichtum eine intensive gedankliche Beschäftigung mit den Lebensverhältnissen der Menschen im Mittelalter provoziert. Die Auswertung von Schatzfunden mit archäologischen Fragestellungen und Methoden trägt zu einem wesentlichen Erkenntnisgewinn bei. Dennoch sind naheliegende, mit der Quellengruppe verbundene Fragestellungen, deren Antworten im Bereich der individuellen Ereignisgeschichte liegen, nicht eindeutig zu beantworten. Dem Topos in Schatzgräbergemälden der frühen Neuzeit folgend[2030], könnte die wissenschaftliche Beschäftigung mit Schatzfunden als Suche nach dem eigentlich erstrebenswerten Schatz charakterisiert werden – nicht nach materiell wertvollen Objekten, sondern nach Weisheit.

2030 Klinkhammer 1992, 11.

ZUSAMMENFASSUNG

Schatzfunde, respektive edelmetallführende Horte des hohen und späten Mittelalters sind eine bislang in der archäologischen Forschung wenig beachtete Quellengruppe. Infolge dessen mangelte es an einer quantitativen Aufarbeitung dieser Quellengruppe aus archäologischer Perspektive. Daher zielt die vorliegende Arbeit auf die Ermittlung des Quellenwertes ab. Die zentrale Fragestellung ist, welche kulturwissenschaftlichen Erkenntnisse mittels archäologischer Fragestellungen und Methoden bei einem interdisziplinären Forschungsansatz zu gewinnen sind.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die umfassende und detaillierte Auswertung eines einzelnen Schatzfundes. Als Fallbeispiel wurde der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster in Westfalen ausgewählt, der mit seiner als typisch für hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde zu bezeichnenden Fund- und Forschungsgeschichte ein Paradebeispiel darstellt. Der Fokus der detaillierten Analyse des aus ca. 2000 Silbermünzen und 34 Silberschmuckstücken sowie einem goldenen Fingerring bestehenden Fundkomplexes liegt auf der antiquarischen Analyse von Form, Verzierung und Motiven sowie der qualitativen Charakterisierung der Schmuckstücke mittels Gebrauchsspurenanalyse, chemischer Materialanalyse und goldschmiedetechnischer Untersuchung. Als Voraussetzung für eine gesicherte funktionale und kulturhistorische Deutung wurden die Angaben zur Fund- und Forschungsgeschichte überprüft und die Deponierungsverhältnisse, soweit dies möglich war, rekonstruiert.

Die Spärlichkeit der dokumentierten Angaben zum Fundkontext, die nur unpräzise lokalisierte Fundstelle »im Fundamentbereich« des im Jahr 1615 errichteten Stadtweinhauses und die unvollständige Überlieferung des Schatzfundes stehen der sicheren Einordnung in den ursprünglichen Funktionskontext, in dem die anhand der Schlussmünze auf nach 1341 datierte Deponierung erfolgte, entgegen. Die Schmuckstücke datieren mehrheitlich in die zweite Hälfte des 13./erste Hälfte des 14. Jahrhunderts und entsprechen dem Modegeschmack ihrer Zeit. Sie zählen weder nach den verwendeten Materialien noch dem herstellungstechnischen Entwicklungsstand zur höchsten Qualitätsstufe spätmittelalterlicher Goldschmiedeerzeugnisse. Überwiegend weisen sie stark ausgeprägte Gebrauchs- beziehungsweise Abnutzungsspuren und hochgradige, teilweise bis zum Funktionsverlust führende Beschädigungen auf, die den Schmuckkomplex als zusammengetragenen Altsilberhort ausweisen.

Unter Berücksichtigung der technologischen Charakteristiken, der numismatischen Ergebnisse sowie des historischen Fundkontextes ergaben sich somit neue Anhaltspunkte, die neben der traditionellen Deutung als Hort eines jüdischen Pfandleihers weitere Möglichkeiten der kulturhistorischen Interpretation als Händler- oder Goldschmiededepot eröffnen. Dabei sprechen vergleichsweise wenige Indizien für einen jüdischen Pfandleiherhort. Die bisherige Deutung basiert auf der zirkelschlussartigen Verknüpfung uneindeutiger Kriterien: der zeitlichen Nähe des frühestmöglichen Deponierungszeitpunktes zur Mitte des 14. Jahrhunderts, der räumlichen Nähe der Fundstelle zum schriftlich überlieferten jüdischen Zentrum der mittelalterlichen Stadt Münster und der damit begründeten Gleichsetzung des Deponierungsmotivs und der Überlieferungsursache mit dem nur indirekt schriftlich überlieferten Pogrom. Darüber hinaus finden sich keine Indizien, die auf einen jüdischen Funktionszusammenhang hindeuten. Vielmehr verweisen zwei, nach derzeitigem Forschungsstand eher in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datierende Schmuckstücke auf einen dementsprechend späteren Deponierungszeitpunkt, womit das Pogrom zumindest als Ursache der Überlieferung hinfällig wird.

Im Anschluss an die Detailanalyse wurden 324 hoch- und spätmittelalterliche Schatzfunde mit nichtmonetären Bestandteilen und/oder Barren aus Europa in einer Datenbank erfasst und im kontrastierenden

Vergleich ausgewertet. Der dementsprechend begrenzten Datenbasis liegt die Beobachtung zugrunde, dass im Gegensatz zu Münzschätzen der Erkenntniswert von Schatzfunden, die zusätzlich oder ausschließlich nichtmonetäre Objekte beinhalten, bisher nicht hinreichend untersucht wurde.
Die systematische Auswertung nach standardisierten Kriterien ermöglicht es, prinzipiell charakteristische Unterschiede respektive Übereinstimmungen zu erkennen. Diesbezüglich wurden die von der Entdeckung bis zur wissenschaftlichen Dokumentation reichenden Überlieferungsbedingungen, der Umfang und die Zusammensetzung der Fundkomplexe, Angaben zu den Fundkontexten, das heißt zu den Schatzverstecken und Schatzbehältern, sowie zu den Befundkontexten, also dem topographischen Umfeld der Fundstellen betrachtet. Dabei zeigt sich, dass die Überlieferung in der weit überwiegenden Mehrzahl der Schatzfunde vergleichbare Bedingungen aufweist, die zu einer erheblichen quantitativen und qualitativen Begrenzung der für die vergleichende Auswertung verfügbaren Datenbasis führen. Weder aus dem Vergleich der Fundkomplexe noch der Deponierungsverhältnisse gehen charakteristische Merkmale hervor, die als spezifische Indikatoren einer funktionalen Differenzierung der Edelmetallhorte zugrunde gelegt werden könnten. Der Mangel an gravierenden Unterschieden ist einerseits auf die hohe Übereinstimmung der als relevant erachteten Kriterien bei der Bergung, Dokumentation und Inventarisation sowie der wissenschaftlichen Publikation zurückzuführen. Zum anderen kann dieser mit der gebotenen Vorsicht als Indiz dafür betrachtet werden, dass es sich bei den hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden in der Regel um die Deponierung profaner Kapitalrücklagen handelt. Die Funktion eines Hortes, das Deponierungsmotiv und die zur Überlieferung führende Ursache sind jedoch lediglich in Ausnahmefällen bei einer idealen Quellenbasis eindeutig zu erschließen. In der Regel bestehen alternative Deutungsmöglichkeiten, wobei ambivalente Deutungen allenfalls über Merkmalskombinationen verifiziert werden können.
Unter den Schatzfundinterpretationen finden sich einerseits problembewusste Deutungsansätze und andererseits durch spezifische Prämissen des Bearbeiters und zeittypische Lehrmeinungen geprägte monokausale Deutungsmodelle, die den gängigen Interpretationsschemata zugrunde liegen. Da die hierbei unterstellten Kausalbeziehungen zwischen Hortfunktion, Deponierungsmotiv und Überlieferungsursache außer bei nachweislich dauerhaft deponierten Wertgegenständen nicht zu beweisen sind, stellen sie eine zu stark abstrahierte Darstellung der einstigen Realität dar.
Die räumliche und zeitliche Ausdehnung des Arbeitsgebietes auf Europa vom Beginn des 12. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ermöglicht es, Entwicklungen beziehungsweise Tendenzen über die Zeit sichtbar zu machen und die Relevanz politik-, wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Faktoren bezüglich der Deponierungsmotive und Überlieferungsursachen sowohl auf regionaler als auch überregionaler Ebene zu überprüfen. Es konnte festgestellt werden, dass sich die überwiegende Mehrzahl der schriftlich überlieferten Kriegs- und Krisenereignisse nicht in zeitlich und räumlich ausgeprägten Schatzfundhäufungen widerspiegelt. Dagegen zeichnet sich eine weit bessere Korrelierbarkeit der Verbreitungsmuster mit differierenden wirtschaftlichen Verhältnissen und Entwicklungen ab. Allerdings ist der Grad der Einflussnahme eines einzelnen Faktors auf die Ausprägung des Fundbildes nicht exakt zu bestimmen und zudem ist deren gegenseitige Beeinflussung in einem wechselwirksamen Beziehungssystem zu berücksichtigen. Somit ist die Verbreitung von Schatzfunden immer als Resultat einer kombinierten Wirkung mehrerer, variabler Faktoren zu betrachten. Als Widerspiegelung bedeutender politik- und sozialgeschichtlicher Ereignisse geltende »Schatzfundhorizonte« basieren in der Regel auf einer spezifischen Auswahl bestimmter Schatzfunde, die in die jeweilige Untersuchung einbezogen wurden.
Aus der gegenüber früheren Epochen dichteren Schrift- und Bildüberlieferung sind zwar die allgemeinen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen zum Deponierungszeitpunkt zu erschließen, allerdings sind auf einen bestimmten Schatzfund direkt zu beziehende Informationen nur in Ausnahmefällen überliefert. Diesbezüglich sind neuzeitliche Schriftquellen in größerem Umfang aussagekräftiger.

Dennoch können Deutungskonzepte durch die Einbeziehung schriftlicher und bildlicher Quellen sowie Analogien aus früheren und späteren Epochen erweitert beziehungsweise verifiziert oder falsifiziert werden.
Als mit einer bestimmten Intention deponierte Wertobjektkollektionen stellen Schatzfunde je nach Forschungsansatz eine wichtige Quellengruppe dar, die neben wirtschafts-, währungs- und sozialgeschichtlichen Aspekten auch alltägliche Lebensgewohnheiten überliefern, die aus der sonstigen Überlieferung nicht adäquat hervorgehen. Die im Rahmen vorliegender Arbeit dargestellte Vielfalt möglicher Forschungsansätze und Bedeutungsdimensionen unterstreicht den hohen Quellenwert der Schatzfunde.

KATALOG DER SCHMUCKOBJEKTE IM SCHATZFUND AUS DEM STADTWEINHAUS

Der folgende Katalog umfasst die 36 im Schatzfund aus dem Stadtweinhaus enthaltenen Schmuckobjekte. Diese sind nach Objektgruppen in abnehmender Häufigkeit der vertretenen Schmucktypen sortiert. Die Reihenfolge entspricht derjenigen, nach der die Objekte im Text aufgeführt werden. Die Objekte sind fortlaufend nummeriert.

Die Objekte sind mit Photographien der Vorder- und Rückseite abgebildet. Wo dies sinnvoll erscheint, ergänzen Schrägansichten, Detailaufnahmen und Zeichnungen die bildliche Darstellung. Die Ringspange **Kat.-Nr. 5** ist lediglich in einer Aufsicht der Vorderseite abgebildet, da sie nicht auffindbar und daher für die detaillierte Untersuchung nicht verfügbar war. Die Abbildungen sind mit Verweis auf die Maßangaben zu jedem Objekt ohne Maßstab wiedergegeben.

Die von Ruth Tegethoff 2002 publizierten Angaben zum Material, den Maßen, der Herstellungstechnik und den Bearbeitungs- und Gebrausspuren sowie den ähnlichen Stücken im Schatzfund wurden kurz zusammengefasst und gegebenenfalls ergänzt bzw. korrigiert.

Kat.-Nr. 1
Inv.-Nr. V-1125 LMKuK
Ringspange (**Taf. 3, 1-2**)
12.-15. Jahrhundert
Silber; 2,7 g; Durchmesser außen 1,7 cm, innen 1,45 cm; Materialstärke ca. 0,25 cm
Unverzierte Ringspange mit rundem Querschnitt und halbrundem Dorn mit querliegendem Absatz
Herstellungstechnik: Der Spangenrahmen wurde gegossen, die Nadel aus einem Vierkantstab geschmiedet und halbrund gefeilt. Das obere, leicht eingezogene Drittel der Nadel wurde bandförmig geschmiedet und als Öse um die Achse gebogen. Zwischen Dorn und Öse wurde ein querliegender Absatz herausgefeilt.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Kleine Gusslunker auf der Oberfläche, durch Volumenverminderung beim Erstarren des flüssigen Metalls entstanden (**Taf. 3, 3**).
Gebrauchsspuren: Sehr starker Abrieb auf dem Rahmen im Bereich der Nadelspitze und entsprechend auf der Nadelunterseite. Der Abrieb auf dem Rahmen spricht für eine bevorzugte Ausrichtung der Nadel mit nach rechts zeigender Spitze.
Ähnliche Objekte: Ringspange **Kat.-Nr. 3** (gegossen); Ringspange **Kat.-Nr. 2** (gegossen, Gusslunker)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 9 Nr. 6 Abb. 2; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 2
Inv.-Nr. V-1124 LMKuK
Ringspange (**Taf. 3, 4-5**)
12.-15. Jahrhundert
Silber; 10,4 g; Durchmesser innen ca. 1,8 cm, außen ca. 2,7 cm; Materialstärke ca. 0,4 cm
Unverzierte Ringspange mit sechseckigem Querschnitt und trapezförmig gefeiltem Dorn mit querverlaufendem Absatz.
Herstellungstechnik: Der Rahmen wurde massiv gegossen und überarbeitet. Der Dorn wurde aus einem Vierkantstab trapezförmig gefeilt, die Öse vierkantig belassen und um die aus dem Spangenrahmen geschnittene und gefeilte Achse gebogen. Zwischen Dorn und Öse wurde ein querverlaufender Absatz herausgefeilt.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Kleine Gusslunker auf der Oberfläche, durch die Volumenverminderung beim Erstarren des flüssigen Metalls entstanden (**Taf. 3, 6**).
Bearbeitungsspuren: Feilspuren auf der Nadel (**Taf. 3, 7**).
Gebrauchsspuren: Starker Abrieb auf der Unterseite der Nadelspitze und entsprechend auf dem Rahmen, spricht für eine Ausrichtung der Nadel mit nach rechts weisender Spitze.
Ähnliche Objekte: Ringspange **Kat.-Nr. 3** (gegossen, sechseckiger Querschnitt); Ringspange **Kat.-Nr. 1** (gegossen, Gusslunker); Ringspange **Kat.-Nr. 7** (trapezförmige Nadel mit querliegendem Absatz)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 9 Nr. 5 Abb. 2; Kata-

log Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 3
Inv.-Nr. V-1110 LMKuK
Ringspange (Handtruwebratze) (**Taf. 4, 1-3**)
Ende 12.-15. Jahrhundert
Silber, teilvergoldet; 42 g; Durchmesser innen ca. 2,9 cm, außen ca. 4,5 cm; Materialstärke ca. 0,6 cm
Große Ringspange mit sechseckigem Querschnitt und zwei gegenüberliegenden vergoldeten Handtreuemotiven (ineinander greifende rechte Hände). Die Hände und Manschetten sind gewölbt und stufig abgesetzt, wodurch sie sehr plastisch erscheinen. Vorder- und Rückseite der Ringspange sind identisch gestaltet.
Herstellungstechnik: In zwei Hälften massiv gegossen und überarbeitet. Finger, Fingerknöchel und -nägel sind durch geschnittene Linien voneinander abgesetzt. Aufgrund der vielen Schnittspuren an den Fingern ist kaum zu beurteilen, wie detailliert diese im Model angelegt waren. Hinweise auf eine sehr exakte Modelgestaltung geben die feingliedrigen, kaum überarbeiteten Daumen. Lediglich die Hände und Manschetten wurden feuervergoldet. Die Rahmenhälften wurden an den Handinnenflächen miteinander verlötet. Die geschmiedete sechseckige Nadel wurde im oberen, glatten Bereich vertikal gespalten und um die gefeilte Achse im Spangenrahmen gebogen.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Gussstruktur in den Handflächen gut erhalten, starke Kupferoxidbildung im Bereich der Lötungen (**Taf. 4, 4**).
Bearbeitungsspuren: Kerben auf den Rahmenkanten möglicherweise von Hieben einer Dreikantfeile (**Taf. 4, 5**).
Gebrauchsspuren: Sehr gut erhaltene Feuervergoldung auf Manschetten und Händen, nur an erhabenen Stellen leicht abgenutzt. Deutliche Abriebspuren auf jeweils beiden Seiten von Rahmen und Nadel, die keine bevorzugte Ausrichtung der Nadelspitze anzeigen.
Ähnliche Objekte: Handtruwebratzen **Kat.-Nr. 4**-6 (Feuervergoldung nur auf Händen und Manschetten); Handtruwebratzen **Kat.-Nr. 5** u. 6 (Nadel im oberen, glatten Bereich vertikal gespalten und um gefeilte Achse im Spangenrahmen gebogen); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 6** (Starke Kupferoxidbildung an Lötungen); Ringspange **Kat.-Nr. 2** (gegossen, sechseckiger Querschnitt); Ringspange **Kat.-Nr. 1** (gegossen)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 7 Nr. 4 Abb. 1; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Lightbown 1992, 184 Abb. 89; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 311; Berghaus 1954/1955, ohne Seitenangabe.

Kat.-Nr. 4
Inv.-Nr. V-1113 LMKuK
Ringspange (Handtruwebratze) (**Taf. 5, 1-3**)
Ende 12.-15. Jahrhundert
Silber, teilvergoldet; 4,1 g; Durchmesser innen ca. 2,0 cm, außen ca. 2,8 cm; Materialstärke ca. 0,1 cm
Sehr flache Ringspange mit gegenüber liegenden, ineinander greifenden, feuervergoldeten rechten Händen (Handtreuemotiv). Die Nadel fehlt. Ein Handpaar hält einen kleinen, feuervergoldeten »Fingerring« mit fünfblättriger Ringplatte.
Herstellungstechnik: Die beiden flachen Rahmenhälften wurden gegossen und an den Händen zusammengelötet. Die nur undeutlich von Händen und Rahmen abgesetzten Manschetten sind seitlich leicht eingezogen und auf der Ansichtsseite mit gravierten Doppellinien und rautenförmigen Mustern verziert. Der in ein Handpaar eingehängte feuervergoldete »Fingerring« besteht aus einem gezogenen Silberdraht, dessen Enden an eine fünfblättrige Ringplatte gelötet wurden (**Taf. 5, 4**). Die Blattrosette wurde aus Silberblech ausgeschnitten und gefeilt, die Blätter mittig mit einer kugelförmigen Vertiefung durch das Einschlagen eines Punzen verziert (**Taf. 5, 5**).
Herstellungstechnische Besonderheiten: Angefeilte Ziehspitze am Silberdraht des »Fingerrings« und geöffnete Lotnaht zwischen einem Drahtende und der Ringplatte.
Bearbeitungsspuren: Unbearbeitet belassene Gussstruktur im Bereich der Nadelhalterung (**Taf. 5, 6**); unregelmäßige Form und Schnitttiefe der rautenartigen Verzierungen auf den Manschetten und einige Fehlschnitte deuten auf einen von zwei Seiten angesetzten Spitzstichel hin (**Taf. 5, 7**).
Gebrauchsspuren: Lediglich Reste der Feuervergoldung auf »Fingerring« und Ringplatte erhalten; der Abrieb auf dem Spangenrahmen im Bereich der ehemals aufliegenden Nadelspitze weist auf eine Tragweise mit nach links zeigender Nadelspitze.
Ähnliche Objekte: Handtruwebratze **Kat.-Nr. 6** (Manschetten mit Spitzstichel von zwei Seiten angesetzt, rautenförmig verziert); Handtruwebratzen **Kat.-Nr. 3**, 5, 6 (Feuervergoldung nur auf Händen und Manschetten)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 6-7 Nr. 3 Abb. 1; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 5
Inv.-Nr. V-1112 LMKuK (verschollen)
Ringspange (Handtruwebratze)
Ende 12.-15. Jahrhundert
Silber, teilvergoldet, Niello; 5,6 g; Durchmesser innen ca. 1,9 cm, außen ca. 2,7 cm; Materialstärke 0,12 cm
Ringspange mit gegenüberliegenden, ineinander greifenden, feuervergoldeten rechten Handpaaren (Handtreue-

motiv) und nielliertem Schneiderzunftwappen auf der Nadelmitte. Das Wappen zeigt eine stilisierte Schere, umgeben von Sternchen und Blattwerk.
Herstellungstechnik: Zwei flache Rahmenhälften wurden jeweils aus einem Silberblechstreifen schweifend geschmiedet, über einem Dorn leicht gestaucht und gebogen. Die beiden gegenüber liegenden ineinandergreifenden Handpaare sind an den Fingerkuppen, Handgelenken, Daumen und Handrücken zusammengelötet. Hände und Manschetten sind stufig voneinander abgesetzt, die Finger und das Wabenmuster auf den Manschetten wurden durch Gravur herausgearbeitet. Die aus einem Vierkantstab rund geschmiedete Nadel wurde im oberen Bereich gestaucht und um die Achse im Bügel gebogen. Das ca. 1 mm starke, geschmiedete und leicht versetzt auf die Nadelmitte aufgelötete Wappenplättchen wurde linear und flächig nielliert.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Die Bruchstelle zwischen einer Manschette und einer Rahmenhälfte weist ebenso wie eine offene Lötstelle an Daumen und Handrücken darauf hin, dass die beiden Rahmenhälften unter Spannung zusammengelötet wurden.
Bearbeitungsspuren: Zangenabdrücke an den Händen; quer zum Spangenring an den Handgelenken und Manschetten verlaufende Feilspuren; nur unzureichend überarbeitetes Niello mit schwammig-poröser Struktur, an einigen Stellen noch auf den Silberlinien aufliegend.
Ähnliche Objekte: Handtruwebratzen **Kat.-Nr. 3** u. 6 (Nadel im oberen glatten Bereich vertikal gespalten, um gefeilte Achse im Bügel gebogen; schwammig-poröse Beschaffenheit des Niellos); Handtruwebratzen **Kat.-Nr. 3**, 4, 6 (Feuervergoldung nur auf Händen und Manschetten); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 6** (Zangenabdrücke auf den Fingerkuppen); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 4** (ähnliche Tragweise mit einem Ring und einer Kette?).
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Tegethoff 2002, 6 Nr. 2 Abb. 1; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Lightbown 1992, 183 Abb. 87; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8.

Kat.-Nr. 6
Inv.-Nr. V-1111 LMKuK
Ringspange (Handtruwebratze) (**Taf. 6, 1-2**)
Datierung (epigraphisch): 1. Viertel 14. Jahrhundert
Silber, teilvergoldet, Niello; 7,9 g; Durchmesser innen 2,25 cm, außen 3,3 cm; Materialstärke 0,1 cm
Flache Ringspange mit spiegelsymmetrisch gestalteten, ineinander greifenden rechten Händen (Handtreuemotiv) an den Bügelenden. Die Hände mit sehr flach gehaltenen Fingern und überlangen Daumen stecken in rautenförmig verzierten, von den Händen und Bügeln abgesetzten Manschetten. Hände und Manschetten waren ursprünglich feuervergoldet.
Inschrift: Buchstabenhöhe ca. 0,3 cm – gotische Majuskel; Transkription: + A A C M¹ [B]² A C A
1) auf dem Kopf stehend; 2) wegen des starken Abriebs durch die Nadel nicht mehr eindeutig zu identifizieren, wahrscheinlich B, könnte auch E, C oder G sein (**Taf. 6, 3**). Die einzelnen, aneinander gereihten Buchstaben wirken anagrammartig. Der ursprüngliche Sinnzusammenhang ist nicht mehr zu erschließen. Die Majuskeln sind wenig detailliert ausgeführt, weshalb sie sich keinem bestimmten Typ zuordnen lassen. Sie muten altertümlich an. Die Herstellungstechnik ist ungewöhnlich, da die Buchstaben als metallpositive Majuskel dargestellt sind.
Herstellungstechnik: Aus zwei Bügelhälften, die jeweils aus einem zugeschnittenen Silberblechstreifen schweifend geschmiedet und mit der Feile nachgearbeitet wurden, zusammengesetzt. Die Finger sind durch geschnittene Linien voneinander abgesetzt, wobei der Stichel mehrfach mit unterschiedlicher Stichbreite angesetzt wurde (**Taf. 6, 4**). Die Daumen wurden mit einem Meißel abgespalten und mit einer Zange um die Handrücken gebogen, die Hände an den Fingerkuppen, den Innenseiten der Handgelenke, den Daumen und den Handrücken, deren Rundung zuvor mit einer Zange geformt worden war, zusammengelötet. Die Manschetten wurden durch Überfeilen der entsprechenden Partien von Händen und Bügeln abgesetzt und mit einem von zwei Seiten angesetzten Spitzstichel rautenförmig verziert. Um die Inschrift mittels Farbkontrast hervorzuheben, wurden mit einem Spitzstichel flache Gruben in das Silberblech geschnitten, sodass die Inschrift erhaben stehen blieb. In die Gruben wurde Niello eingeschmolzen. Die Nadel mit gefeiltem Absatz zwischen Dorn und Öse wurde aus einem Vierkantstab rund geschmiedet, im oberen Drittel vertikal gespalten, seitlich flach gefeilt und um die ausgesägte Achse gebogen.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Überschüssiges Lot und »Lotfraß« in den Handflächen deuten auf zu hohe Arbeitstemperaturen beim Lötprozess (**Taf. 6, 5**); Starke Kupferoxidbildung an den Lotstellen; Die unter dem Mikroskop erkennbare eutektische Struktur des Niellos, mit abgesetzten Kupfertropfen in der Masse, verweist auf die schmelzflüssige Aufbringung (**Taf. 6, 6**).
Bearbeitungsspuren: Deutlich erkennbare Ansätze der Zangenbacken auf den Handrücken.
Gebrauchsspuren: Starker Abrieb auf der Unterseite, auf der Nadelspitze und an entsprechender Stelle auf dem Spangenrahmen. Die stark ausgeprägten Abriebspuren auf dem Bügel, sowie die durch das Kreuz markierte Leserichtung der Inschrift zeigen an, dass die Spange mit nach links weisender Nadelspitze getragen wurde.
Ähnliche Objekte: Handtruwebratze **Kat.-Nr. 4** (Manschetten mit Spitzstichel von 2 Seiten angesetzt, rautenförmig verziert); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 5** (Schwammige Struktur und Porenbildung an der Oberfläche des Niellos); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 5** (Zangenabdrücke auf den Fingerkuppen); Handtruwebratzen **Kat.-Nr. 3**-5

(Feuervergoldung nur auf Händen und Manschetten); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 3** (Starke Kupferoxidbildung an den Lotstellen); Ringspange **Kat.-Nr. 7** (Inschrift aus metallpositiven Majuskeln)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 5 Nr. 1 Abb. 1; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und S. 55/56 Nr. 37; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Lightbown 1992, 183 Abb. 88; Ilisch 1991, 17 unten; Katalog Zürich 1991, 273 Abb. 144a; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 310.

Kat.-Nr. 7
Inv.-Nr. V-1123 LMKuK
Ringspange (**Taf. 7, 1-2**)
Datierung (epigraphisch): um 1350 / 2. Hälfte 14. Jahrhundert (hoher Balken am L)
Silber, vergoldet, Email; 1,5 g; Durchmesser innen ca. 1 cm, außen ca. 1,6 cm; Materialstärke ca. 0,07-0,1 cm
Flache, vergoldete Ringspange mit dem Relief einer gotischen Inschrift, umgeben von opakem rotem Email. Die metallpositiven Majuskeln sind gut ausgeführt.
Inschrift: Buchstabenhöhe ca. 0,17 cm – gotische Majuskel (**Taf. 7, 3**); Transkription: L A S M I R U N G E S O R D E N L A N; Übersetzung: LAS MIR UNGESORDEN LAN (Niederdeutsch) = Lass mich ungeschändet/ungevögelt bleiben
Herstellungstechnik: Der Rahmen wurde aus einem 0,7 mm starken Silberblech geschnitten und über einen Dorn gestaucht. Um das Relief der Inschrift wurden mit Meißel und Stichel Gruben ausgehoben, wobei man in den Vertiefungen Grate stehen ließ, um eine bessere Haftung des Emails (Grubenemail) zu gewährleisten. Die Glasschmelze ist glanzgebrannt, die Schmelzoberfläche nicht überschliffen. Im Anschluss wurde die Spange feuervergoldet.
Die trapezförmige Nadel mit querliegendem Absatz und eingezogenem, flachem, um die gefeilte Achse im Rahmen gebogenem Ende wurde geschmiedet.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Inhomogen geschmolzene Glasmatrix des Emails (**Taf. 7, 4**); Entfärbung des Emails an den Kontaktflächen zum Metall durch Redoxreaktion beim Herstellungsprozess (**Taf. 7, 5**).
Gebrauchsspuren: An einigen Stellen aus den Gruben herausgelöstes Email, auf Verwitterung im Boden, Fehler in der Herstellung oder die hohe Wärmeausdehnung des Silbers zurückzuführen (**Taf. 7, 6**); nur wenig abgeriebene Vergoldung auf dem Spangenrahmen, ebenso auf der Nadelspitze leichter Abrieb; durch Leserichtung der Inschrift vorgegebene Ausrichtung der Nadelspitze nach rechts.
Ähnliche Objekte: Ringspange **Kat.-Nr. 2** (trapezförmige Nadel mit querliegendem Absatz); Handtruwebratze **Kat.-Nr. 6** (Inschrift aus metallpositiven Majuskeln); Emailzierscheibe **Kat.-Nr. 32** (Emailzusammensetzung und Entfärbung durch Redoxreaktion beim Herstellungsprozess)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 10 Nr. 7 Abb. 2; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 8
Inv.-Nr. V-1133 LMKuK
Ringspange (**Taf. 8, 1-3**)
14.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Perlen, Koralle; 2,6 g; Durchmesser außen 2,2 cm, innen ca. 1,0 cm; Materialstärke 0,11 cm
Runde Spange mit einem Kranz aus fünf frontal dargestellten Männerköpfen und dazwischen liegenden Rosetten, die im Wechsel mit Perlen (**Taf. 8, 4**) und Korallen (**Taf. 8, 5**) besetzt sind. Von den ursprünglich sechs auf der Spange angebrachten Perlen sind heute noch fünf erhalten: zwei Korallen und drei Perlen.
Herstellungstechnik: Der Spangenrahmen wurde von der Innenseite her mit kleinen Punzen in ein Negativmodel getrieben. Die Rückseite wurde mit einem ca. 0,2 mm starken Silberblech geschlossen und auf einen verstärkenden, aus einem halbrund gefeilten Vierkantstab gefertigten Silberring gelötet. Auf den Rosetten zwischen den Köpfen wurden vier kleine ovale Kastenfassungen aufgelötet und mit Korallen- und Süßwasserperlen besetzt. Die halbrunde, flach geschmiedete Nadel wird von einer größeren Rosette auf der Nadelmitte und einer kleineren Rosette auf der Nadelöse verdeckt, beide jeweils mit einer Perle in einer Kastenfassung besetzt. Die größere, mit einem Blech hinterlegte Rosette wurde zusammen mit einer L-förmigen, stark überfeilten Halterung in einem Abstand von einem Millimeter auf die Nadel gelötet (**Taf. 8, 6**). Die kleinere Rosette besteht aus einem gepunzten Blech, das direkt auf die in die Achse im Rahmen eingehängte Nadelöse gelötet wurde. Die gesamte Spange wurde vor dem Anbringen der Perlen feuervergoldet.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Durch Überschreiten der Arbeitstemperatur unregelmäßige schwammige Struktur des Lotes an der größeren Rosette.
Gebrauchsspuren. – Abrieb der Feuervergoldung nur auf den erhabenen Partien der Ringspange; stark verdrückte Köpfchen, aufgebrochene Kastenfassung und fehlende Steineinlage (**Taf. 8, 7**), starker Abrieb auf der Nadelspitze und auf dem Spangenrahmen, bzw. dem Kragen und der Nase des Kopfs im Bereich der aufliegenden Nadelspitze, zeigen eine bevorzugte Ausrichtung der Spitze nach rechts.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 15-16 Nr. 14, Abb. 4a und 4c; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 9
Inv.-Nr. V-1138 LMKuK
Ringspange (**Taf. 9, 1-3**)
14.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet; 7 g; Durchmesser außen 2,1 cm, innen ca. 1,5 cm; Materialstärke 0,25 cm
Ringförmige Spange mit fünf frontal dargestellten Männer- und Frauenköpfen.
Herstellungstechnik: Der silberne Ring ist aus einem seitlich der Nadelachse zusammengelöteten Runddraht gefertigt. Auf den Ring wurden im Wechsel je zwei gegossene, auf der Rückseite flach gefeilte Männer- und Frauenköpfe gelötet. Auf den Nadeldorn wurde mittig ein kleiner Kopf, unterlegt mit einer leicht konkav gewölbten, sechsblättrigen Rosette gelötet (**Taf. 9, 4**). Die Rosette wurde geschnitten und gefeilt, die Blattadern ziseliert oder graviert. Die Nadel wurde halbrund geschmiedet und am Übergang zur leicht eingezogenen flachen Öse, die direkt in den Spangenrahmen eingehängt wurde, mit einem querliegenden Absatz versehen. Die gesamte Spange wurde feuervergoldet.
Gebrauchsspuren: Rückseiten und Stirnpartien der Köpfchen und Nasen sind stark abgegriffen, leichte Abnutzungsspuren an der Nadelspitze und auf dem Rahmen deuten auf eine bevorzugte Ausrichtung der Nadel mit nach links zeigender Spitze.
Ähnliche Objekte: Fibel **Kat.-Nr. 10** (kleiner Kopf, unterlegt mit einer leicht konkav gewölbten, sechsblättrigen Rosette mittig auf Nadeldorn); Ringspangen **Kat.-Nr. 4**, 5 (Verlust der Funktion als Gewandschließe durch Verzierung des Nadeldorns)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 16 Nr. 15 Abb. 4a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und 57 Nr. 43; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Lightbown 1992, Abb. 64; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 315.

Kat.-Nr. 10
Inv.-Nr. V-1129 LMKuK
Fibel (**Taf. 10, 1-3**)
14.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Granat, Saphir; 6,5 g; Durchmesser ca. 3,1 cm (Spitze-Spitze); Materialstärke 0,07 cm
Filigrane Fibel, mit sieben frontal dargestellten Männer- und Frauenköpfen sowie zwei (ursprünglich drei) Granaten und einem (ursprünglich drei) Saphir(en) im Wechsel besetzt.
Herstellungstechnik: Die hexagonförmige Grundplatte wurde aus einem geschmiedeten Silberblech ausgeschnitten und mit rautenförmigen Durchbrüchen versehen, deren Innenkanten leicht schräg gefeilt sind. Zwischen den konzentrisch angeordneten Steinen sind nach innen versetzt sechs Männer- (**Taf. 10, 4**) und Frauenköpfe (**Taf. 10, 5**) angebracht, ein kleinerer Kopf ruht in der Plattenmitte auf einem sechsblättrigen »Blütenkelch«. Die halbrunden Steine sind mit je vier Krappen auf runden Stiften (à jour) gefasst, die sich im unteren Bereich verjüngen und mit der Grundplatte vernietet sind. Die Stifte mit den Krappen wurden aus einem rund gefeilten Vierkantstab hergestellt, der im oberen Bereich kreuzförmig aufgesägt und auseinander gebogen wurde. Die rund gefeilten Krappen wurden über den Steinen angedrückt. Die sieben Köpfe wurden zusammen mit den Stiften gegossen und mit Ausnahme des mittleren Stifts direkt auf die Grundplatte gelötet. Der mittlere kleine Kopf ruht auf einem sechsblättrigen Blütenkelch, der aus einem Blech geschnitten, überfeilt, leicht aufgetieft und mit einer Bohrung versehen wurde, um den Stift mit der Grundplatte zu vernieten. Zusätzlich wurden Kopf und Blatt an einigen Punkten durch Lot verbunden. Das u-förmige Scharnier auf der Rückseite der Grundplatte besteht aus zwei seitlich gegengelöteten L-förmigen Blechen, zwischen die ein kleiner runder Scharnierstift gesetzt ist (**Taf. 10, 6**). Der Drahthaken wurde ebenfalls derart verstärkt. Die Nadel wurde dreikantig gefeilt und die flachgeschmiedete Öse um den Scharnierstift gebogen. Die gesamte Brosche wurde vor dem Fassen der Steine feuervergoldet.
Gebrauchsspuren: Leicht abgeriebene Feuervergoldung auf Köpfen und Zackenspitzen; Spitzen der Grundplatte teilweise abgestumpft; Grundplatte leicht verbogen.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 17** (Stifte mit Krappen aus rund gefeiltem Vierkantstab, im oberen Bereich kreuzförmig aufgesägt und auseinander gebogen, Köpfe zusammen mit Stiften gegossen); Fibel **Kat.-Nr. 9** (Kleiner Kopf, unterlegt mit einer leicht konkav gewölbten, sechsblättrigen Rosette mittig auf Nadeldorn)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 18-20 Nr. 18 Abb. 5a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und 57 Nr. 44; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Lightbown 1992, Abb. 66; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 314.

Kat.-Nr. 11
Inv.-Nr. V-1131 LMKuK
Ringspange (**Taf. 11, 1-3**)
13.-14. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Glas, Koralle; 4 g; Durchmesser außen ca. 2 cm, innen ca. 1,6 cm; Materialstärke ca. 0,07 cm
Ringspange mit floralem Rahmendekor, besetzt mit einer Koralle und einer braunen Glasperle in zwei großen Kastenfassungen und zwei (ehemals 4) Glasperlen in kleinen Kastenfassungen.
Herstellungstechnik: Die ringförmige Grundplatte wurde aus einem geschmiedeten, 0,7 mm starken Silberblech

geschnitten. Aus dem Ring wurden auf eine Stärke von 0,3 mm die ovalen Grundplatten für die großen Kastenfassungen geschmiedet, die ober- und unterhalb des querliegenden Dorns sitzen und deren Zargen asymmetrisch mit einer nach außen steilen und nach innen schrägen Flanke gearbeitet sind. Die Zargen wurden überlappend verlötet, da sie größer als der Umfang der gefassten Steinrondisten sind. Die drei (ursprünglich vier) kleinen Fassungen mit parallelwandigen Zargen sind mit zwei (ursprünglich vier) Glasperlen besetzt (**Taf. 11, 4**). Schmale, flache Stege (Blattstengel) wurden im spitzen Winkel zwischen die großen und kleinen Fassungen gelötet, im oberen Bereich zu zwei Blättern geformt und jeweils um die Hälfte der großen Fassung gebogen (**Taf. 11, 5**). So bilden sie mit den beiden angrenzenden Blättern eine Rosette um die Zarge, die an den inneren Blättern und an den Berührungspunkten mit dieser verlötet wurden. Die Blätter wurden mit gravierten Adern verziert. Auf die Stege wurde ein weiterer Steg, der in einem Blatt endet, das auf der Rosette liegt und mit einer olivenförmigen Punzierung versehen ist, gelötet. Die halbrunde, grob gestaltete Nadel wurde im oberen Drittel flach geschmiedet und im Spangenrahmen eingehängt. Die Spange wurde vor dem Fassen der Steine feuervergoldet.

Gebrauchsspuren: Stark gestauchte Kastenfassungen (**Taf. 11, 6**), fehlende kleinere Kastenfassung und Steine, stark abgegriffene Feuervergoldung, insbesondere auf der Rückseite und auf der Innenseite der Blätter, wenig Abrieb im Bereich der Nadelspitze, spricht für eine bevorzugte Ausrichtung der Nadel mit nach links orientierter Spitze.

Ähnliche Objekte: Ringspange **Kat.-Nr. 12** (Zargen der größeren Kastenfassungen asymmetrisch mit einer nach außen steilen und nach innen schrägen Flanke und schmale, flache Stege/Blattstengel im spitzen Winkel zwischen kleine und große Fassungen angelötet, im oberen Bereich zu zwei Blättern geformt, die große Fassung jeweils zur Hälfte umschließend.)

Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 16 Nr. 16 Abb. 4a und 4b; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 12

Inv.-Nr. V-1134 LMKuK

Ringspange (**Taf. 12, 1-2**)

13.-14. Jahrhundert

Silber, vergoldet, ehemals Steineinlagen; 2,7 g; Durchmesser außen ca. 2,7 cm, innen ca. 2,0 cm; Materialstärke 0,07 cm

Fragment einer Ringspange mit floralem Rahmendekor und ursprünglich zwei großen und vier kleinen Kastenfassungen besetzt.

Herstellungstechnik: Der nur noch zu etwa zwei Dritteln erhaltene Rahmen wurde aus einem geschmiedeten Blech geschnitten, unten flach belassen und auf der Ansichtsseite halbrund gefeilt. Für die beiden größeren ovalen Kastenfassungen, mit jeweils einer steilen und einer schrägen Flanke, wurden entsprechende Bodenplatten mittig, ober- und unterhalb des querliegenden Dornes aus dem Ring geschmiedet. Der Nadeldorn wird an der Spitze und der Öse von je zwei kleinen runden, auf den Rahmen gelöteten Kastenfassungen eingerahmt und fixiert. Die Nadelspitze liegt auf einem kleinen, geschmiedeten, rhombenförmigen 0,5 mm starken Blech, das von einem gravierten Wappen geziert wird (**Taf. 12, 3**). Der Spangenrahmen wurde zur Befestigung der vierkantigen Nadel eingeschnitten. An die kleinen Kastenfassungen sind im spitzen Winkel vier flache Blechstege gelötet, die im oberen Bereich mit einem Meißel gespalten und zu zwei Blättern ausgeschmiedet und gefeilt wurden. Sie bilden mit den angrenzenden Blättern eine Rosette um die größeren Fassungen und sind mit dieser an den inneren Blättern und der Zarge verlötet (**Taf. 12, 4**). Auf den flachen Stegen liegen vier weitere, halbrund gefeilte Drähte, deren obere Enden zu fünflappigen Blättern ausgearbeitet und auf die Rosette gelötet wurden. Die Blattadern sind durch ziselierte Linien angedeutet. Die gesamte Ringspange wurde feuervergoldet.

Herstellungstechnische Besonderheiten: In den beiden Fassungen an der Nadelspitze sind unter dem Lichtmikroskop kleine Gewebereste zu erkennen, deren Webart nicht mehr identifiziert werden kann, da sie stark zusammengedrückt sind (**Taf. 12, 5-6**). Einzelne Fäden konnten als z-gedrehtes Garn identifiziert werden. Die mikroskopische Faseranalyse ergab sehr feine, pflanzliche Fasern. Das Gewebe in einer Fassung ist mit einer braunen Masse verklebt, die das sonst helle Gewebe gefärbt hat. Anscheinend dienten die Gewebereste als Aufpolsterung für die Steineinlage.

Gebrauchsspuren: Fragmentierter Spangenrahmen, alle verbliebenen Kastenfassungen sind stark deformiert, Steineinlagen und Füllmasse fehlen, stark abgeriebene Feuervergoldung, relativ starker, gleichmäßiger Abrieb im Bereich der Nadelspitze zeigt eine bevorzugte Ausrichtung der Nadel mit nach rechts weisender Spitze (**Taf. 12, 7**).

Ähnliche Objekte: Ringspange **Kat.-Nr. 11** (Zargen der größeren Kastenfassungen asymmetrisch mit einer nach außen steilen und nach innen schrägen Flanke, schmale, flache Stege/Blattstengel im spitzen Winkel zwischen kleine und große Fassungen angelötet, im oberen Bereich zu zwei Blättern geformt, die große Fassung jeweils zur Hälfte umschließend, Nadeldorn an Spitze und Öse von je zwei kleinen runden Kastenfassungen gerahmt und fixiert, Rosette um die größere Fassung an inneren Blättern und an Zarge gelötet, obere Drahtenden zu fünflappigen Blättern ausgearbeitet und auf Rosette gelötet.)

Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 18 Nr. 17 Abb. 4a und 4b; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 13
Inv.-Nr. V-1130 LMKuK
Fibel (**Taf. 13, 1-3**)
13.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Perlen, Glas, Bergkristall; 6,8 g; Durchmesser außen ca. 2,6 cm ; Materialstärke 0,15 cm
Fibel mit vier (ursprünglich sechs) Perlen und vier (ursprünglich sechs) grünen Glasperlen, die alternierend um einen mit fünf Kugelschliffen verzierten Bergkristall angebracht sind.
Herstellungstechnik: Die Grundplatte wurde zusammen mit den zwölf runden, leicht gewölbten und gekerbten »Perltellern« gegossen. Vor dem Fassen der Steine wurde die Fibel feuervergoldet sowie das Scharnier und der Nadelhaken auf die Rückseite der Grundplatte gelötet. Um das Scharnier aus zwei kleinen runden Scheiben und zwischengelötetem zylindrischem Stift griff ursprünglich die Öse der nicht mehr vorhandenen Nadel. Die Nadelspitze ruhte in einem u-förmig gebogenen Drahthaken. Die Teller wurden im Wechsel mit grünen, mugelig geformten Glassteinen in runden, mit der Grundplatte vernieteten Kastenfassungen und gestifteten Perlen besetzt. Die Perlen wurden mit einer kleinen Bohrung versehen. Auf die Spitzen der durchgeführten Silberstifte wurden kleine Silberkügelchen angeschmolzen oder gelötet und leicht über den Perlen angedrückt. Eine in Zacken gefeilte Zarge, die jeweils an den Berührungspunkten mit den Perltellern verlötet ist, hält einen mit fünf Kugelschliffen verzierten Bergkristall in der leicht aufgetieften Mitte der Grundplatte (**Taf. 13, 4-5**).
Gebrauchsspuren: Leicht abgenutzte Feuervergoldung auf den Zacken der mittleren Fassung, ebenso am Rand der Grundplatte und auf der Rückseite; zwei Silberstifte durch Kupferniete (**Taf. 13, 6**) ersetzt; vier Steine verloren.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 20 Nr. 19 Abb. 5a und 5c; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; Fritz 1982, Abb. 314.

Kat.-Nr. 14
Inv.-Nr. V-1126 LMKuK
Rautenförmige Spange (**Taf. 14, 1-3**)
13.-1. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Glas; 11,3 g; Seitenlänge ca. 3 cm, Materialstärke ca. 0,18 cm; Innendurchmesser ca. 1,6 cm
Rautenförmige Ringspange mit zwei braunen und einem (ehemals zwei) blauen Glassteinen in Kastenfassungen und vier aufgesteckten, gerippten Blechperlen.
Herstellungstechnik: Vier geschweifte, im Querschnitt trapezförmige Stege wurden zu einer Raute zusammengelötet (**Taf. 14, 4**) und in einem Winkel eine Bohrung für die Nadelöse angebracht. Die Nadel wurde vierkantig geschmiedet und am Übergang zur rund gestalteten Öse mit einem querliegenden Absatz versehen. Nur je ein Steg bildet eine Rautenspitze, auf die gerippte Blechperlen aufgesteckt und gelötet sind (**Taf. 14, 5**), der andere Steg endet jeweils unterhalb der aufgesteckten Verzierung. Den unteren Abschluss der Spitzen bildet jeweils ein aus beiden Stegen gefeilter Absatz. Die mit sechs Rippen versehenen Blechperlen bestehen aus zwei zusammengelöteten Hälften mit einer quer zu den Rippen verlaufenden Lotnaht. Die Halbschalen wurden vermutlich aus kleinen runden Metallscheiben, in einer entsprechenden Negativform (Matrize) mit einer Kugelpunze aufgetieft. Vier Kastenfassungen mit leicht über die Rautenseiten hinausragenden Bodenplatten sitzen mittig auf den Stegen. Die Fassungen wurden jeweils mit überlappender Naht zusammengelötet. Vor dem Fassen der mugelig geschliffenen Glassteine wurde die Spange feuervergoldet.
Gebrauchsspuren: Vergoldung an erhabenen Stellen der Rippenperlen stark abgenutzt; einseitige Abnutzung auf dem Spangenrahmen im Bereich der Nadelspitze sowie der starke, einseitige Abrieb auf der Unterseite der Nadelspitze zeigen die Ausrichtung der Nadel mit nach links weisender Spitze an.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 15** (Rautenform mit aufgesteckten Perlen, allerdings bei **Kat.-Nr. 15** Rautenspitzen jeweils aus zwei Stegen gebildet)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 13 Nr. 10 Abb. 3a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Ódor 1998, 129 Nr. 22; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Lightbown 1992, 149 Abb. 62; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 313.

Kat.-Nr. 15
Inv.-Nr. V-1132 LMKuK
Rautenförmige Spange (**Taf. 15, 1-2**)
13.-1. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Koralle, Glas; 2,1 g; Seitenlänge außen ca. 2,4 cm, Durchmesser innen ca. 1,5 cm, außen ca. 3,6 cm von Spitze zu Spitze; Materialstärke 0,07-0,08 cm
Rautenförmige Spange mit zwei (ehemals vier) Glassteinen in Kastenfassungen und zwei (ehemals vier) aufgesteckten Korallenperlen.
Herstellungstechnik: Vier konkav geschwungene Stege, die im oberen Drittel zusammengelötet und an den Kanten rund gefeilt sind, bilden den Spangenrahmen. Die Enden der Stege wurden durch feilen zu Spitzen verjüngt, auf die Korallen aufgesteckt wurden. Mittig auf die Stege wurden runde Kastenfassungen gelötet, deren Bodenplatten mit dem Rahmen herausgefeilt wurden und einen Überstand von ca. 1 mm Durchmesser aufweisen. Die leicht versetzt auf den Bodenplatten sitzenden Zargen schließen nur auf der Innenseite der Raute bündig mit den Platten ab. Auf den Überstand auf der Außenseite wurde ein profilierter,

ca. 0,5 mm starker Draht um die Fassung gelötet. Ob es sich um Perldrähte handelt, ist nicht sicher zu erkennen, da sie mit Lot zugeschwemmt sind (**Taf. 15, 3**). Da der Zargenumfang nicht dem der Steinrondisten entspricht, klaffen die Wände der Kastenfassungen keilförmig auseinander. Die ursprünglich zwischen zwei Rautenbögen vorgesehene, querliegende Nadelhalterung ist nur noch in Resten vorhanden (**Taf. 15, 4**).
Herstellungstechnische Besonderheiten: Der als Nadelhalterung vorgesehene Steg ist möglicherweise bereits bei der Herstellung abgebrochen, da er nicht angelötet sondern aus dem Rahmen herausgeschnitten wurde. In Fassung 4 ist eine zweischichtige Kittmasse zu erkennen, deren oberer Teil aus einer glasigen Schicht besteht (**Taf. 15, 5**). Auf der stark verwitterten Koralle (**Taf. 15, 6**) ist ebenfalls eine grünliche Substanz zu erkennen. Möglicherweise ist ein Teil der noch heißen Glasmasse auf die Koralle getropft, was zum Zerfall des Carotins und damit zur Entfärbung der Koralle geführt haben könnte. Die Korallenoberfläche zeigt Beschädigungen, die darauf hindeuten, dass etwas von der Oberfläche abgeschabt wurde.
Bearbeitungsspuren: Feilspuren auf der Rückseite, mit Lot zugeschwemmte Drähte.
Gebrauchsspuren: Nur noch Spuren der Feuervergoldung vorhanden, die Nadel und vier Steine fehlen.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 14** (Rautenform mit aufgesteckten Perlen, allerdings bei **Kat.-Nr. 14** Rautenspitzen nur je aus einem Steg gebildet); Spange **Kat.-Nr. 18** (Reste einer angelöteten querliegenden Nadelhalterung zwischen zwei Rautenbögen)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 13-14 Nr. 11 Abb. 3a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 16
Inv.-Nr. V-1127 LMKuK
Rautenförmige Spange (**Taf. 16, 1-3**)
13.-1. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Koralle, Glas; 5,6 g; Seitenlänge ca. 3 cm; Innendurchmesser ca. 1,2 cm; Materialstärke 0,07 cm
Rautenförmige Spange, besetzt mit zwei (ehemals vier) Glasperlen in Kastenfassungen und zwei (ehemals vier) gestifteten Korallenperlen.
Herstellungstechnik: Der Rahmen mit konkav geschwungenen Seiten, vierpassförmiger Aussparung in der Mitte und kleinen angelöteten Silberkügelchen auf den Rautenspitzen wurde aus einem ca. 0,7 mm starken Silberblech gemeißelt. Die Kontur wurde mit unterschiedlichen Feilen überarbeitet. Über die konkav geschwungenen Rautenseiten ragen gravierte dreilappige Blätter hinaus. Unterhalb der Blätter, jeweils zwischen zwei Rautenspitzen, wurden runde Kastenfassungen aufgelötet. Durch einen kreisrunden Ausschnitt im Blech wurde die Öse der vierkantigen, im oberen Bereich stark eingezogenen und zu einem flachen Band geschmiedeten Nadel geführt. Am Übergang von Nadel zu Öse wurde ein querliegender Absatz gefeilt. Die Spange wurde vor dem Fassen der Steine ausschließlich auf der Ansichtsseite feuervergoldet.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Deutliche Kratzer auf der Rückseite, die möglicherweise direkt nach der Fertigung angebracht wurden und in diesem Fall als möglicher Hinweis auf Konteremail gedeutet werden könnten (**Taf. 16, 4**). Die Vergoldung auf der Vorderseite würde die Haftung des Emails ohne Aufrauhen der Oberfläche gewährleistet haben. Die unsaubere Verarbeitung könnte ein Hinweis auf einen ehemals vorhandenen Emailüberzug darstellen, allerdings sprechen die Abnutzungsspuren durch die aufliegende Nadelspitze (**Taf. 16, 5**) gegen diese Annahme, es sei denn, die Spange wurde noch benutzt als der Emailüberzug bereits weg war.
Bearbeitungsspuren: Feilspuren und auffällige Verdickung durch überschüssiges Lot auf der Rückseite.
Gebrauchsspuren: Stark abgenutzte Feuervergoldung auf der Oberfläche der Kügelchen und im Bereich der Nadel. Die Abnutzung spricht für eine bevorzugte Ausrichtung der Nadel mit nach links zeigender Spitze; fehlende Steine; Die fehlende Rautenspitze könnte evtl. bereits beim Bohren des Nietlochs oder kurz danach abgebrochen sein.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 17** (Aufgelötete Silberkügelchen auf den Rautenspitzen; Sechskantige Nadel durch Bohrung im Spangenrahmen geführt, Spangenkontur durch Wechsel von Blattwerk und Rautenspitzen bestimmt, mugelig gefasste Glassteine unterhalb der Blätter zwischen gestifteten Schmuckelementen, Innenfläche vierpassförmig ausgeschnitten, 0,7-0,8 mm starker Spangenrahmen)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 10-12 Nr. 8 Abb. 3a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 17
Inv.-Nr. V-1128 LMKuK
Rautenförmige Spange (**Taf. 17, 1-3**)
13.-1. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Glas; 8,4 g; Durchmesser innen 1,7 cm, außen 3,8 cm; Materialstärke ca. 0,1 cm
Rautenförmige Spange, besetzt mit zwei (ursprünglich vier) Dubletten in Krappenfassungen und drei Blattrosetten.
Herstellungstechnik: Der annähernd quadratische Spangenrahmen mit fünflappigen Blättern an den Seiten und vierpassförmiger Aussparung in der Mitte wurde aus einem ca. 0,7 mm starken Silberblech geschnitten. Auf die Rautenspitzen wurden Silberkügelchen gelötet. Vier Krappenfassungen wurden auf die fünflappigen Blätter genietet. Sie fassen weiße Glassteine, die jeweils aus zwei

Hälften bestehen (Dubletten), deren obere gemugelt und poliert und die untere jeweils plan geschliffen und randlich stark ausgeflinst ist (**Taf. 17, 4-5**). Die drei hochgestellten Blattrosetten wurden jeweils aus einem Blech geschnitten, gefeilt, zusammengelötet und auf der Blattinnenseite mit einer Gravur versehen. Sie umfassen beerenartige Blüten, die aus auf den Rahmen aufgenieteten Stiften mit um den Stiftskopf in vier Ebenen angeordneten Granalien bestehen (**Taf. 17, 6**). Auf den Rückseiten der Rautenspitzen wurden keilförmige Silberplättchen aufgelötet, die entweder der Verstärkung oder der Vergrößerung der Lotflächen für die auf den Spitzen sitzenden Silberkügelchen oder beidem dienten (**Taf. 17, 7**). Die sechskantige Nadel mit leicht eingezogener, rund geschmiedeter Öse ist durch eine Bohrung im Spangenrahmen geführt.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Die Granalien sind auf einem der Stifte stark entrundet und verrutscht.
Gebrauchsspuren: Leicht abgenutzte Feuervergoldung an erhabenen Stellen; Die Abnutzung an der Nadelspitze und am Spangenrahmen weist auf eine Tragweise mit sowohl nach links als auch nach rechts gerichteter Nadelspitze, wobei die Abnutzungsspuren bei nach rechts orientierter Spitze etwas ausgeprägter erscheint.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 16** (Aufgelötete Silberkügelchen auf den Rautenspitzen; Sechskantige Nadel durch Bohrung im Spangenrahmen geführt, Spangenkontur durch Wechsel von Blattwerk und Rautenspitzen bestimmt, mugelig gefasste Glassteine unterhalb der Blätter zwischen gestifteten Schmuckelementen, Innenfläche vierpassförmig ausgeschnitten, 0,7-0,8 mm starker Spangenrahmen); Spange **Kat.-Nr. 19** (Durch querliegenden Dorn diagonal gestellte quadratische Grundform.); Fibel **Kat.-Nr. 10** (Krappenfassungen aus rechteckigen Stiften herausgearbeitet); Fingerring **Kat.-Nr. 23** (Dubletten)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 12 Nr. 9 Abb. 3a und b; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 18
Inv.-Nr. V-1137 LMKuK
Rautenförmige Spange (**Taf. 18, 1-3**)
13.-1. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Glas; 3,4 g; Durchmesser innen ca. 1,3 cm, außen ca. 2,7 cm; Materialstärke 0,1 cm
Rautenförmige Spange mit vier braunen Glassteinen in Kastenfassungen, von filigranen Ornamenten eingerahmt.
Herstellungstechnik: Die Rautenseiten bestehen jeweils aus drei zusammengelöteten, ca. 0,4 mm starken Perldrähten, die seitlich abgeplattet wurden (**Taf. 18, 4**). Die beiden äußeren Perldrähte enden an den Rautenspitzen in einer volutenähnlichen Verzierung, die inneren Drähte enden jeweils unterhalb eines querliegenden Steges. Auf jede Volute wurden drei Granalien gelötet, wovon zwei auf den spiralförmigen Einrollungen liegen und das mittlere auf einem schiffchenförmigen, in den Volutenzwickel eingepassten Blech. Unter dem Lichtmikroskop erkennbare Abbruchkanten bzw. Lotansatzstellen jeweils an der Außenseite der Volutenspitzen (**Taf. 18, 5**) deuten darauf hin, dass hier ursprünglich weitere konstruktive Elemente, vermutlich jeweils ein weiterer Volutenbogen, angelötet waren. An die Rautenaußenseiten wurden vier ovale Kastenfassungen mit braunen, stark verwitterten Glassteinen gelötet. Die Grundplatten der Fassungen entsprechen nicht der ovalen Zargenform sondern wurden an drei Seiten begradigt und lediglich die äußere Kante der Zarge angepasst (**Taf. 18, 6**). Feine, leicht geschwungene Drähte verbinden Kastenfassungen und Voluten, wobei es sich wahrscheinlich um stark mit Lot zugeschwemmte Perldrähte handelt. In drei Rautenwinkel wurden zu Schlaufen geformte Perldrähte eingepasst und mit je einer Granalie verziert. Der querliegende runde Steg im vierten Rautenwinkel dient als Achse für die Nadelöse. Die Nadel wurde aus einem schlichten halbrunden Stab geschmiedet.
Gebrauchsspuren: Fast gänzlich abgeriebene Feuervergoldung auf den erhabenen Partien und der Nadel, Rahmen leicht, Nadel stark verbogen, Abbruchkanten an der Außenseite der Volutenspitzen, Abnutzung auf der Nadelspitze und entsprechend auf dem Rahmen weist auf beidseitige Nutzung, mit etwas ausgeprägteren Abriebspuren bei nach links zeigender Nadelspitze.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 15** (Querliegender Steg in Rautenwinkel als Achse für die Nadelöse)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 14-15 Nr. 13 Abb. 3a und b; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Lightbown 1992, 149 Abb. 63; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 316.

Kat.-Nr. 19
Inv.-Nr. V-1136 LMKuK
Rautenförmige Spange (**Taf. 19, 1-2**)
13.-1. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber; 3,8 g; Seitenlänge 2,5 cm; Rahmenbreite ca. 0,5-0,6 cm; Innendurchmesser ca. 1,6 cm; Materialstärke ca. 0,07 cm
Flache quadratische Ringspange mit Strichverzierung auf der Schauseite.
Herstellungstechnik: Der Spangenrahmen wurde aus einem geschmiedeten Silberblech ausgeschnitten und gemeißelt und anschließend die Außen- und Innenkanten leicht schräg gefeilt. Die halbrund gefeilte Nadel wurde mit einem Absatz zwischen Nadel und Öse versehen und das obere bandförmig geschmiedete leicht eingezogene Drittel zu einem Haken gebogen, der um einen als Achse

dienenden kreisförmigen Ausschnitt im Blech greift. Die Schauseite der Spange ist durch gravierte Linien in vier trapezförmige Felder aufgeteilt, wovon zwei sich gegenüber liegende glatt belassen, die beiden anderen mit einem gravierten Strichmuster verziert sind. Hier unterteilen je vier größere, diagonal gegeneinander verlaufende Doppellinien die Felder in fünf kleinere, dreieckige Felder, die wiederum mit entgegengesetzt verlaufenden kleinen Linien graviert sind (**Taf. 19, 3**).
Bearbeitungsspuren: Feilhiebe an den Außen- und Innenkanten des Spangenrahmens.
Gebrauchsspuren. – Kaum Abnutzung an der Nadel erkennbar, relativ stark an der Nadelöse. Die Abnutzung spricht für eine bevorzugte Ausrichtung der Nadel mit nach links weisender Spitze.
Ähnliche Objekte: Spange **Kat.-Nr. 17** (Durch querliegenden Dorn diagonal gestellte quadratische Grundform.)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 14 Nr. 12 Abb. 3a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 20
Ohne Inv.-Nr.
Spangennadel (**Taf. 19, 4-5**)
13.-14. Jahrhundert
Silber; 1,01 g; Länge 2,3 cm; Breite max. 0,4 cm; Materialstärke ca. 0,1 cm
Trapezförmige, spitz zulaufende silberne Nadel mit querverlaufendem Absatz als Übergang zwischen Nadel und Öse.
Herstellungstechnik: Aus einem silbernen Vierkantstab trapezförmig gefeilt.
Bearbeitungsspuren: Feilspuren, insbesondere auf der Rückseite (**Taf. 19, 6**).
Gebrauchsspuren: Abgebrochene Nadelöse; starke Abriebspuren auf der Unterseite der Nadelspitze, wo die Nadel ursprünglich auf einem Spangenrahmen auflag. Der Abrieb an der Nadelspitze lässt auf einen ca. 0,2 cm breiten, runden Spangenrahmen schließen.
Ähnliche Objekte: Nadel der Ringspange **Kat.-Nr. 2**.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 7 Nr. 3 Abb. 1; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 21
Inv.-Nr. V-1114 LMKuK
Fingerring (**Taf. 20, 1-2**)
12.-15. Jahrhundert
Gold, Perlen, Granat; 1,7 g; Rinomaß ca. 1,8 cm; Ringplatte Stärke ca. 0,05 cm, Durchmesser ca. 1,3 cm, Ringschiene Stärke ca. 0,1 cm
Kleiner Fingerring mit zwei (ursprünglich vier) Granaten und einer (ursprünglich vier) Perlen alternierend um einen größeren Stein gruppiert. Acht kleinere Kastenfassungen sind konzentrisch um die größere ovale, leicht konische Zarge angeordnet.
Herstellungstechnik: Die Ringplatte wurde aus einem geschmiedeten Goldblech geschnitten und gefeilt (**Taf. 20, 3**). Kleine parallelwandige Kastenfassungen wurden bündig mit der Außenkante abschließend auf die Ausbuchtungen der Ringplatte gelötet, wobei zwei Fassungen auf den abgeflachten Enden der halbrunden Ringschiene sitzen. Der verlorene Stein der mittleren Fassung ragte über die Zargenkante hinaus und wurde zusätzlich von vier rund gefeilten, seitlich an die mittlere Zarge gelöteten Krappen gehalten (**Taf. 20, 4**). Die in den leeren Fassungen erkennbare grau-weiße Füllmasse diente entweder dem Niveauausgleich oder als Klebmasse für die Steine oder beidem (**Taf. 20, 5**).
Bearbeitungsspuren: Die Kastenwand der großen Fassung ist bis hin zu den kleineren Fassungen mit Lot zugeschwemmt, viele Spuren schneidender und treibender Werkzeuge in diesem Bereich erkennbar.
Gebrauchsspuren: Leicht entrundete Ringschiene, fehlende Steine.
Ähnliche Objekte: Fingerring **Kat.-Nr. 22** (Konzentrisch um einen größeren angeordnete Steine, Grundplatte mit halbrunden Ausbuchtungen ausgeschnitten.)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 26 Nr. 27 Abb. 8; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7;Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 22
Inv.-Nr. V-1141 LMKuK
Fingerring (**Taf. 21, 1-2**)
12.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Bergkristall, Glas; 5,4 g; Ringmaß ca. 2 cm; Ringplatte Stärke 0,02 cm; Ringschiene Stärke ca. 0,1 cm
Fingerring mit fünf (ursprünglich sechs) grünen Glassteinen um einen größeren Bergkristall. Um die größere ovale Fassung sind sechs kleinere, kegelförmige Fassungen konzentrisch angeordnet, jeweils mit umlaufendem Perlband und dazwischen liegenden silbernen Halbkugeln.
Herstellungstechnik: Die Steinfassungen sind auf ein geschmiedetes Silberblech mit halbrunden Ausbuchtungen aufgelötet. Zwischen die Fassungen mit den mugelig geschliffenen grünen Glassteinen wurden im oberen Randbereich kleine, hohl gearbeitete Halbkugeln gesetzt und verlötet, darunter länglich-ovale Durchbrüche in die Ringplatte geschnitten. Die Fassungen wurden aus runden, mittig durchstoßenen Blechen hergestellt, die in eine kegelförmige Negativform getrieben wurden. Auf den jeweils überstehenden Rand wurden mit kleinen Punzen perlbandartige Verzierungen geschlagen (**Taf. 21, 3**). Vor

dem Fassen der Steine wurde der Ring feuervergoldet, die Zargen leicht aufgebogen, die Steine eingepasst und die Ränder der Fassung über der Steinrondiste angerieben. Die Kante der großen, mittigen Zarge wurde über dem Bergkristall schräg geschnitten (Glanzschnitt). Zwischen der Fassungskante und dem Bergkristall ist ein eingeschobenes Glasplättchen erkennbar, das dem Niveauausgleich dient (**Taf. 21, 4**). Auf der Rückseite des Rings ist ein aus einer Ronde aufgezogenes stumpfkegeliges Mittelstück zwischen Ringschiene und Ringplatte aufgelötet (**Taf. 21, 5**), um ein Durchbiegen der Ringplatte zu verhindern. Die an die Seiten des Kegels gelötete Ringschiene ist innen flach, außen facettiert.
Bearbeitungsspuren: Spannungsrisse im äußeren Randbereich der Ringplatte (**Taf. 21, 6**), feine Risse in den Fassungswänden, Feilspuren auf der Rückseite der Ringplatte.
Gebrauchsspuren: Kanten der Ringplatte bestoßen, abgebrochene Fassungskante an der mittleren Zarge.
Ähnliche Objekte: Ringfibel **Kat.-Nr. 13** (Anordnung der kleineren Fassungen um eine größere; Auswahl der Steine); Fingerring Kat.-Nr. 21 (Konzentrisch um einen größeren angeordnete Steine, Grundplatte mit halbrunden Ausbuchtungen ausgeschnitten.)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 26-27 Nr. 28 Abb. 8; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und 56 Nr. 41; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Berghaus 1954/1955, ohne Seitenangabe.

Kat.-Nr. 23
Inv.-Nr. V-1121 LMKuK
Fingerring (**Taf. 22, 1-3**)
Mitte 13.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Bergkristall, Glas; 5,1 g; Ringmaß 2 cm; Ringplatte Breite: 1,6 cm, Höhe: 0,75 cm, Stärke: 0,15 cm; Ringschiene Stärke ca. 0,15 cm
Fingerring mit zu stilisierten Drachenköpfen gestalteten Ringschultern, senkrecht gestellter Ringplatte und zweiteiligem weißem Stein (Dublette).
Herstellungstechnik: Der Mittelteil eines silbernen Vierkantstabes wurde zunächst in seiner Form belassen und rechts und links davon das Metall zu einer innen glatten und außen sechseckigen Ringschiene geschmiedet. Anschließend wurde der mittlere Teil zu einer hochgestellten, leicht geschweiften Ringplatte ausgeschmiedet und dem ellipsenförmigen Stein entsprechend ausgeschnitten (**Taf. 22, 4**). Durch einen Einschnitt in der Ringplatte wurde ein zwei Millimeter starker Blechstreifen eingeschoben, die Enden gespalten und zu je zwei Krappen gebogen und gefeilt. Die Ringschultern wurden mit Stichel und Punzen zu stilisierten Drachenköpfen (**Taf. 22, 5**) gestaltet (ziseliert und graviert) und auf der Rückseite entsprechend der Ringschiene zurecht gefeilt. Nasen und Augen der Drachen sind durch kleine aufgelötete Silberkügelchen (teilweise verloren) angedeutet. Die Enden der zweigeteilten Ringschiene wurden schräg gefeilt, angepasst und gegeneinander verlötet. Der Ring wurde vor dem Fassen der Dublette feuervergoldet. Der seitlich mit halbrunden, tief eingeschnittenen Facetten und einer geraden Abschlusskante versehene, oben liegende Bergkristall zeigt in der Aufsicht vier konkav geschwungene Seiten. Der darunter liegende Glasstein wurde seitlich angeschrägt, auf der Ober- und Unterseite plan geschliffen und im Gegensatz zu dem polierten Bergkristall nicht überarbeitet (**Taf. 22, 6**). Bei dieser Dublette befand sich zwischen Glasstein und Bergkristall ursprünglich ein ehemals farbiger, inzwischen stark verwitterter Lack oder Kleber (**Taf. 22, 7**). Ob dies der Edelsteinimitation oder lediglich dem Niveauausgleich und der Fixierung der Steinhälften diente, ist nicht eindeutig zu entscheiden. Nicht gänzlich auszuschließen ist ebenfalls, dass die Dublette in die ursprünglich für einen dickeren Stein vorgesehene Fassung eingebracht wurde.
Die vier Krappen reichen nur an die obere Kante des Steins, wohingegen die beiden vorspringenden Zacken der Ringplatte über die Steinrondiste greifen. Um dem Stein einen besseren Halt zu geben, wurden die Krappen teilweise zusammengelötet.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Ein später in den Ausschnitt eingepasstes, halbrundes Blech lässt darauf schließen, dass die Fassung ursprünglich für einen größeren Stein vorgesehen war.
Bearbeitungsspuren: Quer zur Ringschiene verlaufende Hammerschlagspuren auf der Ringplatte.
Gebrauchsspuren: Teilweise verlorene Silbergranalien an den Drachenköpfen, zahlreiche Schrammen und Kratzer auf der Außenseite der Ringschiene.
Ähnliche Objekte: Fingerring **Kat.-Nr. 24** (Drachenköpfe auf den Ringschultern; Montage des Schmucksteins)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 28 Nr. 31 Abb. 8; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und 56 Nr. 40; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; Fritz 1982, Abb. 317.

Kat.-Nr. 24
Inv.-Nr. V-1122 LMKuK
Fingerring (**Taf. 23, 1-3**)
Mitte 13.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Glas; 2,5 g; Ringmaß 2 cm; Ringplatte Breite: 1,3 cm, Höhe: 0,6 cm, Stärke: 0,1 cm; Ringschiene Stärke ca. 0,1 cm
Fingerring mit senkrecht gestellter Ringplatte und blauem, an der Oberfläche stark korrodiertem Glasstein (**Taf. 23, 4**). Die innen flache und außen zu einer Hohlkehle eingezogene Ringschiene ist auf der Außenseite mit einem mittig verlaufenden Perlband verziert und an den Ringschultern zu stilisierten Drachenköpfen gestaltet (**Taf. 23, 5**).

Herstellungstechnik: Die Ringschiene mit Drachenköpfen auf den Schultern und umlaufendem Perlband wurde gegossen, die Hohlkehle und Kanten nachträglich mit Stichel und Feile überarbeitet. Die schräg gefeilten Enden der Ringschiene wurden an die geschmiedete, hochgestellte und leicht in sich gebogene Ringplatte gelötet und diese ellipsenförmig, entsprechend der Länge und des Profils des Steines ausgeschnitten (**Taf. 23, 6**). Durch eine mittig angebrachte, 2 mm × 1 mm messende Aussparung wurde ein beidseits längs gespaltenes und zu halbrunden Krappen gefeiltes Blech rechtwinklig zur Ringplatte eingesteckt und verlötet. Vor dem Fassen des Steins wurde der Ring feuervergoldet.
Der mugelig geschliffene und an den Kanten facettierte blaue Glasstein wird von der Oberkante der Ringplatte sowie von je zwei, im oberen Bereich zusammengelöteten Krappen gehalten.
Bearbeitungsspuren: Gut erhaltene Gussstruktur im Bereich der Drachenköpfe.
Gebrauchsspuren: Ringschiene leicht verbogen.
Ähnliche Objekte: Fingerring **Kat.-Nr. 23** (Drachenköpfe auf den Ringschultern; Montage des Schmucksteins.)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 72; Tegethoff 2002, 27 Nr. 30 Abb. 8; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982, Abb. 317.

Kat.-Nr. 25
Inv.-Nr. V-1116 LMKuK
Fingerring (**Taf. 24, 1-3**)
13. Jahrhundert (doppelkonische Zarge)
Silber, vergoldet, Glas; 3,6 g; Ringmaß ca. 2,1 cm; Ringkopf Höhe 0,9 cm; Ringschiene Stärke max. 0,1 cm
Fingerring mit grünlichem Glasstein in einer Zargenfassung. Am Übergang von Schiene und Fassung ist ein sechslappiges Blatt angebracht. Die Ringschiene ist durch acht quer zum Ring verlaufende gravierte Doppelrippen in sieben gleich große Felder gegliedert, in denen je sechs diagonal geschnittene Linien entgegengesetzt den Linien im angrenzenden Feld verlaufen (**Taf. 24, 4**).
Herstellungstechnik:
Die Ringschiene wurde flach geschmiedet, graviert und im obere Drittel zu einem kleinen Grat gefeilt. Die flach gefeilten Enden der Ringschiene stoßen an den Boden der Zarge. Zur Vergrößerung der Lotfläche wurde zwischen Schiene und Zarge eine trapezförmige Unterlegscheibe seitlich an der Zarge angelötet, die von einem gepunzten, sechslappigen Blatt, das stegartig zwischen Zarge und Ringschiene gelötet ist, verdeckt wird (**Taf. 24, 5**). Die aus einem aufgezogenen doppelkonischen Blech bestehende Zarge endet unterhalb des Steins (**Taf. 24, 6**). Vor dem Fassen des Steins wurde der Ring feuervergoldet.
Der auf der Oberfläche stark korrodierte Glasstein, der vermutlich einen Smaragd imitieren sollte, wurde flach geschliffen und poliert. Wie das Röntgenbild zeigt, liegt der sehr flache Stein auf einer bleihaltigen Masse, die ca. zwei Drittel der Zarge ausfüllt. Ob die Füllmasse primär als Klebstoff, zum Niveauausgleich oder zur Leuchtkraftverstärkung diente, ist nicht zu entscheiden. – Bei der durch den Glasstein erkennbaren Struktur (**Taf. 24, 7**) könnte es sich um eine strukturierte Goldfolie handeln, die ggf. der Leuchtkraftverstärkung diente. Der Stein wird von der im oberen Drittel angedrückten Zarge sowie von vier, mit einer Mittelrippe und abgerundeten Enden versehenen, aufgelöteten Krappen gehalten.
Gebrauchsspuren: Stark deformierte Ringschiene, leicht abgenutzte Gravur.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 27 Nr. 29 Abb. 8; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und 56 Nr. 39; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Gross 1988, 92 Abb. 8; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246; Fritz 1982 Abb. 317.

Kat.-Nr. 26
Inv.-Nr. V-1115 LMKuK
Fingerring (**Taf. 25, 1**)
11.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet; 2,5 g; Ringmaß ca. 2 cm; Ringschiene Stärke ca. 0,1 cm; Ringplatte Stärke 0,07 cm; Durchmesser 1,15 cm
Fingerring mit kleeblattförmiger Ringplatte, fragmentierter Krappenfassung und im Querschnitt dreikantiger Ringschiene.
Herstellungstechnik: Die flach gefeilten Enden der im Querschnitt dreikantig gearbeiteten Ringschiene dienten der Vergrößerung der Kontaktfläche zum Auflöten der Ringplatte (**Taf. 25, 2**). Die geschmiedete Ringplatte wurde in Form eines vierblättrigen Kleeblattes ausgeschnitten und gefeilt. Die mittig aufgelötete Krappenfassung wurde aus einem kreuzförmig eingeschnittenen Blech hergestellt, das zu Krappen gebogen und gefeilt wurde. Vor dem Fassen des heute fehlenden, ursprünglich von den Krappen gehaltenen Schmucksteins wurde der Ring feuervergoldet.
Gebrauchsspuren: Leicht entrundete Ringschiene, zu einer Seite verkippte Ringplatte, zwei verdrückte und zwei unterhalb ihrer Rundung abgebrochene Krappen, fehlender Stein (**Taf. 25, 3**), fast gänzlich verschwundene Vergoldung, insbesondere auf der Innenseite der Ringschiene sowie auf der Rückseite und den Kanten der Ringplatte.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 25-26 Nr. 26; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 27
Inv.-Nr. V-1119 LMKuK
Fingerring (**Taf. 25, 4**)
Datierung (epigraphisch) um/wenig nach 1300
Silber; 1,2 g; Ringmaß ca. 2 cm; Materialstärke ca. 0,1 cm
Fragmentierter schlichter Fingerring mit innenseitiger gravierter Inschrift.
Inschrift: Bu. ca. 0,25 cm. – gotische Majuskel (**Taf. 25, 5**); Transkription O // Bruch \\ O L L O O LO I V
Die Majuskeln sind wenig detailliert ausgeführt, zudem oben und unten gekappt, sodass kein einheitlicher Buchstabentyp erkennbar ist. Dies erschwert die genauere zeitliche Einordnung zwischen 1250 und 1350. Wahrscheinlich ist eine Datierung um, bzw. wenig später als 1300.
Herstellungstechnik: Der Ring wurde aus einem Vierkantstab halbrund geschmiedet. Um die Innenseite zu gravieren, muss das entsprechende Werkzeug in sehr steilem Winkel geführt worden sein. Aufgrund der erkennbaren Lotnaht (**Taf. 25, 6**) ist davon auszugehen, dass der Ring ohne Ringplatte ausgeführt wurde, die Beschädigung also nicht auf das Herausbrechen einer Ringplatte zurückzuführen ist.
Gebrauchsspuren: Leicht entrundete Ringschiene, korrodiertes Silber an den Bruchkanten, durch Korrosion porige Silberoberfläche, zahlreiche Kratzer und Schrammen, insbesondere auf der Außenseite.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 25 Nr. 24; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 28
Inv.-Nr. V-1118 LMKuK
Fingerring (**Taf. 26, 1**)
12.-15. Jahrhundert
Silber; 1,8 g; Ringmaß nicht mehr zu ermitteln; Materialstärke 0,1 cm
Schlichter, unverzierter Fingerring, fragmentiert und stark entrundet.
Herstellungstechnik: Der Ring wurde aus einem Vierkantstab halbrund geschmiedet. Aufgrund einer fehlenden Lotnaht wäre denkbar, dass der Ring ursprünglich mit einer Ringplatte versehen war, die an den ehemaligen Lotstellen herausgebrochen wurde.
Gebrauchsspuren: Stark entrundete Ringschiene mit zahlreichen Kratzern und Schrammen, insbesondere auf der Außenseite, stark korrodiertes Silber an den Bruchkanten (**Taf. 26, 2**).
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 25 Nr. 25; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 29
Inv.-Nr. V-1117 LMKuK
Fingerring (**Taf. 26, 3**)
12.-15. Jahrhundert
Silber; 3,2 g; Ringmaß ca. 1,9 cm; Materialstärke ca. 0,1 cm;
Schlichter, unverzierter Fingerring mit rechteckigem Querschnitt
Herstellungstechnik: Der Ring wurde in einem Teil gegossen und die obere und untere Kante mit einem quer zum Ring geführten Hammer mit keilförmiger Schlagfläche überarbeitet.
Bearbeitungsspuren: Hammerschlagspuren (**Taf. 26, 4**)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 25 Nr. 23; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 30
Inv.-Nr. V-1109 LMKuK
Plattengürtel (**Taf. 27, 1-7**)
1. Hälfte 14.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Granat, Saphir, Zirkon; 67,5 g; Materialstärke 0,05 cm; Seitenlänge Einzelbleche 1,4 cm × 2,1/2,3 cm; erhaltene Gesamtlänge 33,7 cm; Höhe max. 0,9 cm
Zwölfgliedriges Plattengürtelfragment mit Granaten, Saphiren und einem Zirkon besetzt. Erhalten sind 25 Saphire, 24 Granate und 1 Zirkon (**Abb. 28, 1**), 5 Granate und 5 Saphire sind verloren. Die einzelnen rechteckigen Glieder sind durch Doppelösenscharniere beweglich miteinander verbunden, in heutiger Anordnung abwechselnd mit einem mittigen Granat und vier umgebenden Saphiren beziehungsweise mit einem mittigen Saphir und vier umgebenden Granaten besetzt. Zwischen Glied X und Glied XI wird dieser Wechsel unterbrochen. Auf den zwischen 1985 und 2004 veröffentlichten Gesamtaufnahmen ist eine von der heutigen abweichende Anordnung der Glieder erkennbar, auf der Gesamtaufnahme bei Aschoff 1993,576 ist zudem ein Blechfragment als dreizehntes Gürtelglied angelegt.
Herstellungstechnik (**Abb. 75**): Jedes Gürtelglied besteht aus einem rechteckigen Blech mit einem aufgelöteten, bündig mit der Blechkante abschließenden Rahmen aus vier gekerbten Silberdrähten auf der Ansichtsseite. Die Kerbdrähte wurden in einer Wachsform gegossen. Glatte Drähte der selben Stärke wurden zu einer Doppelrippe zusammengesetzt und entlang der Längskante auf der Blechrückseite angelötet (**Taf. 28, 2**). Die Drähte enden beidseitig in starren Ösen. Dazwischen wurden vier bewegliche Doppelösen aus je zwei Drähten mit eingerollten und zusammengelöteten Enden gesetzt (**Taf. 28, 3**). Die Ösen werden durch an den Enden flach geklopfte vergoldete Silberstifte fixiert (**Taf. 28, 4**).

Jedes Glied ist mit einer großen und vier kleinen Kastenfassungen besetzt. Alle Fassungen wurden jeweils auf einen Nietstift gelötet, sodass sie ca. 3 mm hoch über der Bodenplatte sitzen. Die freiliegenden Niete der kleinen Fassungen wurden mit offenen Blechhülsen umwickelt, die der größeren Fassungen durch zwei kelchförmige, aus runden Blechen ausgeschnittene Zierscheiben verdeckt. Die Kante der oberen Zierscheibe wurde jeweils zackenartig gefeilt, die untere blattspitzenförmig gestaltet. Beide wurden aufgetieft, durchstoßen und zusammen mit der Kastenfassung vernietet. Der gesamte Gürtel wurde vor dem Fassen der Steine feuervergoldet und erstaunlich stark poliert.
Bearbeitungsspuren: Gusshaut und Gusslunker sind in Vertiefungen des gekerbten Drahtes erkennbar, ebenso ein Gussfehler an Glied 12 (**Taf. 28, 5**).
Gebrauchsspuren: Mindestens zwei Reparaturphasen sind anhand der Scharnierstifte erkennbar: 3 Messingstifte (**Taf. 28, 6**) repräsentieren evtl. eine mittelalterliche Reparaturphase, 6 Silberstifte mit gefeilter Oberfläche (**Taf. 28, 7**) und 2 Silberstifte mit geschlitzten Enden (**Taf. 28, 8**) zeugen wahrscheinlich von mindestens einer neuzeitlichen Reparatur. Durch massive Gewalteinwirkung abgehobenes Blech an Glied I (**Taf. 28, 9**), starke Abnutzung der Bleche an den Scharnieren, mehrere Ausflickungen erkennbar, an Glied XI Beschädigung der Fassung von Stein Nr. 45 (**Taf. 28, 10**), wohl beim Versuch, den Stein herauszuhebeln entstanden.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 23-25 Nr. 22 Abb. 7; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246.

Kat.-Nr. 31
Inv.-Nr. V-1139 LMKuK
Riemenschieber (**Taf. 29, 1-3**)
1. Hälfte 13.-2. Hälfte 14. Jahrhundert
Silber, vergoldet; 4,1 g; Ansichtsseite Höhe: 1,9 cm, Breite: 0,5 cm, Höhe der Figur: 1,2 cm; Rahmen Seitenteile 1,4 cm × 0,5 cm, Rückseite 1,6 cm × 0,5 cm, Materialstärke ca. 0,1 cm; Tiefe insgesamt: 1,4 cm, zwischen Vorderseite u. Rundstab: 0,9 cm, zwischen Rundstab u. Rückseite: 0,15 cm; Ring Durchmesser: ca. 1,1 cm, Stärke: ca. 0,15 cm
Riemenschieber mit rechtstordiertem Ring. Die Ansichtsseite zeigt eine in einen Rahmen eingestellte Engelsdarstellung in einem langen, fließenden Gewand (**Taf. 29, 4**).
Herstellungstechnik: Nicht eindeutig zu klären ist, ob der Riemenschieber aus vier oder sechs Einzelteilen zusammengesetzt wurde, da auch auf den Röntgenbildern keine klar erkennbaren Lotnähte zu sehen sind. Der trapezförmige Rahmen wurde entweder aus vier Silberblechstreifen zusammengelötet, oder aus einem 5 cm langen und 0,5 cm breiten Blechstreifen gebogen. In letzterem Fall wären die Ecken eingefeilt, gebogen, zur Sicherung mit Lot verstärkt und anschließend die Blechkanten schräg gefeilt worden. Die Ansichtsseite mit dem figürlichen Relief wurde gegossen und in den Rahmen des Riemenschiebers gelötet. Sieben Durchbrüche entlang des Gewandes und des Kopfes waren bereits im Model angelegt, erkennbar an Gußnähten, der achte Durchbruch ist lediglich als Vertiefung im Blech angedeutet (Gußfehler). Die Seitenteile wurden im hinteren Drittel durchbohrt, ein zylindrischer Rundstab durchgeführt, an einer Seite lose vernietet, an der anderen zu einer Öse gearbeitet, in der ein kleiner, rechtstordierter Ring hängt. Der gesamte Riemenschieber wurde feuervergoldet.
Bearbeitungsspuren: Gußnähte und Gußfehler an der Engelsfigur; Löt- und Feilspuren; unversäuberte Metallspäne am Bohrloch der Öse (**Taf. 29, 5**).
Gebrauchsspuren: Sehr starke Abnutzung an der Ringöse und am Ring
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 29 Nr. 32 Abb. 9; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 32
Inv.-Nr. V-1140 LMKuK
Emailzierscheibe (**Taf. 30, 1-2**)
12.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Email; 4,7 g; Durchmesser 2,5 cm; Materialstärke mittig ca. 1,1 mm, außen ca. 1,0 mm
Runde silberne, auf der Ansichtsseite vergoldete Zierscheibe, ohne Broschierung oder Lötspuren auf der Rückseite und im Randbereich. Im Zentrum des geometrisch mit einem Zirkel aus einem Hexagon konstruierten und zweifarbig in rot und blau emaillierten Musters ist ein Drache dargestellt, in den Zwickeln erscheinen stilisierte Dreiecksblüten. Die Verzierung wird nach außen hin von einem umlaufenden blauen Emailband begrenzt.
Herstellungstechnik: Die Scheibe wurde aus einem leicht aufgetieften Silberblech rund ausgeschnitten. Röntgenbilder zeigen, dass mit einem Stichel rund um die feingliedrige Darstellung Gruben von höchstens 0,3 mm Tiefe mit erstaunlicher Präzision graviert wurden und es sich bei der Emailtechnik somit ausschließlich um Grubenschmelz handelt. Winzige Punzen mit spitzwinkligem, dreikantigem Querschnitt verzieren das Gefieder des Drachen. Aus der Grundplatte mit einem Spitzstichel herausgestochene und hochgestellte Späne bilden die Silberpünktchen auf dem umlaufenden blauen Emailband. Für die Schmelze wurde opakes rotes und blaues Email verwendet, das bedingt durch die differierende Grubentiefe unterschiedliche Helligkeitsgrade aufweist. Das unregelmäßig dick aufgebrachte Email wurde anschließend überschliffen und poliert, wie an einigen Mulden in der Emailoberfläche zu sehen ist. Die vor dem Emaillieren aufgebrachte Feuerver-

goldung beschränkt sich auf die Ansichtsseite und läuft auf der Rückseite aus.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Inhomogen geschmolzene Glasmatrix des roten Emails; Entfärbung des Emails an den Kontaktflächen zum Metall durch Redoxreaktion beim Herstellungsprozess (**Taf. 30, 3**).
Bearbeitungsspuren: Schmiede- und Schleifspuren auf der Rückseite (**Taf. 30, 4**).
Gebrauchsspuren: Gestauchte Kanten, die auf eine Fassung hindeuten; Kratzer und eine deutliche Beschädigung im Drachengefieder (**Taf. 30, 5**).
Ähnliche Objekte: Ringspange **Kat.-Nr. 7** (Emailstruktur und Entfärbung durch Redoxreaktion beim Herstellungsprozess)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 20-22 Nr. 20 Abb. 6; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 569 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Katalog Zürich 1991, 273 Abb. 144b; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246.

Kat.-Nr. 33
Inv.-Nr. V-1120 LMKuK
Ring (**Taf. 31, 1**)
12.-15. Jahrhundert
Silber; 1,2 g; Durchmesser innen ca. 2,1 cm; Materialstärke ca. 0,16 cm
Schlichter Ring aus Perldraht, dessen Außenseite glatt überfeilt und die Oberfläche leicht abgeplattet wurde.
Gebrauchsspuren: Ring leicht entrundet; starker Abrieb an zwei sich gegenüber liegenden Stellen auf der Oberseite (**Taf. 31, 2**).
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 31 Nr. 34; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 34
Inv.-Nr. V-1135 LMKuK
»Herzförmiger« Aufnähschmuck/Anhänger (**Taf. 31, 3-5**)
12.-15. Jahrhundert
Silber, vergoldet, Glas; 3,1 g; Materialstärke 0,4 mm; Länge ca. 2,6 cm; Breite max. 2,2 cm
Herzförmiges Schmuckstück mit vier Glassteinen in Kastenfassungen und filigranem Dekor.
Herstellungstechnik: Das herzförmige Grundblech wurde aus einem ca. 0,4 mm starken Silberblech ausgeschnitten und von einem 0,85 mm breiten, mit einer Feile scharf gekerbten Blechstreifen umrahmt, der an manchen Stellen auf der Unterseite nicht exakt mit dem Grundblech abschließt. Zwischen die vier aufgelöteten Kastenfassungen wurden scharf gekerbte Blechstreifen aufgebracht, die verschnörkelt auf die Grundplatte und teilweise aneinander gelötet wurden, sodass sie ein ursprünglich wahrscheinlich mit Email gefülltes Zellenwerk bildeten. In diesem Fall könnte für die Befestigung der Granalien auf den Blechstreifen das Grundemail als Reaktionslot gewirkt haben. Beide Seiten des Schmuckstücks wurden vor dem Fassen der Steine feuervergoldet. Die Bögen sowie die abgebrochene Spitze der Grundplatte sind mit feinen Bohrungen versehen, die auf eine Verwendung als Aufnähschmuck hindeuten.
Herstellungstechnische Besonderheiten: Die Granalien liegen teilweise neben den für sie vorgesehenen Schnörkeln auf den Blechstreifen (**Taf. 31, 6**), was durch die Aufbringung auf das noch plastische Email erklärt werden könnte; ein eingeschobener Blechstreifen/Blechklammer (**Taf. 31, 7**) in der Nähe des grünen Glassteins diente zur Vergrößerung der Kontaktfläche beim Löten; ungleich gebohrte Löcher in den Rundungen der Grundplatte im Vergleich zu demjenigen an der Spitze, erkennbar an den Graten um die Bohrlöcher auf der Rückseite (**Taf. 31, 8**).
Gebrauchsspuren: Feuervergoldung auf der Rückseite nur noch in Resten vorhanden; abgebrochene Spitze.
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 22 Nr. 21 Abb. 5a; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7 und 56 Nr. 38; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten; Katalog Zürich 1991, 273 Abb. 144c; von Wilckens 1985, 309 Abb. 246.

Kat.-Nr. 35
Inv.-Nr. V-1142 LMKuK
Schließe (**Taf. 32, 1-3**)
13.-16. Jahrhundert
Silber, Seidenreste; 4,7 g; Länge 5,4 cm; Breite 0,4-0,5 cm; Höhe 0,3 cm; Schnallendurchmesser innen ca. 0,6 cm, außen ca. 1,1 cm; Länge des Schlitzes ca. 0,8 cm
Schließe mit einem aus vier ca. 0,5 mm starken und 48 mm langen Silberblechen zusammengelöteten Beschlag, dessen eines Ende mit einer Schnalle versehen ist und das offene Ende mit einem ca. 0,8 mm tiefen Schlitz in dem Reste eines Seidengewebes erhalten sind (**Taf. 32, 4**). Es handelt sich um einen ungleichseitigen Eingratköper, der in doppelter Lage erhalten ist und das Fragment einer Seidenborte darstellt. Bei dem Faden der einen Webrichtung handelt es sich um einen einstufigen S-gedrehten Zwirn mit einer Stärke von 0,2 mm bei einer Webdichte von 30 Fäden auf einen cm. Beim Faden der anderen Webrichtung handelt es sich um einen mehrstufigen S-gedrehten Zwirn mit einer Stärke von 0,4 mm bei einer Webdichte von 12 Fäden pro cm.
Herstellungstechnik: Der Beschlag wurde aus zwei 4 mm breiten u-förmigen Blechen mit dazwischen gelöteten 3 mm breiten Blechstreifen hergestellt. In das offene Beschlagende wurde ein 8 mm langer und 2 mm breiter Schlitz geschnitten, der anscheinend die Funktion einer

Zwinge erfüllte, zur Fixierung einer Seidenborte in Köperbindung, die in Resten erhalten ist und ehemals durch einen Nietstift, knapp unterhalb des sichelförmig ausgeschnittenen Beschlagendes gehalten wurde. In die gegenüber liegende Beschlagseite wurde eine 2 mm breite und 3 mm lange Aussparung zur Aufnahme der Öse des Nadeldorns geschnitten. Der halbrunde Schnallenbügel wurde an den Enden flach geschmiedet und mit einer Bohrung versehen, durch welche eine Achse für den Schnallendorn geschoben wurde. Um diese Achse wurden die schmalen Blechstreifen des Beschlags herum gebogen und auf Stoß gelötet. Die Achse wurde vernietet und der Schnallenbügel zusätzlich an die Seitenbleche angelötet.
Ein kleines trapezförmiges Blech, das auf die Rückseite des bereits ursprünglich sehr kurzen Dorns gelötet wurde (**Taf. 32, 5**), verhindert das Durchrutschen des Dorns womit jedoch die Funktion als Schnallenverschluss verloren geht. Durch eine entsprechende Aussparung im Schnallenbügel schließt das Blech mit der Schnallenrückseite bündig ab.
Gebrauchsspuren: Offenes Beschlagende abgebrochen; Rest von Seidengewebe in Beschlagschlitz; Abnutzung auf der Schnallenaußenseite stark, auf der Innenseite nur leicht und auf eine Rahmenhälfte begrenzt (von der Vorderseite aus gesehen auf der oberen Hälfte bei nach rechts weisender Dornspitze).
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 29-31 Nr. 33 Abb. 9; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

Kat.-Nr. 36
Inv.-Nr. V-1143 LMKuK
Bergkristallperle (**Taf. 33, 1-2**)
13.-15. Jahrhundert (Hohlschliff)
Quarz (Bergkristall), Pflanzenfasern; 4,84 g, Durchmesser 1,73 cm; Höhe 1,27 cm; Durchmesser der Bohrung 0,5 cm
Perle aus Bergkristall mit Olivenschliff verziert und mittiger zylindrischer, oben und unten leicht ausgeflinster Bohrung. In der Bohrung sind Textilfasern erhalten (**Taf. 33, 3**).
Herstellungstechnik: Die Oberfläche ist verziert mit über sechs Ebenen gleichmäßig verlaufenden, olivenförmigen Hohlschliffen. Nach dem Schleifen wurde die Perle auf Hochglanz poliert. Die Reste der Perlschnur in der Bohrung bestehen aus relativ feinen, pflanzlichen Fasern z-gedrehten Garns.
Bearbeitungsspuren: Schliffspuren in den Vertiefungen (**Taf. 33, 4**)
Literatur: Prokisch u. a. 2004a, 819 Abb. 96; Katalog Speyer 2004, 27; Tegethoff 2002, 31 Nr. 35; Katalog Colmar 1999, 22 Abb. 7; Heinemeyer 1995, 568 Abb. 290; Aschoff 1993, 576; Ilisch 1991, 17 unten.

LITERATUR

Abel 1935: Wilhelm Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom 13. bis zum 19. Jh. (Berlin, Hamburg 1935).

Akerman 1855: John Yonge Akerman, Account of Silver Rings and Coins discovered near Worcester. Archaeologia 36, 1855, 200-202.

Alaiba 2002: Ruxandra Alaiba, Tezaurul de la Schinetea, Jud. Vaslui. Arh. Medievală 4, 2002, 117-180.

Aleksandrov 1984: Georgi Aleksandrov, Trésor médiéval bulgare de Mihajlovgrad. Arheologija [Sofija] 1984/1, 29-38.

Alper 2003: Götz Alper, »Johanneser Kurhaus«. Ein mittelalterlicher Blei-/Silbergewinnungsplatz bei Clausthal-Zellerfeld im Oberharz. Math. Ur- u. Frühgesch. Niedersachsen A 32 (Rahden/Westfalen 2003).

2005: Götz Alper, Eine mittelalterliche Feinschmiedewerkstatt in der Braunschweiger Altstadt. Arch. Niedersachsen 8, 2005, 70-74.

Alram 2000: Michael Alram, Die mittelalterlichen Münzschatzfunde in Österreich 1991-1996. In: Kluge/Weißer 2000, 1002-1005.

Alram/Winter/Metlich 1997: Michael Alram / Heinz Winter / Michael Metlich, Ein mittelalterlicher Münzschatz des 15. Jahrhunderts aus St. Valentin in Niederösterreich. Num. Zeitschr. 104/105, 1997, 109-185.

Alram u. a. 2004: Michael Alram / Hubert Emmerig / Bernhard Prokisch / Heinz Winter, Der numismatische Anteil des Schatzfundes von Fuchsenhof. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 43-93.

Alsdorf 2003: Dietrich Alsdorf, Die Brandgrube des Kreisleiters. Arch. Niedersachsen 6, 2003, 82-83.

Andersson 1983: Aron Andersson, Medieval Drinking Bowls of Silver found in Sweden (Stockholm 1983).

Anheuser 1999: Kilian Anheuser, Im Feuer vergoldet. Geschichte und Technik der Feuervergoldung und der Amalgamversilberung. AdR-Schrr. Restaurierung u. Grabungstechnik 4 (Stuttgart 1999).

Antonowa 1964: Wera Antonowa, Parures médiévales du Musée régional de Kolarovgrad. Archeologija [Sofija] 1964/2, 45-52.

Arens 1958: Fritz Viktor Arens, Die Inschriften der Stadt Mainz von frühmittelalterlicher Zeit bis 1650. Die Deutschen Inschriften. Heidelberger R. 2 (Stuttgart 1958).

Arminjon/Muel 1984: Catherine Arminjon / Francis Muel, Un ensemble exceptionnel d'Orfèvrerie civile médiévale: Le Trésor de Coëffort. Bull. Monumental 142/1, 1984, 9-158.

Arndt 1996: Betty Arndt, We eyn nyge hus buwet… Städtische Häuser mit Beispielen aus Göttingen. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 506-517.

Arnold 1991: Paul Arnold, Die drei Groschenfunde von Ponickau (Lkr. Großenhain), Mutzschen (Lkr. Grimma) und Goldbach (Lkr. Bischofswerda). Arbeits- u. Forschber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 34, 1991, 263-324.

Aschoff 1979: Diethard Aschoff, Das Pestjahr 1350 und die Juden in Westfalen. Westfäl. Zeitschr. 129, 1979, 57-67.

1993: Diethard Aschoff, Die Juden in der ständischen Gesellschaft. In: Jakobi 1993a, Bd. 1, 575-593.

Auffermann 2001: Bärbel Auffermann, Schutzhütte, Abfallhaufen und Kathedrale. In: Daim/Kühtreiber 2001, 221-223.

Babb 1997: Linda Babb, A Thirteenth-century Brooch Hoard from Hambleden, Buckinghamshire. Medieval Arch. 41, 1997, 233-236.

Bachmann/Bachmann 1980: August Bachmann / Elfriede Bachmann, Bevern bei Bremervörde. Geschichtlicher Überblick und Quellenveröffentlichung. Rotenburger Schr. Sonderbd. 27 (Rotenburg/Wümme 1980).

Bärenfänger 2004: Rolf Bärenfänger, Der Kirchenschatz vom Kloster Barthe. Arch. Niedersachsen 7, 2004, 61-63.

Bahrfeldt 1890: Emil Bahrfeldt, Der Münzfund von Aschersleben. Ein Beitrag zur Denarkunde des XIII. und XIV. Jahrhunderts (Berlin 1890).

1911: Emil Bahrfeldt, Der Denarschatz von Gransee. Berliner Münzbl. 32, H. 109/110, 1911, 646-649 u. 4-10.

Bahrfeldt/Reinecke 1913: Emil Bahrfeldt / Wilhelm Reinecke, Der Bardewiker Münzfund (Berlin 1913).

Balzer 1993: Manfred Balzer, Die Stadtwerdung – Entwicklungen und Wandlungen vom 9. bis 12. Jahrhundert. In: Jakobi 1993a, Bd. 1, 53-89.

Bara 1944: Aline Bara, Trois objets en argent de la trouvaille de Liège de 1921. Bull. Mus. Royaux Art et Hist. 1944/3-4, 83-88.

Barsali 1966: Isa Belli Barsali, European Enamels (London, New York, Sydney, Toronto 1966).

Baßeler/Heinrich/Koch 1990: Ulrich Baßeler / Jürgen Heinrich / Walter Koch, Grundlagen und Probleme der Volkswirtschaft. Didaktische Reihe Ökonomie[12] (Köln 1990).

Bauer 1929: Nikolaus Bauer, Die Silber- und Goldbarren des russischen Mittelalters. Eine archäologische Studie. Teil 1. Num. Zeitschr. 22, 1929, 77-120.

1931: Nikolaus Bauer, Die Silber- und Goldbarren des russischen Mittelalters. Eine archäologische Studie. Teil 2. Num. Zeitschr. 24, 1931, 61-100.

Baumeister 2004: Martin Baumeister, Metallrecycling in der Frühgeschichte. Würzburger Arb. Prähist. Arch. 3 (Rahden/Westf. 2004).

Bendixen 1992: Kirsten Bendixen, Coin-Circulation, coin policy and the function of coins in Denmark, from around 1050 to around 1241. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 154-156.

Bérenger 2002: Daniel Bérenger, Metalldetektoren, Metallsondengänger und Schatzsucher in OWL. Wie geht man damit um? Arch. Ostwestfalen 7, 2002, 64-68.

Bergdolt 1994: Klaus Bergdolt, Der schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters (München 1994).

Berghaus 1951: Peter Berghaus, Fundmeldung. Schweizer Münzbl. 7, 1951, 73.

1952a: Peter Berghaus, Bitte um Hilfe. Num. Nachrichtenbl. 1, 1952, 10.

1952b: Peter Berghaus, Neue westfälische Münzschatzfunde. Westfalen 30, 1952, 175-184.

1952c: Peter Berghaus, Ein 1434 gehobener Silberbarrenfund aus der Gegend von Paderborn. Berliner Num. Zeitschr. 1, 1949/52, 20-24.

1954/1955: Peter Berghaus, Münzschatzfunde aus der Altstadt Münsters. In: Kultur in Münster 1954/1955, ohne Seitenangabe.

1961: Peter Berghaus, Der mittelalterliche Goldschatzfund aus Limburg/Lahn. Nassau. Ann. 72, 1961, 31-46.

1980a: Peter Berghaus, Westfalen und seine Nachbarlandschaften. In: Katalog Münster 1980, Bd. I, 13-19.

1980b: Peter Berghaus, Zeugnisse der westfälischen Hansebeziehungen aus Gotland. In: Katalog Münster 1980, Bd. II, 167.

Berghaus u. a. 1969: Peter Berghaus / R. H. Michael Dolley / Ulla S. Linder Welin / Brita Malmer / Erik Nylén / Nils Ludvig Rasmusson, Gotlands största silverskatt funnen vid Burge i Lummelunda. Särtryck ur Gotländskt arkiv (o. O. 1969).

Berlin 1982: Manfred Berlin, Die Restaurierung der Silberbarren. In: Bernhard Korzus (Hrsg.), Kloster tom Roden. Eine archäologische Entdeckung in Westfalen [Ausstellungskat.] (Münster 1982) 121-122.

Bernard 1983: Jacques Bernard, Handel und Geldwesen im Mittelalter 900-1500. In: Cipolla/Borchardt 1983, 177-217.

Berthold 2008: Jens Berthold, Edle Steine, edler Befund – Eine hochmittelalterliche Bergkristallwerkstatt in Köln. In: Walter Melzer (Hrsg.), Archäologie und mittelalterliches Handwerk – Eine Standortbestimmung. Soester Beiträge zur Archäologie 9 (Soest 2008) 267-283.

Berwinkel 2003: Holger Berwinkel, Schatzglaube und Verwaltung. Hess. Jahrb. Landesgesch. 53, 2003, 71-94.

Biddle 1990: Martin Biddle, Object and economy in medieval Winchester. Winchester Stud. 7 (Oxford 1990).

Biel 1993: Jörg Biel, Sondengänger und Archäologische Denkmalpflege. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1993/1, 176-178.

Biermann 2005: Felix Biermann, Chinesische Seide und Oostburger Gewebe – Spätmittelalterlicher Tuchhandel in Mecklenburg-Vorpommern. In: Jöns/Lüth/Schäfer 2005, 107-110.

Bischop 2003: Dieter Bischop, Drei Kirchen, ein Schatz. Arch. Deutschland 2003/5, 42.

Blaschitz 2000: Gertrud Blaschitz, Schrift auf Objekten. In: Horst Wenzel / Wilfried Seipel / Gotthart Wunberg (Hrsg.), Die Verschriftlichung der Welt. Bild, Text und Zahl in der Kultur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Schr. Kunsthist. Mus. 5 (Wien 2000) 145-180.

2001: Gertrud Blaschitz, Die Schwänke des Neithart Fuchs. Eine Vogelmetapher. In: Alexander Schwarz / Laure Abplanalp Luscher (Hrsg.), Textallianzen am Schnittpunkt der germanistischen Disziplinen. Textanalyse Univ. u. Schule 14 (Bern 2001) 351-366.

2003: Gertrud Blaschitz, Wort und Bild auf Realien. Ein Versuch zur Systematik von Inschriften. In: Karl Brunner / Gerhard Jaritz (Hrsg.), Text als Realie. Veröff. Inst. Realienkde. Mittelalter u. Frühe Neuzeit 18 (Wien 2003) 263-296.

Blaschitz/Krabath 2004: Gertrud Blaschitz / Stefan Krabath, Schmuck im mittelalterlichen Alltag unter besonderer Berücksichtigung des Schatzfundes von Fuchsenhof. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 735-774.

Blaschitz/Schedl 2000: Gertrud Blaschitz / Barbara Schedl, Die Ausstattung eines Festsaales im mittelalterlichen Wien. Eine ikonologische und textkritische Untersuchung der Wandmalereien des Hauses »Tuchlauben 19«. In: Gertrud Blaschitz (Hrsg.), Neidhartrezeption in Wort und Bild. Medium aevum quotidianum, Sonderband X (Krems 2000) 84-111.

Blaschitz u. a. 1992: Gertrud Blaschitz / Helmut Hundsbichler / Gerhard Jaritz / Elisabeth Vavra (Hrsg.), Symbole des Alltags, Alltag der Symbole. Festschrift für Harry Kühnel zum 65. Geburtstag (Graz 1992).

Blomkvist 1974: Nils Blomkvist, Handelsplätze und Silberschatzfunde auf Öland in der Zeit von 800 bis 1200. Zeitschr. Arch. Mittelalter 2, 1974, 63-74.

Blomqvist 1947: Ragnar Blomqvist, Spännen och söljor. Kulturen 1947, 120-155.

Blume 1996: Herbert Blume, Die Sprachenvielfalt des 15. und 16. Jahrhunderts im geographischen Bereich des Sächsischen Städtebundes. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 545-556.

Bobtchéva 1967: Liubka Bobtchéva, Kolektivna nakhodka ot srednovekovni moneti i nakiti ot Nos Kaliakra [Decouverte collective de monnaies et d'ornements medievaux au Cap Caliacra]. Izv. Narod. Muz. Varna 18/3, 1967, 223-226.

Bockisch-Bräuer u. a. 1996: Christine Bockisch-Bräuer / John P. Zeitler (Hrsg.), Kulthöhlen. Funde, Deutungen, Fakten [Ausstellungskat.] (Nürnberg 1996).

Borger 1993: Hugo Borger, Einführung in die Problematik und Zielsetzung des Kolloquiums. In: Heinz Günter Horn / Hiltrud Kier / Jürgen Kunow / Bendix Trier (Hrsg.), Archäologie und Recht. Was ist ein Bodendenkmal? (Mainz ²1993) 6-10.

Bott 1982: Gerhard Bott, Ländlicher Schmuck aus Deutschland, Österreich und der Schweiz [Ausstellungskat.] (Nürnberg 1982).

Brand/Lammers 2004: Brigitte Brand / Dieter Lammers, Schmiede und Buntmetallgießer in einem Handwerkerviertel der Bielefelder Altstadt. In: Melzer 2004, 89-98.

Brandt 1988: Michael Brandt, »... und geziehret mit Edelgesteinen«. Zur großen Madonna im Hildesheimer Domschatz. In: Martin Gosebruch / Frank Neidhart Steigerwald (Hrsg.), Bernwardinische Kunst. Bericht über ein wissenschaftliches Symposium in Hildesheim vom 10.10. bis 13.10.1984 (Göttingen 1988) 195-210.

1993: Michael Brandt, Archäologische Funde und ihr Stellenwert aus der Sicht des Münzhändlers. Denkmalpfl. Baden-Württemberg 1993/1, 182-184.

Brann 1907: Marcus Brann, Ein mittelalterlicher Siegelring mit hebräischen Inschriften. Jahrb. Schles. Mus. Kunstgewerbe u. Alt. 4, 1907, 63-65.

Brather 2004: Sebastian Brather, Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. RGA Ergbde. 42 (Berlin, New York 2004).

Brepohl 1992: Erhard Brepohl, Werkstattbuch Emaillieren. Technik und künstlerische Gestaltung (Augsburg 1992).

1994: Erhard Brepohl, Theorie und Praxis des Goldschmieds (Leipzig [10]1994).

1999: Erhard Brepohl, Theophilus Presbyter und das mittelalterliche Kunsthandwerk. Gesamtausgabe der Schrift De Diversis Artibus in zwei Bänden (Köln, Weimar, Wien 1999).

Brewis 1926: Parker Brewis, Six Silver Ring-brooches of the fourteenth Century from North-Umberland. Arch. Aeliana Ser. 4, 4, 1926, 104-108.

Breyvogel 2003: Bernd Breyvogel, Silberbergbau und Silbermünzprägung am südlichen Oberrhein im Mittelalter. Schr. Südwestdt. Landeskde. 49 (Leinfelden-Echterdingen 2003).

Brinckmann 1867: Justus Brinckmann, Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Sculptur von Benvenuto Cellini (Leipzig 1867).

Brinker 1991: Claudia Brinker, Die Stellung der Frau: Ideal und Wirklichkeit. In: Katalog Zürich 1991, 133-147.

Brüggen 1989: Elke Brüggen, Kleidung und Mode in der höfischen Epik des 12. und 13. Jahrhunderts. Euphorion Beih. 23 (Heidelberg 1989).

Brunner 2004: Karl Brunner, Einführung in den Umgang mit Geschichte (Wien ^{4}2004).

2007: Karl Brunner, Der Schatz und die Motten. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 21-33.

Buchholz 1906: Rudolf Buchholz, Schatzfund von Treuenbrietzen. Brandenburgia 14, 1906, 35-38.

Buck/von Bahrfeldt 1937: Heinrich Buck / Max von Bahrfeldt, Die Münzen des Bistums und der Stadt Hildesheim. Münzen Stadt Hildesheim 2 (Hildesheim, Leipzig 1937).

Bühler 2004a: Birgit Bühler, Metallurgie und Technologie. Einführung. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 323-324.

2004b: Birgit Bühler, Feinschmiedetechnische Untersuchungen auf der Oberfläche der Schmuckstücke aus dem Schatzfund von Fuchsenhof. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 375-414.

Bühnen 2003: Stephan Bühnen, Kultur und Kulturen. In: Veit u. a. 2003, 491-514.

Burkart 2005: Lucas Burkart, Schatz und Schatzbildung. Reflexionen zu disziplinärem Interesse und interdisziplinärem Zugang. In: Lucas Burkart / Philippe Cordez / Pierre Alain Mariaux / Yann Potin, Le trésor au Moyen Âge. Questions et perspectives de recherche (Neuchâtel 2005) 1-25.

Burmeister 2003: Stefan Burmeister, Die Herren der Ringe: Annäherung an ein späthallstattzeitliches Statussymbol. In: Veit u. a. 2003, 265-296.

Buttinger 2006: Sabine Buttinger, Das Mittelalter (Stuttgart 2006).

Bůžek 2007: Václav Bůžek, Wertgegenstände als Medien zur Inszenierung des sozialen Status im bürgerlichen und adeligen Milieu zu Beginn der Neuzeit. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 269-287.

Cahn 1966: Erich B. Cahn, Der Brakteatenfund vom «Schönen Haus» in Basel. Jahresber. Hist. Mus. Basel 1966, 29-51.

Callander 1924: J. Graham Callander, Fourteenth-century brooches and other ornaments in the National Museum of Antiquities of Scotland. Proc. Soc. Ant. Scotland 58, 1924, 160-184.

Caple 2001: Chris Caple, Overview – Degradation, Investigation and Preservation of Archaeological Evidence. In: Don R. Brothwell / A. Mark Pollard, Handbook of Archaeological Sciences (Chichester, New York, Weinheim, Brisbane, Singapore, Toronto 2001) 587-593.

Carelli 1999: Peter Carelli, Exchange of commodities in medieval Lund – patterns of trade or consumption? In: Gläser 1999, Bd. II, 469-491.

2006: Peter Carelli, Craft in medieval Lund – production for household requirements, specialization and mass production. In: Gläser 1999, Bd. V, 539-551.

Cellini 1974: Benvenuto Cellini, Abhandlungen über die Goldschmiedekunst und die Bildhauerei. Übersetzt von Ruth und Max Fröhlich (Basel 1974).

Chadour 1985: Anna Beatriz Chadour, Zum Stand der Schmuckforschung – Methode und Geschichte. In: Katalog Köln 1985, Bd. 1, 60-69.

Cherry 1973: John Cherry, The Medieval Jewellery from the Fishpool, Nottinghamshire, Hoard. Archaeologia 104, 1973, 307-321.

1983: John Cherry, A medieval Gold Brooch Found in Manchester. In: Michael Morris, Medieval Manchester. A Regional Study (Manchester 1983) 77-78.

1987: John Cherry, Der Ring im Mittelalter. In: Ward u. a. 1987, 51-86.

2000: John Cherry, »Treasure in Earthen Vessels«: Jewellery and Plate in Late Medieval Hoards. In: Elizabeth M. Tyler (Hrsg.), Treasure in the Medieval West 9 (New York 2000) 157-174.

Chirila u. a. 1972: Eugen Chirila / Nicolae Gudea / Gheorghe Moldovan, Münzen aus der Sammlung des Museums der Stadt Sighisoara (Sighisoara 1972).

1980: Eugen Chirila / Nicolae Gudea / Valeriu Lazar / Andrei Zrinyi, Münzhorte und Münzfunde aus dem Kreismuseum Mures (Tirgu Mures 1980).

Cipolla 1983: Carlo M. Cipolla, Die Ursprünge. In: Cipolla/Borchardt 1983, 3-11.

Cipolla/Borchardt 1983: Carlo M. Cipolla / K. Borchardt (Hrsg.), Europäische Wirtschaftsgeschichte 1, Mittelalter. Uni-Taschenb. 1267 (Stuttgart, New York 1983).

Clark 1991: John Clark, The jewellery trade in London 1. Saxon and medieval. In: Tessa Murdoch, Treasures and Trinkets. Jewellery in London from pre-Roman times to the 1930s (London 1991) 8-11.

Coblenz 1964: Werner Coblenz, Ein goldener Fingerring aus dem Mittelalter von Carsdorf (Ortsteil von Pegau), Kreis Borna. Arbeits- u. Forschber. Sächs. Bodendenkmalpfl. 13, 1964, 348-354.

Cocks 1982: Anna Somers Cocks, Antiker Schmuck. Victoria & Albert Museum, London (Bern, Stuttgart 1982).

Codreanu-Windauer 2002: Silvia Codreanu-Windauer, Stadtviertel oder Ghetto? Das mittelalterliche Judenviertel Regensburg. In: Helmig/Scholkmann/Untermann 2002, 316-321.

Čorović-Ljubinković 1958: Mirjana Čorović-Ljubinković, Bijoux serbes du moyen-age trouves a Prokuplje. Zbornik Radova Muz. 1, 1956/57 (1958), 158-160.

Cosack 2003: Erhard Cosack, Einem mittelalterlichen Kirchendieb auf der Spur. Arch. Niedersachsen 6, 2003, 56-58.

Crowfoot/Pritchard/Staniland 1992: Elisabeth Crowfoot / Frances Pritchard / Kay Staniland, Textiles and Clothing c. 1150-c. 1450. Medieval Finds Excavation London 4 (London 1992).

Cunz 1996: Reiner Cunz, Numismatik zwischen Haushistoriographie und fürstlicher Sammellust. Dargestellt am Beispiel der Geschichte des ehemaligen königlichen Münzkabinetts zu Hannover und seiner Betreuer 1745-1945. Num. Stud. 11 (Hamburg 1996).

Curle 1924: Alex. O. Curle, A note on four silver spoons and a fillet of gold found in the nunnery at Iona; and on a finger-ring, part of a fillet, and a fragment of wire, all of gold, found in St. Ronan's Chapel, The Nunnery, Iona. Proc. Soc. Ant. Scotland 58, 1924, 102-111.

Daim 1996: Falko Daim, Archäologie der Awaren. In: Reitervölker aus dem Osten. Hunnen und Awaren. Burgenländische Landesausstellung 1996 Schloß Halbturn vom 26. April bis 31. Oktober 1996 (Eisenstadt 1996) 199-201.

Daim/Kühtreiber 2001: Falko Daim / Thomas Kühtreiber (Hrsg.), Sein & Sinn – Burg & Mensch. Niederösterreichische Landesausstellung 2001. Kat. Niederösterr. Landesmus. N. F. 434 (St. Pölten 2001).

Dalton 1911: Ormonde Maddock Dalton, Medieval personal ornaments from Chalcis in the British and Ashmolean Museums. Archeologia 72, 1911, 391-404.

Dalton 1912: Ormonde Maddock Dalton, Catalogue of the finger rings in the British Museum (London 1912).

Damminger 2005: Folke Damminger, »... an der Ecke zu Sunnesheim ...« – Zur Entdeckung der Burg in Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2005, 236-241.

Darkevitch/Mongaït 1967: Vladislav Petrovitch Darkevitch / Alexandre Lvovi Mongaït, СТРОРЯЗАНСКИЙ КЛАД 1966 ГОДА [Le trésor trouvé à Staraïa Riazan en 1966] Sovetskaja Arch. 1967/2, 211-223.

1972: Vladislav Petrovitch Darkevitch / Alexandre Lvovi Mongaït, СТАРОРЯЗАНСКИЕ КЛАДЫ 1967 г. [Les trésors de la vieille Riazan découverts en 1967] Sovetskaja Arch. 1972/2, 206-212.

Darkevitch/Putsko 1982: Vladislav Petrovitch Darkevitch / Vladimir G. Putsko, СТАРОРЯЗАНСКИЕ КЛАДЫ [Staraýa Ryazan Hoards] Sovetskaja Arch. 1982/2, 196-209.

Debo 1923: Paul Debo, Alte Ringe (Pforzheim 1923).

Deevy 1996: Mary B. Deevy, Ring-brooches in medieval Ireland. Arch. Ireland 10/2, 1996, 8-10.

1998: Mary B. Deevy, Medieval ring brooches in Ireland. A study of jewellery, dress and society. Wordwell Monogr. Ser. 1 (Bray 1998).

Dehnke 1958: Rudolf Dehnke, Münzdatierte Gefäße des 12.-14. Jahrhunderts aus dem Landkreis Peine (Niedersachsen). Germania 36, 1958, 220-228.

De Luigi 1975: Jasminka de Luigi, I gioielli di Mastino II della Scala del Museo di Castelvecchio di Verona. In: Le stoffe di Cangrande [Ausstellungskat.] (Florenz 1975) 269-277.

Denzel 2004: Markus A. Denzel (Hrsg.), Wirtschaft – Politik – Geschichte. Beiträge zum Gedenkkolloquium anlässlich des 100. Geburtstages von Wilhelm Abel am 16. Oktober 2004 in Leipzig. Stud. Gewerbe- u. Handelsgesch. Vorindustriellen Zeit 24 (Stuttgart 2004).

Descatoire 2007a: Christine Descatoire, Erfurt et Colmar. Deux «trésors de la Peste noire». In: Katalog Paris 2007, 9-14.

2007b: Christine Descatoire, Le trésor de Colmar. In: Katalog Paris 2007, 39-43.

Dhénin/Poinsignon 1999: Michel Dhénin / Alain Poinsignon, Les monnaies du trésor de Colmar. In: Katalog Colmar 1999, 81-84.

Diaconu/Baraschi 1977: Petre Diaconu / Silvia Baraschi, Păcuil lui Soare – aşezarea medievală (secolele XIII-XV) [Păcuil lui Soare – cité médiévale (XIIIe-XVe s.)], Bd. 2. Bibl. Arh. 29 (Bucureşti 1977).

Dickers 2005: Aurelia Dickers, Die bischöfliche Münze am Roggenmarkt. In: Isenberg/Rommé 2005, 276.

Dotterweich/Bork 2007: Markus Dotterweich / Hans-Rudolf Bork, Jahrtausendflut 1342. Arch. Deutschland H. 4, 2007, 38-40.

Dräger 1996: Ulf Dräger, Teile des Schmuckfundes von Weißenfels. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 2, 233-235.

2001: Ulf Dräger, Zeugnisse der Liebe aus dem frühen 14. Jahrhundert. In: Harald Meller (Hrsg.), Schönheit, Macht und Tod. 120 Funde aus 120 Jahren Landesmuseum für Vorgeschichte Halle [Ausstellungskat.] (Halle an der Saale 2001) 48.

Drost/Haußelt 1992: Ernst Drost / Jürgen Haußelt, Uses of Gold in Jewellery. Interdisciplinary Scien. Rev. 17/3, 1992, 271-280.

Dubin 1987: Lois Sherr Dubin, The History of Beads from 30.000 B. C. to the Present (New York 1987).

Dubuis/Frey-Kupper 1995: Olivier F. Dubuis / Suzanne Frey-Kupper (Hrsg.), Trouvailles Monétaires d'églises. Actes du premier colloque international du Groupe suisse pour l'étude des trouvailles monétaires, Lucerne, 19 novembre 1993 = Fundmünzen aus Kirchengrabungen. Sitzungsbericht des ersten internationalen Kolloquiums der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Fundmünzen, Luzern, 19. November 1993. Études Num. et Hist. monétaire = Unters. Num. u. Geldgesch. 1 (Lausanne 1995).

Dünnebeil 2007: Sonja Dünnebeil, Schatz, Repräsentation und Propaganda am Beispiel Burgunds. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 327-344.

Dumas/Monard 1978: Françoise Dumas / Raymond Monard, L'argent cache par Pierre Leclert en 1420 (Trèsor de Lessay). Rev. Num. 6, 1978, 131-156.

Dumitriu 2000: Luminița Dumitriu, Der Schatzfund von Goranu, Bez. Vâlcea. Dacia N. S. 40-42, 1996-1998 (2000), 399-409.

2001: Luminița Dumitriu, Der mittelalterliche Schmuck des unteren Donaugebietes im 11.-15. Jahrhundert. Muz. Naț. Ist. a României Monogr. 2 (Bukarest 2001).

Dworaczyk/Kowalska/Rulewicz 2003: Marek Dworaczyk / Anna Bogumiła Kowalska / Marian Rulewicz, Szczecin we wczesnym 'sredniowieczu wschodnia część suburbium (Szczecin 2003).

Dworschak 1923a: Fritz Dworschak, Der Münzfund von St. Pölten. Mitt. Num. Ges. Wien 15, Nr. 59-60, 1923, 233-240.

1923b: Fritz Dworschak, Der Münzfund von Hohenstein. Mitt. Num. Ges. Wien 15, Nr. 59-60, 1923, 228.

1931: Fritz Dworschak, Friesacher Münzstudien I. Num. Zeitschr. N. F. 24, 1931, 111-132.

Ebeling 1996: Hans-Heinrich Ebeling, ... beschutten und beschermen, vor aller gewalt ... Juden in niedersächsischen Städten zwischen Schutz, Vertreibung und Pogromen vom Spätmittelalter

zur Frühen Neuzeit. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 268-285.

Edelmann 2005: Martina Edelmann, Die Genisa der Synagoge von Veitshöchheim. In: Ericsson/Atzbach 2005a, 147-150.

Egan/Pritchard 1991: Geoff Egan / Frances Pritchard, Dress accessories c. 1150-c. 1450. Medieval Finds Excav. London 3 (London 1991).

Eggers 1959: Hans Jürgen Eggers, Einführung in die Vorgeschichte (München 1959).

Eggert 2001: Manfred K. H. Eggert, Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden. Univ.-Taschenb. 2092 (Tübingen, Basel 2001).

2003: Manfred K. H. Eggert, Das Materielle und das Immaterielle: Über archäologische Erkenntnis. In: Veit u. a. 2003, 423-461.

Ehbrecht 1993: Wilfried Ehbrecht, Rat, Gilden und Gemeinde zwischen Hochmittelalter und Neuzeit. In: Jakobi 1993, Bd. 1, 91-144.

Ehrend 1975: Helfried Ehrend, Der Münzschatz von Lingenfeld 1969 (Speyer 1975).

Eilbracht 2004: Heidemarie Eilbracht, Feinschmiede und Münzmeister – Ein Forschungsprojekt zum wikingerzeitlichen Metallhandwerk in Nordeuropa. In: Melzer 2004, 33-46.

Engel 1994: Pál Engel, Das mittelalterliche Transdanubien als eine geschichtliche Landschaft. In: Árpád Mikó / Imre Takács (Hrsg.), Pannonia Regia. Kunst und Architektur in Pannonien 1000-1541 [Ausstellungskat.] (Budapest 1994) 543-546.

Engelen 1978: Ulrich Engelen, Die Edelsteine in der deutschen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Münster. Mittelalter-Schr. 27 (München 1978).

Erbstein 1828: M. Karl Friedrich Wilhelm Erbstein, Numismatische Bruchstücke in Bezug auf die Sächsische Geschichte, H. 3 (Dresden 1828) 124-130.

Ericsson/Atzbach 2005a: Ingolf Ericsson / Rainer Atzbach (Hrsg.), Depotfunde aus Gebäuden in Zentraleuropa. Concealed Finds from Buildings in Central Europe. Bamberger Koll. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 1 = Arch. Quellen Mittelalter 2 (Berlin 2005).

2005b: Ingolf Ericsson / Rainer Atzbach, Einleitung: Depotfunde – Funde aus Gebäudehohlräumen – Gebäudefunde – Hausgrabungsfunde. In: Ericsson/Atzbach 2005a, 10-13.

Etting 2001: Vivian Etting, De tabte kronjuveler. Rigsregalier og kongelige klenodier fra Danmarks middelalder. Natmus. Arbejdsmark 2001, 110-127.

Europa im Mittelalter 2006: Die Zeit, Welt und Kulturgeschichte. Epochen, Fakten, Hintergründe in 20 Bänden. Bd. 7, Europa im Mittelalter II (550-1500) (Hamburg 2006).

Evans/Thompson 1941: Joan Evans / Anthony Thompson, A Hoard of Gold Rings and Silver Groats found near Thame, Oxfordshire. Ant. Journal 21, 1941, 197-202.

Ewigleben 2004: Cornelia Ewigleben, Vorwort. In: Katalog Speyer 2004, 9.

Falk 1972: Fritz Falk, Einführung. In: Ein Sammler stellt aus. 3000 Jahre Schmuck aus einer Privatsammlung [Ausstellungskat.] (Pforzheim 1972) o. Seitenangabe.

von Falke 1913: Otto von Falke, Der Mainzer Goldschmuck der Kaiserin Gisela (Berlin 1913).

Fehr 1995: Thomas Fehr, Fundstellen. In: In: Christian Weise (Hrsg.), Granat. Die Mineralien der Granat-Gruppe: Edelsteine, Schmuck und Laser. ExtraLapis 9 (München 1995) 25.

Fehring 1986: Günter P. Fehring, Städtischer Hausbau in Norddeutschland von 1150 bis 1250. In: Walter Janssen / Heiko Steuer / Günther Binding (Hrsg.), Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie. Zeitschr. Arch. Mittelalter, Beih. 4 (Köln, Bonn 1986) 43-61.

2000: Günter P. Fehring, Die Archäologie des Mittelalters. Eine Einführung (Darmstadt ³2000).

Feustel 1992: Hanns Feustel, Organische oder biogene »Edelsteine«. In: Katalog Darmstadt 1992, 41-51.

Fiala 1896: Eduard Fiala, České denáry (Prag 1896).

Fingerlin 1971: Ilse Fingerlin, Gürtel des hohen und späten Mittelalters (München, Berlin 1971).

2005: Ilse Fingerlin, Gebäudefunde unter Dächern und zwischen Böden. In: Ericsson/Atzbach 2005a, 14-20.

Fischer zu Cramburg 2001: Ralf Fischer zu Cramburg, Das Schatzregal. Der obrigkeitliche Anspruch auf das Eigentum an Schatzfunden in den deutschen Rechten. Veröff. Ges. Hist. Hilfswiss. 6 (Höhr-Grenzhausen 2001).

Foltz 1983: Ernst Foltz, Zur Herstellungstechnik des Tassilo-Kelches. Arch. Korrbl. 13, 1983, 255-258.

Forrer 1927: Robert Forrer, Strasbourg-Argentorate. Préhistorique, Gallo-Romain et Mérovingien 2 (Straßburg 1927).

Frankowska-Makała 2004: Monika Frankowska-Makała, Średniowieczne srebrene ozdoby w skarbie ze szczecińskiego podzamcza [Mittelalterlicher Silberschmuck aus dem Schatzfund in der Stettiner Altstadt]. In: Terra Transoderana. Sztuka Pomorza nadodrzańskiego i dawnej Nowej Marchii w średniowieczu. Materiały z konferencji SHS, Oddział w Szczecinie (Szczecin 2004) 203-215. 303-306.

Friedensburg 1908: Ferdinand Friedensburg, Der Fund von Lubnice. Zeitschr. Num. 26, 1908, 327-347.

1912: Ferdinand Friedensburg, Braunschweigische Markstücke. Bl. Münzfreunde 47, 1912, 5071-5080.

Friess 1980: Gerda Friess, Edelsteine im Mittelalter. Wandel und Kontinuität in ihrer Bedeutung durch zwölf Jahrhunderte (in Aberglauben, Medizin, Theologie und Goldschmiedekunst) (Hildesheim 1980).

Fritz 1982: Johann Michael Fritz, Goldschmiedekunst der Gotik in Mitteleuropa (München 1982).

Gábor 2004: Hatházi Gábor, Die archäologischen Funde und Befunde der Kumanen im Osten Transdanubiens. In: Hatházi Gábor, A Kunok Emlékei a Kelet-Dunántúcon. Opuscula Hungarica V (Budapest 2004) 247-255.

2005: Hatházi Gábor, Sírok, kincsek, rejtélyek [Gräber, Schätze, Rätsel. Berühmte mittelalterliche archäologische Schatzfunde in der Nähe von Kiskunhalas.] Halasi Albumok 7 (Kiskunhalas 2005).

Gassmann 2004: Guntram Gassmann, »Schmiedeabfälle« – Aspekte ihrer naturwissenschaftlichen Untersuchung. In: Melzer 2004, 71-80.

Gauthier 1972: Marie-Madeleine Gauthier, Émaux du moyen âge occidental (Fribourg 1972).

Gebühr 2007: Michael Gebühr, Kulturgeschichtlicher Hintergrund. In: Archäologisches Museum Frankfurt im Auftrag des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main (Hrsg.), Hjortspring. Das Kriegsschiff aus dem Opfermoor (Frankfurt am Main 2007) 40-49.

Geiger 2001: Hans-Ulrich Geiger, Vivilin, der Jude, und das Gold als Zahlungsmittel im mittelalterlichen Bern. Zeitschr. Schweizer. Arch. u. Kunstgesch. 58/4, 2001, 245-258.

Geisberg 1914: Max Geisberg, Die Goldschmiede-Gilde in Münster i. W. Zeitschr. Vaterländ. Gesch. u. Altkde. 72/1. Abt., 1914, 152-320.

Geißlinger 1984: RGA² 5 (1984) 325-333 s. v. Depotfund, Hortfund [H. Geißlinger].

2002: Helmut Geißlinger, Odysseus in der Höhle der Najaden – Opfer oder Schatzversteck? Altertum 47, 2002, 127-147. 221-238.

2004: Helmut Geißlinger, Nichtsakrale Moordepots – dänische Beispiele aus der frühen Neuzeit. Germania 82/2, 2004, 459-489.

Gere 1987: Charlotte Gere, Der Ring von 1500 bis 1900. In: Ward u. a. 1987, 87-133.

Gerhard 2004: Hans-Jürgen Gerhard, Preise als wirtschaftshistorische Indikatoren. Wilhelm Abels preishistorische Untersuchungen aus heutiger Sicht. In: Denzel 2004, 37-58.

Geschwinde 2003: Michael Geschwinde, Der historische Moment – Archäologie im Grenzbereich zur Ereignisgeschichte. Arch. Niedersachsen 6, 2003, 8-16.

Gilchrist 1994: Roberta Gilchrist, Gender and Material Culture. The archaeology of religious women (London, New York 1994).

Gilchrist/Sloane 2005: Roberta Gilchrist / Barney Sloane, Requiem. The medieval monastic cemetery in Britain (London 2005).

Gladen 1996: Jutta Gladen, Testamente – Spiegel spätmittelalterlichen Lebens und Wirkens. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 518-524.

Gläser 1999: Manfred Gläser (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum II: Der Handel (Lübeck 1999).

2005: Manfred Gläser, Der große Lübecker Münzschatzfund. Archäologischer Befund und historische Quellen. Mitt. Dt. Ges. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 16, 2005, 100-104.

2006: Manfred Gläser, Auf dem stillen Örtchen verloren... Die deutschen Fingerringe aus Lübeck. In: Rainer-Maria Weiss / Werner Marnette (Hrsg.), Frühes Gold aus Norddeutschland [Ausstellungskat.]. Veröff. Helms-Mus. 96 (Hamburg 2006) 112.

Gläser/Mührenberg 2002: Manfred Gläser / Doris Mührenberg, Archäologie in den Hansestädten. Das Beispiel Lübeck. In: Wilfried Menghin / Dieter Planck (Hrsg.), Menschen, Zeiten, Räume – Archäologie in Deutschland [Ausstellungskat. Berlin, Bonn] (Berlin 2003) 369-375.

Glanville 1996: Philippa Glanville, Silver (London 1996).

Gleirscher 2001: Paul Gleirscher, Höhle und Opfer. In: Daim/Kühtreiber 2001, 227-229.

Goetz 1999: Hans-Werner Goetz, Moderne Mediävistik. Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung (Darmstadt 1999).

Gorecki 1991: Joachim Gorecki, Überlegungen zu römischen Münzschatzbehältnissen. Ein archäologisches Phänomen. Mit einer Übersicht metallener Hortgefäße in den Nordwest- und Donauprovinzen. In: H.-C. Noeske / H. Schubert (Hrsg.), Die Münze. Bild, Botschaft, Bedeutung (Frankfurt/Main, Bern, New York, Paris 1991) 203-233.

Greiff 1995: Susanne Greiff, Der Edelstein der Merowinger. In: Christian Weise (Hrsg.), Granat. Die Mineralien der Granat-Gruppe: Edelsteine, Schmuck und Laser. ExtraLapis 9 (München 1995) 66-71.

1998: Susanne Greiff, Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Frage der Rohsteinquellen für frühmittelalterlichen Almandingranatschmuck rheinfränkischer Provenienz. Jahrb. RGZM 45, 1998 (1999), 599-646.

2013: Susanne Greiff, Dekorative Mineralwelt: Identifizierung von Mineralpigmenten und -einlagen aus dem Grab der Li Chui mittels Mikro-Raman-Spektroskopie und Mikro-Röntgenfluoreszenzanalyse. In: Susanne Greiff / Romina Schiavone / Zhang Jianlin / Hou Gailing / Yang Junchang (Hrsg.): Das Grab der Li Chui. Interdisziplinäre Detailstudien zu einem Tang-zeitlichen Fundkomplex. Monographien des RGZM 111 (Mainz 2013) 347-356.

Greiff/Häger 1992: Susanne Greiff / Tobias Häger, Die Synthese von Edelsteinen. Pretiosen aus der Hexenküche. In: Katalog Darmstadt 1992, 33-40.

Grewe 1998: Holger Grewe, Der Neubeginn archäologischer Ausgrabungen in der Königspfalz Ingelheim. In: Karl der Große [Ausstellungskat.]. Beitr. Ingelheimer Gesch. 43 (Ingelheim 1998) 45-36.

Griffin 1993: Patricia S. Griffin, Jewellery from Kiev. Jewellery Stud. 6, 1993, 5-14.

Grimme 1980: Ernst Günther Grimme, Abglanz des Ewigen. Mittelalterliche Goldschmiedekunst (München 1980).

Grinder-Hansen 1992: Keld Grinder-Hansen, Categories of treasure-hoards and their composition. In: Jensen u. a. 1992, Bd. I, 119-127.

Groebner 2001: Valentin Groebner, Schätze schätzen, Schätze schenken. Über Kostbarkeiten, Wahrnehmungen und Werte im spätmittelalterlichen Basel. In: Katalog Basel 2001, 242-251.

Grohne 1934: Ernst Grohne, Der mittelalterliche Schmuckfund von Bokel bei Bremervörde. Niederdt. Zeitschr. Volkskde. 12, 1934, 215-240.

Gross 1988: Uwe Gross, Bilder und Sachen. In: Katalog Heidelberg 1988, 68-112.

Gross/Hildebrandt 2004: Uwe Gross / Ludwig H. Hildebrandt, Der Wieslocher Schmiedefund. In: Melzer 2004, 105-116.

Grubmüller/Stock 2005: Klaus Grubmüller / Markus Stock (Hrsg.), Geld im Mittelalter. Wahrnehmung – Bewertung – Symbolik (Darmstadt 2005).

Gumprecht 2005: Almuth Gumprecht, Grabungsgenehmigungen für Metallsondengänger? Neujahrsgruß 2005, 11-20.

Gutmann 1989: Joseph Gutmann, Sacred Images: Studies in Jewish Art from Antiquity to the Middle Ages (Northampton 1989).

Gutscher 2005: Daniel Gutscher, Historisches Ereignis und archäologischer Befund. Mitt. Dt. Ges. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 16, 2005, 9-14.

Häberli/Fellmann Brogli 2001: Sabine Häberli / Regine Fellmann Brogli, Von Edelsteinen, gut und bös. Untersuchungen zu Edelsteinen und Gemmen. In: Katalog Basel 2001, 273-279.

Haedeke 2000: Hanns-Ulrich Haedeke, Schmuck aus drei Jahrtausenden (Köln 2000).

Hänni u. a. 1998: Henry A. Hänni / Benno Schubiger / Lore Kiefert / Sabine Häberli, Raman Investigations on two historical objects from Basel Cathedral: The Reliquary Cross and Dorothy Monstrance. Gems & Gemology 34, 1998, 102-113.

Härke 2000: Heinrich Härke, Die Darstellung von Geschlechtergrenzen im frühmittelalterlichen Grabritual: Normalität oder Problem? In: Walter Pohl / Helmut Reimitz (Hrsg.), Grenze und Differenz im frühen Mittelalter. Forsch. Gesch. Mittelalter 1 = Österr. Akad. Wiss., Philosoph.-Hist. Kl., Denkschr. 287 (Wien 2000) 181-196.

Hävernick 1940: Walter Hävernick, Der Silberbarrenfund von Sonneborn, Kr. Gotha. Bl. Münzfreunde 20, N. F. 7, 1940, 390-392.

1955: Walter Hävernick, Die mittelalterlichen Münzfunde in Thüringen. Veröff. Thüring. Hist. Komm. 4 (Jena 1955).

1976: Walter Hävernick, Die deutschen Münzfunde der Zeit von 750 bis 1815 (Hamburg 1976).

Hagen 1959: Wilhelmine Hagen, Langerwehe (Kreis Düren). Bonner Jahrb. 159, 1959, 514-521.

Hagen u. a. 1972: Ursula Hagen / Hubert Frère, Das Münzwesen. In: Katalog Köln 1972, 56-64.

Hahn 2003: Hans Peter Hahn, Dinge als Zeichen – eine unscharfe Beziehung. In: Veit u. a. 2003, 29-51.

Hahnloser u. a. 1985: Hans R. Hahnloser / Susanne Brugger-Koch, Corpus der Hartsteinschliffe des 12.-15. Jahrhunderts (Berlin 1985).

Haimerl 1999: Barbara Haimerl, Schmuck und Gerät in der Spätgotik. In: Ludwig Kreiner (Hrsg.), Zwischen Himmel und Hölle. Vom Leben bis zum Sterben in einer spätmittelalterlichen Stadt in Niederbayern [Ausstellungskat.] (Landau a. d. Isar 1999) 102-111.

Hammel-Kiesow 2006: Rolf Hammel-Kiesow, Europas Münzen unter den Dielen. Der Lübecker Münzschatz von 1533/37. In: Rainer-Maria Weiss / Werner Marnette (Hrsg.), Frühes Gold aus Norddeutschland [Ausstellungskat.]. Veröffentlichungen des Helms-Museums 96 (Hamburg 2006) 110.

Handelmann 1879: H. Handelmann, Silberfund von Meldorf. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte 9, 1879, 175-179.

Harck 2004: Ole Harck, Die archäologischen Funde zur jüdischen Geschichte in Mitteleuropa – Ein Überblick. In: Wamers u. a. 2004, 25-40.

Hårdh 1976: Birgitta Hårdh, Wikingerzeitliche Depotfunde aus Südschweden. Acta Archaeologica Lundensia Series 8, Nr. 6 (Lund 1976).

2002: Birgitta Hårdh, Silber im 10. Jahrhundert. Ökonomie, Politik und Fernbeziehungen. In: Joachim Henning (Hrsg.), Europa im 10. Jahrhundert. Archäologie einer Aufbruchszeit. Internationale Tagung, Magdeburg 4.-7. Oktober 2000 zur Ausstellung »Otto der Große, Magdeburg und Europa«, 27. Ausstellung des Europarates, Landesausstellung Sachsen-Anhalt (Mainz 2002) 182-193.

Hardt 2001a: Matthias Hardt, Verborgene Schätze nach schriftlichen Quellen der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters. In: Ernst Pohl / Udo Recker / Claudia Theune (Hrsg.), Archäologisches Zellwerk. Beiträge zur Kulturgeschichte in Europa und Asien. Festschrift für Helmut Roth zum 60. Geburtstag. Internationale Archäologie, Studia honoraria 16 (Rahden/Westf. 2001) 255-266.

2001b: Matthias Hardt, Der Schatz in der frühgeschichtlichen Gesellschaft. In: Daim/Kühtreiber 2001, 293-295.

2004a: RGA² 26 (2004) 596-597 s. v. Schatz [M. Hardt].

2004b: Matthias Hardt, Gold und Herrschaft. Die Schätze europäischer Könige und Fürsten im ersten Jahrtausend. Europa im Mittelalter 6, Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik (Berlin 2004).

Haseloff 1989: RGA² 7 (1989) 197-200 s. v. Email [G. Haseloff].

Hasse 1981: Max Hasse, Neues Hausgerät, neue Häuser, neue Kleider – eine Betrachtung der städtischen Kultur im 13. und 14. Jh. sowie ein Katalog der metallenen Hausgeräte. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 7, 1979 (1981), 7-83.

Hattatt 1987: Richard Hattatt, Brooches of Antiquity (Oxford 1987).

1989: Richard Hattatt, Ancient Brooches and other Artefacts (Oxford 1989).

Haupt 2001: Peter Haupt, Römische Münzhorte des 3. Jahrhunderts in Gallien und den germanischen Provinzen. Provinzialrömische Studien 1 (Grunbach 2001).

Haupt u. a. 1997: Peter Haupt / Michael Nick, Ein neuer Münzschatz mit Denaren der Eravisker aus der Gegend von Györ (Ungarn). Num. Zeitschr. 104/105, 1997, 41-68.

Hausmann 1914: Richard Hausmann, Der Silberfund von Mehntack in Estland. Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte, 1914, 158-167.

Haverkamp 2004: Alfred Haverkamp, Europas Juden im Mittelalter – Streifzüge. In: Katalog Speyer 2004, 17-35.

Hawkins 1832: Edward Hawkins, Remarks upon the Coins lately discovered in the bed of the River Dove, near Tutbury, Staffordshire. Archaeologia 24, 1832, 148-167.

Heindel 1986: Ingo Heindel, Ave-Maria-Schnallen und Handtruwebratzen mit Inschriften. Zeitschrift für Archäologie 20, 1986, 65-79.

1989: Ingo Heindel, Hochmittelalterliche Gewandschnallen im westslawischen Siedlungsgebiet. Zeitschrift für Archäologie 23, 1989, 79-100.

1990: Ingo Heindel, Riemen- und Gürtelteile im westslawischen Siedlungsgebiet. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg 23 (Berlin 1990).

Heine 2003: Hans-Wilhelm Heine, »... und Schatzgräber fanden in den Wällen ...«. Archäologie in Niedersachsen 6, 2003, 123-124.

Heinemeyer 1995: Elfriede Heinemeyer, Teile eines Schatzfundes aus Münster. In: Katalog Oldenburg 1995, Bd. 2, 567-568.

Heinisch 1977: Klaus J. Heinisch (Hrsg.), Kaiser Friedrich II. Sein Leben in zeitgenössischen Berichten. Dtv-Dokumente (München 1977).

Heinrich 1992: Wolfgang Heinrich, Das Wappen als öffentliches Zeichen. In: Blaschitz u. a. 1992, 295-307.

Heinz u. a. 2003: Marlies Heinz / Manfred K. H. Eggert / Ulrich Veit, Zwischen Erklären und Verstehen? Beiträge zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretation. Tübinger Archäologische Taschenbücher 2 (Münster, New York, München, Berlin 2003).

Helmig/Scholkmann/Untermann 2002: Guido Helmig / Barbara Scholkmann / Matthias Untermann (Hrsg.), Centre – Region – Periphery, Medieval Europe Basel 2002, preprinted papers 2 (Hertingen 2002).

Henn 1985: Volker Henn, Die agrare Situation zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die Bodennutzung um 1820. In: Ursula Busch / Christa Erschens-Kroll / Volker Henn / Günter Löffler, Bodennutzung um 1820 und 1980. Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft IV/4.1-IV/4.3. Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XII. Abteilung 1b N. F. (Köln 1985) 9-30.

Henning 1980: Friedrich-Wilhelm Henning, Mittelalterliche Handelsgüter. In: Katalog Münster 1980, Bd. I, 329-337.

2004: Friedrich-Wilhelm Henning, Agrargeschichte als wichtiger Bestandteil der Wirtschafts- und Sozialgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Forschungsansätze Wilhelm Abels. In: Denzel 2004, 11-36.

Heppe u. a. 1980: Karl Bernd Heppe / Helmut Knirim, Goldschmiedekunst. In: Katalog Münster 1980, Bd. I, 413-422.

Herrmann 1985: Joachim Herrmann (Hrsg.), Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR 14 (Berlin 1985).

Hildebrand 1877: Hans Hildebrand, Sveriges medeltid, senare skedet, från år 1350 till år 1521. Sveriges historia. Från äldsta tid till våra dagar 2 (Stockholm 1877).

Hildebrand 1878: Emil Hildebrand / Hans Hildebrand (Hrsg.), Teckningar ur svenska Statens Historiska Museum, S. VI (Stockholm 1878).

1888: Hans Hildebrand, Badebodafyndet. Månadsblad, 1888, 1-13.

1890: Hans Hildebrand, Fyndet i Hagby kyrka. Månadsblad, 1890, 26-40.

1891a: Hans Hildebrand, Medeltidssmycken från Halland. Månadsblad, 1891, 29-31.

1891b: Hans Hildebrand, Fynd från gamla Uppsala. Månadsblad, 1891, 142-162.

1892: Hans Hildebrand, Smycken från medeltiden. Månadsblad, 1892, 20-28.

Hjärne 1917: Erland Hjärne, Bronsfyndet från Storkåge. Fornvännen 12, 1917, 147-172.

Hobbs 2006: Richard Hobbs, Late Roman Precious Metal Deposits c. AD 200-700. Changes over time and space. BAR International Series 1504 (Oxford 2006).

Hochleitner 1998: Rupert Hochleitner, Europa: Korunde zum Sammeln. In: Christian Weise (Hrsg.), Rubin, Saphir, Korund. Schön, hart, selten, kostbar. ExtraLapis 15 (München 1998) 76-85.

Hodder 1987: Ian Hodder, The contextual analysis of symbolic meanings. In: Ian Hodder (Hrsg.), The archaeology of contextual meanings (Cambridge 1987) 1-10.

Hofer 2014: Nikolaus Hofer (Hrsg.), Der Schatzfund von Wiener Neustadt (Horn 2014).

Höllrigl 1937: József Höllrigl, A legrégibb magyarországi középkori mázas cserépedény. Archæologiai Értesitö 50, 1937, 147-151.

Hofmeister 2002: Wolfgang Hofmeister, Archäologische Objekte im Visier moderner mineralogischer Untersuchungsmethoden. In: Zwickel 2002, 4-7.

Holmqvist 1963: Wilhelm Holmqvist, Övergångstidens Metallkonst. Antikvariska Serien 11 (Stockholm 1963).

Hornung/Schweikle 1983: Hans Hornung / Günther Schweikle (Hrsg.), Das Nibelungenlied in spätmittelalterlichen Illustrationen (Bozen ^{2}1983).

Hrubý 1960: Vilém Hrubý, Frühmittelalterliche Schatzfunde von Silberschmuck in Mähren. Časopis Moravského Musea v Brné Acta Musei Moraviae XLV, 1960, 83-106.

Huijsmans/Tursky 1996: Melitta Huijsmans / Heinz Tursky, Das Falschmünzdepot vom Mariahilfbergl. Arch. Österreichs 7, H. 2, 1996, 37-39.

Hundsbichler 1998: Helmut Hundsbichler, Sachen und Menschen. Das Konzept Realienkunde. In: Hundsbichler u. a. 1998, 29-62.

2003: Helmut Hundsbichler, Fremdes deuten. In: Veit u. a. 2003, 515-529.

2007: Helmut Hundsbichler, Religiös orientierte »Schatz«-Auffassungen des Spätmittelalters. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 55-79.

Hundsbichler u. a. 1998: Helmut Hundsbichler / Gerhard Jaritz / Thomas Kühtreiber (Hrsg.), Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur. Forschungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Diskussionen und Materialien 3 (Wien 1998).

Huth 1997: Christoph Huth, Westeuropäische Horte der Spätbronzezeit. Fundbild und Funktion. Regensburger Beiträge zur Prähistorischen Archäologie 3 (Regensburg 1997).

Iglesias 2002: Belén Castillo Iglesias, Tesorillos judíos de Briviesca. In: Memoria de Sefarad [Ausstellungskat.] (Toledo 2002) 99-103.

Iliescu u. a. 1964: Octavian Iliescu / Gavrilă Simion, Le grand trésor de monnaies et lingots des XIIIe et XIVe siècles troevé en Dobroudja septentrionale. Revue des Études Sud-est européennes II, 1964, 217-228.

Ilisch 1980a: Peter Ilisch, Münzfunde und Geldumlauf in Westfalen in Mittelalter und Neuzeit. Numismatische Untersuchungen und Verzeichnis der Funde in den Regierungsbezirken Arnsberg und Münster. Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Reihe 1, H. 23 (Münster/Westf. 1980).

1980b: Peter Ilisch, Kölnisch-Westfälische Beziehungen in Münzprägung und Geldumlauf. In: Katalog Münster 1980, Bd. 1, 289-296.

1991: Peter Ilisch, Münzschatzfunde aus Westfalen. Bildhefte des Westfälischen Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Münster 30 (Münster 1991).

1995: Peter Ilisch, Geld zur Zeit des Sachsenspiegels. In: Katalog Oldenburg 1995, Bd. 2, 361-366.

1999: Peter Ilisch, Le trésor de Münster (Westphalie) et les trésors rhénans contemporains. In: Katalog Colmar 1999, 118-119.

2000: Peter Ilisch, Archäologische Funde einer Münzstätte des 12. Jahrhunderts in Ibbenbüren. In: Kluge/Weißer 2000, 906-910.

Illi 1992: Martin Illi, Wohin die Toten gingen. Begräbnis und Kirchhof in der vorindustriellen Stadt (Zürich 1992).

1995: Martin Illi, Münzen in der Kirche: Bild- und Schriftquellen. In: Dubuis/Frey-Kupper 1995, 153-160.

Isaksson 1984: Olov Isaksson, Statens Historiska Museum – The Museum of national Antiquities. In: Katalog Stockholm 1984, 7-8.

Isenberg 1993: Gabriele Isenberg, Stadtarchäologie als Sicherung und Erschließung historischer Boden- und Baubefunde. In: Jakobi 1993a, Bd. 1, 411-446.

Isenberg/Rommé 2005: Gabriele Isenberg / Barbara Rommé (Hrsg.), 805: Liudger wird Bischof. Spuren eines Heiligen zwischen York, Rom und Münster [Ausstellungskat.] (Münster 2005).

Jakobi 1993: Franz-Josef Jakobi (Hrsg.), Geschichte der Stadt Münster (Münster ²1993).

Jankuhn 1958: Herbert Jankuhn, Zur Deutung der Moorleichenfunde von Windeby. Prähist. Zeitschr. 36, 1958, 189-219.

Janssen 1980: Wilhelm Janssen, 1288-1521. In: Katalog Münster 1980, Bd. 1, 58-64.

Janssen 1986: Walter Janssen, Handwerksbetriebe und Werkstätten in der Stadt um 1200. In: Heiko Steuer (Hrsg.), Zur Lebensweise in der Stadt um 1200. Ergebnisse der Mittelalter-Archäologie. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 4 (Köln, Bonn 1986) 301-378.

Januszkiewicz 2001: Zofia Januszkiewicz, Skarby monet w zbiorach Muzeum Warmii i Mazur w Olsztynie [Münzschätze in den Sammlungen von Muzeum Warmii i Mazur in Olsztyn] (Olsztyn 2001).

Jaritz 1988: Gerhard Jaritz, Handwerkliche Produktion und Qualität im Spätmittelalter. In: Handwerk und Sachkultur im Spätmittelalter. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 11 = Österr. Akad. Wiss., Philosoph.-Hist. Kl., Sitzungsber. 513 (Wien 1988) 33-49.

Jaritz 2007: Gerhard Jaritz, Das schlechte Gebet zu den Schätzen der Welt. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 81-97.

Jenks 1989: Stuart Jenks, Leben im Stalhof. In: Katalog Hamburg 1989, 157-159.

Jensen 1980: Vivi Jensen, 14 dragtspænder fra Kolding. Hikuin 6, 1980, 115-120.

Jensen 1992a: Jørgen Steen Jensen, Coin treasure-hoards: preservation and survival. In: Jensen u. a. 1992, Bd. I, 113-115.

1992b: Jørgen Steen Jensen, The Royal Collection of Coins and Medals. In: Jensen u. a. 1992, Bd. I, 110-112.

1992c: Jørgen Steen Jensen, Coin circulation in Denmark ca. 1241-1550, as illustrated by treasure-hoards and other types of find. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 156-160.

1992d: Jørgen Steen Jensen, This publication on treasure-hoards, seen in relation to other corresponding inventories. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 115-118.

1992e: Jørgen Steen Jensen, Dating by means of foreign coins, ca. 1241 – ca. 1550. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 151-153.

Jensen u. a. 1992: Jørgen Steen Jensen / Kirsten Bendixen / Niels-Knud Liebgott / Fritze Lindahl, Danmarks middelalderlige skattefund c. 1050 - c. 1550. Nordiske Fortidsminder Ser. B, 12 (København 1992).

Jesse 1972: Wilhelm Jesse, Der Münzfund von Peine 1966. Hamburger Beiträge zur Numismatik, N. F., H. 22/23, 1968/69 (1972), 563-573.

Jöns 2005: Hauke Jöns, Neue Forschungen zum »Nonnenstaub« aus dem Klarissenkloster zu Ribnitz, Mecklenburg-Vorpommern. In: Ericsson/Atzbach 2005a, 125-130.

Jöns/Lüth/Schäfer 2005: Hauke Jöns / Friedrich Lüth / Heiko Schäfer (Hrsg.), Archäologie unter dem Straßenpflaster. 15 Jahre Stadtkernarchäologie in Mecklenburg-Vorpommern. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 39 (Schwerin 2005).

Johanek 1993: Peter Johanek, Handel und Gewerbe. In: Jakobi 1993a, Bd. 1, 635-681.

Johns 1996: Catherine Johns, The Classification and Interpretation of Romano-British Treasures. Britannia 27, 1996, 1-16.

1997: Catherine Johns, The Snettisham Roman Jeweller's Hoard (London 1997).

Jones 2002: Malcolm Jones, The secret middle ages (Gloucestershire 2002).

Jonsson 1998: Kenneth Jonsson, A third Viking-age hoard from Ocksarve, Gotland. International Numismatic Newsletter 31, 1998, 4-6.

Jonsson 2000: Kenneth Jonsson, Coin circulation and the pattern of hoarding in the Viking Age and Middle Ages. In: Kluge/Weißer 2000, 911-916.

2001: Kenneth Jonsson, Schatzfund von Ocksarve. In: Katalog Magdeburg 2001, Bd. 2, 530-531, Kat.-Nr. VI.83.

Jørgensen u. a. 1998: Lars Jørgensen / Peter Vang Petersen, Guld, magt og tro. Danske guldskatte fra oldtid og middelalder (Kopenhagen 1998).

Jovanović 1994: Zoran Jovanović, Representative spicemens of Silver Vessels and Jewellery in Medieval Serbia. In: Ivana Popović / Tatjana Cvetićanin / Bojana Borić-Brešković (Hrsg.), Silver Workshops and Mints. Symposium Acta, November 15-18, 1994, National Museum Belgrade (Belgrad 1995) 267-276.

Jülich 1992: Theo Jülich, Zur Verwendung von Edelsteinen im Mittelalter. In: Katalog Darmstadt 1992, 60-69.

Kärgling 1996: Karl-Heinz Kärgling, Meideburg – du wol gebauwates hus. Von den Schicksalen der Juden und Christen im mittelalterlichen Magdeburg. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 250-267.

Kaiser 1997: Elke Kaiser, Kombinationsstatistik und Korrespondenzanalyse: durchgeführt an den spätbronzezeitlichen Horten des Nördlichen Schwarzmeergebietes. In: Müller u. a. 1997, 153-159.

Kamp 2005: Hermann Kamp, Gutes Geld und böses Geld. Die Anfänge der Geldwirtschaft und der »Gabentausch« im hohen Mittelalter, In: Grubmüller/Stock 2005, 91-112.

Katalog Basel 2001: Historisches Museum Basel (Hrsg.), Der Basler Münsterschatz [Ausstellungskat.] (Basel 2001).

Katalog Berlin 1987: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz (Hrsg.), Bürger, Bauer, Edelmann. Berlin im Mittelalter [Ausstellungskat.] (Berlin 1987).

Katalog Braunschweig 1985: Cord Meckseper (Hrsg.), Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150-1650 [Ausstellungskat. Landesausstellung Niedersachsen] (Braunschweig 1985).

1995: Jochen Luckhardt / Franz Niehoff (Hrsg.), Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125-1235 [Ausstellungskat.] (Braunschweig 1995).

Katalog Colmar 1999: Le Trésor de Colmar [Ausstellungskat.] (Colmar 1999).

Katalog Corvey 1966: Kunst und Kultur im Weserraum 800-1600 [Ausstellungskat. Corvey] (Münster in Westfalen 1967).

Katalog Darmstadt 1992: Hessisches Landesmuseum Darmstadt (Hrsg.), Faszination Edelstein. Aus den Schatzkammern der Welt. Mythos, Kunst, Wissenschaft [Ausstellungskat.] (Darmstadt 1992).

Katalog Forchheim 2004: Wolfgang Jahn / Jutta Schumann / Evamaria Brockhoff (Hrsg.), Edel und frei – Franken im Mittelalter. Katalog zur Landesausstellung 2004 im Pfalzmuseum Forchheim vom 11. Mai bis 24. Oktober 2004. Veröffentlichungen zur bayerischen Geschichte und Kultur 47/04 (Augsburg 2004).

Katalog Genf 1988: Trésors d'Art médiéval Bulgare VIIe-XVIe Siècle [Ausstellungskat.] (Genf 1988).

Katalog Halle 2005: Alfried Wieczorek / Mamoun Fansa / Harald Meller (Hrsg.), Saladin und die Kreuzfahrer. Begleitband zur Sonderausstellung »Saladin und die Kreuzfahrer« im Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale), im Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg und in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim. Publikationen der Reiss-Engelhorn-Museen 17 = Schriftenreihe des Landesmuseums für Natur und Mensch, Oldenburg, H. 37 (Halle (Saale) 2005).

Katalog Hamburg 1989: Jörgen Bracker (Hrsg.), Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos [Ausstellungskat.] (Hamburg 1989).

Katalog Heidelberg 1988: Elmar Mittler / Wilfried Werner (Hrsg.), Codex Manesse [Ausstellungskat.] (Heidelberg 1988).

Katalog Köln 1972: Anton Legner (Hrsg.), Rhein und Maas. Kunst und Kultur 800-1400 [Ausstellungskat.] (Köln 1972).

1985: Anna Beatriz Chadour / Rüdiger Joppien, Schmuck. Kataloge des Kunstgewerbemuseums Köln X (Köln 1985).

Katalog Liège 1991: L'Orfevrerie civile ancienne du Pays de Liège [Ausstellungskat.] (Liège 1991).

Katalog London 1976: British Museum (Hrsg.), Jewellery through 7000 Years (London 1976).

Katalog Magdeburg 1996: Matthias Puhle (Hrsg.), Hanse – Städte – Bünde. Die sächsischen Städte zwischen Elbe und Weser um 1500. Magdeburger Museumsschriften 4 (Magdeburg 1996).

2001: Matthias Puhle (Hrsg.), Otto der Große. Magdeburg und Europa [Ausstellungskat.] (Magdeburg 2001).

Katalog Mainz 2004: Hans-Jürgen Kotzur (Hrsg.), Kein Krieg ist heilig. Die Kreuzzüge [Ausstellungskat.] (Mainz 2004).

Katalog Mannheim 2004: Pier Giovanni Guzzo / Alfried Wieczorek (Hrsg.), Pompeji. Die Stunden des Untergangs, 24. August 79 n. Chr. [Ausstellungskat.] (Mannheim 2004).

Katalog Münster 1980: Peter Berghaus / Siegfried Kessemeier (Hrsg.), Köln – Westfalen 1180-1980. Landesgeschichte zwischen Rhein und Weser [Ausstellungskat.] (Münster 1980).

1982: Géza Jászai (Hrsg.), Monastisches Westfalen. Klöster und Stifte 800-1800 [Ausstellungskat.] (Münster 1982).

Katalog Nürnberg 1981: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (Hrsg.), Der Verschluss. Eine künstlerische Aufgabe des Goldschmieds. Historische und zeitgenössische Beispiele [Ausstellungskat.] (Nürnberg 1981).

1985: Gerhard Bott (Hrsg.), Wenzel Jamnitzer und die Nürnberger Goldschmiedekunst 1500-1700 [Ausstellungskat.] (München 1985).

Katalog Oldenburg 1995: Der sassen speyghel. Sachsenspiegel – Recht – Alltag [Ausstellungskat.] (Oldenburg 1995).

Katalog Paris 1965: Les Trésors des Eglises de France [Ausstellungskat.] (Paris 1965).

1980: La Bulgarie médiévale. Art et civilisation [Ausstellungskat.] (Paris 1980).

1990: Musée du Louvre. Nouvelles acquisitions du department des Objects d'art 1985-1989 (Paris 1990).

1993: Alain Erlande-Brandenburg / Pierre-Yves Le Pogam / Dany Sandron (Hrsg.), Musée national du Moyen Age, Thermes de Cluny (Paris 1993).

2007: Trésors de la Peste noire. Erfurt et Colmar [Ausstellungskat.] (Paris 2007).

Katalog Passau 2001: Wolfgang Jahn / Christian Lankes / Wolfgang Petz / Evamaria Brockhoff (Hrsg.), Bayern – Ungarn, Tausend Jahre. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2001 (Augsburg 2001).

Katalog Sofia 2001: National Museum of History (Hrsg.), The Bulgarian State in the Middle Ages (7th-14th c.) (Sofia 2001).

Katalog Speyer 1992: Das Reich der Salier 1024-1125 [Ausstellungskat.] (Sigmaringen 1992).

2004: Historisches Museum der Pfalz Speyer (Hrsg.), Europas Juden im Mittelalter [Ausstellungskat.] (Speyer 2004).

Katalog Stockholm 1984: Statens historiska museum (Hrsg.), Treasures of early Sweden. Klenoder ur äldre svensk historia (Stockholm 1984).

1994: Anita Knape (Hrsg.), The Magic of Gold in Life and Legend (Stockholm 1994).

Katalog Toledo 2002: Memoria de Sefarad [Ausstellungskat. Centro Cultural San Marcos] (Toledo 2002).

Katalog Toulouse 1990: Archeologie et vie quotidienne aux XIIIe et XIVe Siecles en Midi-Pyrenées [Ausstellungskat.] (Toulouse 1990).

Katalog Zürich 1991: Claudia Brinker / Dione Flühler-Kreis, Edele frouwen – schoene man. Die manessische Liederhandschrift in Zürich [Ausstellungskat.] (Zürich 1991).

Kaufmann 2004: Stefanie Kaufmann, Metallographische Untersuchungen an ausgewählten Funden des Schatzfundes von Fuchsenhof. In: Prokisch / Kühtreiber 2004a, 347-374.

Keene 1989: Derek Keene, Die deutsche Guildhall und ihre Umgebung. In: Katalog Hamburg 1989, 149-156.

Keil 2004: Martha Keil, »Und sie gibt Nahrung ihrem Haus«. Jüdische Geschäftsfrauen im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Katalog Speyer 2004, 83-89.

Kenzler 2004: Hauke Kenzler, Ein Münzfund aus schwerer Zeit. Archaeo. Archäologie in Sachsen H. 1, 2004, 34-36.

Kirchhoff 1966: Karl-Heinz Kirchhoff, Die Erbmänner und ihre Höfe in Münster. Untersuchungen zur Sozialtopographie einer Stadt im Mittelalter. Westfälische Zeitschrift. Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 116, 1966, 3-26.

1993: Karl-Heinz Kirchhoff, Stadtgrundriss und topographische Entwicklung. In: Jakobi 1993a, Bd. 1, 447-484.

2001: Karl-Heinz Kirchhoff, Der Prinzipalmarkt mit Michaelisplatz, Gruetgasse, Syndikatgasse und Syndikatplatz. Häuserbuch der Stadt Münster 1. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, N. F. 20/1 (Münster 2001).

Kirchhoff u. a. 1993: Karl-Heinz Kirchhoff / Mechthild Siekmann, Stadtmappe Münster. In: Heinz Stoob / Wilfried Ehbrecht (Hrsg.), Westfälischer Städteatlas 4, 3. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen 36 (Altenbeken 1993).

Kivikoski 1973: Ella Kivikoski, Die Eisenzeit Finnlands (Helsinki 1973).

Kjellmark u. a. 1939: Knut Kjellmark / Bengt Thordeman, Die Steinkiste und der Münzenschatz von Räppe im Ksp. Öjaby, Småland. Fornvännen 34, 1939, 65-89.

Klappauf 1996: Lothar Klappauf, Zum Stand montanarchäologischer Untersuchungen im Oberharz. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 433-447.

Klein 1986: Ulrich Klein, Die deutsche Münzprägung gegen Ende des 12. Jahrhunderts und der »Barbarossa-Fund«. Schweizerische Numismatische Rundschau 65, 1986, 205-224.

1995: Ulrich Klein, Fundmünzen aus Kirchengrabungen in Württemberg. Eine Bilanz der letzten 30 Jahre. In: Dubuis/Frey-Kupper 1995, 41-70.

2002: Ulrich Klein, Ein Münzschatz aus Tübingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002, 246-251.

2007: Ulrich Klein, Ein spätmittelalterlicher Goldschatz aus Lauchheim. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007, 263-269.

Klinkhammer 1992: Heide Klinkhammer, Schatzgräber, Weisheitssucher und Dämonenbeschwörer. Die motivische und thematische Rezeption des Topos der Schatzsuche in der Kunst vom 15. bis 18. Jahrhundert. Studien zur profanen Ikonographie 3 (Berlin 1992).

2007: Heide Klinkhammer, Der Topos vom Weisheitsschatz. Der thronende Alte im Grabe mit der Offenbarungsschrift. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 213-230.

Kloos 1980: Rudolf M. Kloos, Einführung in die Epigraphik des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Darmstadt 1980).

Klüßendorf 1991: Niklot Klüßendorf, Zum Quellenwert von Flurnamen und Schatzsagen für die Numismatik. In: Hans-Christoph Noeske / Helmut Schubert (Hrsg.), Die Münze: Bild – Botschaft – Bedeutung. Festschrift für Maria R.-Alföldi (Frankfurt am Main, Bern, New York, Paris 1991) 313-327.

1995: Niklot Klüßendorf, Frühneuzeitliches Opferverhalten im Langzeitvergleich, dargestellt anhand von Beispielen aus Hessen und Thüringen. In: Dubuis/Frey-Kupper 1995, 139-151.

2005: Niklot Klüßendorf, Archäologie und Numismatik. Getrennte oder gemeinsame Wege? Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 33, 2005, 73-80.

Kluge 1981: Bernd Kluge, Der spätmittelalterliche Goldmünzenfund von Sötenich/Eifel (1865), nach 1402. Eine Rekonstruktion. In: Thomas Fischer / Peter Ilisch (Hrsg.), Lagom. Festschrift für Peter Berghaus zum 60. Geburtstag (Münster 1981) 221-248.

1991: Bernd Kluge, Deutsche Münzgeschichte von der späten Karolingerzeit bis zum Ende der Salier (ca. 900 bis 1125). Monographien des RGZM 29 (Sigmaringen 1991).

1993: Bernd Kluge (Hrsg.), Fernhandel und Geldwirtschaft. Beiträge zum Deutschen Münzwesen in sächsischer und salischer Zeit. Ergebnisse des Dannenberg-Kolloquiums 1990. Monographien des RGZM 31 = Berliner Numismatische Forschungen N. F. 1 (Sigmaringen 1993).

2005: Bernd Kluge, Geld im Mittelalter – Numismatische Einführung. In: Klaus Grubmüller / Markus Stock (Hrsg.), Geld im Mittelalter. Wahrnehmung – Bewertung – Symbolik (Darmstadt 2005) 18-33.

Kluge/Weißer 2000: Bernd Kluge / Bernhard Weißer (Hrsg.), XII. Internationaler Numismatischer Kongress Berlin 1997 (Berlin 2000).

Knippschild 2000: Silke Knippschild, »Drum bietet zum Bunde die Hände«. Rechtssymbolische Akte in zwischenstaatlichen Beziehungen im orientalischen und griechisch-römischen Altertum. Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge 5 (Stuttgart 2002).

Koch 1976: Bernhard Koch, Ein Schatzfund aus der ehemaligen Stiftskirche von Mondsee. Mitteilungen der Österreichischen Numismatischen Gesellschaft 19, H. 9, 1976, 63-65.

1977: Bernhard Koch, Ein Schatzfund aus dem mittelalterlichen Salzburg. Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahresschrift 23/24, 1977/78 (1979), 95-100.

1979: Bernhard Koch, Ein mittelalterlicher Münzschatz aus der Stadt Salzburg. Num. Zeitschr. 93, 1979, 45-53.

Kocher 1986: Gernot Kocher, Die Frau im spätmittelalterlichen Rechtsleben. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 9 = Österr. Akad. Wiss., Philosoph.-Hist. Kl., Sitzungsber. 473 (Wien 1986) 475-486.

Köhegyi 1972: Mihály Köhegyi, XIV. Századi Ezüstkincs Kelebiáról [Der Silberschatz von Kelebia aus dem 14. Jahrhundert] Cumania 1, 1972, 205-213.

Kœnig 1995: Franz E. Kœnig, Beispiele von sekundären Eingriffen an Fundmünzen aus Kirchengrabungen im Kanton Bern. In: Dubuis/Frey-Kupper 1995, 161-177.

Kötzsche 1992: Dietrich Kötzsche (Hrsg.), Der Quedlinburger Schatz wieder vereint [Ausstellungskat.] (Berlin 1992).

Kolba 2004: Judit H. Kolba, Liturgische Goldschmiedearbeiten im Ungarischen Nationalmuseum 14.-17. Jahrhundert. Catalogi Musei nationalis Hungarici, Series Mediaevalis et Moderna I (Budapest 2004).

Kool 1999: Robert Kool, Currency and Coins in the Frankish East (1099-1291). In: Knights of the Holy Land. The Crusader Kingdom of Jerusalem [Ausstellungskat.] (Jerusalem 1999) 273-279.

Korzuchina 1954: G. F. Korzuchina, Russkie klady IX-XIII. vv. [Russische Schätze des IX.-XIII. Jahrhunderts] (Moskau, Leningrad 1954).

Kovacsovics 1998: Wilfried K. Kovacsovics, Grabungen auf der Festung Hohensalzburg. Archäologie Österreichs 9, H. 2, 1998, 4-14.

Krabath 2001: Stefan Krabath, Die hoch- und spätmittelalterlichen Buntmetallfunde nördlich der Alpen. Eine archäologisch-kunsthistorische Untersuchung zu ihrer Herstellungstechnik, funktionalen und zeitlichen Bestimmung. Internationale Archäologie 63 (Rahden/Westf. 2001).

2004a: Stefan Krabath, Die metallenen Trachtbestandteile und Rohmaterialien aus dem Schatzfund von Fuchsenhof. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 231-305.

2004b: Stefan Krabath, Der Silberschatz im Kochtopf. Archäologie in Niedersachsen 7, 2004, 48-52.

2006: Stefan Krabath, Der Pritzwalker Silberfund im Vergleich zu ausgewählten Schatzfunden des späten Mittelalters. In: Krabath u. a. 2006, 24-51.

2007: Stefan Krabath, Aussagemöglichkeiten spätmittelalterlicher Schatzfunde mit Edelmetallschmuck. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 115-137.

Krabath u. a. 2006: Stefan Krabath / Lothar Lambacher, Der Pritzwalker Silberfund. Schmuck des späten Mittelalters [Ausstellungskat.]. Bestandskatalog XXIII des Kunstgewerbemuseums Staatliche Museen zu Berlin (Pritzwalk 2006).

Kralovánszky 1955: Alán Kralovánszky, Un trésor en argent de la fin du moyen âge, trouvé à Kerepes. Archaeologiai Értesitö 82, 1955, 190-201.

Kramarovsky 2000: Mark Kramarovsky, The Gold of the Chingissids: The Juchids' Treasury. In: The Treasures of the Golden Horde [Ausstellungskat.] (St. Petersburg 2000) 202-207.

Kroker 2005: Martin Kroker, Die Siedlung Mimigernaford und die »Domburg« im 9. und 10. Jahrhundert. In: Isenberg/Rommé 20052005, 229-242.

Krüger 2005a: Joachim Krüger, Gehortet, verborgen, wiederentdeckt – Münzschatzfunde in Vorpommern und Mecklenburg. In: Jöns/Lüth/Schäfer 2005, 467-468.

2005b: Joachim Krüger, Was gilt der Taler? – Der Geldwert pommerscher und mecklenburgischer Schatzfunde. In: Jöns/Lüth/Schäfer 2005, 469-472.

Krug 1999: Antje Krug, Der sogenannte »Mainzer Goldschmuck der Kaiserin Gisela«. Jahrbuch der Berliner Museen. Ehemals Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen N. F. 41, 1999, 7-24.

Kubinyi 1992: András Kubinyi, Sprechende Wappen im bürgerlich-handwerklichen Bereich. Das Beispiel des mittelalterlichen Ungarn. In: Blaschitz u. a. 1992, 277-294.

Kühtreiber u. a. 2004: Thomas Kühtreiber / Bernhard Prokisch, Der Schatzfund von Fuchsenhof – Versuch einer Synthese. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 853-860.

Kunkel 1934: Otto Kunkel, Ein mittelalterlicher pommerscher Münzschatzfund als landesgeschichtliches Denkmal. Altschlesien 5, 1934, 336-339.

Kuzev 1961: Alexander Kuzev, Grosches d'Etienne Dušan à contremarques. Archeologija 3, 1961, 14-17.

1986: Alexander Kuzev, Narumnume s'krovuša om Doliše. Muzei i pametnici na kulturata 4, 1986, 44-47.

Kyriacou u. a. 2004: Christine Kyriacou / Frances Mee / Nicola Rogers, Treasures of York (York 2004).

Lambacher 2006a: Lothar Lambacher, »Fürspang und hefftelein, Mit reichen stainen vingerlein«. Schmuck im Berliner Kunstgewerbemuseum. In: Krabath u. a. 2006, 8-12.

2006b: Lothar Lambacher, Fundumstände und Forschungsgeschichte des Pritzwalker Silberfundes. In: Krabath u. a. 2006, 17-23.

Lauerwald 1996: Paul Lauerwald, Funde von Barrensilber in Südniedersachsen und den angrenzenden Gebieten. Südniedersachsen. Zeitschrift für Regionale Forschung und Heimatpflege 24, H. 1, 1996, 3-6.

Lehmann 1993: Hannes Lehmann, Das Schatzregal: Antiquierte Begrifflichkeit oder moderne Gesetzestechnik? In: Heinz Günter Horn / Hiltrud Kier / Jürgen Kunow / Bendix Trier (Hrsg.), Archäologie und Recht. Was ist ein Bodendenkmal? (Mainz ²1993) 73-83.

Leimus 1979: Ivan Leimus, Der Schatzfund von Maidla. Eesti nsv teaduste Akadeemia Toimetised. 28. Köide Ühiskonnateadused 1, 1979, 75-79.

Leroy 1999: Catherine Leroy, La découverte du trésor de Colmar. In: Katalog Colmar 1999, 12-17.

Lichtblau 2001: Karin Lichtblau, Die Burg in der Sage. In: Daim/Kühtreiber 2001, 435-439.

2007: Karin Lichtblau, Schatzvorstellungen in der deutschen Literatur des Mittelalters. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 35-54.

Liebgott 1992: Niels-Knud Liebgott, The find contexts of the hoards. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 128-134.

Lightbown 1978: Ronald W. Lightbown, Secular Goldsmith' Work in Medieval France: A History. Reports of the Research Committee of the Society of Antiquaries of London 34 (London 1978).

1992: Ronald W. Lightbown, Medieval european jewellery (London 1992).

Lilley u. a. 1994: John M. Lilley / Gill Stroud / Don R. Brothwell / Mark H. Williamson, The Jewish Burial Ground at Jewbury. The Archaeology of York 12 (York 1994).

Lindahl 1988: Fritze Lindahl, Skattefund. Sølv fra Christian IV.s tid (Danish Seventeenth-Century Silver Hoards) (København 1988).

Lindahl 1992: Fritze Lindahl, The Medieval Collection in the National Museum. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 109-110.

2003: Fritze Lindahl, Symboler i guld og sølv. Nationalmuseets fingerringe 1000-1700-årene. Nordiske Fortidsminder Ser. B, 21 (København 2003).

Lindahl u. a. 1992: Fritze Lindahl / Jørgen Steen Jensen, Jewellery, silver objects ans bars. In: Jensen u. a. 1992, Bd. 1, 134-148.

Lindgren 1996: Uta Lindgren (Hrsg.), Europäische Technik im Mittelalter. Tradition und Innovation (Berlin 1996).

Loehr 1931: August Loehr, Probleme der Silberbarren. Num. Zeitschr. 64, N. F. 24, 1931, 101-109.

Lorenzen 1997/98: Maike Lorenzen, Der mittelalterliche Fundplatz Alt-List auf Sylt, Kreis Nordfriesland. Offa 54/55, 1997/98, 309-423.

Lüdecke 2004: Torsten Lüdecke, Der ganz normale Schatz im Haus. Archäologie in Niedersachsen 7, 2004, 56-60.

Lurker 1990: Manfred Lurker, Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole4 (München 1990).

Maixner 2005: Birgit Maixner, Die gegossenen kleeblattförmigen Fibeln der Wikingerzeit aus Skandinavien. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 116 (Bonn 2005).

Mannsperger 1991: Dietrich Mannsperger, 2000 Jahre Münzgeld im Kreis Tübingen. Ausstellungsreihe der Münzsammlung der Universität Tübingen, Reihe B Württemberg, H. 3 (Tübingen 1991).

Margeson 1993: Sue Margeson, Norwich Households: The Medieval and Post-Medieval Finds from Norwich Survey Excavations 1971-1978. East Anglian Archaeology Report 58 (Norwich 1993).

Marić 1979: Zdravko Marić, Depo pronaden u ilirskom gradu daors. Glasnik Zemaljskog muzeja bosne i hercegovine u sarajevu. Arheologija 33, 1978 (1979), 23-114.

Masner 1904: Karl Masner, Neuerwerbungen des Museums I. Ein Schmuckfund aus dem Mittelalter. Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer 3 (Breslau 1904) 72-83.

Matthew 1983: Donald Matthew, Atlas of Medieval Europe (Oxford 1983).

Mayr u. a. 1993: Alois Mayr / Werner Sommer, Münster als Oberzentrum – Entwicklung von Ausstattung und Reichweite. In: Jakobi 1993a, Bd. 3, 231-292.

Mazakarini 1985: Leopold K. Mazakarini, Die Attribute der Heiligen. Die Symbole in der mittelalterlichen Kunst (Wien 1985).

McNeil/Selwyn 2001: Michael McNeil / Lyndsie S. Selwyn, Electrochemical Processes in Metallic Corrosion. In: Don R. Brothwell / A. Mark Pollard, Handbook of Archaeological Sciences (Chichester, New York, Weinheim, Brisbane, Singapore, Toronto 2001) 605-614.

Mecking 2010: Oliver Mecking, Die Rekonstruktion der Goldschmiedetechniken aufgrund der chemischen Analytik. In: Ostritz 2010b, 10-77.

Mehofer 2014: Mathias Mehofer, Rasterelektronenmikroskopische Analysen an Objekten des Wiener Neustädter Schatzfundes. In: Hofer 2014, 40-71.

Meier 1932: Ortwin Meier, Der Brakteatenfund von Bokel bei Bevern Kreis Bremervörde. Ein Beitrag zur Erforschung der mittelalterlichen, besonders der niedersächsischen Münzdenkmale aus der Zeit von etwa 1195 bis 1225. Hannoversche Geschichtsblätter, N. F. 2, H. 1/2 (Hannover 1932).

Meier 2002: Thomas Meier, Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa. Mittelalter-Forschungen 8 (Stuttgart 2002).

Melcher u. a. 2004: Michael Melcher / Manfred Schreiner, Materialanalytische Untersuchungen von Silberproben des Schatzfundes von Fuchsenhof mittels energiedispersiver Elektronenstrahlmikroanalyse im Rasterelektronenmikroskop. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 325-346.

Meller 2003: Harald Meller (Hrsg.), Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 87 (Halle (Saale) 2003).

Melzer 2004: Walter Melzer (Hrsg.), Schmiedehandwerk in Mittelalter und Neuzeit. Soester Beiträge zur Archäologie 5 (Soest 2004).

Menadier 1883: Julius Menadier, Der Wetteborner Silbermarkfund. Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 16, 1883, 165-174.

1887: Julius Menadier, Thüringisch-hessische Brakteatenfunde. Gross-Ehrich. Zeitschrift für Numismatik 15, 1887, 182-186.

1898: Julius Menadier, Der Fund von Prag. In: Julius Menadier, Deutsche Münzen. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte des deutschen Münzwesens 4 (Berlin 1898, Wiederabdruck Leipzig 1975) 237-268.

1900: Julius Menadier, Der Münzschatz der St. Michaeliskirche zu Fulda. Zeitschrift für Numismatik 22, 1900, 103-198.

1902: Julius Menadier, Zwei märkische Denarfunde: 1. Der Münzfund von Lässig. 2. Der Fund von Hirschfelde. Zeitschrift für Numismatik 23, 1902, 222-272.

Metzger 1982: Thérèse und Mendel Metzger, Jewish Life in the Middle Ages (Fribourg 1982).

Mikkelsen 1990: Hans Mikkelsen, The Benedictine Nunnery of Vor Frue in Randers. A Brick-built Royal Homestead from the second Half of the 12th Century? Aarbøger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1990, 179-223.

Miller 1983: Edward Miller, Wirtschaftspolitik und öffentliche Finanzen 1000-1500. In: Cipolla/Borchardt 1983, 219-240.

Milošević 1990: Desanka Milošević, Nakit od XII do XV veka iz zbirke Narodnog Muzeja [Jewelry from the 12th to the 15th century from the collection of National Museum] (Belgrad 1990).

Mirnik 1981: Ivan A. Mirnik, Coin Hoards in Yugoslavia. BAR International Series 95 (Oxford 1981).

Mittermeier 1997: Irene Mittermeier, Der spätmittelalterliche Münzschatz aus dem Passauer Domhof. Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern 120-121, 1994-1995 (1997), 207-228.

2001: Irene Mittermeier, Jenseits der Stratigraphie – Überlegungen zu Münzfunden auf mittelalterlichen Burgen. In: Jochem Pfrommer / Rainer Schreg (Hrsg.), Zwischen den Zeiten. Archäologische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters in Mitteleuropa. Internationale Archäologie Studia honoraria 15 [Festschrift für Barbara Scholkmann] (Rahden/Westf. 2001) 397-414.

Molvõgin 1970: A. Molvõgin, Tamse Mündiaare 13. Sajandi Algusest (Ein Münzfund aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts aus Tamse). In: Eesti nsv Teaduste Akadeemia Ajaloo Instituut (Hrsg.), Studia Archaeologica in Memoriam Harri Moora (Tallinn 1970) 16-17.

Montelius 1876: Oscar Montelius, Führer durch das Museum Vaterländischer Alterthümer in Stockholm (Hamburg 1876).

Mosler-Christoph 1998: Susanne Mosler-Christoph, Die materielle Kultur in den Lüneburger Testamenten 1323 bis 1500. Elektronische Dissertation der Georg-August-Universität Göttingen (Göttingen 1998). http://webdoc.sub.gwdg.de/diss/1998/mosler/inhalt.htm (4.5.2004).

Mrázek 2000: Ivan Mrázek, Drahé Kameny ve Středověku Moravy a Slezska [Edelsteine im Mittelalter Mährens und Schlesiens] (Brno 2000).

Müller 1988: Johannes Müller, Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700, Bd. 2 (Bern, Frankfurt am Main, New York, Paris 1988).

1997: Johannes Müller, Zur Struktur archäologischer Daten und der Anwendung multivariater Verfahren. In: Müller u. a. 1997, 3-7.

Müller u. a. 1997: Johannes Müller / Andreas Zimmermann (Hrsg.), Archäologie und Korrespondenzanalyse. Beispiele, Fragen, Perspektiven. Internationale Archäologie 23 (Espelkamp 1997).

von Müller 2001: Achatz von Müller, Der Kirchenschatz als politisches Zeichensystem. In: Katalog Basel 2001, 217-229.

Muhl 2003: Arnold Muhl, Beeidigt durch das Schragenkreuz. Bemerkungen zu einem hochmittelalterlichen Siegelstempel. Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 86, 2003, 295-314.

Muhl u. a. 2003: Arnold Muhl / Friedrich Ulf Röhrer-Ertl / Olav Röhrer-Ertl / Harald Saller, Der Inschriftenring von Paußnitz, Ldkr. Riesa. Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 87, 2003, 81-96.

Murdoch 1991: Tessa Murdoch, Treasures and Trinkets. Jewellery in London from pre-Roman times to the 1930s (London 1991).

Nau 1983: Elisabeth Nau, Münzumlauf im ländlichen Bereich mit besonderer Berücksichtigung Südwest-Deutschlands. In: Hans Patze (Hrsg.), Die Grundherrschaft im späten Mittelalter I. Vorträge und Forschungen 27 (Sigmaringen 1983) 97-156.

Neugebauer 2005: Anton Neugebauer, Veränderte Rahmenbedingungen der Archäologischen Denkmalpflege in Rheinland-Pfalz und Trier seit 1972. In: Rettet das archäologische Erbe in Trier. Zweite Denkschrift der Archäologischen Trier-Kommission. Schriftenreihe des Rheinischen Landesmuseums Trier 31 (Trier 2005) 11-15.

Neujahrsgruß 1996: Westfälisches Museum für Archäologie / Amt für Bodendenkmalpflege / Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Neujahrsgruß 1996. Jahresbericht für 1995 (Münster Westfalen 1996).

Nikolov 1965: Bogdan Nikolov, Trésor monétaire et parures d'argent de Vraca. Arheologija 7, H. 1, 1965, 14-16.

Nordman 1944: Carl A. Nordman, Gotländisch oder Deutsch – Ein Silberkruzifix von Halikko im eigentlichen Finnland. Acta Archaeologica 15, 1944, 29-62.

North 1990: Michael North, Geldumlauf und Wirtschaftskonjunktur im südlichen Ostseeraum an der Wende zur Neuzeit (1440-1570). Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte am Beispiel des großen Lübecker Münzschatzes, der norddeutschen Münzfunde und der schriftlichen Überlieferung. Kieler historische Studien 35 (Sigmaringen 1990).

1996: Michael North, Geld und Münze. In: Katalog Magdeburg 1996, Bd. 1, 426-432.

Nuber 2005: Hans Ulrich Nuber, Staatskrise im 3. Jahrhundert. Die Aufgabe der rechtsrheinischen Gebiete. In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.), Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau [Ausstellungskat. Stuttgart] (Esslingen am Neckar 2005) 442-451.

Numismatische Kommission 1954: Numismatische Kommission (Hrsg.), Maschinenschriftliche Diskussionsvorbereitungen für die Numismatische Arbeitstagung in Hamburg vom 8.-11. Oktober 1954 »Die deutschen Münzfunde des Mittelalters und der Neuzeit«.

Nyborg 1991: Ebbe Nyborg, Kunstschätze Jütlands und Fünens aus der Zeit Waldemar des Siegers. In: Kunstschätze Jütlands, Fünens und Schleswigs aus der Zeit Waldemar des Siegers. Ausstellung des Stiftsmuseums Viborg zur 750 Jahrfeier des Jydske Lov (Viborg 1991) 6-10.

Nylén 1998: RGA 12 (1998) 481 s. v. Gotland [E. Nylén].

Ódor 1998: János Gábor Ódor, Gussform aus der Anjouzeit von Majs. Angaben zur Tracht des 13.-15. Jahrhunderts. Communicationes Archaeologicae Hungariae 1998, 123-137.

Östergren 1989: Majvor Östergren, Mellan stengrund och stenhus. Gotlands vikingatida silverskatter som poplatsindikation. Theses and papers in Archaeology 2 (Visby 1989).

Oldeberg 1966: Andreas Oldeberg, Metallteknik under Vikingatid och Medeltid (Stockholm 1966).

Ostritz 2010a: Sven Ostritz (Hrsg.), Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1. Der Schatzfund. Archäologie – Kunstgeschichte – Siedlungsgeschichte (Weimar 2010).

2010b: Sven Ostritz (Hrsg.), Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 2. Der Schatzfund. Analysen – Herstellungstechniken – Rekonstruktionen (Weimar 2010).

2011: Sven Ostritz (Hrsg.), Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 3. Der Schatzfund. Die Münzen und Barren (Weimar 2011).

Otto 1997: Barbara Otto, »... damit das Kind gut gedeiht...« – Der kulturhistorische Hintergrund. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg / Historische Gesellschaft Bönnigheim e. V. (Hrsg.), »Wo weder Sonne noch Mond hinscheint«. Archäologische Nachweise von Nachgeburtsbestattungen in der frühen Neuzeit. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 36 (Stuttgart 1997) 49-55.

Painter/Künzl 1997: Kenneth S. Painter / Ernst Künzl, Two documented Hoards of Treasure. Antiquaries Journal 77, 1997, 291-325.

Parádi 1975: Nándor Parádi, Pénzekkel Keltezett XIII. Századi ékszerek. A Nyáregyháza-Pusztapótharaszti Kincslelet [Münzdatierte Schmuckstücke aus dem 13. Jahrhundert. Der Schatzfund von Nyáregyháza-Pusztapótharaszt]. Folia Archaeologica XXVI, 1975, 119-161.

Pauli 1985: Ludwig Pauli, Einige Anmerkungen zum Problem der Hortfunde. Archäologisches Korrespondenzblatt 15, 1985, 195-206.

Peine 1995: Hans-Werner Peine, Grauer Alltag und farbige Pracht – Adelshaushalte und höfische Kultur im Spiegel westfälischer Bodenfunde. In: Katalog Oldenburg 1995, Bd. 2, 261-270.

Peters u. a. 1993: Robert Peters, Ernst Ribbat, Sprache und Literatur. In: Jakobi 1993a, Bd. 3, 611-678.

Petrişor 1980: Elena Petrişor, Date preliminare asupra tezaurului medieval de la Burunieşti, Comuna Doljeşti, Judeţul Neamţ. Memoria Antiquitatis. Piatra Neamt 12-14, 1980-1982, 171-191.

Petschar 1992: Hans Petschar, Vorbilder für Weltbilder. Semiotische Überlegungen zur Metaphorik der mittelalterlichen Schachzabelbücher. In: Blaschitz u. a. 1992, 617-640.

Pfrommer 2002: Jochem Pfrommer, Zwischen Identifikation und Distinktion – Materielle Kultur der Frühen Neuzeit als Medium gesellschaftlicher Kommunikation. In: Helmig/Scholkmann/Untermann 2002, 363-368.

Pieńkowski 2000: Robert Pieńkowski, The Hoard of Royal Jewellery, Florins and Prague Grossi of Środa Śląska, Lower Silesia. In: Kluge/Weißer 2000, 1061-1065.

Pietrusiński 1996: Jerzy Pietrusiński, Średniowieczne klejnoty monarsze w złotym skarbie ze Środy Śląskiej. In: Klejnoty monarsze. Skarb ze Środy Śląskiej (Wrocław 1996) 9-150.

1998: Jerzy Pietrusiński, Herrscherschmuck aus der Schatzkammer der Luxemburger im Goldschatz von Neumarkt in Schlesien (Środa Śląska). In: Klára Benešká (Hrsg.), King John of Luxembourg (1296-1346) and the art if his era [Ausstellungskat.] (Prag 1998) 189-207.

Piron 2002: Willy Piron, Late medieval religious and secular badges. In: Helmig/Scholkmann/Untermann 2002, 376-378.

Pîrvulescu 1993: Dorina Pîrvulescu, Tezaurul feudal de la Ernesthaza (Banatski Despotovac), secolele XIV-XV. Analele Banatului N. S. 2, 1993, 233-244.

Planck 2000: Dieter Planck, Die Bodendenkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland in der Zeit von 1945 bis 1990. Archäologisches Nachrichtenblatt 5, 2000, 233-241.

Popescu 1970: Marin Matei Popescu, Podoabe Medievale în Ţările Române (Bucureşti 1970).

Popović u. a. 1988: Marko Popović / Vujadin Ivanišević, Braničevo, Cité médiévale. Starinar N. S. 39, 1988, 125-179.

Porteous 1969: John Porteous, Münzen. Geschichte und Bedeutung in Wirtschaft, Politik und Kultur (Frankfurt am Main 1969).

Prokisch/Kühtreiber 2004a: Bernhard Prokisch / Thomas Kühtreiber (Hrsg.), Der Schatzfund von Fuchsenhof. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 15 (Linz 2004).

2004b: Bernhard Prokisch / Thomas Kühtreiber, Vom Fund zum Forschungsprojekt. In: Prokisch/Kühtreiber 2004a, 11-17.

Radojković 1969: Bojana Radojković, Nakit kod Srba od XII do kraja XVIII. veka. Muzej Primen'ene Umetnosti [Jewellery with the Serbs XII-XVIII century. Museum of Decorative Arts] (Beograd 1969).

Rădulescu u. a. 1984: Toma Rădulescu / Paul Turturică, Tezaurul de monede şi podoabe feudale de la Schela Cladovei-Mehedinţi (sec. XIV-XV). Arhivele Olteniei 3, 1984, 70-88.

Raiswell 2001: Rob Raiswell, Defining the Burial Environment. In: Don R. Brothwell / A. Mark Pollard, Handbook of Archaeological Sciences (Chichester, New York, Weinheim, Brisbane, Singapore, Toronto 2001) 595-603.

Récsey 1894: Viktor Récsey, RÓMAI CASTRUM TOKODON ES UJABB RÉGÉSZETI LELETEK ESZTERGOM- ÉS HONTMEGYÉBEN. Archaeologiai Értesitö 14, 1894, 65-70.

Rehm 2005: Ulrich Rehm, Avarus non implebitur pecunia. Geldgier in Bildern des Mittelalters,. In: Klaus Grubmüller / Markus Stock (Hrsg.), Geld im Mittelalter. Wahrnehmung – Bewertung – Symbolik (Darmstadt 2005) 135-181.

Reiche u. a. 2004: Ina Reiche / Sandrine Pages-Camagna / Lothar Lambacher, In situ Raman spectroscopic investigations of the adorning gemstones on the reliquary Heinrich's Cross from the treasury of Basel Cathedral. Journal of Raman Spectroscopy 35, 2004, 719-725.

Reiter 1984: Annette Reiter, Ringspangen. Ein Beitrag zur Kostümkunde des Mittelalters [Magisterarbeit Ludwig-Maximilians-Universität München 1984].

Richter 1992: Ernst-Ludwig Richter, Die analytische Untersuchung von Silbergegenständen als Hilfsmittel bei der Beantwortung kunstwissenschaftlicher Fragestellungen. In: Klaus Pechstein / Heiner Meininghaus / Ursula Timann / Claudia Siegel-Weiß, Schätze Deutscher Goldschmiedekunst von 1500 bis 1920 (Berlin 1992) 69-73.

Richter 2006: Thomas Richter, Der Berner Silberschatz. Trinkgeschirre und Ehrengaben aus Renaissance und Barock. Glanzlichter aus dem bernischen Historischen Museum 16 (Bern 2006).

Riederer 1981: Josef Riederer, Kunstwerke chemisch betrachtet: Materialien, Analysen, Altersbestimmung (Berlin, Heidelberg, New York 1981).

1987: Josef Riederer, Archäologie und Chemie – Einblicke in die Vergangenheit. Ausstellungskat. des Rathgen-Forschungslabors (Berlin 1987).

1994: Josef Riederer, Echt und falsch. Schätze der Vergangenheit im Museumslabor (Berlin, Heidelberg, New York 1994).

Rizzolli 1991: Helmut Rizzolli, Münzgeschichte des alttirolischen Raumes im Mittelalter und Corpus nummorum tirolensium Mediaevalium I. Die Münzstätten Brixen/Innsbruck Trient, Lienz und Meran vor 1363 (Bozen 1991).

Röber 2004a: Ralph Röber, Das mittelalterliche Schmiedehandwerk – Eine Einführung. In: Melzer 2004, 9-10.

2004b: Ralph Röber, Schlagmarkierungen auf mittelalterlichen Schmiedeobjekten – Ein Beitrag zum Aussagepotential gewerblicher Zeichen. In: Melzer 2004, 139-161.

Roehl 1983: Richard Roehl, Nachfrageverhalten und Nachfragestruktur 1000-1500. In: Cipolla/Borchardt 1983, 67-89.

Römer-Johannsen u. a. 1978: Ute Römer- Johannsen / Hermann Maué, Ein Lektionar in St. Nikolai zu Höxter aus dem Aegidienkloster zu Braunschweig. Westfälische Zeitschrift 128, 1978, 217-228.

Rosenberg 1925: Marc Rosenberg, Niello seit dem Jahre 1000 nach Chr. (Frankfurt am Main 1925).

Rosetti 1972: Dinu V. Rosetti, Tezaurul de Podoabe Medievale de la Olteni (Teleorman) şi Elementele Lor Bizantine. Buletinul Monumentelor Istorice, Bucarest 41, H. 4, 1972, 3-14.

Rossi 1974: Filippo Rossi, Oreficeria Italiana. Dall'XI al XVIII Secolo (Mailand 1974).

Roşu u. a. 1964: Lucian Roşu / G. Popilian, Tezaurul medieval de la Şuşiţa. Revista Muzeelor 1, H. 4, 1964, 326-329.

Roth 1986: Helmut Roth, Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Archäologische Zeugnisse von Childerich I. bis zu Karl dem Großen (Stuttgart 1986).

Rücklin 1984: Rudolf Rücklin, Das Schmuckbuch2 (Hannover 1984).

Russell 1983: J. Cox Russell, Die Bevölkerung Europas 500-1500. In: Cipolla/Borchardt 1983, 13-43.

Ruthenberg 1996: Klaus Ruthenberg, Oberflächenveredelung. In: Lindgren 1996, 145-146.

Ruttkay 1979: Alexander Ruttkay, Stredoveké umelecké remeslo. Ars Slovaca Antiqua 7 (Bratislava 1979).

Salomon 1980: Almuth Salomon, Die Beziehungen zwischen Köln und Westfalen im Rahmen der Hanse. In: Katalog Münster 1980, Bd. 1, 281-304.

Sahrhage 2002: Dietrich Sahrhage, Die Schätze Neptuns. Eine Kulturgeschichte der Fischerei im Römischen Reich (Frankfurt am Main 2002).

Sarvas 1981: Pekka Sarvas, Schätze und Schatzfunde. In: Thomas Fischer / Peter Ilisch (Hrsg.), Lagom. Festschrift für Peter Berghaus zum 60. Geburtstag (Münster 1981) 3-10.

Sauerlandt 1919: Max Sauerlandt, Ein Schmuckfund aus Weißenfels vom Anfang des 14. Jahrhunderts. Der Cicerone XI, H. 16, 1919, 519-526.

Sauter 2001: Martin Sauter, Beobachtungen zu Technik und Oberflächenbearbeitung von Goldschmiedearbeiten. In: Katalog Basel 2001, 286-292.

Savès 1984: Georges Savès, Le trésor de Mirepoix (Ariège). Revue de Comminges, Pyrenées centrales 97, 1984, 35-42.

Schad 2005: Petra Schad, Tiermumien aus Depotfunden im Landkreis Ludwigsburg – Relikte frühneuzeitlicher Magievorstellung? In: Ericsson/Atzbach 2005a, 151-161.

Scharff u. a. 2000: Werner Scharff / Christian Arnold / Werner Gerwin / Ingrid Huesmann / Klaus Menzel / Anke Pötzsch / Eva Tolksdorf-Lienemann / Andrea Tröller-Reimer, Schutz archäologischer Funde aus Metall vor immisionsbedingter Schädigung. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 57 (Stuttgart 2000).

Schiedlausky 1985: Günther Schiedlausky, Die Nürnberger Goldschmiedekunst als Forschungsaufgabe. In: Katalog Nürnberg 1985, 37-55.

Schiffer 1987: Michael B. Schiffer, Formation Processes of the Archaeological Record (Albuquerque NM 1987).

Schirmer o. J.: Eva Schirmer, Mystik und Minne. Frauen im Mittelalter (Wiesbaden o. J.).

Schmidt 2004: Martin Schmidt, Thema: Schätze und Horte. »Komm, wir finden einen Schatz«. Archäologie in Niedersachsen 7, 2004, 8-15.

Schmidtchen 1992: Karl-Heinz Ludwig Volker Schmidtchen, Metalle und Macht. Propyläen Technik Geschichte (Frankfurt am Main, Berlin 1992).

Schmutz 2000: Daniel Schmutz, Der Münzschatzfund vom »Schellenberger Wald«, vergraben nach 1460. Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 99, 2000, 37-138.

Schmutz/Lory 2001: Daniel Schmutz / Martin Lory, Geld – Preise – Löhne. Ein Streifzug durch die Berner Wirtschaftsgeschichte. Glanzlichter aus dem Bernischen Historischen Museum 5 (Bern 2001).

Schnitzler u. a. 1965: Hermann Schnitzler / Peter Bloch / Charles Ratton / Fritz Volbach, Mittelalterliche Elfenbein- und Emailkunst aus der Sammlung E. und M. Kofler-Truniger, Luzern. Aachener Kunstblätter 31 (Düsseldorf 1965).

Schöpf 1988: Hans Schöpf, Fabeltiere (Graz 1988).

Schoknecht 1975: Ulrich Schoknecht, Eine münzdatierte jungslawische Grube aus Gielow, Kr. Malchin. Ausgrabungen und Funde 20, 1975, 209-215.

Scholkmann 1995: Barbara Scholkmann, Die archäologischen Artefakte. Fragestellungen, Ergebnisse und Zukunftsaufgaben der Erforschung. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 9, 1995,63-74.

1998a: Barbara Scholkmann, Sachen und Menschen. Der Beitrag der archäologischen Mittelalter- und Neuzeitforschung. In: Hundsbichler u. a. 1998, 63-83.

1998b: Barbara Scholkmann, Glaubensvorstellungen und religiöse Praktiken im archäologischen Befund. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 14, 1998, 9-11.

2003: Barbara Scholkmann, Die Tyrannei der Schriftquellen? Überlegungen zum Verhältnis materieller und schriftlicher Überlieferung in der Mittelalterarchäologie. In: Heinz u. a. 2003, 239-257.

2009: Barbara Scholkmann, Forschungsfragestellungen, Möglichkeiten und Grenzen einer Archäologie der Reformation in Mitteleuropa. In: Barbara Scholkmann / Sören Frommer / Christina Vossler / Markus Wolf (Hrsg.), Zwischen Tradition und Wandel. Archäologie des 15. und 16. Jahrhunderts. Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie 3 (Büchenbach 2009) 59-71.

Scholz 2014: Anke K. Scholz, Versteck eines jüdischen Pfandleihers? Depot mit Silbermünzen und Schmuck. In: Archäologie in Deutschland 3, 2014, 28-31.

Schürer 1985: Ralf Schürer, »Aller Goldschmidt Ordnung auf Pueß«. Die Nürnberger Goldschmiede und ihre Ordnung im 16. und 17. Jahrhundert. In: Katalog Nürnberg 1985, 71-85.

Schulz 1996: Knut Schulz, Mobilität im Handwerk – Wanderwege (Spätmittelalter). In: Lindgren 1996, 503-508.

Schulze-Dörrlamm 1991: Mechthild Schulze-Dörrlamm, Der Mainzer Schatz der Kaiserin Agnes aus dem mittleren 11. Jahrhundert. Neue Untersuchungen zum sogenannten »Gisela-Schmuck«. Monographien des RGZM 24 (Sigmaringen 1991).

1992: Mechthild Schulze-Dörrlamm, Der Schatzfund von Augst. In: Katalog Speyer 1992, 165-166.

Schumann 1994: Walter Schumann, Edelsteine und Schmucksteine (BLV Bestimmungsbuch) (München, Wien, Zürich ^{9}1994).

2002: Walter Schumann, Der neue BLV Steine- und Mineralienführer (München ^{6}2002).

Schumann u. a. 2005: Herrmann Schumann / Heinrich Oettel, Metallografie14 (Weinheim 2005).

Schwarz 1998: Dietmar Schwarz, Indien, Land der großen Rubine? In: Christian Weise (Hrsg.), Rubin, Saphir, Korund. Schön, hart, selten, kostbar. ExtraLapis 15 (München 1998) 14-15.

Sczech u. a. 2007: Karin Sczech / Maria Stürzebecher, Le trésor d'Erfurt. In: Katalog Paris 2007, 31-35.

Seiler-Baldinger 1981: Annemarie Seiler-Baldinger, Systematik der Textilen Techniken. Basler Beiträge zur Ethnologie 14 (Basel 1973, Nachdruck 1981).

Seimert 1999-2000: Winfried Seimert, Access 2000. Das bhv Taschenbuch (Kaarst 1999-2000).

Sello 1928: Georg Sello, Östringen und Rüstringen. Studien zur Geschichte von Land und Volk (Oldenburg i. O. 1928).

Serning 1956: Inga Serning, Lapska Offerplatsfynd från Järnålder och Medeltid i de Svenska Lappmarkerna. Acta Lapponica XI (Uppsala 1956).

Shkurko 2000: Alexander Shkurko, The Simferopol Hoard. In: The Treasures of the Golden Horde [Ausstellungskat.] (St. Petersburg 2000) 21.

Sieburg 1932: Karl Sieburg, Zwei Münzfunde aus Sangerhausen. Frankfurter Münzzeitung, N. F. 1, 1932, 518-521.

Sloane 2002: Barney Sloane, Identifying social and religious groups in later medieval funerary sites from Britain. In: Helmig/Scholkmann/Untermann 2002, 390-393.

Sommer 1991: Ulrike Sommer, Zur Entstehung archäologischer Fundvergesellschaftungen – Versuch einer archäologischen Taphonomie. Studien zur Siedlungsarchäologie 1 = Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 6 (Bonn 1991) 51-193.

Sørensen 2005: Anne Birgitte Sørensen, Ein Prachtfund aus der mittelalterlichen Siedlung Østergård bei Hyrup in Sønderjylland, Dänemark. Germania 83, 2005 (2006), 337-371.

Spehr 1998: Reinhard Spehr, Schatzfund von Mutzschen. In: Judith Oexle / Markus Bauer / Marius Winzeler (Hrsg.), Zeit und Ewigkeit. 128 Tage in St. Marienstern [Ausstellungskat.] (Halle an der Saale 1998) 71, Kat.-Nr. 1.72.

Sporn 1997: Ralf Sporn, Teisendorf-Thumberg. Fundchronik für das Jahr 1994. Bayerische Vorgeschichtsblätter, Beiheft 10, 1997, 195.

Spufford 2004: Peter Spufford, Handel, Macht und Reichtum. Kaufleute im Mittelalter (Darmstadt 2004).

Stadie 2003: Babette Stadie, Von Lindwürmern und Drachen. In: Badische Landesbibliothek Karlsruhe / Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.), »Uns ist in alten Mären …«. Das Nibelungenlied und seine Welt [Ausstellungskat. Karlsruhe] (Darmstadt 2003) 84-85.

Staecker 1997: Jörn Staecker, Brutal Vikings and Gentle Traders. Lund Archaeological Review 1997, 89-103.

Stefke 2000: Gerald Stefke, Der Fundkatalog Mittelalter/Neuzeit in Hamburg (1950-1993) und Berlin (1993-1999). In: Reiner Cunz (Hrsg.), Concordia Ditat. 50 Jahre Numismatische Kommission der Länder in der Bundesrepublik Deutschland 1950-2000. Numismatische Studien H. 13 (Hamburg 2000) 145-163.

Stein 1975: Günter Stein, Zu vier Gefäßen des Lingenfelder Münzschatzfundes. In: Ehrend 1975, 44-59.

1990: Günter Stein, Der Schatzfund von Lingenfeld. In: Geschichte der Juden in Speyer. Beiträge zur Speyerer Stadtgeschichte H. 6 (Speyer ²1990) 65-72.

Stenberger 1958: Mårten Stenberger, Die Schatzfunde Gotlands der Wikingerzeit (Stockholm 1958).

Steuer 2004: RGA² 26 (2004) 598-611 s. v. Schatzfunde [H. Steuer].

Stierling 1934: Hubert Stierling, Diethmarscher Reichtum der Frühzeit. Niedersachsen 39, 1934, 409-416.

1935: Hubert Stierling, Der Silberschmuck der Westküste hauptsächlich in Schleswig-Holstein (Neumünster 1935, Nachdruck 1978).

Stoll 1985: Hans-Joachim Stoll, Die Münzschatzgefäße auf dem Gebiet der DDR von den Anfängen bis zum Jahre 1700. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte 12 (Weimar 1985).

Stollenwerk 1967: Alexander Stollenwerk, Eine Verhaftung wegen des Christophelgebetes 1789. Landeskundliche Vierteljahrsblätter 13, H. 2, 1967, 62-66.

Strieboll 1904: Gustav Strieboll, Schatzfund von Klein-Schlause. Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer, N. F. 3, 1904, 62-64.

Strobel 2000: Michael Strobel, Zur Geschichte der Archäologischen Denkmalpflege in Deutschland – Aspekte ihrer Entwicklung. Die Bodendenkmalpflege zur Zeit des Nationalsozialismus. Archäologisches Nachrichtenblatt 5, H. 2, 2000, 223-232.

Stürzebecher 2005: Maria Stürzebecher, Ein Schatz des 13. und 14. Jahrhunderts aus Erfurt (Thüringen). De Stavelij, Jaarboek 2005, 9-16.

2010: Maria Stürzebecher, Der Schatzfund aus der Michaelisstraße in Erfurt. In: Ostritz 2010a, 60-323.

2014: Maria Stürzebecher, Zwei Schätze: Zeugnisse jüdischer Kultur in Erfurt. In: Archäologie in Deutschland 3, 2014, 32-35.

Stumpf 1991: Gerd Stumpf, Der Kreuzzug Kaiser Barbarossas. Münzschätze seiner Zeit (München 1991).

Sütterlin 1992: Christa Sütterlin, Schreck-Gesichter. Symbole des magischen Alltags. In: Blaschitz u. a. 1992, 517-554.

Svoboda 1980: Christa Svoboda, Der Schatzfund aus der Judengasse. Weltkunst, H. 23, 1980, 3534-3537.

Swarzenski u. a. 1986: Hanns Swarzenski / Nancy Netzer, Enamels and glass. Catalogue of medieval Objects in the Museum of Fine Arts (Boston 1986).

Székely 1984: György Székely, 13. századi kincslelet Ladánybene – Hornyák-dombról. Cumania 8, 1984, 209-272.

Taburet u. a. 1984: Elisabeth Taburet / Michel Dhénin, Le trésor de Colmar. La revue du Louvre, 1984, 89-101.

Taburet-Delahaye 1999: Élisabeth Taburet-Delahaye, Les bijoux du trésor de Colmar. In: Katalog Colmar 1999, 19-30.

Takács 2006: Imre Takács (Hrsg.), Sigismundus Rex et Imperator. Kunst und Kultur zur Zeit Sigismunds von Luxemburg 1387-1437 [Ausstellungskat. Budapest, Luxemburg] (Mainz 2006).

Tamla 1991: Ülle Tamla, Silver hoard of Varudi-Vanaküla. In: L. Jaanits, V. Lang (Hrsg.), Muinasaja Teadus I. Arheoloogiline kogumik (Tallinn 1991) 160-161.

Tamla u. a. 2005: Ülle Tamla / Mauri Kiudsoo, Eesti Muistsed Aarded. Näituse Kataloog (Tallinn 2005).

Tauber 1992: Jürg Tauber, Symbole im Alltag aus archäologischer Sicht. Ein Annäherungsversuch. In: Blaschitz u. a. 1992, 701-731.

Tegethoff 2002: Ruth Tegethoff, Der Schatzfund aus dem Stadtweinhaus in Münster. Vergleichende Untersuchung der Schmuckstücke aus dem Schatzfund in der Judengasse hinsichtlich Herstellungstechnik und Gestaltung. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 30, 2002, 3-32.

Țeicu 1989: Dumitru Țeicu, O Reşedintă feudală românească la începurile reşiței medievale [Reşita: ein rumänischer Adelshof zu Beginn des Mittelalters]. Studii şi cercetări de istorie veche 40, 1989, 57-72.

1993: Dumitru Țeicu, Nécropole médiévale (sec. X-XIV) din Sudul Banatului [Mittelalterliche Nekropolen (10.-14. Jh.) im Süden des Banats]. Banatica 12, 1993, 229-272.

Teodor 1961: Dan Gh. Teodor, Tezaurul feudal timpuriu de obiecte de podoabă descoperit la Oțeleni. Arheologia Moldovei I, 1961, 245-263.

1964: Dan Gh. Teodor, Obiectele de podoabă din tezaurul feudal timpuriu descoperit la Oțeleni (raionul Huşi, reg. Iaşi). Arheologia Moldovei II-III, 1964, 363-407.

Theune 2010: Claudia Theune, Der Schmuck in dem mittelalterlichen Schatz aus der Judengasse in Salzburg. In: Peter Husty / Peter Laub (Hrsg.), Ars Sacra. Kunstschätze des Mittelalters aus dem Salzburg Museum (Salzburg 2010) 291-300.

Thompson 1956: James David Anthony Thompson, Inventory of British Coin Hoards A.D. 600-1500. Royal Numismatic Society, Special Publications 1, 1956.

Thordeman 1936: Bengt Thordeman, Sveriges Medeltidsmynt. In: Svend Aakjær (Hrsg.), Mønt. Nordisk Kultur XXIX (Stockholm, Oslo, København 1936) 57-92.

1939: Bengt Thordeman, Armour from the Battle of Wisby 1361, Bd. 1 (Stockholm 1939).

Toch 2004: Michael Toch, Jüdisches Alltagsleben im Mittelalter. Fragen an die Archäologie. In: Wamers u.a. 2004, 11-23.

Tomić-Trivunac 1962: Gordana Tomić-Trivunac, Dépôt d'argentrie de Dobri Dô près Pirot. Zbornik Radova Muzeja 3, 1960/61 (1962), 203-205.

Torbrügge 1985: Walter Torbrügge, Über Horte und Hortdeutung. Archäologisches Korrespondenzblatt 15, 1985, 17-23.

Tõnisson 1970: Evald Tõnisson, Der Silberschatz von Kumna. In: Eesti nsv Teaduste Akadeemia Ajaloo Instituut (Hrsg.), Studia Archaeologica in Memoriam Harri Moora (Tallinn 1970) 29.

Tornbjerg 2000: Svend Åge Tornbjerg, Skatten fra Bjæverskov. In: Vor skjulte kulturarv. Til Hendes Majestæt Dronning Margrethe II. 16 april 2000. Det Kongelige Nordiske Oldskriftselskab. Jysk Arkæologisk Selskab (Esbjerg 2000) 178-179.

Transier 2004: Werner Transier, Die Juden im gesellschaftlichen Leben des Mittelalters. In: Katalog Speyer 2004, 202-203.

Trebsche 2005: Peter Trebsche, Deponierungen in Pfostenlöchern der Urnenfelder-, Hallstatt- und Frühlatènezeit. Ein Beitrag zur Symbolik des Hauses. In: Raimund Karl / Jutta Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich 18 (Linz 2005) 215-227.

Tuczay 2007: Christa Agnes Tuczay, Schatzgräberprozesse: Totengeister und Okkulttäter. In: Vavra/Holzner-Tobisch/Kühtreiber 2007, 197-212.

Turchin u.a. 2009: Peter Turchin / Walter Scheidel, Coin hoards speak of population declines in Ancient Rome. Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America (PNAS) 106, Nr. 41, 2009, 17276-17279.

Ugglas 1936: Carl Ramsell af Ugglas, Gotländska silverskatter från Valdermarstågets tid. Ur Statens historiska Museums Samlingar 3 (Stockholm 1936).

Ulbert 1990: Thilo Ulbert, Der kreuzfahrerzeitliche Silberschatz aus Resafa-Sergiupolis. Resafa III (Mainz 1990).

Ungerer 1913: Edmund Ungerer (Hrsg.), Elsässische Altertümer in Burg und Haus, in Kloster und Kirche. Inventare vom Ausgang des Mittelalters bis zum dreissigjährigen Kriege aus Stadt und Bistum Strassburg 1. Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Kulturgeschichte von Elsass und Lothringen II (Strassburg 1913).

Usmanov 2000: Mirkasym A. Usmanov, The Golden Horde: Its Origins and Legacy. In: The Treasures of the Golden Horde [Ausstellungskat.] (St. Petersburg 2000) 47-53.

Van Beuningen u.a. 1993: Hendrik Jan Engelbert van Beuningen / A. M. Koldeweij, Heilig en Profaan. 1000 Laatmiddeleeuwse Insignes uit de collectie H. J. E. van Beuningen. Rotterdam Papers VIII (Cothen 1993).

2001: Hendrik Jan Engelbert van Beuningen / A. M. Koldeweij / Dory Kicken, Heilig en Profaan 2. 1200 Laatmiddeleeuwse insignes uit openbare en particuliere collecties. Rotterdam Papers 12 (Cothen 2001).

Van Gelder 1951: H. Enno van Gelder, Vondst van 12e-eeuwse munten te Arnhem. Gelre 51, 1951, 121-147.

1958: H. Enno van Gelder, De vondst Zutphen 1958. Jaarboek voor munt- en penningkunde 45, 1958, 110-143.

Van Heeringen 1992: Robert Maarten van Heeringen, Archeologische kroniek van Zeeland over 1991. Overdruk uit: Archief, mededelingen van het Zeeuws genootschap der wetenschappen 1992, 117-143.

Van Noten 1999: Francis van Noten, La Salle aux Trésors. Chefs-d'Œuvre de l'Art Roman et Mosan. Musées Royaux d'Art et d'Histoire Bruxelles (Turnhout 1999).

Van Vilsteren 2000: Vincent T. van Vilsteren, Hidden, and not intended do be recovered. An alternative approach to hoards of medieval coins. Jaarboek voor Munt- en Penningkunde 87, 2000, 51-64.

Varian 1991: Hal R. Varian, Grundzüge der Mikroökonomik (aus dem Amerikanischen von Reiner Buchegger). Internationale Standardlehrbücher der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (München, Wien ^{2}1991).

Vaska 2003: Baiba Vaska, Viduslaiku Ornaments Rietumlatvijā Pēc Arheologiskajiem Materiāliem. Ventspils Muzeja Raksti III (Riga 2003) 34-93.

Vasold 2003: Manfred Vasold, Die Pest. Ende eines Mythos (Stuttgart 2003).

Vavra / Holzner-Tobisch / Kühtreiber 2007: Elisabeth Vavra / Kornelia Holzner-Tobisch / Thomas Kühtreiber (Hrsg.), Vom Umgang mit Schätzen. Internationaler Kongress Krems an der Donau 28.-30. Oktober 2004. Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 20 = Österr. Akad. Wiss., Philosoph.-Hist. Kl., Sitzungsber. 771 (Wien 2007).

Veit 2003a: Ulrich Veit, Menschen – Objekte – Zeichen: Perspektiven des Studiums materieller Kultur. In: Veit u.a. 2003, 17-28.

2003b: Ulrich Veit, Über die Grenzen archäologischer Erkenntnis und die Lehren der Kulturtheorie für die Archäologie. In: Veit u.a. 2003, 463-490.

Veit u.a. 2003: Ulrich Veit / Tobias L. Kienlin / Christoph Kümmel / Sascha Schmidt (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Tübinger Archäologische Taschenbücher 4 (Münster, New York, München, Berlin 2003).

Vetter 1988: Ewald M. Vetter, Bildmotive – Vorbilder und Parallelen. In: Katalog Heidelberg 1988, 275-301.

Vijups 2003: Armands Vijups, Puzes Pilskalna Depozīts. Ventspils Muzeja Raksti III (Riga 2003) 15-33.

Volkmann 2006: Armin Volkmann, Mittelalterliche Landeserschließungen und Siedlungsprozesse in der unteren Wartheregion (Woj. Zachodnio-Pomorskie, Lubuskie und Wielkopolskie bzw. ehemalige Neumark). Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 44 (Langenweissbach 2006).

Wachowski 1984: Krzysztof Wachowski, Militaria z grodu na Ostrówku Opolu. In: Studia nad Kultura wczesnopolskiego opola. Polska akademia nauk – Oddział we Wrocławiu, Prace Komisji Archeologicznej (Wrocław, Warszawa, Krákow, Gdánsk, Łódź 1984) 23-112.

2001: Krysztof Wachowski, Spätmittelalterliche Gürtel des Adels in Schlesien im Lichte archäologischer Quellen. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 2001, 87-112.

Wagner 1967: Willi Wagner, Die Wildburg im Soonwald. Landeskundliche Vierteljahrsblätter 13, 1967, H. 2, 46-66

Wamers u. a. 2004: Egon Wamers / Fritz Backhaus (Hrsg.), Synagogen, Mikwen, Siedlungen. Jüdisches Alltagsleben im Lichte neuer archäologischer Funde. Schriften des archäologischen Museums Frankfurt 19 (Frankfurt am Main 2004).

Wanderwitz 1997: Heinrich Wanderwitz, Der Schatz und seine Welt. In: Gerd Stumpf / Silvia Codreanu-Windauer / Heinrich Wanderwitz, Der Goldschatz vom Neupfarrplatz. Ein spätmittelalterlicher Münzfund in Regensburg. Kat. Museen der Stadt Regensburg (Regensburg 1997) 47-51.

Ward 1987: Anne Ward, Der Ring in der Antike. In: Ward u. a. 1987, 7-50.

Ward u. a. 1987: Anne Ward / John Cherry / Charlotte Gere / Barbara Cartlidge, Der Ring im Wandel der Zeit (Fribourg 1987).

Weczerka 1980: Hugo Weczerka, Mittelalterliche Verkehrswege. In: Katalog Münster 1980, Bd. 1, 297-304.

Weise 1995: Christian Weise (Hrsg.), Granat. Die Mineralien der Granat-Gruppe: Edelsteine, Schmuck und Laser. ExtraLapis 9 (München 1995).

Wener 2004: Markus Wener, Zwischen Eigenständigkeit und Anpassung. Aspekte der jüdischen Kunst im Mittelalter. In: Katalog Speyer 2004, 99-105.

Westermann-Angerhausen 1992: Hiltrud Westermann-Angerhausen, Ein goldener Bischofsring. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 22, 1992, 27-31.

Westholm 1999: Gun Westholm, Gotland and Visby in the Hanseatic trade – Preserved traces of times of prosperity. In: Gläser 1999, Bd. 2, 513-531.

Wiechmann 1996: Ralf Wiechmann, Der Münzfund von Flintbek, Kr. Rendsburg-Eckernförde. Numismatischer Befund und archäologisch-historische Interpretation (Bonn 1996).

Wielandt 1975: Friedrich Wielandt, Der Lingenfelder Schatzfund im Rahmen der Geldgeschichte seiner Zeit. In: Ehrend 1975, 59-64.

Wiggert 1844: Friedrich Wiggert, Über einen in Weißenfels im J. 1826 gemachten Fund goldner und silberner Schmucksachen aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen 7, H. 2, 1844, 86-95.

von Wilckens 1985: Leonie von Wilckens, Schmuckstücke aus einem Schatzfund in Münster i. W. In: Katalog Braunschweig 1985, Bd. 1, 308-310, Kat.-Nr. 246.

1988: Leonie von Wilckens, Terminologie und Typologie spätmittelalterlicher Kleidung. Hinweise und Erläuterungen. In: Terminologie und Typologie mittelalterlicher Sachgüter: Das Beispiel der Kleidung. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 10 = Österr. Akad. Wiss., Philosoph.-Hist. Kl., Sitzungsber. 511 (Wien 1988) 47-57.

Williamson 1986: Paul Williamson (Hrsg.), The Medieval Treasury. The Art of the Middle Ages in the Victoria and Albert Museum (London 1986).

Wilson 1989: Sir David M. Wilson (Hrsg.), The Collections of the British Museum (London 1989).

Wolters 1983: Jochem Wolters, Die Granulation. Geschichte und Technik einer alten Goldschmiedekunst (München 1983).

1996a: Jochem Wolters, Niello im Mittelalter. In: Lindgren 1996, 169-186.

1996b: Jochem Wolters, Löten im Mittelalter. In: Lindgren 1996, 187-203.

2005: Reinhard Wolters, Münzen und Geldumlauf. Die Einführung der Geldwirtschaft in Südwestdeutschland. In: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.), Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau [Ausstellungskat. Stuttgart] (Esslingen am Neckar 2005) 435-439.

Worsaae 1865: Jens Jacob Asmussen Worsaae, Om Slesvigs eller Sønderjyllands Oldtidsminder (Kjøbenhavn 1865) 55-59.

1866: Jens Jacob Asmussen Worsaae, Om nogle Mosefund fra Broncealderen. Aarb. Nordisk Oldkde og Hist. 1866

Wünsch 1900: Richard Wünsch, Der Abschied von Rom an der Fontana Trevi. In: Strena Helbigiana. Sexagenario optulerunt amici a d IIII non febr a 1899 (Leipzig 1900) 341-346.

Zachrisson 1984: Inger Zachrisson, De Samiska Metalldepåerna år 1000-1350. Archaeology and Environment 3 (Borås 1984).

Zaoral 2004: Roman Zaoral, Die böhmischen und mährischen Münzen des Schatzfundes von Fuchsenhof. In: Prokisch / Kühtreiber 2004a, 95-132.

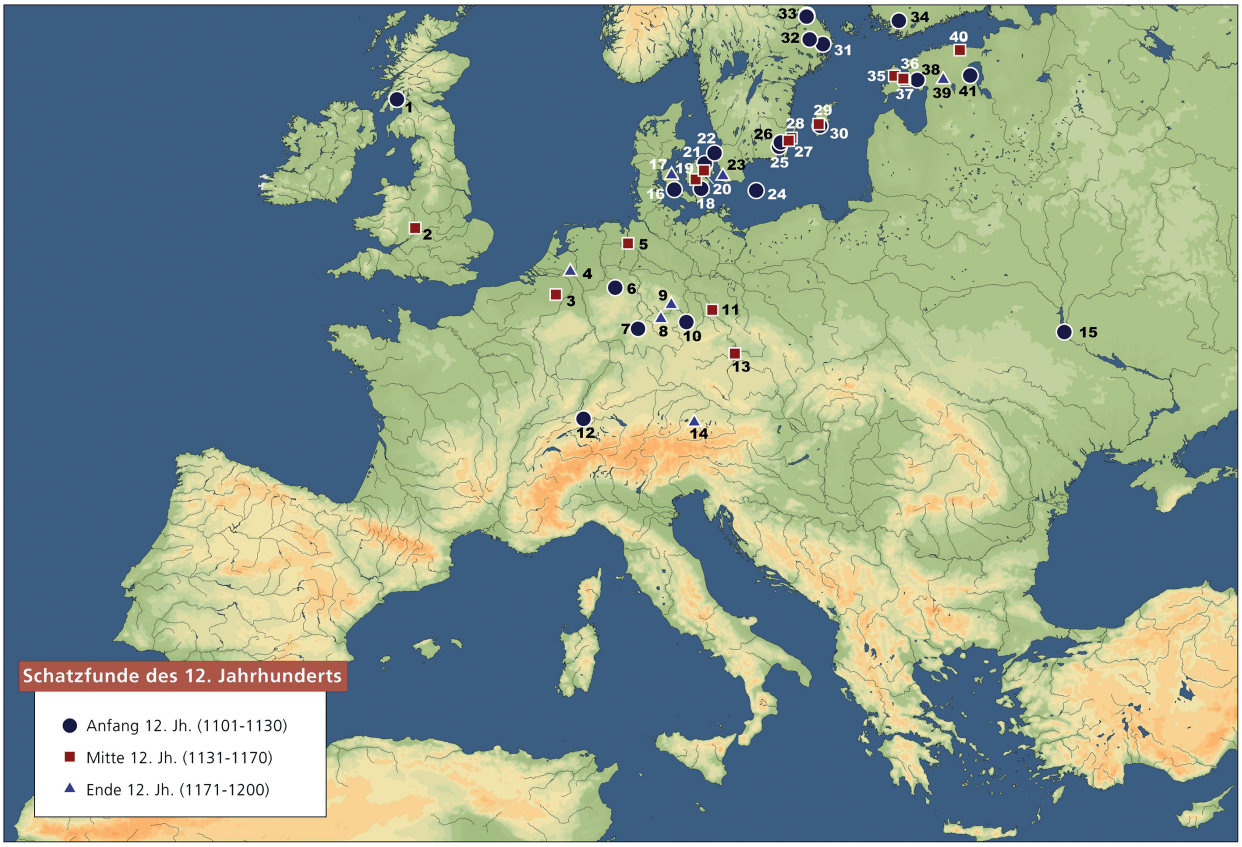
Zedelius 1993: LexMA VI (1993) 933 s. v. Münzfunde [V. Zedelius].

Zentralinstitut für Kunstgeschichte 1967: Zentralinstitut für Kunstgeschichte (Hrsg.), Mittelalterliche Schatzverzeichnisse. Erster Teil. Von der Zeit Karls des Großen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München IV (München 1967).

Zwickel 2002: Wolfgang Zwickel (Hrsg.), Edelsteine in der Bibel (Mainz 2002).

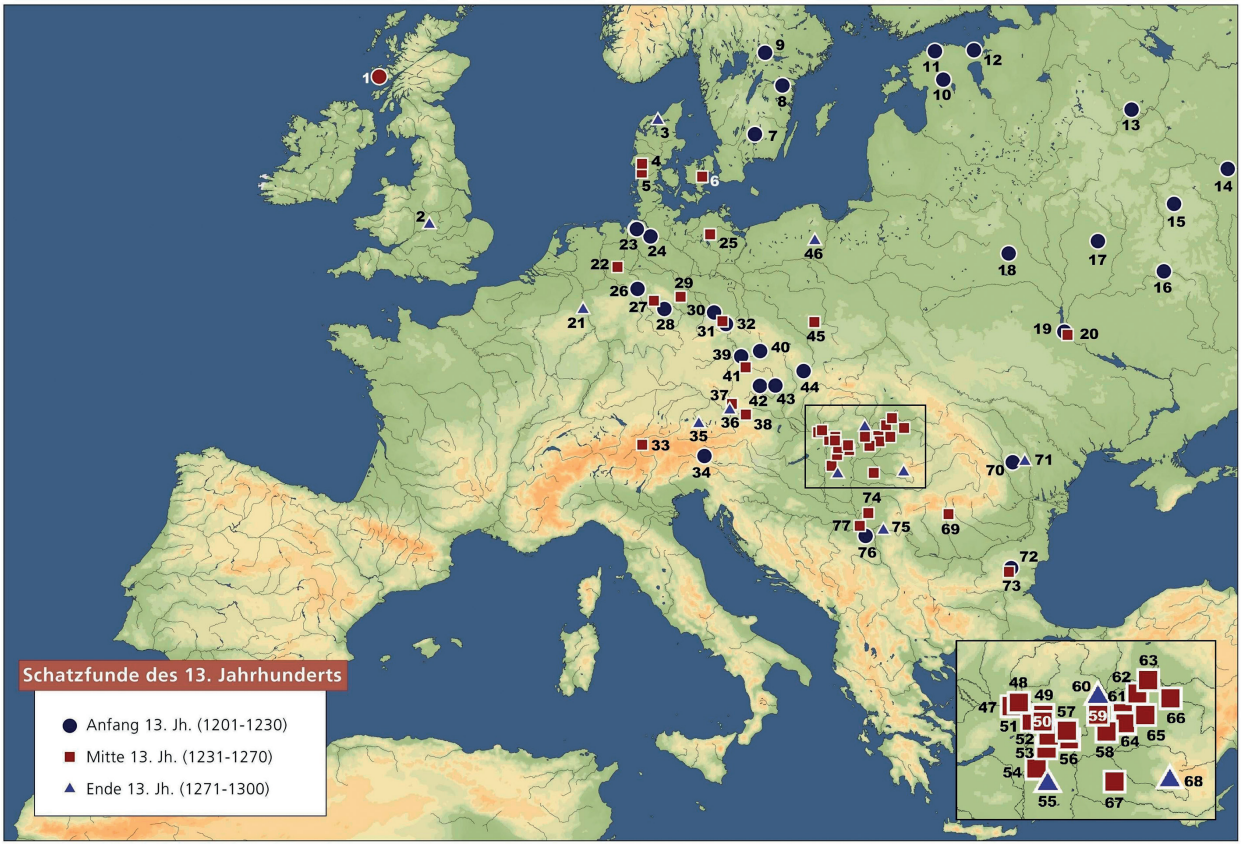
TAFELN 1-33

Fotos: V. Iserhardt, S. Greiff (RGZM), A. K. Scholz



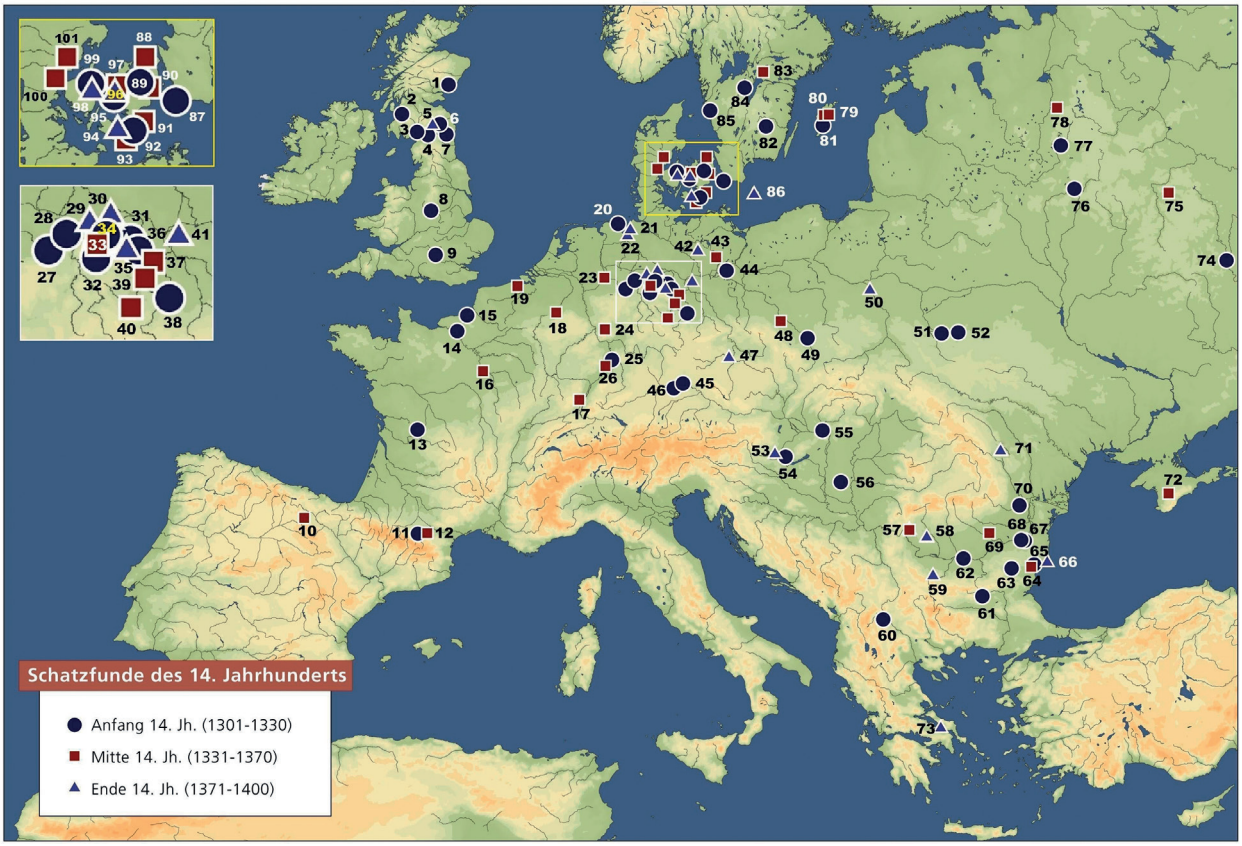
1

Schatzfunde des 12. Jahrhunderts (Fundortnachweis **Tab. 73**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).



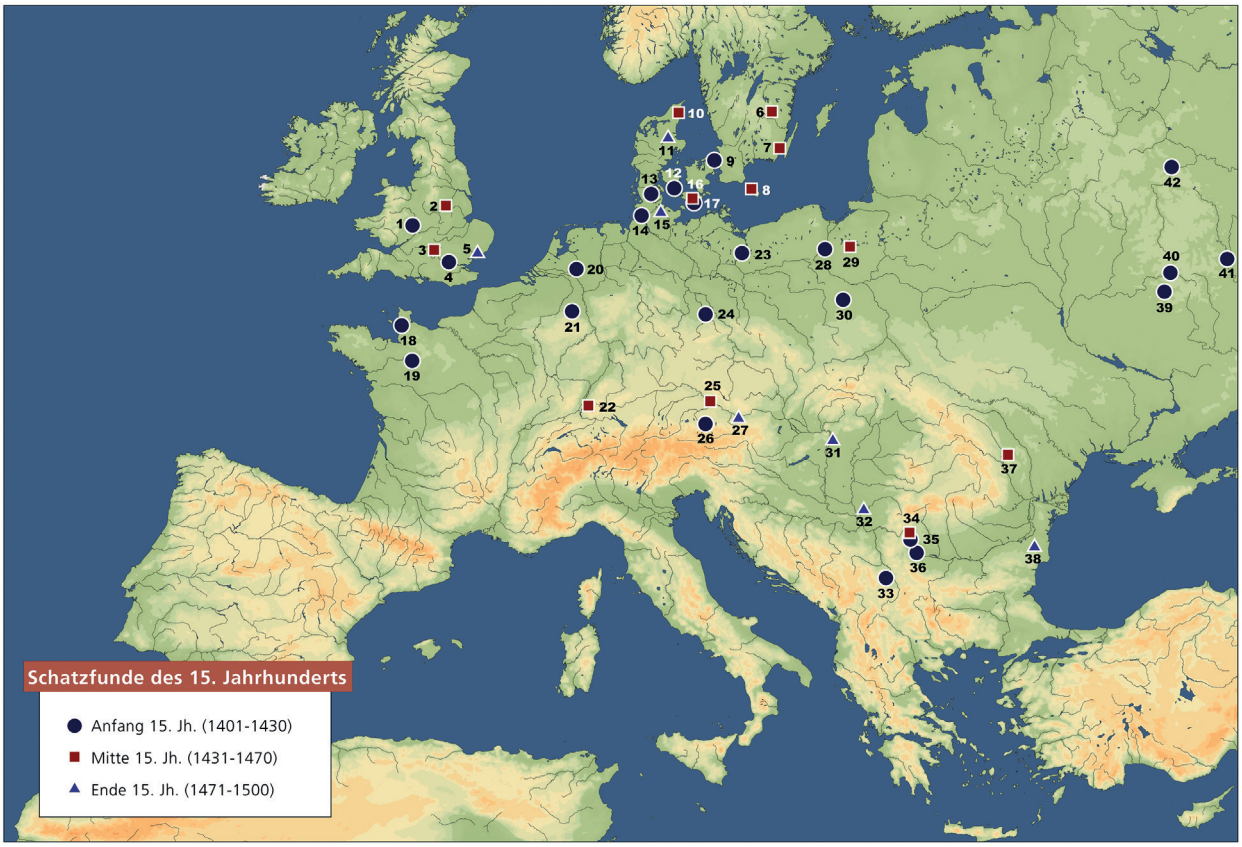
2

Schatzfunde des 13. Jahrhunderts (Fundortnachweis **Tab. 74**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).



1

Schatzfunde des 14. Jahrhunderts (Fundortnachweis **Tab. 75**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

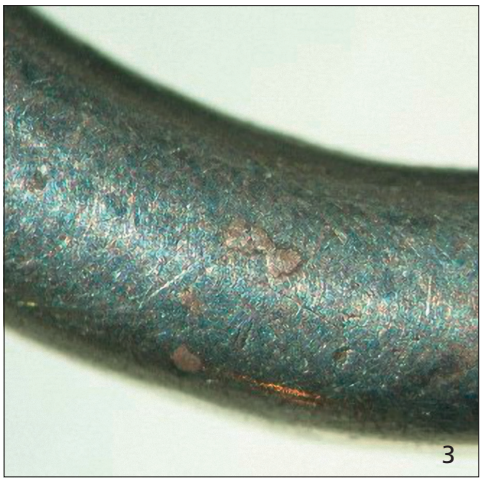


2

Schatzfunde des 15. Jahrhunderts (Fundortnachweis **Tab. 76**). – (Karte M. Ober, RGZM, Entwurf A. Scholz).

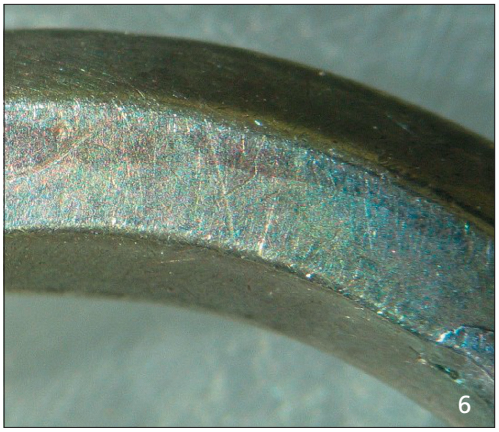


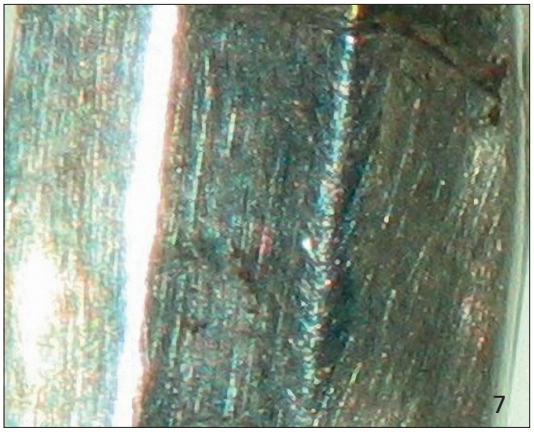












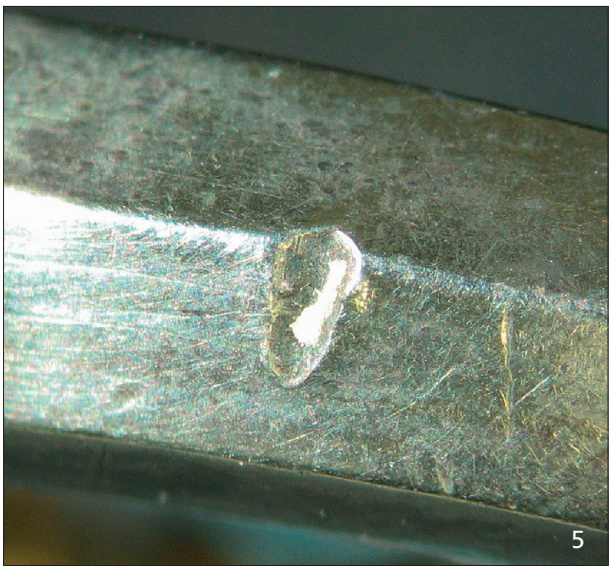
1-3 Kat.-Nr. 1. – **4-7** Kat.-Nr. 2. – 1-2. 4-5 M. ca. 2:1.











Kat.-Nr. 3. – 1-3 M. ca. 1:1.











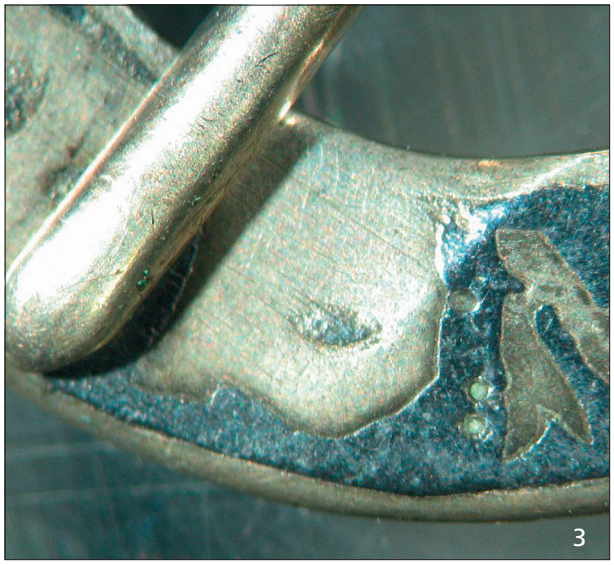


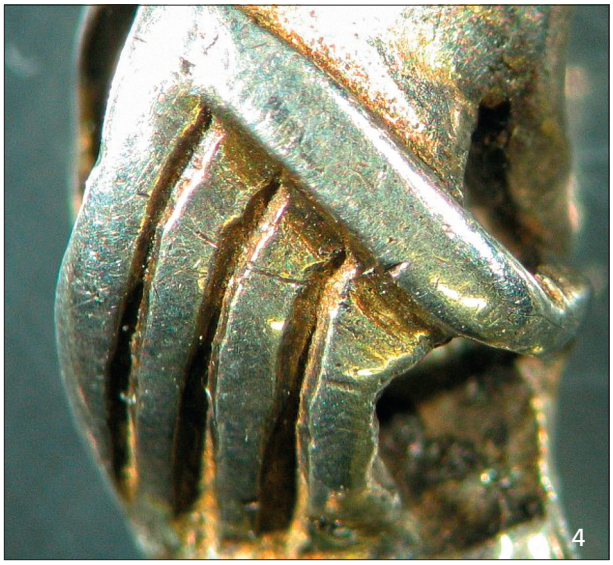


Kat.-Nr. 4. – 1-3 M. ca. 2:1.

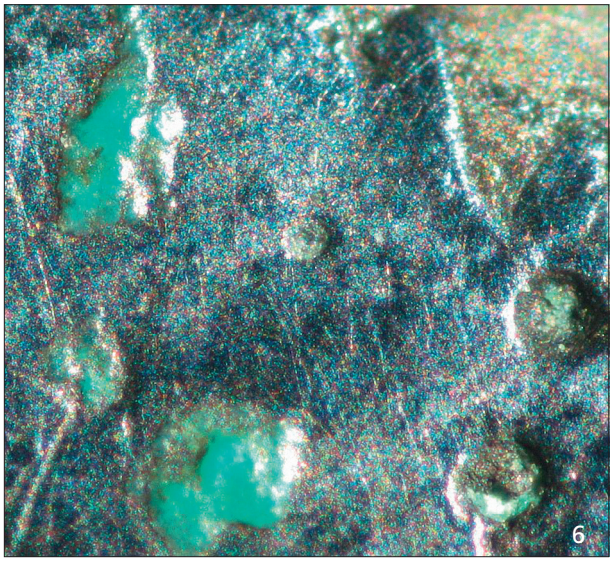










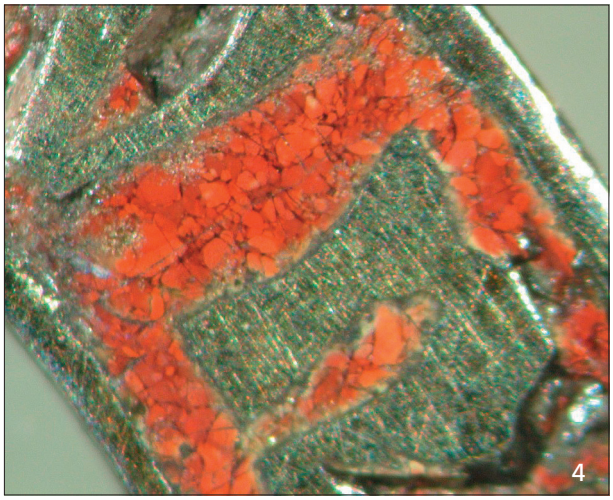


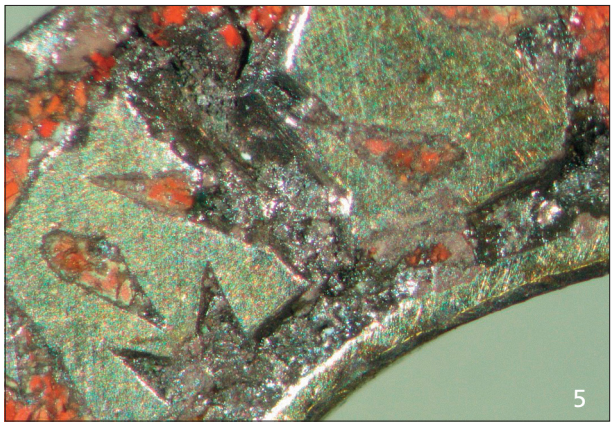
Kat.-Nr. 6. – 1-2 M. ca. 2:1.

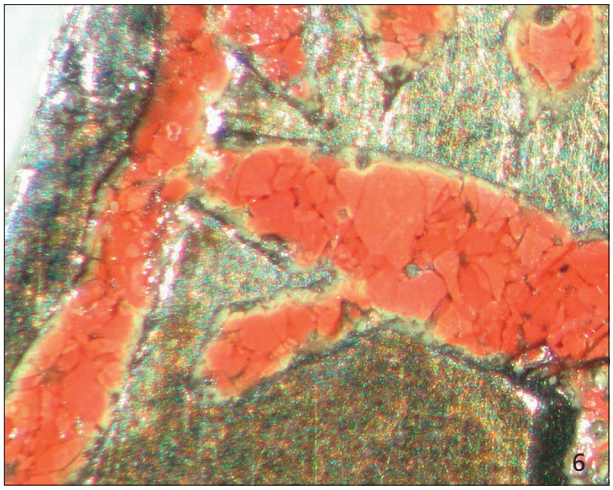










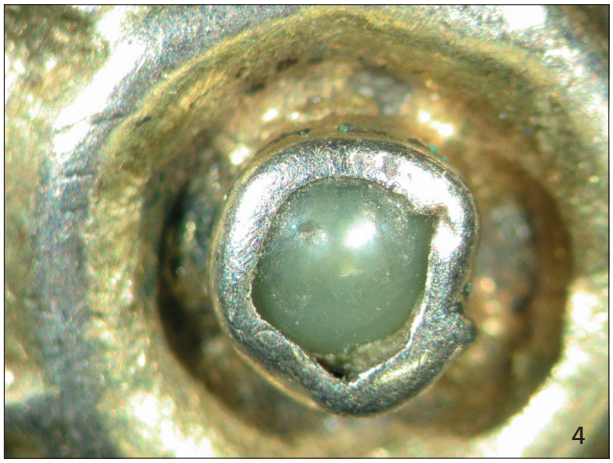


Kat.-Nr. 7. – 1-3 M. ca. 4:1.

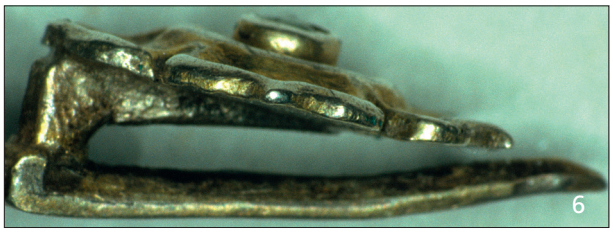


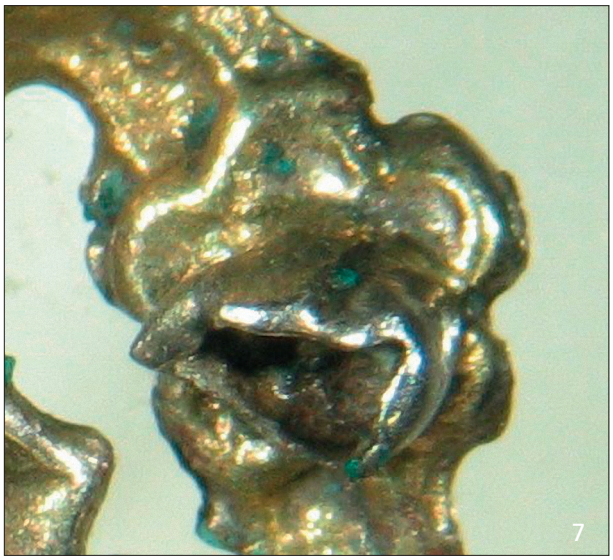












Kat.-Nr. 8. – 1-3 M. ca. 3:1.









Kat.-Nr. 9. – 1-3 M. ca. 3:1.

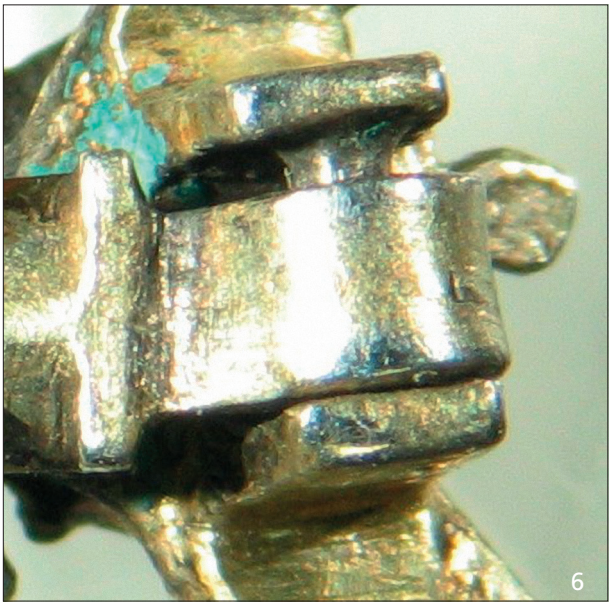

1


2


3


4


5


6

Kat.-Nr. 10. – 1-3 M. ca. 2:1.

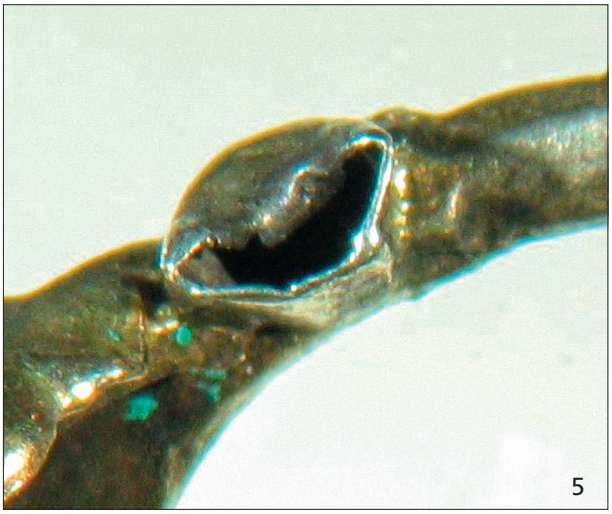












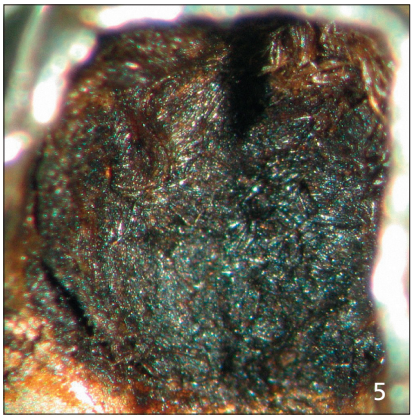
Kat.-Nr. 11. – 1-3 M. ca. 3:1.

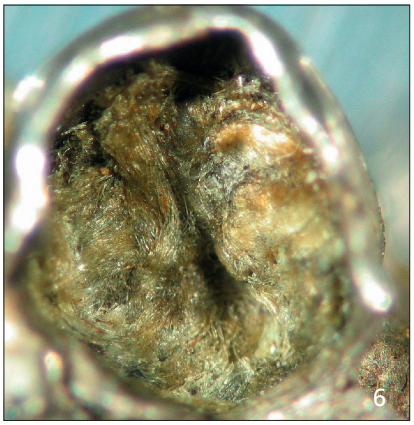












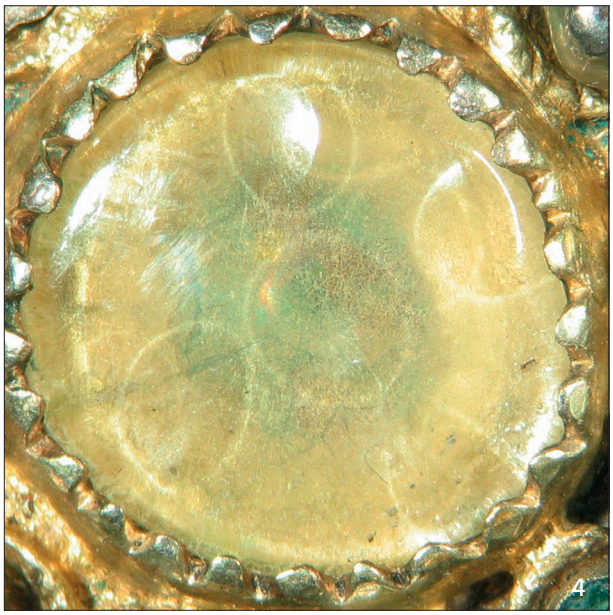


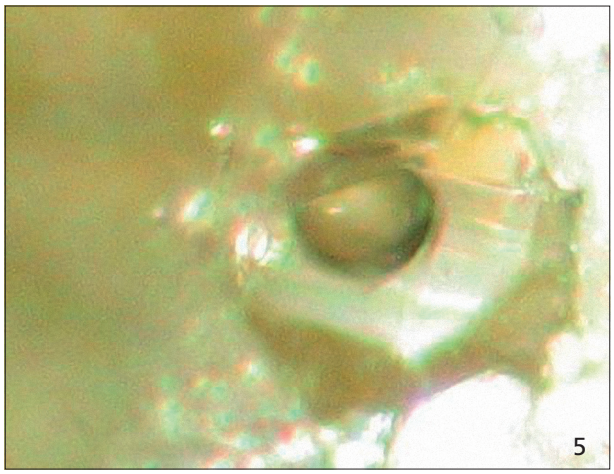
Kat.-Nr. 12. – 1-2 M. ca. 2:1.

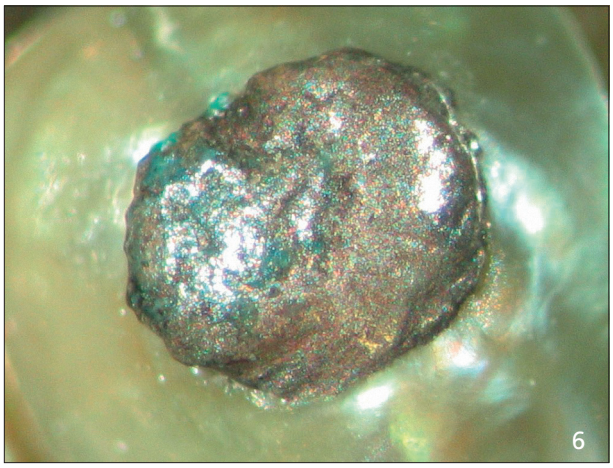












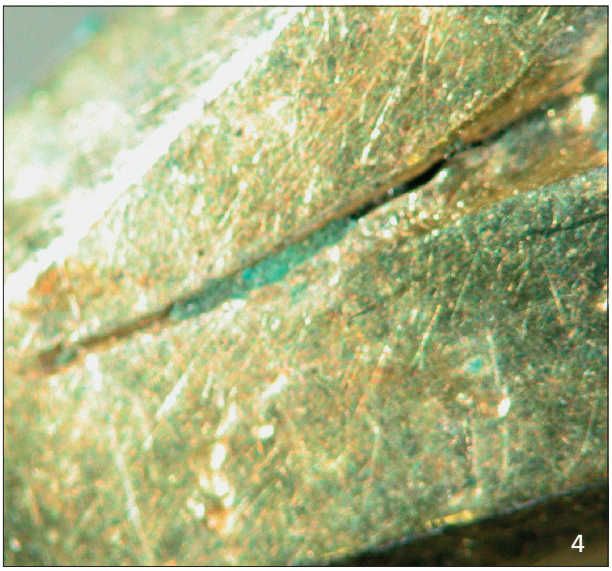
Kat.-Nr. 13. – 1-3 M. ca. 3:1.

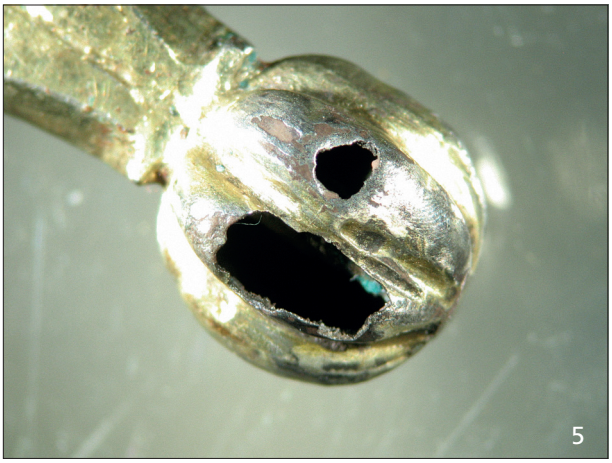

1



2


3


4


5

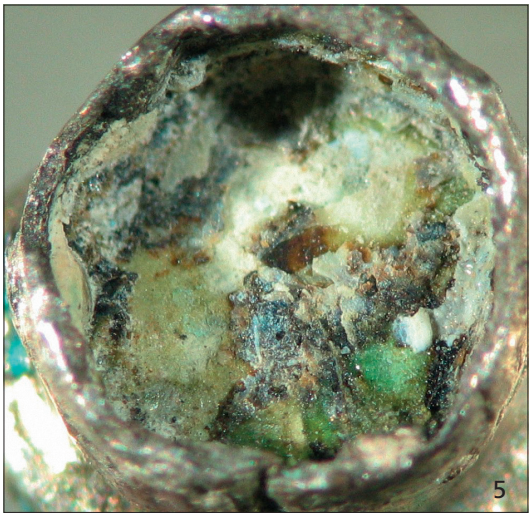
Kat.-Nr. 14. – 1-3 M. ca. 3:1.











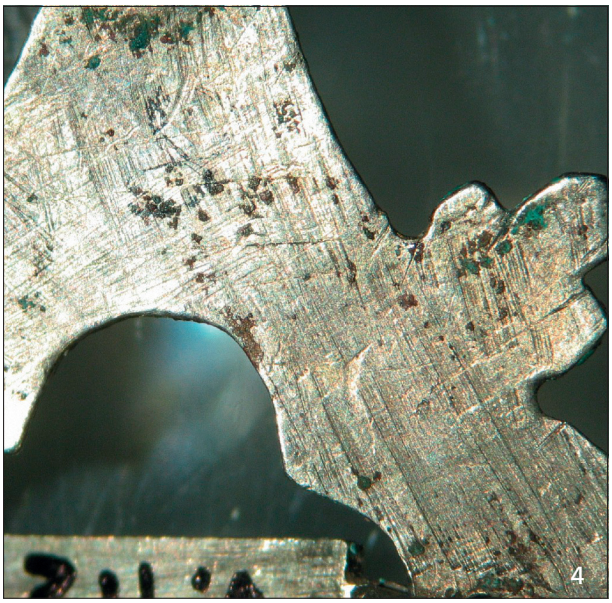


Kat.-Nr. 15. – 1-2 M. ca. 3:1.







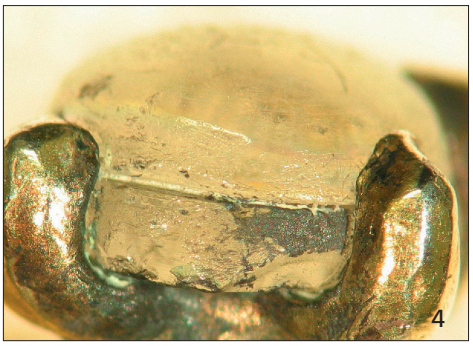




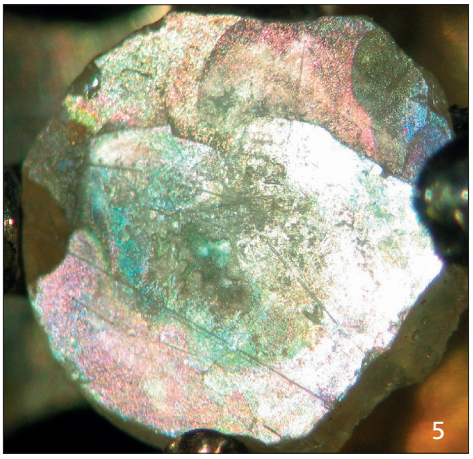
Kat.-Nr. 16. – 1-3 M. ca. 2:1.

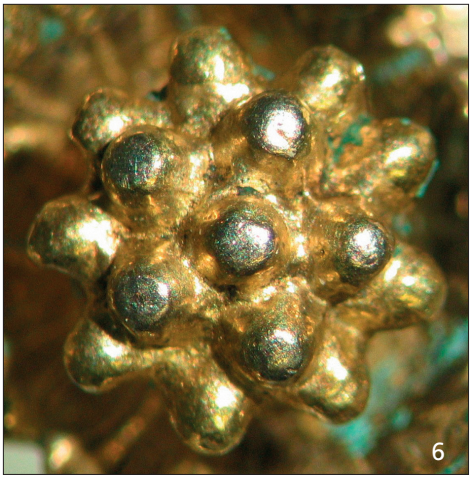


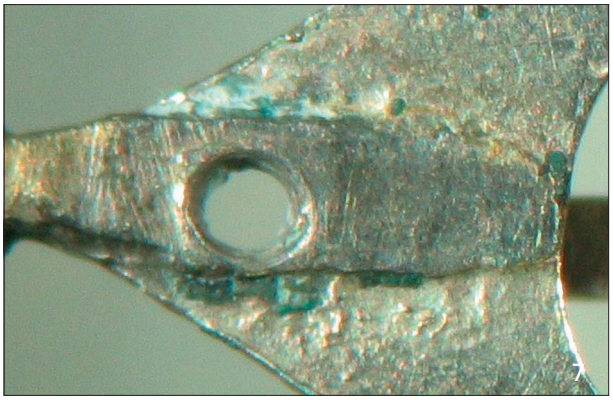












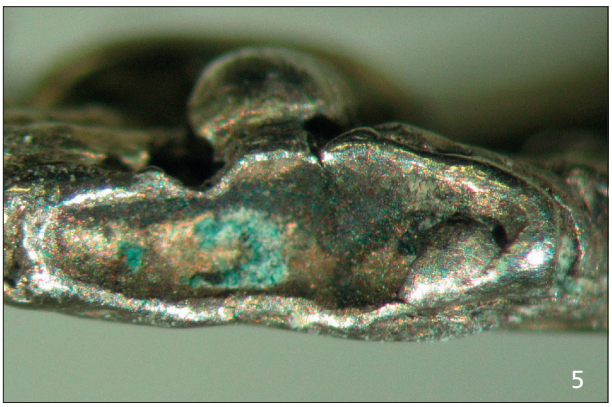
Kat.-Nr. 17. – 1-2 M. ca. 2:1.

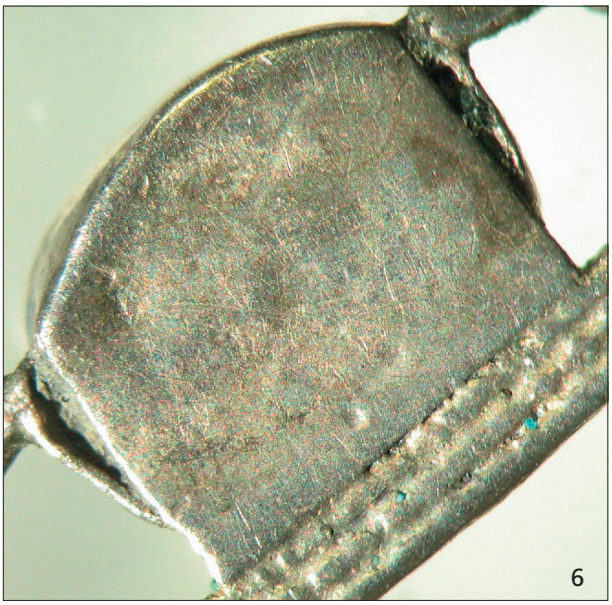












Kat.-Nr. 18. – 1-3 M. ca. 2:1.

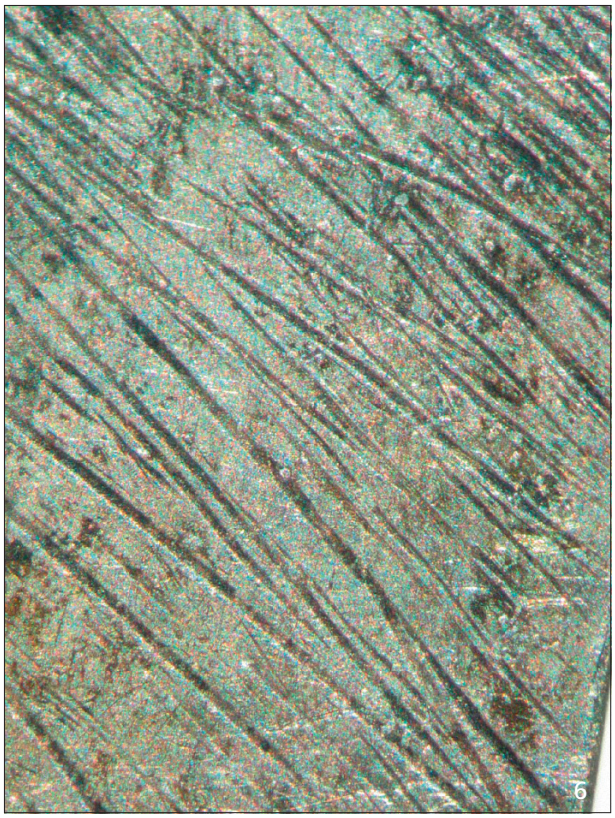












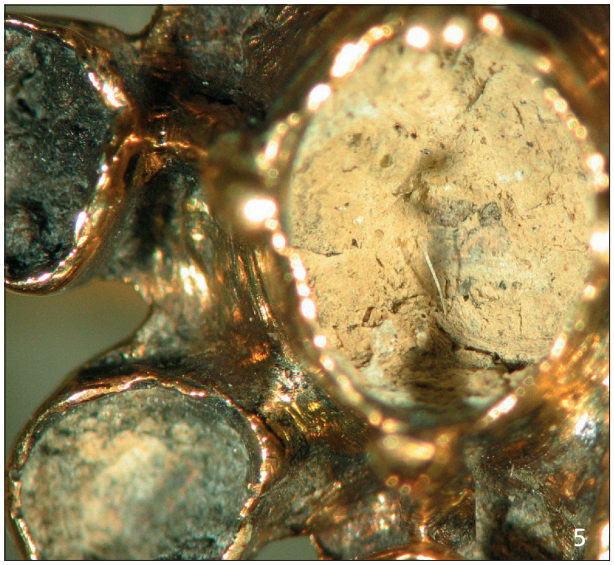
1-3 Kat.-Nr. 19. – **4-6** Kat.-Nr. 20. – 1-2 M. ca. 2:1; 4-5 M. ca. 3:1.







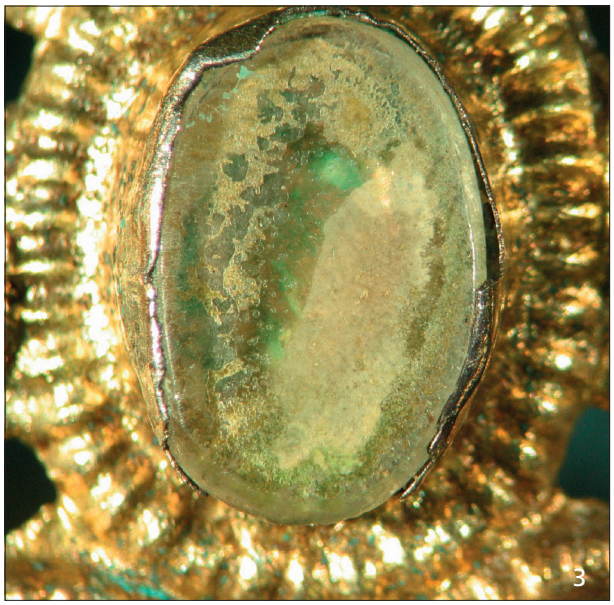


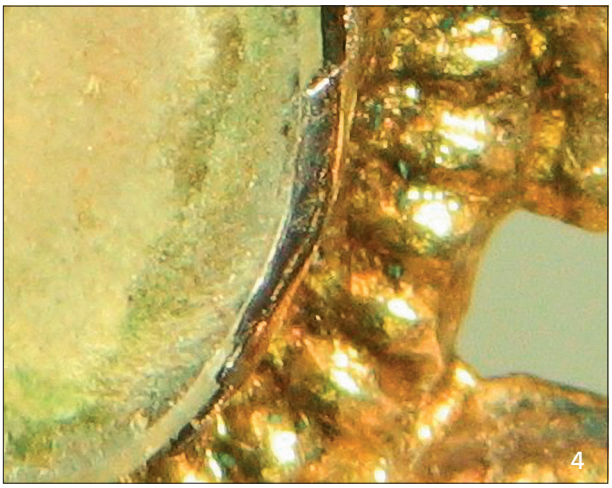


Kat.-Nr. 21. – 1-2 M. ca. 3:1.

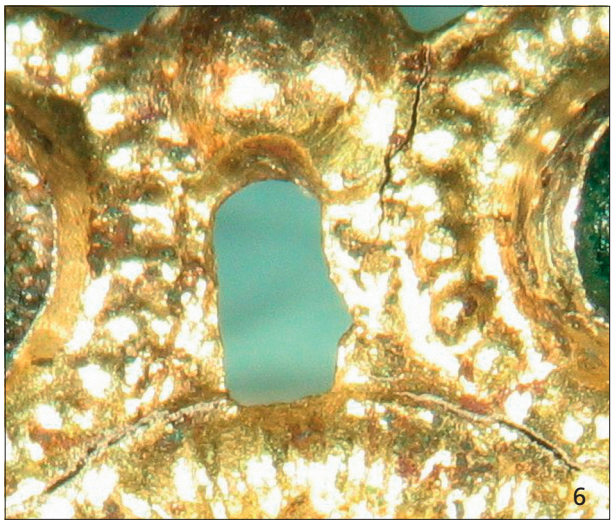












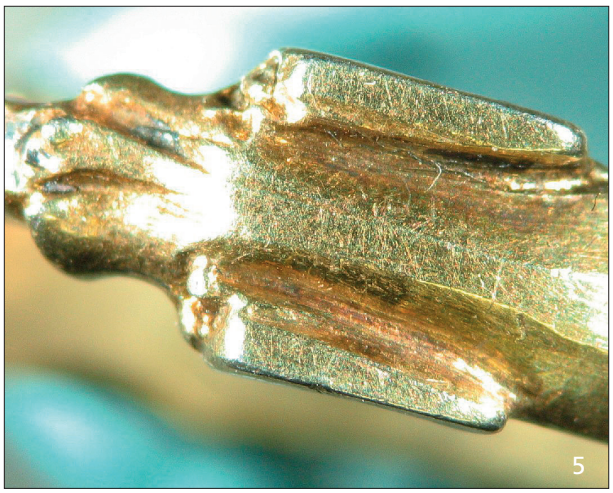
Kat.-Nr. 22. – 1-2 M. ca. 3:1.

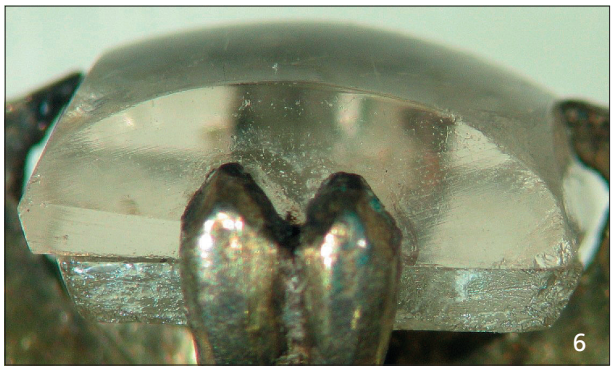


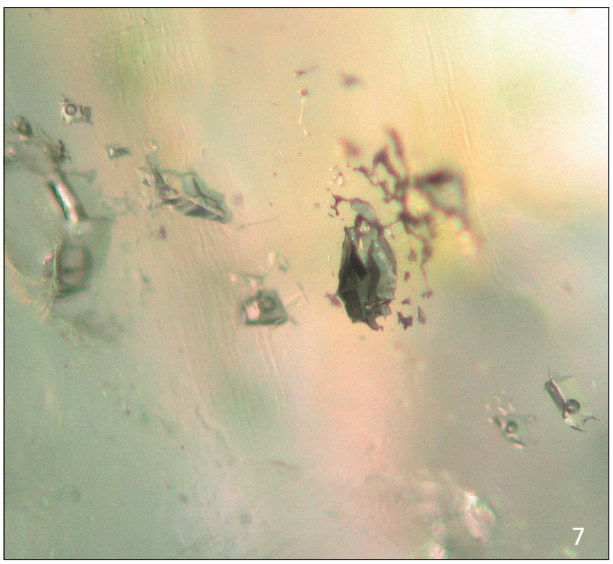












Kat.-Nr. 23. – 1-3 M. ca. 3:1.


1


2


3


4


5


6

Kat.-Nr. 24. – 1-3 M. ca. 3:1.

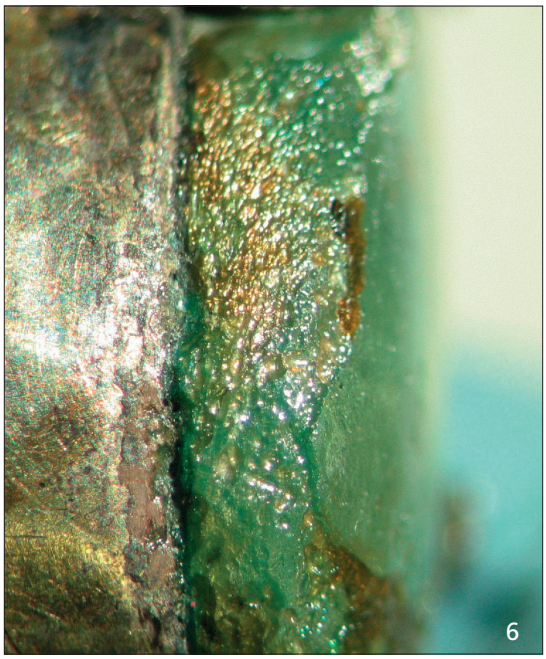


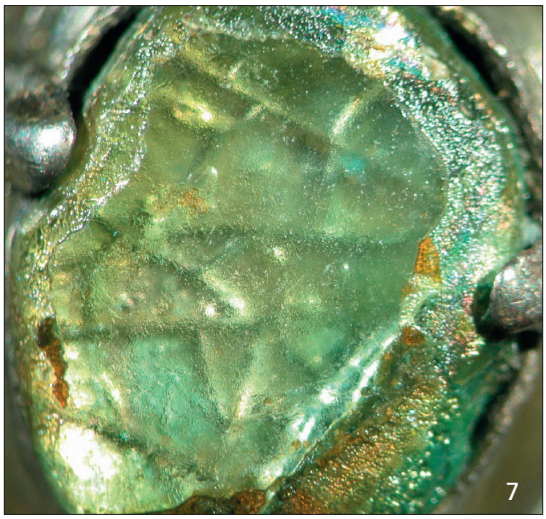






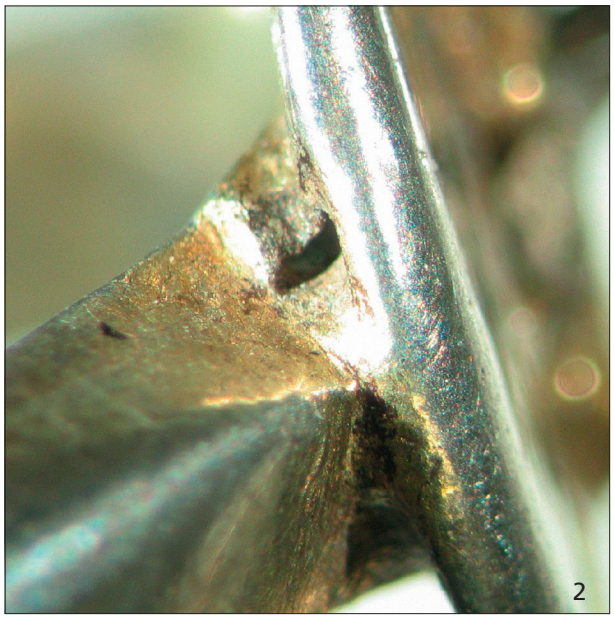






Kat.-Nr. 25. – 1-3 M. ca. 3:1.



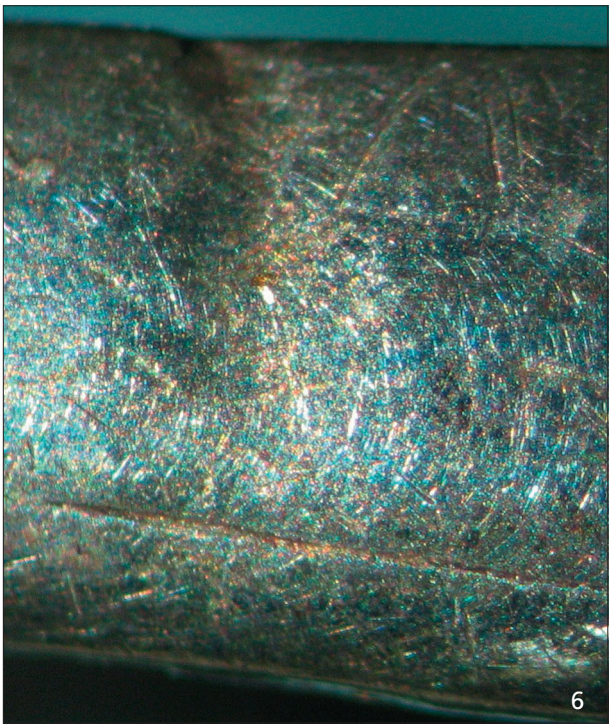






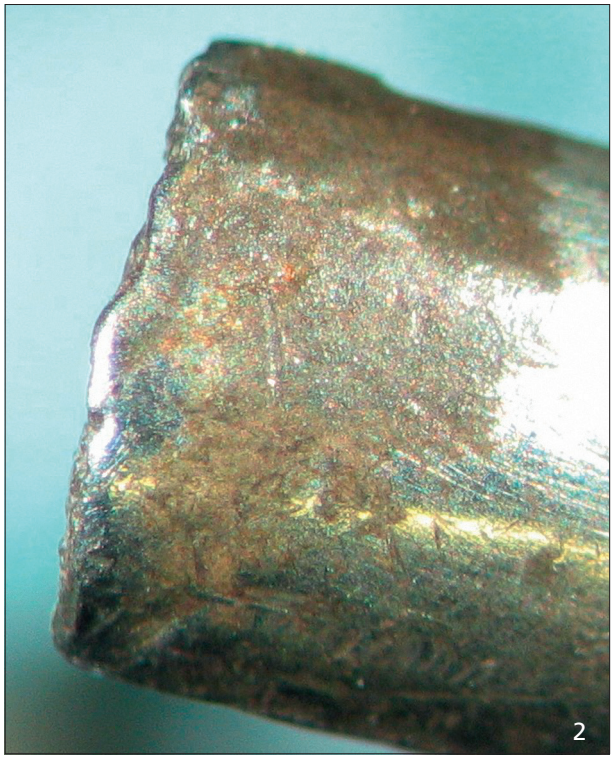


5

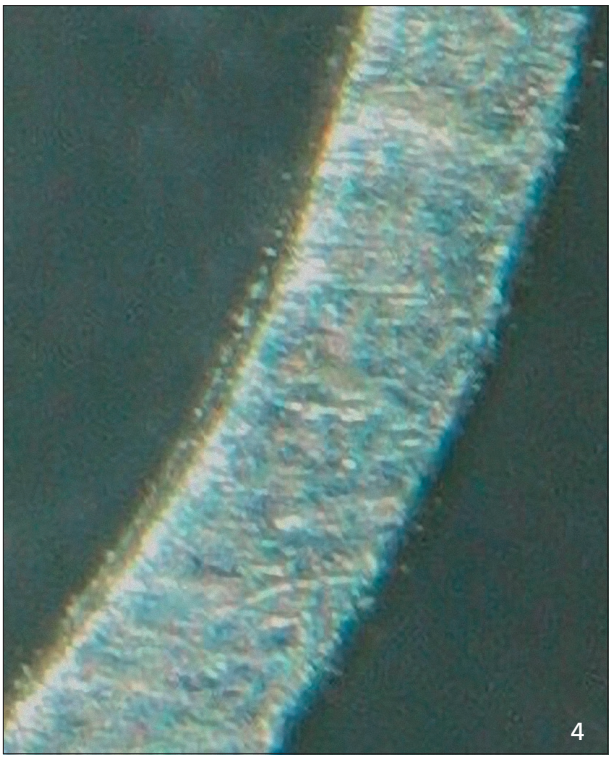


1-3 Kat.-Nr. 26. – **4-6** Kat.-Nr. 27. – 1. 3-4 M. ca. 3:1.









1-2 Kat.-Nr. 28. – **3-4** Kat.-Nr. 29. – 1. 3 M. ca. 3:1.







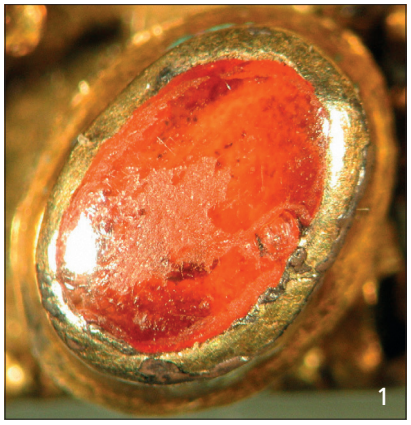




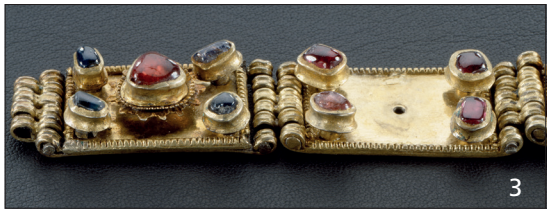




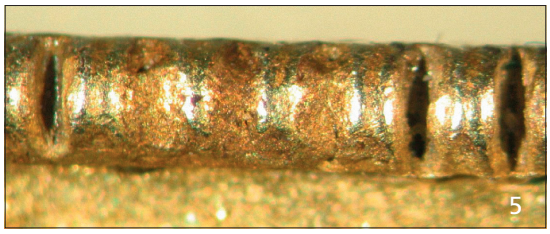
Kat.-Nr. 30. – 2-7 M. ca. 1:1.

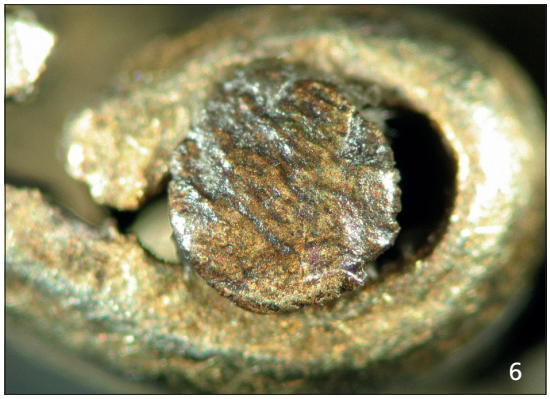


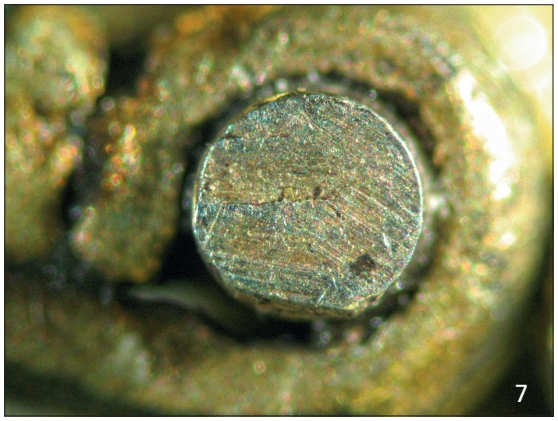


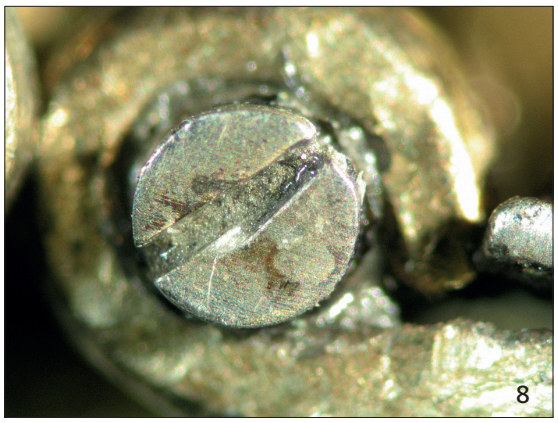


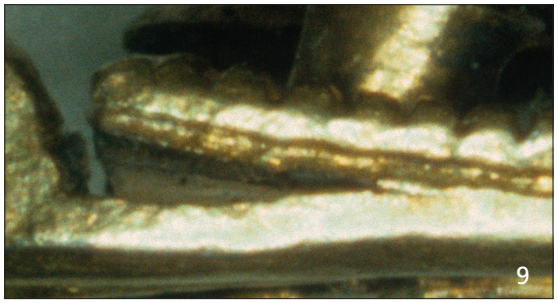


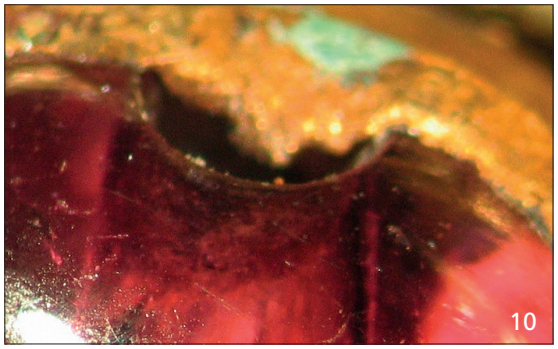










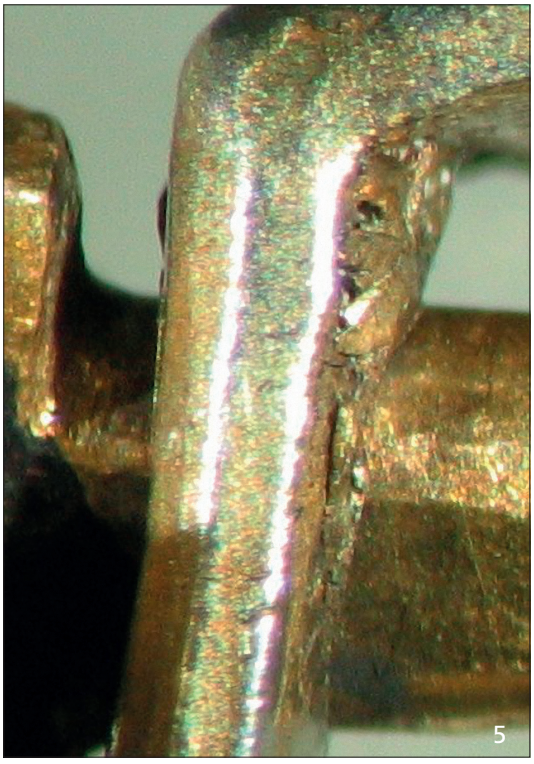


Kat.-Nr. 30. – 2-4 M. ca. 1:1.









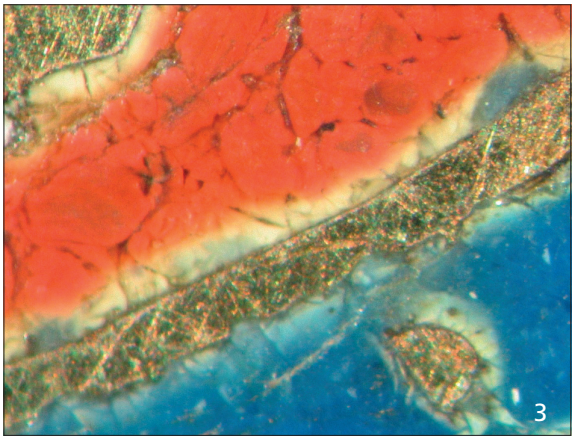


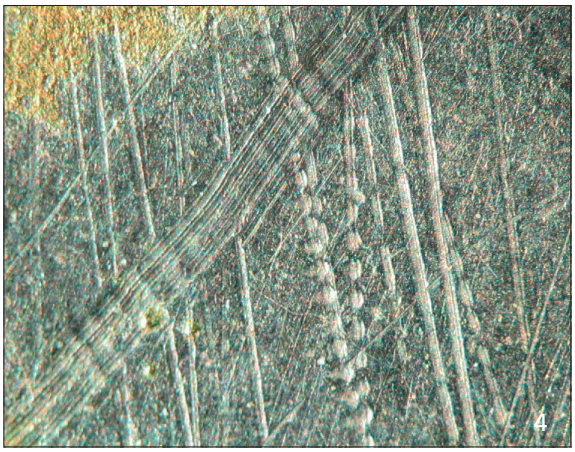
Kat.-Nr. 31. – 1-4 M. ca. 3:1.

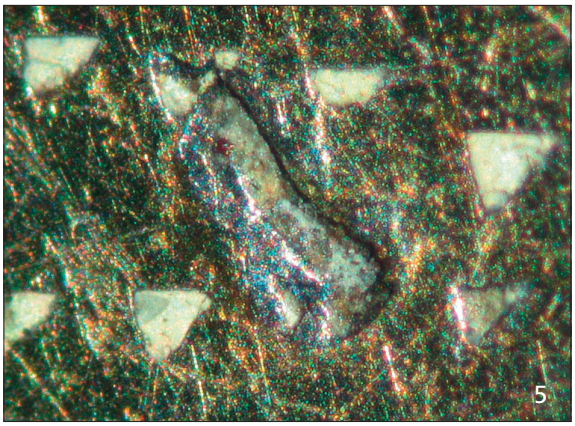

1



2

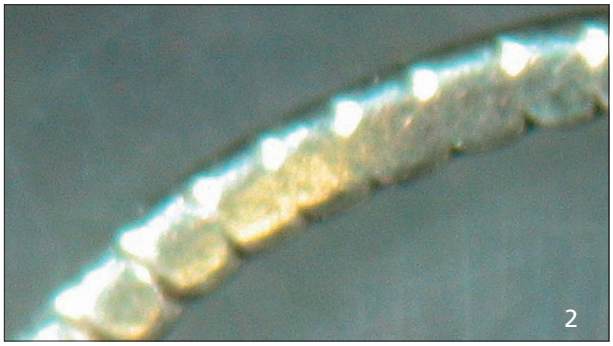

3


4


5

Kat.-Nr. 32. – 1-2 M. ca. 3:1.

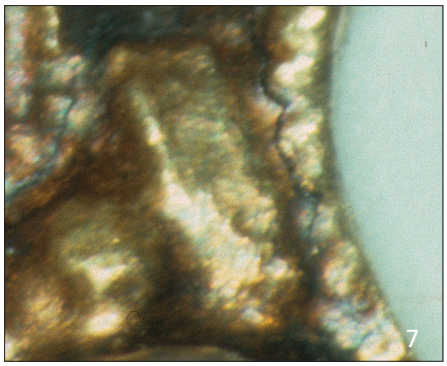


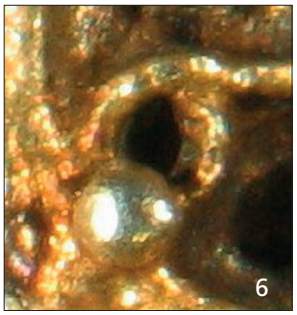












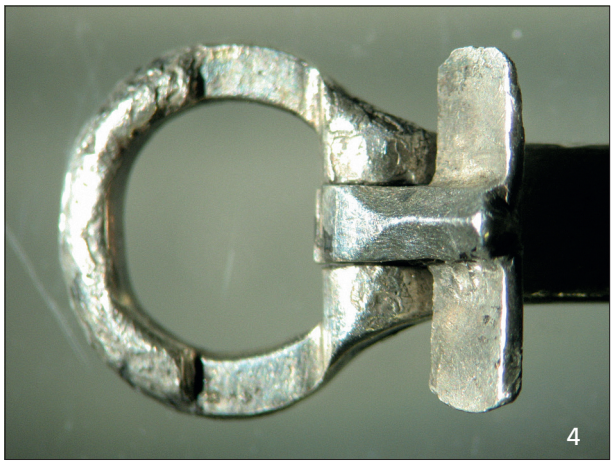


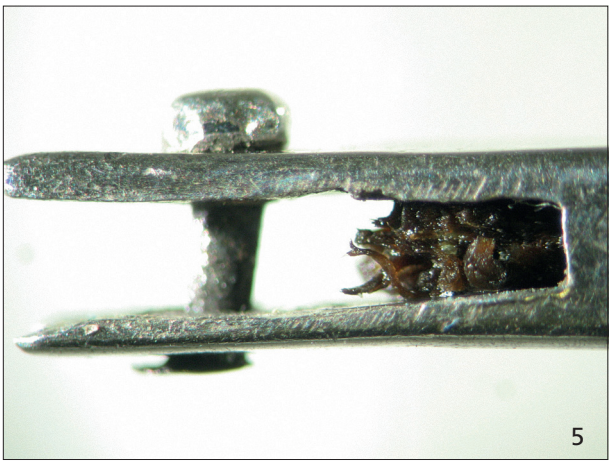
1-2 Kat.-Nr. 33. – **3-8** Kat.-Nr. 34. – 1. 3-4 M. ca. 3:1.









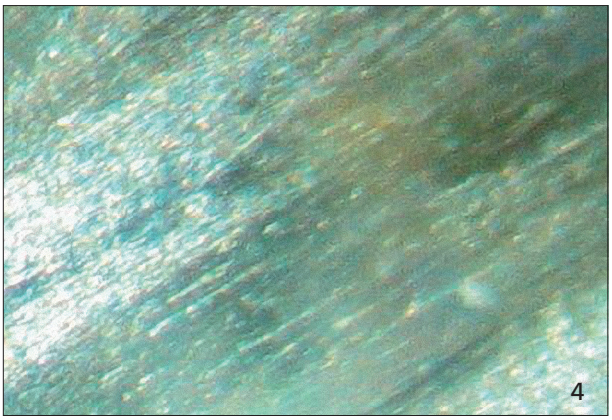


Kat.-Nr. 35. – 1-3 M. ca. 2:1.









Kat.-Nr. 36. – 1-2 M. ca. 4:1.

Schatzfunde des hohen und späten Mittelalters wurden in der archäologischen Forschung bislang noch wenig beachtet, da sie traditionell Gegenstand der Numismatik und der Kunstgeschichte sind. Dementsprechend mangelte es an einer quantitativen Analyse dieser Quellengruppe aus archäologischer Perspektive. Die zentrale Frage ist, welche kulturwissenschaftlichen Erkenntnisse mittels archäologischer Fragestellungen und Methoden bei einem interdisziplinären Forschungsansatz zu gewinnen sind.

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die detaillierte Analyse des Schatzfundes aus dem Stadtweinhaus in Münster/Westfalen. Mit einem Ensemble an reich verzierten Schmuckstücken ist er nicht nur einer der größten spätmittelalterlichen Schatzfunde Mitteleuropas, sondern durch die typische Fund- und Forschungsgeschichte ein Paradebeispiel für die gesamte Quellengruppe.

Durch die umfassende Auswertung des Schatzfundes, unter Einbeziehung naturwissenschaftlicher Materialanalysen, Gebrauchsspurenanalysen und goldschmiedetechnischer Untersuchungen, und die Rekonstruktion des historischen Funktionskontextes wird die traditionelle Interpretation als Hort eines jüdischen Pfandleihers erstmals hinterfragt und durch alternative Deutungen erweitert.

Der kontrastierende Vergleich mit 324 hoch- und spätmittelalterlichen Schatzfunden rundet die Studie zum Quellenwert dieser intentional deponierten Wertobjektkollektionen ab. Zeitgenössische Bild- und Schriftquellen geben Auskunft über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, jedoch sind die Informationen nur selten direkt auf einen bestimmten Schatzfund zu beziehen. Schatzfunde sind Zeugnisse wirtschafts-, währungs- und sozialgeschichtlicher Entwicklungen sowie alltäglicher Lebensgewohnheiten, die aus der sonstigen Überlieferung nicht adäquat hervorgehen.